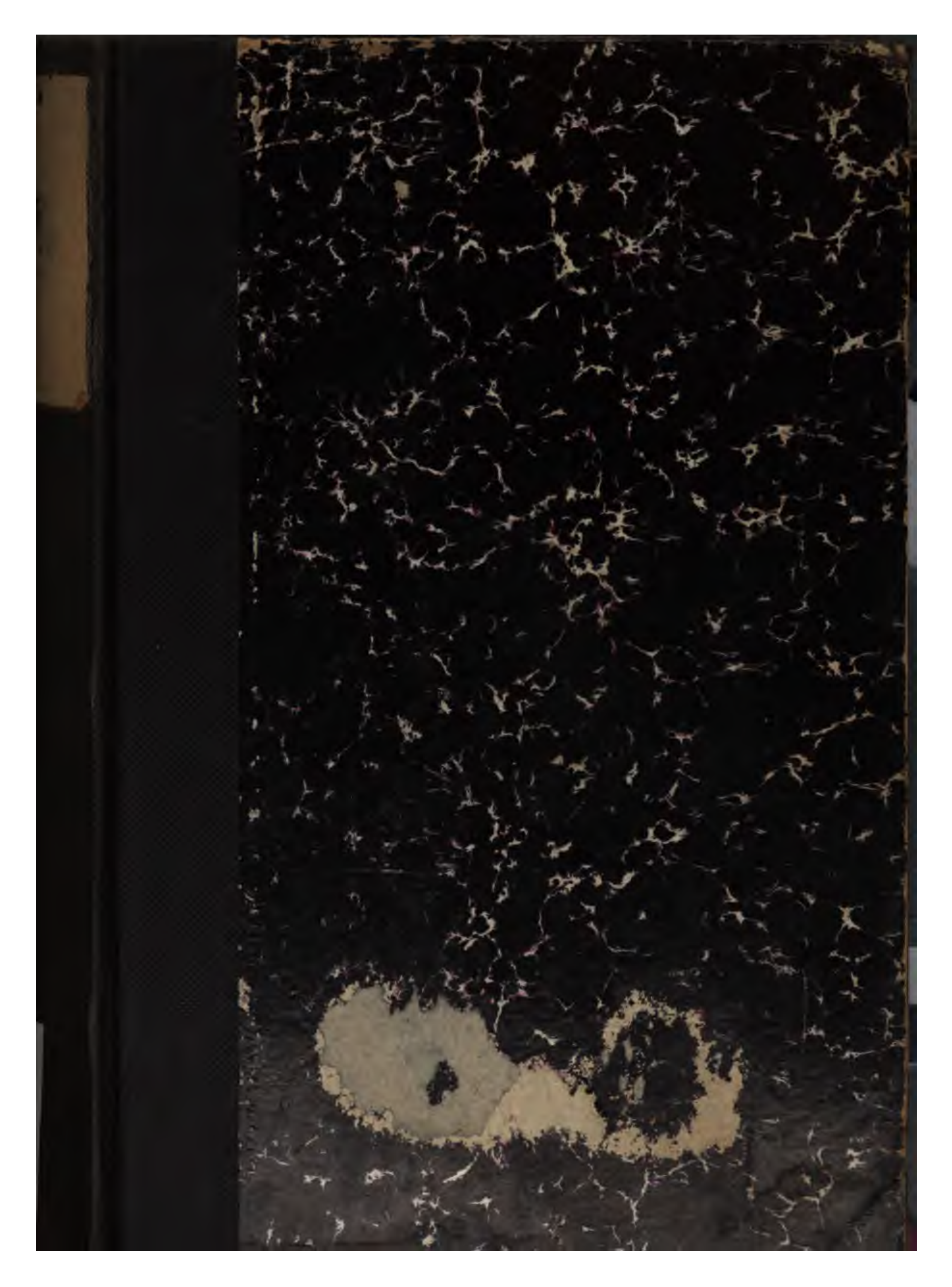




F. Würz.

Allgemeine

Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Buchner,
Missionsdirektor in Berthelsdorf

und

D. R. Grundemann,
Pastor in Mörs bei Belzig

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Dreiunddreißigster Band.

Berlin 1906.
Verlag von Martin Warneck.

Die gegenwärtige Weltlage und die Weltmission.

Vom Herausgeber.

I.

Der durch die Vermittlung des Präsidenten der Vereinigten Staaten am 29. August des vorigen Jahres zum Abschluß gebrachte furchtbare russisch-japanische Krieg ist unbestritten ein Ereignis von weittragender, ja welthistorischer Bedeutung, das nicht bloß die Lage in Ostasien wesentlich verändert, sondern in den Gang der Menschheitsgeschichte mächtig eingreift. Das ist ja überhaupt eine der Signaturen der Gegenwart, daß große Ereignisse ihre Wellen weit über die lokalen Grenzen herausschlagen, innerhalb deren sie sich abspielen und einen weltweiten Einfluß üben. Infolge der modernen Kommunikationsmittel leben wir in einer Zeit der Weltverbindung, die einen wirklichen Weltverkehr, einen Welthandel, eine Weltwissenschaft und eine Weltpolitik zustande gebracht hat, und so die einander nahe gerückten Nationen gegenseitig ebenso befruchtet, wie sie die Reibungsflächen zwischen ihnen vermehrt. Und in diese Weltverbindung ist auch und wird immerfort die Mission hineingezogen, sie selbst ist dadurch geworden und wird immer mehr Weltmission; aber die Weltereignisse, die zu Missionsgelegenheiten ausschlagen, sind auch voller Missionsgefahren.

In dem siegreichen Japan ist eine neue Weltmacht auf den Plan getreten, die eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen begonnen hat und vermutlich weiter spielen wird. Und es sind keineswegs nur die glänzenden militärischen Leistungen, durch welche das kleine ostasiatische Inselreich die Westmächte in Staunen gesetzt hat, wie überhaupt die großen Kriege niemals lediglich durch überlegene strategische Taktik entschieden werden. Eine Reihe anderer Faktoren haben mitgewirkt: neben dem fast zur Religion gewordenen, das ganze japanische Volk beseelenden Patriotismus, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß ist, und den traditionellen Samuraitugenden, die unter dem Kollektivnamen „Buschido" als „die Seele

Japans" Professor Nitobé — allerdings in einem zu glänzenden Lichte — der westlichen Welt jüngst charakterisiert hat[1]), neben diesen genuin japanischen Eigenschaften ist es der ganze in kaum einem halben Jahrhundert stattgefundene, in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit beispiellose Kulturaufschwung, in welchem mit der Aneignung der westländischen Technik eine großartige volkserzieherische Tätigkeit Hand in Hand ging, die das ganze Land in verhältnismäßig kurzer Zeit mit einem Netze von Schulen der verschiedensten Grade überzog. Allerdings ist nicht alles an dieser Bildung Gold, was glänzt und wie ihre militärische Technik, so haben sich die Japaner auch ihre sonstigen Kulturerrungenschaften nur von fremdher angeeignet. Noch haben sie sich auf allen diesen Gebieten nicht als selbstschöpferisch bewiesen; aber als Nachahmer sind sie unvergleichlich, die gelehrigsten Schüler, die die Welt je gesehen. Und daß sie sich mit der fremden Kultur nicht bloß wie mit einem Firnis äußerlich überzogen, sondern sich ihrer verständnisvoll wirklich mächtig gemacht haben, das haben sie in dem langen und gefährlichen Kriege gegen einen gewaltigen Feind vor der durch ihre Leistungen überraschten Welt glänzend bewiesen. Und wieder nicht bloß soweit dieselben auf dem militärischen Gebiete liegen. Sie haben sich auch in diesem Kriege als eine zivilisierte Nation betragen, haben nicht bloß für ihre eigenen, sondern auch für die russischen Verwundeten, wie für die Gefangenen umfassendste Fürsorge getroffen und — von Ausnahmen abgesehen — keine Barbareien verübt. Im ganzen ist — soweit glaubwürdige Zeugnisse vorliegen — das Betragen der Japaner im Kriege ein gesitteteres gewesen, als das der Russen. Allerdings ist all dieser Ruhm etwas befleckt worden durch die in Tokyo ausgebrochene Revolte, die aus Unwillen über die nicht glorreich genug erscheinenden Friedensbedingungen nicht nur Regierungsgebäude, sondern auch christliche Kirchen zerstörte. Man hat sich ja später dessen geschämt und die Regierung scheint die Ordnung bald wieder hergestellt zu haben, aber ganz wegwischen kann man diesen unschönen Schluß eines so siegreichen Krieges doch nicht; er bleibt eine Warnung vor übertriebener Idealisierung der Tugenden der Japaner.

---

1) Wir werden später auf dieses, jedenfalls höchst interessante und für das Verständnis des japanischen Wesens überaus lehrreiche Buch zurückkommen.

Hat der Friedensschluß den Siegern auch keinen Milliardensegen (oder Unsegen?) gebracht[1]), so bleibt der Gewinn doch groß. Abgesehen von der nicht geringen gloire hat Japan einen sehr bedeutenden Machtzuwachs davon getragen: außer dem Erwerb von Port Arthur und dem südlichen Sachalin die tatsächliche Oberherrschaft über Korea und einen präponderierenden Einfluß in der Mandschurei, obgleich dieselbe bei China bleibt. So hat Japan festen Fuß gefaßt auf dem asiatischen Kontinent und wie es die gewonnene Stellung ausnützt, das tritt schon jetzt deutlich zutage. Lassen wir Korea, wo die Reformtätigkeit Japans sich weniger auffallend vollzieht, beiseite und werfen einen flüchtigen Blick nach China.

Schon vor dem Kriege war dieser Riese, den Napoleon I. schlafen zu lassen riet, am Erwachen; der Krieg hat ihm vollends den Schlaf aus den Augen gerieben. China hat begriffen, daß es wie Japan sich der westländischen Wissenschaft und Kultur bemächtigen muß, wenn es der Westländer sich erwehren will. Und ihrer sich zu erwehren, nachdem es soviel Unrecht und Demütigung von ihnen erfahren, das ist sein glühender Wunsch. Daher der Kulturumschwung, der sich in China jetzt anbahnt; und Japan, das es sich zum Lehrer erwählt, kauft die Gelegenheit aus. In großer Zahl stehen japanische Instruktoren im chinesischen Militärdienste und in noch größerer Zahl japanische Lehrer im chinesischen Schuldienste. Tausende junger Chinesen holen sich ihre Bildung in Japan und begeistert für ihre japanischen Vorbilder kehren sie in ihr Vaterland zurück. Auch der Chinese besitzt ein großartiges Aneignungstalent, und wenn die Umwandlung in dem Lande des Zopfes sich auch nicht so schnell und nicht so radikal vollziehen wird, wie im Lande der aufgehenden Sonne, so vollzieht sie sich doch mit Sicherheit. Der mit stolzer Selbstüberschätzung verbundene Fremdenhaß, der solange gegen die westländische Wissenschaft und Kultur die Chinesen verstockte, ist den Japanern gegenüber nicht vorhanden. Sie haben gezeigt, was sie Rußland gegenüber vermochten, warum sollen die Chinesen nicht

1) Die Verzichtleistung Japans auf jede Kriegskostenentschädigung kann schwerlich als Edelmut gepriesen werden. Japan war erschöpft, und bedurfte des Friedens ebenso sehr wie Rußland.

lernen können, es ihnen gleich zu tun. Dazu sind die Japaner qualifiziertere Chinesenlehrer als die Westländer. Es wird ihnen leicht, ihre Sprache zu sprechen, in ihre Gedankenweise sich einzudenken und an ihre Sitten sich zu gewöhnen. Sie sind, wie der Chinese sagt, „von der Familie." Möglicherweise bleibt es ja nicht bei diesem intimen Verhältnis beider Nationen; vorläufig ist es aber da und keine Westmacht wird ihm den Rang ablaufen. Mit Japan zusammen arbeitet China an seiner militärischen Erstarkung wie an seinem geistigen Fortschritt; ja eine bisher ganz unbekannte Volkseigenschaft beginnt in die Erscheinung zu treten: der Patriotismus. Selbstbewußt, stolz auf sein Chinesentum, voll Verachtung und Haß gegen die „fremden Teufel" war der Sohn des Reiches der Mitte immer; patriotisch zu werden macht er erst jetzt den Anfang.

Mit diesem zunächst noch im Werden begriffenen Wandel ist eine neue Gestaltung der politischen und wirtschaftlichen Lage nicht bloß für Ostasien, sondern für die Welt im Anbruch. Japan hat sich bereits seinen „Platz an der Sonne" erobert und China wird ihn je länger je mehr beanspruchen. Der Gedanke an eine „Aufteilung" Chinas wird definitiv aufgegeben werden müssen. Schon numerisch repräsentieren Japan und China eine Menschheit von reichlich 450 Millionen und diese Menschheit, in die westländische Kultur eingewachsen, ist eine Macht, die Europa respektieren muß, selbst wenn es, was wenig wahrscheinlich ist, wider den ostasiatischen Konkurrenten sich vereinigte, eine Macht, selbst einem vereinigten Europa und Amerika gegenüber. Zunächst auf dem wirtschaftlichen Gebiete. An Anlagen dazu fehlt es den Chinesen so wenig wie den Japanern. Sie sind aufgeweckt, schlau, anstellig, geschickt, beharrlich, genügsam und äußerst gelehrig, geriebene Händler und Großkaufleute, und sie werden auch Industrielle werden in dem Maße als sie sich unsere Technik angeeignet haben werden. Und die Chinesen werden sie sich aneignen wie ihre Vorbilder, die Japaner, das mit so großem Erfolg bereits getan haben. Daß sich auch die Chinesen ihrer wirtschaftlichen Macht schon bewußt zu werden beginnen, beweist die Tatsache, daß sie mit der Erteilung von Eisenbahn- und Bergbaukonzessionen an Ausländer immer schwieriger werden und diese Betriebe selbst *in die Hand* zu nehmen suchen, daß ihre Beamten und Groß-

kaufleute Vereinigungen zu gemeinsamer wirtschaftlicher Erschließung des Landes betreiben, ja daß sie bereits durch einen über die amerikanischen Geschäfte verhängten Boykott einen wirksamen Druck auf die Vereinigten Staaten ausgeübt haben, damit die dortigen harten Gesetze über die chinesische Einwanderung geändert werden[1]).

Wie mit der politischen so wird man also auch mit der wirtschaftlichen ostasiatischen Konkurrenz rechnen müssen. Je ehrlicher man das tut und Ostasien das Seine gönnt, desto weniger wird dieser Wettbewerb Reibungen schaffen; je herrischer und rücksichtsloser man ihm gegenüber auftritt, als gehöre Macht und Gewinn allein den Westländern, desto bedrohlicher gestaltet sich die Lage. Wir reden von einer „gelben“, die Ostasiaten reden von einer „weißen“ Gefahr; der Wettbewerb ist ja unausbleiblich, aber die Gefahr kann eingeschränkt werden, wenn wir nicht die Alleinherrschaft in der Weltpolitik und auf dem Weltmarkte beanspruchen.

Rußland, obgleich es mit verhältnismäßig günstigen Friedensbedingungen weggekommen ist, hat als ostasiatische Vormacht seine Rolle, wenigstens für absehbare Zeit, ausgespielt. Die Schuld an seiner Niederlage trägt nicht allein die Kriegführung, auch moralische Defekte fallen in die Wagschale, wie sie beispielsweise in den Unterschlagungen, in dem leichtfertigen, um nicht zu sagen sittenlosen Leben der Offiziere und in den Matrosen-Meutereien in die Erscheinung getreten sind; auch war gegenüber dem die japanische Armee beseelenden Patriotismus der in der russischen, trotz aller ihrer Tapferkeit, minderwertig.

Aber vielleicht von noch größerer Bedeutung als sein in Ostasien verlorener politischer Einfluß ist für Rußland und nicht für Rußland allein die furchtbare Katastrophe, die im Innern des Reichs an den unglücklichen Ausgang des Krieges sich angeschlossen hat: die mit so viel Mord, Brand und Zerstörung verbundene, so vulkanisch auftretende und so schnell wie weit sich verbreitende Revolution, der die Regierung ohnmächtig gegenübersteht. An Erklärungsgründen für diese Katastrophe fehlt es ja nicht: die autokratische Despotie mit ihrem von oben bis unten ebenso korrumpiertem wie herrischem Beamtentum; die verbitternde poli-

1) Vergl. die „Chronik“ in dieser Nummer.

zeiliche Überwachung und Chikanierung; die willkürlichen Verschickungen auf administrativem Wege; die allgemeine, oft gewalttätige Volksbedrückung; die Knebelung jedes freien Denkens; die Hintanhaltung der berechtigsten Freiheiten; die große sittliche Fäulnis gerade in den hohen und höchsten Kreisen; die in totem Formendienst erstarrte und vom intolerantesten Verfolgungsgeiste beseelte Staatskirche — das alles wirkte unter zielbewußter Agitation revolutionärer Komiteen zu dem Ausbruch zusammen und verschuldete die Schwäche der ratlosen Häupter. Nun sind ja unter dem Drucke des wachsenden, vielerorts in die wildeste Pöbelherrschaft ausgearteten Aufruhrs, der Leben und Eigentum zahlloser völlig unschuldiger Menschen vernichtet hat, der ohnmächtigen Regierung Reformen über Reformen abgetrotzt worden, und wenn dem armen Rußland aus den Ruinen wirklich neues Leben erblüht, so kann man das ja nur freudig begrüßen; aber ohne ernste Bedenken ist diese Begrüßung nicht. Denn erstens ist die russische Katastrophe für ganz Europa wie ein Feuersignal; überall stehen die schwarzen Gewitterwolken einer sozialen Revolution am Himmel und unter der Aufmunterung und Belehrung, die ihr die Organisation wie der Erfolg der russischen gibt, drohen diese Wolken auch über andere Länder sich zu entleeren, eine Gefahr, die um so größer ist, als mit der revolutionären Bewegung eine nationale sich verbindet und Zündstoff genug zu einem europäischen Kriege vorhanden ist, der einen Weltbrand zur Folge haben kann. Zweitens: Wenn die erzwungenen Reformen in Rußland auch wirklich durchgeführt werden, so ist es doch sehr fraglich, ob eine Bevölkerung wie die russische, die zu einem hohen Prozentsatz aus völlig ungebildeten Menschen, ja Illiteraten besteht, den unvermittelten Sprung aus einer autokratischen in eine konstitutionelle liberale Regierungsform ertragen kann, ohne daß diese Form zu einer Karikatur und zum Tummelplatz von herrschsüchtigen Herdenführern wird. Und sodann, ob in Rußland ähnliche moralische Kräfte vorhanden sind, wie sie nach 1806 in Preußen vorhanden waren und durch einen inneren Regenerationsprozeß seinen Aufschwung ermöglichten? Unter den Revolutionären, unter den meist nur halb Gebildeten und unter den fast durchgehends korrumpierten höheren und niederen Beamten finden sie sich schwerlich. Ob sie in der orthodoxen Kirche vorhanden sind? Es ist ja jetzt Religionsfreiheit versprochen;

wird mit ihr vielleicht eine Reformation einsetzen?[1]) Diese Fragen führen uns zum zweiten Teile unserer Betrachtung.

II.

Es ist eine irrige Auffassung, den nun beendeten großen russisch-japanischen Krieg als einen Religionskrieg zu bezeichnen. Es war ein politischer Krieg, in dem es sich um die Vorherrschaft in Ostasien handelte. Japan hat ihn nie anders aufgefaßt, und wenn Rußland ihn als einen Krieg zwischen Christentum und Heidentum gelegentlich zu stempeln gesucht hat, so geschah das mit derselben politischen Heuchelei, mit der es seine Türkenkriege als Kriege zur Verteidigung der christlichen Religion proklamierte.

Dennoch hat dieser Krieg eine große religiöse und speziell missionarische Bedeutung. Und zwar nicht bloß weil er gegen das Christentum sowohl von Heiden wie von mit dem christlichen Glauben zerfallenen Christen im missionsfeindlichen Sinne ausgebeutet wird, indem man auf Grund der Tatsache, daß eine nichtchristliche Macht eine christliche überwunden hat, so argumentiert: die Kultur ist mächtiger als das Christentum; Kulturstaaten, wie Japan einer geworden ist und China einer zu werden sich auf dem Wege befindet, bedürfen der christlichen Religion und also auch der christlichen Mission nicht; sie besitzen die Reformmächte, die sie den christlichen Nationen ebenbürtig machen, teils in sich selbst, teils in ihrer Fähigkeit, sich die christliche Kultur ohne das Christentum anzueignen. Das ist natürlich ein Trugschluß; denn 1) entscheidet kriegerischer Erfolg weder, wenn er auf der Seite einer christlichen Macht liegt, für den Wert der christlichen Religion, noch wenn er auf der Seite einer nichtchristlichen Macht liegt, gegen den Wert derselben, obgleich religiöse Faktoren bei dem Siegen oder bei dem Unterliegen mitgewirkt haben und — selbst große — religionsgeschichtliche Ergebnisse die Folge sein können[2]); und 2) ist das unterle-

1) Korrigiert am 11. Dezember 1905. Wenn die Januar-Nummer in die Hände der Leser kommt, kann möglicherweise in Rußland sich noch viel — vielleicht jetzt noch Unerwartetes — zugetragen haben.

2) Das Gleiche gilt bezüglich der Kriege zwischen christlichen Nationen verschiedener Konfessionalitäten. Der Sieg katholischer Staaten, z. B. Österreichs oder Frankreichs kann eine Machtstärkung des Katholizismus, der protestantischer, z. B. Englands oder Preußens eine solche des Protestantismus herbeiführen, aber Entscheidungen über den eigentlichen re-

gene Rußland wahrlich kein idealer Vertreter des biblischen Christentums und man kann jenem Japaner nicht Unrecht geben, der in einer großen Versammlung zu New York erklärte, wenn man durchaus den Krieg zu einem Religionskrieg stempeln wolle, so müsse man ihn als einen Krieg zwischen einem verheidnischten Christentum und einem christianisierten Heidentum bezeichnen. Der Sieg der Japaner war ein Gericht über Rußland aber nicht über das Christentum, und über Notwendigkeit oder Überflüssigkeit der Mission entscheidet er an und für sich nicht. Trotzdem werden wir uns darauf gefaßt machen müssen, daß dieser Trugschluß in der Bekämpfung der christlichen Mission bezüglich ihres Betriebs unter den nichtchristlichen Kulturvölkern hinfort eine ähnliche Rolle spielen wird, wie der Hereroaufstand ausgebeutet worden ist, um ihre Erfolglosigkeit unter den Naturvölkern zu beweisen.

Die große missionarische Bedeutung des Krieges liegt in der durch seinen Ausgang geschaffenen neuen Weltlage.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß der Sieg Rußlands abgesehen davon, daß er für die Weltkultur schwerlich ein Segen gewesen wäre, eine Situation in Ostasien geschaffen haben würde, die in den seiner Oberherrschaft unterworfenen Gebieten den Betrieb jeder anderen als einer russisch-orthodoxen Mission ausgeschlossen hätte. Es ist ja fraglich, ob die Russen in ausgedehntem Maße überhaupt missioniert haben würden; hätten sie es aber getan, so würden sie es in derselben mechanischen Weise getan und dasselbe rein äußerliche Scheinchristentum verbreitet haben, wie der umfangreiche Aufsatz im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift: „Die Missionstätigkeit der russischen orthodoxen Kirche" beides quellenmäßig dargestellt hat. Und zu einer Wort- und Tat-Apologie des Christentums in den Augen der Ostasiaten hätte eine solche Mission gewiß nicht gedient. Doch ist es überflüssig, hierüber weitere Reflexionen anzustellen, da Rußland eben nicht gesiegt hat.

Statt Subjekt einer ostasiatischen Mission zu werden, macht aber die unter dem Drucke der Revolution abgepreßte Religionsfreiheit Rußland vielleicht zum Objekte einer wirksamen Evangelisation. Vielleicht; denn noch ist es nicht garantiert, ob nach wieder herge-

ligiösen Wert oder Unwert der Konfession zu fällen sind sie nicht imstande, nur daß hüben und drüben das größere Maß der moralischen *Kräfte* ins Gewicht fällt.

stellter Ordnung im Lande dem Evangelio wirklich freie Bahn gelassen werden wird. Jedenfalls hat der Ausgang des Krieges die unerwartete Perspektive einer möglichen Kirchenreform und Evangelisation in Rußland eröffnet. Es ist ja schon trotz aller Bedrückungen und Verfolgungen seitens der Staatskirche eine evangelische Bewegung in Rußland im Gange. Am gesundesten ist sie in den stundistischen Gemeinschaften, aber auch die zahlreichen altrussischen Sekten, deren Anhänger mehrere Millionen zählen, sind wenigstens für sie zugänglich. Die ersteren sind aber meist Herden ohne Hirten und die letzteren sind vielfach in ekstatische Schwärmereien, mystische Exzentrizitäten, hypergeistliche Askese und dergl. Gefahren geraten oder befinden sich auf dem Wege in sie zu geraten. Sie alle brauchen daher das helle Licht des Evangelii und Lehrer, die sie in der gesunden Lehre unterweisen, damit sie, selbst in ihr gegründet, ein Licht und ein Salz für ihre Umgebung werden. Mit der Gelegenheit, die dem Evangelio für eine freie Bahn in Rußland jetzt gegeben ist, ist der evangelischen Christenheit eine neue, wenn auch nicht eine eigentliche Missions-, so doch Evangelisations-Aufgabe gestellt, deren Lösung zunächst für die Regeneration Rußlands, aber auch für die Christianisierung der unter russischer Herrschaft stehenden Millionen von Nichtchristen von der größten Bedeutung ist. Es ist vornehmlich das Verdienst der deutschen Orientmission, daß sie diese Aufgabe erkannt und an ihre Verwirklichung bereits Hand anzulegen begonnen hat. Schenkt Gott dazu aus ihr selbst der russischen Kirche Reformatoren — und es fehlt auch in ihr nicht an evangelisch gesinnten Männern — welch eine Segensfrucht wird dann aus der doppelten Heimsuchung, die durch den unglücklichen Krieg und durch die wilde Revolution über Rußland hereingebrochen ist, herauswachsen.

Kehren wir nun nach Ostasien zurück. Hier haben sich die Aussichten für die Mission, speziell die evangelische, durch den Ausgang des Krieges entschieden hoffnungsvoll gestaltet. Sie waren schon vorher nicht ungünstige; in der Mandschurei hatte sich die evangelische Mission nach der schweren Krise, die sie infolge des Boxeraufstandes hatte durchmachen müssen, wieder zu konsolidieren begonnen und war trotz der großen Leiden, welche der Krieg über das seinen Hauptschauplatz bildende Land gebracht, nicht wesentlich gestört worden, und in Korea befand sie sich sogar in einem über-

raschenden Wachstum. Jetzt, wo unter der japanischen Suprematie dieselbe Religionsfreiheit garantiert ist, wie in Japan selbst, und die reichlichen Hilfsleistungen der Missionare während der Kriegsleiden das Vertrauen der Bevölkerung zu ihren Beschützern und Wohltätern gesteigert haben, darf man, ohne sich optimistischen Träumereien hinzugeben, in beiden Ländern einen Fortschritt mit Zuversicht erwarten.

In China hatten sich schon nach der Katastrophe von 1900 in ungeahnter Weise der Mission die Türen wieder zu öffnen begonnen. Diese Öffnung hat, begünstigt durch das wachsende Verlangen Chinas nach abendländischem Wissen, angehalten und besonders der missionarischen Schultätigkeit neue Impulse gegeben, daneben aber auch die Zahl der Gemeindeglieder beträchtlich vermehrt, sodaß sich die chinesische Mission augenblicklich in einem Aufschwung befindet, wie sie ihn bisher noch nicht erlebt hat. Freilich wird man zu sanguinischen Hoffnungen Raum zu geben, sich hüten müssen. Der Aufschwung hat nur zum geringsten Teil in einer religiösen Erweckung seinen Grund; wie schon dargelegt worden ist, ist es wesentlich das sich immer stärker geltend machende Reformbedürfnis des erwachenden China, das ihn herbeigeführt hat. Und in den Japanern erblickt China willkommenere Lehrer als in den Abendländern, gegen welche der alte Haß keineswegs geschwunden ist, wie revolutionäre Pamphlete und wiederholte Aufstände gegen dieselben, selbst vereinzelte Morde, immer wieder in Erinnerung bringen. Dennoch ist bei aller Nüchternheit, mit der man die Situation betrachtet und bei aller Vorsicht bezüglich der Zukunftserwartungen, zur Zeit in China eine große Missionsgelegenheit gegeben, die mit Anspannung aller Kräfte ausgekauft werden muß.

Aber bei dem Einfluß, den es auf China ausübt, ist Japan ein fast noch wichtigeres Missionsgebiet als China. Legt nicht die gegenwärtige Situation den Gedanken nahe, daß Japan auch zum Missionar Chinas berufen ist? Allerdings ist die Zahl der japanischen Christen zur Zeit noch gering, aber es fehlt nicht unter ihnen an Männern, die tatkräftig und erleuchtet sind, um zu begreifen, daß Gott ihnen eine Missionsaufgabe für China gestellt hat, und wenn sie sich derselben noch nicht bewußt geworden sind, müssen wir sie über diese Aufgabe nicht aufklären? Dazu geht *gerade in Japan* der indirekte Erfolg der Mission besonders weit

über den statistisch nachweisbaren direkten hinaus. Christliche Anschauungen beeinflussen, mehr als sie sich dessen bewußt sind, auch die noch heidnischen Japaner und namentlich ethische Gedanken des Christentums haben Wertschätzung gefunden bei den ernsteren unter ihnen.[1]) Schon vor dem Kriege hatte ein neuer Missionsaufschwung eingesetzt und während des Krieges hat die Tapferkeit der christlichen Soldaten wie die vielseitige Hilfsleistung der Missionare nicht nur das alte Vorurteil zerstört, daß das Christentum sich mit der japanischen Vaterlandsliebe nicht vertrage, sondern auch christliche Sympathien erweckt, wie sie vorher nicht vorhanden waren, ja selbst viele Herzen dem Evangelio erschlossen. Sollten unter den tausenden von Japanern, die jetzt als Lehrer in China tätig sind, nicht auch Christen und christlich beeinflußte Männer sich befinden, die christliche Gedanken in Kurs setzen helfen, und sollten unter den tausenden von Chinesen, die jetzt als Schüler nach Japan gehen, nicht auch manche christlich beeinflußt in ihr Vaterland zurückkehren? Als Objekt wie als Subjekt der Mission ist also Japan zur Zeit ein Missionsgebiet von der größten Bedeutung. Wenn irgendwo so bedarf hier das Missionspersonal der Verstärkung und zwar durch Männer, welche durch ihren christlichen Charakter wie durch ihre wissenschaftliche Bildung zu religiösen Führern befähigt sind und die aus den Japanern im apostolischen Glauben fest gegründete christliche Arbeiter für den japanischen Kirchen- wie für den chinesischen Missionsdienst erziehen. Diese Führer in vermehrter Anzahl zu stellen, fällt, wie die Dinge liegen, wesentlich den Engländern und Amerikanern zu, weil in ihren Händen fast

1) Die Dschidschi Schimpo, die größte japanische Zeitung, schreibt: „Obwohl die christliche Religion dem modernen Japan erst höchstens 40—50 Jahre bekannt ist, so hat sie den moralischen Ton der Nation doch schon erheblich beeinflußt. Sie hat einen weiten Einfluß auf das Volk ausgeübt. Besonders eindrucksvoll ist das Beispiel der christlichen Missionare und anderer Christen gewesen, die sich bemüht haben, den Elenden zu helfen. Niemand kann die großen Wohltaten in Abrede stellen, welche die Anhänger jener Religion dem Volke erwiesen haben, indem sie zahlreiche wohltätige Anstalten ins Leben riefen, den Fortschritt der Nation beförderten und sich um die Wohlfahrt der Armen und Elenden bemühten. Es gibt zahlreiche Schulen für Knaben und Mädchen, höhere und niedere, die gänzlich von Christen unterhalten werden. Alle vorhandenen wohltätigen Anstalten, abgesehen von den staatlichen, sind der Wirksamkeit der Christen entsprungen."

das ganze japanische Missionswerk liegt und die politische Situation gerade ihnen überaus günstig ist. Es ist schade, daß die deutsche Mission in Japan nur durch ein kleines, die moderne Theologie vertretendes Organ repräsentiert ist, aber leider gestattet die gegenwärtige Lage der deutschen Mission weder einer anderen unserer Gesellschaften jetzt eine Mission in Japan zu beginnen, noch eine neue Gesellschaft ausschließlich für Japan zu begründen.[1]) Wir müssen in Ostasien uns auf China beschränken, wo wir schon Missionen haben.

Aber auch die Gegenströmungen und Gefahren, welche die Mission in Ostasien bedrohen, können die Aufforderung zu einer kraftvollen Ausnutzung der dort gegebenen Missionsgelegenheit nur unterstützen. Wie in China, so sind solche Gegenströmungen und Gefahren auch in Japan vorhanden. Es sind wesentlich drei: 1) Das durch den Krieg potenzierte starke Selbstbewußtsein der Japaner droht die bereits vorhandene Gefahr zu steigern, daß die jungen japanischen Christen einer weiteren Erziehung durch ihre abendländischen Lehrer nicht zu bedürfen meinen. So erfreulich und aller Pflege wert auch der Selbständigkeitstrieb der japanischen Christen ist, so ist doch die Majorität derselben und selbst ihrer Pastoren noch nicht so in der christlichen Erkenntnis gegründet und im christlichen Leben bewährt, daß man sie für gereift genug erklären könnte, hinfort ohne die erzieherische Mitwirkung der auswärtigen Missionare die Christianisierung ihres Vaterlandes ausschließlich selbst in die Hand zu nehmen, ganz abgesehen davon, daß sie zur Zeit auch nicht Kräfte genug für diese große Aufgabe zur Verfügung zu stellen vermögen. Was bei einer Hinausdrängung oder Einflußberaubung der abendländischen Lehrer zu befürchten steht[2]), das ist eine Alterierung des christlichen Glaubensinhaltes und eine — ich will nur sagen — Veroberflächlichung der christlichen Sittlichkeit, ein Synkretismus in Lehre und Leben.

2) Im Zusammenhange mit der Steigerung des Nationalismus hat das nationale Heidentum in Japan nicht ein Revival, das ist zuviel gesagt, aber eine gewisse Kräftigung erfahren.

---

1) Vergl. A. M. Z. 1905, 157.

2) Vergl. hierüber Z. M. R. 1905, 297: „Religiöser Chauvinismus *in Japan.*“

Ich will nicht darauf Gewicht legen, daß schon während des Krieges die heidnischen Tempel wieder viel besuchter und die heidnischen Priester viel aktiver gewesen sind, als vorher; aber daß Admiral Togo, der gefeierte Held von Tsuschima, die japanischen Siege in öffentlicher Proklamation „den Geistern der Ahnen“ zuschreibt und damit keinen Zweifel darüber läßt, daß er der alten Hof- und Staatsreligion, dem Schintoismus, zu neuem Leben verhelfen will, das ist doch ein beachtenswertes Zeichen. Nun hat allerdings der Schintoismus als Religion seine Kraft verloren, aber sofern er eine Repräsentation des japanischen Nationalismus ist, ist seine Macht durch den Krieg gestärkt worden, und wenn er auch nichts weiter wäre, als ein Bewahrer altjapanischer Zeremonien, so bedeutet doch seine Wiederauflebung eine Stärkung des Heidentums.

So hat auch der Buddhismus die durch den Krieg geschaffene Lage geschickt benutzt, um sein Ansehen im Volke zu heben. Schon vorher hat er der christlichen Mission viel abgelernt und durch allerlei praktische Arbeit ihr Konkurrenz zu machen gesucht, und während des Kriegs hat er diese Anstrengungen gesteigert. Freilich bezeugen selbst nichtchristliche Zeitungen diesen Anstrengungen gegenüber, daß sowohl sein Arbeiterpersonal wie seine Leistungen mit den christlichen verglichen, sehr minderwertig sind[1]), wie überhaupt der japanische Buddhismus, und nicht bloß der japanische, die idealen Züge ganz und gar nicht trägt, welche europäische Buddhismusschwärmerei in ihn hineinlegt. In Wirklichkeit ist er ein aberglaubensvoller Polytheismus, der, wie er überall eklektisch ist, den Schintoismus in sich aufgenommen hat, aber gerade darum als Volksreligion die große Masse der Japaner gefesselt hält. Was er an Kräften besitzt, das verdankt er weit weniger den ursprünglichen atheistischen, asketischen und allgemein sittlichen Gedanken seines Urhebers, die nur in einem kleinsten Kreise von Esoterikern noch — auch nur teilweise — theoretische Vertretung finden, als neben christlichen Anregungen den Entlehnungen aus der abendländischen Wissenschaft, die er reichlich gemacht hat. Diesem Aufputz und der ihn idealisierenden Verhätschelung seitens mancher mit dem Christentum zerfallener Vertreter abendländischer Wis-

1) A. M. Z. 1905, 533.

senschaft und sogenannter Theosophie verdankt der Buddhismus sein unverdientes heutiges Ansehen. Es ist ein modernisierter Buddhismus, von dem man eine kraftvolle Gegenwirkung gegen die christliche Mission erwartet, und weil sich dieser Buddhismus weder in China, noch in Hinterindien, noch in Tibet, noch selbst in Ceylon findet, so ist Japan zu einer Vormacht geworden. Von hier aus hat er auch wieder zu missionieren begonnen und zwar im Zusammenhang mit den Kriegserfolgen zunächst in China, wo er eine Reform des dortigen völlig verkommenen, aber trotzdem nicht ohnmächtigen Buddhismus plant.[1]) Japanische Buddhisten durchziehen das Land, in Wort und Schrift den Chinesen verkündigend: „Die Rettung eures Reiches liegt nicht im Christentum, sondern im Buddhismus, er ist die Weltreligion der Zukunft.“ Dabei nähren sie den Abendländerhaß und preisen die große japanische Nation als den selbstlosen Freund Chinas an. So ist der Kampf des Buddhismus mit dem Christentum angesagt und die christliche Mission muß ihn aufnehmen. Er wird jetzt und noch mehr in Zukunft der ostasiatischen Missionsgeschichte ihr Gepräge geben.

3) Aus dem siegreichen Kampfe gegen eine wenigstens namenchristliche Macht zieht die Religionslosigkeit Jungjapans neue Nahrung. Schon lange vor dem Kriege rühmte sich Jungjapan, keiner Religion zu bedürfen. Es war bei der atheistischen abendländischen Wissenschaft in die Schule gegangen und glaubte nun, daß es ein Zeichen wissenschaftlicher Bildung und abendländischer Kulturebenbürtigkeit sei, wenn es sich auch als atheistisch bezw. religionslos bekenne. Zwar hat diese jungjapanische Religionslosigkeit einen erschreckenden Niedergang der Sittlichkeit im Gefolge gehabt, dem abzuhelfen ernste, auch nichtchristliche Männer an Reformvorschlägen es nicht haben fehlen lassen. Wohl dämmerte manchem unter ihnen die Erkenntnis, daß die Sittlichkeit ihre Wurzel in der Religion habe; aber daß nicht in den alten, abgelebten Religionen, sondern allein im Christentum die Kraft zur sittlichen Erneuerung liege, diese Erkenntnis ist außerhalb der christlichen Kreise noch nicht vielen aufgegangen.

Was sie erschwert und was überhaupt die christliche Mission so erschwert, das liegt in der alten Christenheit, in der mit einer

1) *A. M. Z. 1905, 487. 534.*

fortschreitenden Entchristlichung immer mehr auch eine Entsittlichung einreißt. Wie sollen die Nichtchristen zur regenerierenden Kraft des Christentums Vertrauen haben, wenn sie bei uns daheim und draußen unter sich so viele Namenchristen sehen, an denen von dieser Kraft nicht das geringste sich zeigt. Der Kampf des Christentums in der nichtchristlichen Welt ist daher gegen zwei Fronten zu führen: gegen das Heidentum und gegen eine entchristlichte und meist auch entsittlichte Vertretung des Christentums sowohl in den Schriften wie fast noch mehr im Leben vieler äußerlich ihm Angehöriger. Diese doppelte Aufgabe hat die christliche Mission gerade auch in Japan, wo der durch die Kultur- und Kriegserrungenschaften gesteigerte Nationalstolz eine so starke Versuchung zu einem Leben ohne Gott geworden ist. In dem Maße es gelingt, diese doppelte Aufgabe zu lösen, wird Ostasien christanisiert und damit der christlichen Weltmission zu ihrem größten Siege verholfen sein, denn in Ostasien wird jetzt die Hauptschlacht geschlagen.

III.

Bezüglich der weiteren Weltumschau will ich, um diesen Artikel nicht über Gebühr auszudehnen, nur auf einen Punkt und auch auf diesen nur kurz die Aufmerksamkeit richten. Es gärt in der weiten Welt unter den Eingeborenen der Kolonialstaaten wider die fremden Beherrscher. Daß in Britisch-Indien der Sieg der Japaner manche Köpfe verdreht hat, in Bengalen aus Unmut über die Teilung der großen Provinz ein Aufstand ausgebrochen und sogar ein Boykott über die europäischen Geschäfte verhängt worden ist, das will bei der Charakterschwächlichkeit der Hindu vielleicht nicht viel sagen und ist, wenigstens für die nächste Zeit, kaum bedrohlich. Ernster ist die Sache in Afrika. Was hier ein Aufstand auf sich hat, das haben wir jetzt schmerzlich genug in Südwestafrika an unserm eignen Leibe erfahren und da hatten wir es doch nur mit einer verhältnismäßig kleinen farbigen Bevölkerung zu tun. In Ostafrika hat ja der Aufstand glücklicherweise keine größeren Dimensionen angenommen[1]), aber bei einer allgemeinen Erhebung würden auch hier nicht geringe Opfer erfordert werden. Am gefährlichsten aber würde die sogenannte äthiopische Bewegung werden, wenn sie auf das politische Gebiet hinübergreifen sollte.

1) Wenigstens nach den bis zum 11. Dez. zugänglichen Berichten.

Unverkennbar geht ein Erwachen durch die außerchristliche, auch durch die afrikanische Welt. Das National- bezw. das Rassen-Bewußtsein gegenüber den Weißen erstarkt und erzeugt begründeten und unbegründeten steigenden Haß wider ihre Oberherrschaft. So wird die Eingeborenenfrage immer brennender. Nun glauben freilich die Scharfmacher, die seit dem Hereroaufstande zunächst bei uns viel Oberwasser bekommen haben, diese Frage durch ein Radikalmittel lösen zu können, nämlich durch rücksichtslose Anwendung von Gewalt. Aber der Bogen ist schon gespannt genug, sie mögen ihn ja nicht überspannen. Es kann sonst leicht zu vulkanischen Ausbrüchen kommen; Zündstoff genug ist da, selbst abgesehen von den furchtbaren Greueltaten im Kongostaate, in französisch Kongo und auch in Nigeria, die sich, wie die „Vernichtung" der Hereronation, weit herumsprechen und viel böses Blut machen. Schon die ausgedehnte Besitzenteignung, die überforderte Fronarbeit, die verfrühte und vielleicht auch zu hoch bemessene Besteuerung der Eingeborenen wird in Verbindung mit ihrer oft harten Behandlung schwer ertragen. Es ist eine verblendende Kurzsichtigkeit zu meinen, gesteigerte Gewaltanwendung erdrücke den Aufstandsgeist. Und wenn auch die europäische Überlegenheit zuletzt den Sieg davon trägt, um welchen Preis wird er erkauft? Und ob er einen dauernden Frieden verbürgt? Je rücksichtsloser die Eingeborenenpolitik wird, desto gefährlicher wird sie. Also videant consules. Bei der Umwölkung des politischen europäischen Horizontes sind Aufstände in den Kolonien doppelt verhängnisvoll.

Wie schwer unter den Aufständen und den Gärungen in der farbigen Welt die Mission leidet, das ist seit dem Hereroaufstande in aller Gedächtnis. Aber auch der Äthiopismus hat ihr schon Wunden geschlagen. Er und überhaupt die wachsenden Selbständigkeitsbewegungen, nicht bloß die ungesunden, sondern auch die gesunden, stellen sie vor neue und schwere Aufgaben, die richtig zu lösen, viel pädagogische Weisheit erfordert. Auch für die Mission ist die Eingeborenenfrage und ist vornehmlich die besonnene Erziehung zur Selbständigkeit der eingebornen Kirchen eine Lebensfrage und ernster als bisher tritt sie in ihren Horizont.

Der skizzenhafte Umblick und Ausblick, den wir getan haben, läßt uns die christliche Weltmission in einer verheißungsvollen und

zugleich bedrohlichen Lage erkennen: offene Türen und viele Widersacher; hier große Erfolge, dort mächtige Aufhaltungen; viel Segen und viel Sorgen. Kritische Lagen sind mahnende Erinnerungen, Gottes Angesicht zu suchen und um gestärkten Glauben, feste Herzen, gesteigerte Arbeits- wie Opferfreudigkeit und vor allem um Männer voll heiligen Geistes und geklärter Weisheit zu bitten, die angetan mit Kraft aus der Höhe daheim und draußen das Werk Gottes so treiben, daß es der Palme gleicht, die unter der Last wächst. Also ora et labora.

Zur Eingeborenen-Frage in Deutsch-Südwest-Afrika.

Von Missionsinspektor Haußleiter-Barmen.

I.

Die Fragestellung.

Das Entsetzen über den am 12. Januar und am 3. Oktober 1904 in Deutsch-Südwest-Afrika ausgebrochenen Doppel-Aufstand zittert in den Geretteten und ihren Freunden noch nach; die Erbitterung über den Verlust von teuren Menschenleben und von mühevoll erworbenem Gut ruft noch immer nach Strafe und Rache; der oft übermenschlich schwere Dienst der 14000 Soldaten, die in hartem Kampf gegen einen schwer faßbaren Feind ihr Leben für den künftigen Frieden und für einen besseren Rechtszustand einsetzen, fordert noch manches Opfer. Die Trümmer des niedergebrannten Gebäudes rauchen noch, und die kleinen, im Schutt züngelnden Flammen, wollen genau beachtet sein, — aber gleichwohl treten bereits die Bauleute zusammen und reden von dem, was künftig werden soll; neue Pläne kommen zum Vorschein, man sieht sich um nach tüchtigen Meistern und nach feuerbeständigem Material, und man fragt nach einer besseren zweckentsprechenderen Bauart. Denn dazu ergehen Heimsuchungen und Stürme, über die einzelnen und über ganze Völker, daß sie durch das Gericht über das Alte auf neue, bisher unerkannte oder schlecht erfüllbare Aufgaben *hingewiesen* werden. Aus schwerem Druck

erhebt sich die tatkräftige Hoffnung, die von eitler Phantasterei wie von stumpfer Resignation gleich weit entfernt ist.

Wer auf solche Züge merkt, der konnte an manchen Verhandlungen des unlängst gehaltenen 2. Kolonialkongresses seine aufrichtige Freude haben. Von seinen vielen Sektionssitzungen wurde kaum eine andere mit größerer Spannung erwartet und zahlreicher besucht, als der Vortrag, den am Sonnabend, den 7. Oktober, Vormittags Herr Dr. Georg Hartmann-Hamburg, in Sektion V über den „wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwest-Afrikas" hielt. Er kam in seiner nahezu 2stündigen Rede u. a. auch auf die Mission zu sprechen und gab seiner Verwunderung Ausdruck, daß manchen Kolonialpolitikern über dem Schreiben und Reden von vermeintlichen oder wirklichen Fehlern im Missionsbetriebe der unbefangene, klare Blick für die handgreiflichen Arbeitserfolge, speziell der Rheinischen Mission im Schutzgebiete, verloren gegangen sei. Es wurde auch ein warmer Appell an alle Kolonialfreunde gerichtet, nicht bloß kritisch, sondern positiv zu arbeiten, weil dies der beste Weg sei, sich gegenseitig zu vertragen und zu verständigen; auch wurden in längeren Ausführungen Richtlinien gezogen und Vorschläge gemacht, wie das Schutzgebiet wirtschaftlich erschlossen und gehoben werden könnte. Die lichtvollen Ausführungen gipfelten in dem Hinweis auf den unersetzlichen Wert der Eingeborenen. Als in der Diskussion des Vortrages gerade dieser Gesichtspunkt wieder etwas zurückzutreten drohte, erschien es berechtigt und notwendig, die Eingeborenen-Frage vom Standpunkt der Mission zu beleuchten. Ich erlaubte mir, etwa folgendes zu sagen:

„Es ist die gemeinsame Erkenntnis aller Kolonialfreunde geworden, daß die eingeborene Bevölkerung das wertvollste Gut unserer Kolonien ist. Wir begrüßen diese Tatsache mit aufrichtiger Freude, dürfen aber bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß diese Erkenntnis, die jetzt vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gewonnen wurde, einer idealistisch-sittlichen Betrachtungsweise schon längst als selbstverständlich feststand. Die Geschichte bestätigt es mannigfach, daß oft in den entscheidendsten Fragen eine spät entdeckte wirtschaftliche Wahrheit von den Vertretern einer idealistischen Weltanschauung schon längst erkannt *und betätigt* ward.

„Will man nun wirklich die Eingeborenen als das wertvollste Gut von Südwest-Afrika erhalten, so ist dies gegenwärtig nur möglich auf dem Wege der Gnade. Die Reste des Volkes können nicht dadurch einer besseren Zukunft entgegengeführt werden, daß man sie sozusagen aufzüchtet. Man muß die Gefangenen und Zugelaufenen als Menschen anerkennen, um sie zu gewinnen und wieder aufzurichten. Bei aller Bewunderung der Energie, welche in der Niederwerfung des Aufstandes entfaltet wurde, darf man doch nicht verschweigen, daß es zuweilen aussah, als habe man vergessen, daß jede kriegerische Operation im Dienste des künftigen Friedens stehen muß. Wenn eine exemplarische Bestrafung der überführten Mörder und Anstifter des Aufstandes gefordert wird, so wird die Mission der Gerechtigkeit nicht hindernd in den Arm fallen; aber für die große Menge des Volkes können manche erklärende und mildernde Umstände angeführt werden. Viele Christen waren einfach genötigt, den Aufstand mitzumachen; sie hatten keine andere Wahl. In Otjihaënena sagten die Eingeborenen zum Missionar, der sie vom Anschluß an ihre heidnischen Landsleute zurückhalten wollte: „Kannst du uns schützen, wenn die Deutschen kommen und uns niederschießen? Sie werden dir nicht glauben, daß wir friedlich sind."

„Wenn es bei dem elementaren Ausbruch des Aufstandes des erst zu 8 % seiner Glieder christianisierten Herero-Volkes zunächst aussah, als ob die Mission ganz vergeblich gearbeitet habe, so ist dies nicht zu verwundern. Gleichwohl können unsere treu auf ihren Posten aushaltenden Missionare über eine ganze Reihe von Erfahrungen berichten, die das Gegenteil beweisen. Aber nicht auf sie, sondern auf das Zeugnis der geretteten Frauen und Kinder, vor allem auf das Telegramm des damaligen Gouverneurs Leutwein, vom 9. Mai 1904, möchten wir uns hier berufen. Es lautet: „Gerechtigkeit gebietet hinzuzufügen, daß Rettung weißer Frauen durchweg durch eingeborene Christen erfolgt ist." Doch sehen wir hier einmal von dem allen ab. Die gegenwärtige jammervolle Lage des verzweifelnden Volksstammes gebietet uns, für seine Zukunft zu sorgen. Sie haben im Krieg alles verloren: Menschen, Vieh und Land. Ihre frühere Freiheit ist dahin, ihr Stolz ist gebrochen. Die Überlebenden sind größtenteils krank und kraftlos. Sie sind schwer genug gestraft. Darum möge jetzt, in

Befolgung des alten Rechtsgrundsatzes: ne bis in idem, der Gnade Raum gegeben werden.

„Wenn ein so großer Kongreß sich zustimmend zu dieser Auffassung erklärte, so wäre für die Zukunft viel erreicht. Darum möchte ich herzlich bitten: Gehen Sie auf unsere Gedanken ein!

„In Swakopmund unter den mehr als 1000 eingebrachten Herero hat ein Missionar unter den Kindern 45% Doppelwaisen festgestellt; 40% waren einfache Waisen, und nur 15% haben beide Eltern noch. Wer soll hier die große Aufgabe der Fürsorge in die Hand nehmen außer der Regierung und der Missionsgesellschaft, welche seit 60 Jahren Sprache und Sitte der Eingeborenen kennt? Es ist unmöglich, diese Kinder alle in Anstalten zu erziehen. Die Zahl ist zu groß. Die Trümmer der Hererofamilien müssen in die Lage gebracht werden, ihre verwandten Waisenkinder zu versorgen, andere mögen auf den Missionsstationen erzogen werden. Dazu gehört, daß die Unterworfenen in irgend welcher Weise an ihre alten Plätze zu Gartenbau und Viehzucht zurückkehren dürfen. Nur so werden die vielen Schwachen und Arbeitsunfähigen sich allmählich erholen und wieder selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen können, wodurch die jetzt vom Gouvernement geübte Versorgung mit Nahrungsmitteln nach und nach in Wegfall käme.

„Ich möchte mich dabei auf die mündliche Äußerung eines weitblickenden Kolonialmannes berufen.

„Als das Gespräch die Alternative berührte: Schonung oder Vernichtung? sagte er: „Wir stehen jetzt in Gefahr, das Nest zu zerstören, in dem die Eier der Zukunft liegen.“ Die Möglichkeit einer gesunden Fortpflanzung des Hererostammes ist durch die furchtbaren Entbehrungen der Frauen auf der Flucht und durch anderes sehr herabgesunken, das Familienleben der sich Unterwerfenden bedarf einer weisen Fürsorge. Man muß in ihnen wieder die Hoffnung beleben. Die Herero haben seit der Schlacht am Waterberg ohne Hoffnung gelebt. Nehmen Sie einem Menschen jede Hoffnung auf Umkehr und Besserung seiner Lage, so werfen sie ihn in die Hölle und machen ihn zu einem Teufel. Dann darf man sich hernach nicht wundern, wenn die Eingeborenen immer schwierig und verräterisch bleiben und allmählich degenerieren, so

daß wir in kurzem vor der Notwendigkeit stehen werden, fremde Kuli als Arbeitskräfte einzuführen.

„Betreffs der so energisch gewünschten Besiedelung der Kolonie durch Deutsche müssen wir erklären, daß die Mission trotz aller Kränkung, die sie von seiten unserer Landsleute erfahren hat, auf dem Standpunkte steht, das Kommen tüchtiger deutscher Handwerker, Kaufleute und Ansiedler zu begrüßen. Wir sind Männer der Hoffnung. Wir hoffen, daß die Zeit kommt, wo viele, die uns zuvor mißverstanden haben, unsere Arbeit anerkennen werden. Die Verständigung mit den verschiedenen Berufskreisen in der Kolonie ist freilich zur Zeit noch ziemlich erschwert. Aber wir wollen nichts nachtragen, wir stellen uns auf den Boden der Gegenwart. Wir bieten auch den Ansiedlern, aus deren Mitte erst vor einigen Monaten in Windhuk wieder ein unbegründeter Angriff auf die Mission geschah, abermals die Hand, die sie im vorigen Jahr durch den Sprecher ihrer Kommission in so schroffer Weise zurückgewiesen haben. Wir tun es im Blick auf das Gedeihen der ganzen Kolonie. Alle unsere Landsleute sollten bei dem Betreten des afrikanischen Bodens von dem einen Gedanken sich erfüllen lassen: Wir treten ein in die Klasse der berufenen Führer und Vorgänger unserer eingeborenen Stämme. Wir sind durch unser Tun und Lassen mitverantwortlich für die Zukunft der Kolonie vor Gott und Menschen. Dadurch entstünde ein rechter Arbeitsadel, und dieser Adel müßte unter sich selbst Zucht üben gegen solche Glieder, die nicht taugen wollen. So kämen wir zu gesunden sozialen Zuständen. Dann würde eine Mauer geschaffen, die den Ansturm der gefährlichen internationalen Elemente abwehren kann, die durch die Hebung der Minenindustrie unvermeidlich herbeifluten werden. Dann würden auch die Eingeborenen wieder Vertrauen zum deutschen Volk gewinnen. Und hierfür ist die Mission das unentbehrlichste Bindeglied, denn sie ist die einzige Klammer, die nicht zersprungen ist.

„Man schätzt den Wert eines Landes nach den wertvollen Bodenschätzen, die man findet, und datiert von der Entdeckung des ersten Diamanten in Südafrika eine neue Epoche der Entwicklung. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ist das unanfechtbar. Wir gönnen unserer Kolonie jeden Fortschritt, auch nach dieser Seite hin, und wünschen ihr allerlei kostbare Diamanten.

Der kostbarste Diamant, aber den es gibt, ist seit sechs Jahrzehnten von der Mission in die Kolonie hineingetragen worden. Es ist der Glaube, daß jeder einzelne Mensch darauf angelegt ist, einen ewigen und unendlichen persönlichen Wert und Inhalt zu erhalten durch das Evangelium. Das ist die Arbeit der Mission. Stören Sie diese Arbeit nicht, sondern lassen Sie sich herzlich bitten, sie auch an ihrem Teile zu verstehen und zu fördern!"

Diese wiederholt von lautem Beifall unterbrochenen Ausführungen wurden von keiner Seite angefochten. Man braucht diese Zustimmung nicht zu überschätzen, aber das darf man ihr doch entnehmen, daß die aus urteilsfähigen und sachkundigen Männern bestehende Versammlung neben, ja über dem wirtschaftlichen Standpunkt die Berechtigung der ethischen Beurteilung anerkannte. Mehr wollen wir zunächst gar nicht.

Durch die großen Opfer ist Südwest-Afrika von jetzt an nicht mehr als Protektoratsland, sondern als Kolonialbesitz untrennbar mit unserm Reich und Volk verbunden. Was so teuer erworben ward, das darf nicht öde und wüste bleiben. Die Fülle von Aufgaben, die dieses dürre Land uns stellt, wird gerade eine Fülle von Fähigkeiten und Arbeitsleistungen wecken, die sonst in unserer Mitte schlummern blieben.

Handwerker und Kaufleute, Ansiedler und Bergleute, Ingenieure und Techniker, Biologen und Ethnologen, Geographen Linguisten und Historiker, Nationalökonomen und Sozialpolitiker, Militärtaktiker und Staatsmänner, Mediziner, Juristen und Philosophen werden an Südwest-Afrika ihr bestes Wissen und Können einsetzen, Mühe und Freude dabei haben und zugleich das Land lieb gewinnen. Warum sollte nicht der Ethiker und der Missionar auch in ihrer Mitte weilen und wirken können?

Daß die Eingeborenen für das Gedeihen der Kolonie unentbehrlich, ja, daß sie das wertvollste Gut darin sind, wird einstimmig zugegeben. Sogar die „Koloniale Zeitschrift" redet einmal von einem „Generalpardon", wahrhaftig nicht aus Humanitätsduselei! So ist die Phase der „Vernichtungspolitik" glücklich auf der ganzen Linie überwunden. Und die Erhaltung der Eingeborenen gilt mit einem Schlag als einzig vernünftiges Dogma. Dabei hat jeder den Eingeborenen nach der seinem eigenen Beruf am meisten zugewendeten Seite im Auge. Aber es wäre doch

verhängnisvoll, wenn über der Einschätzung des Eingeborenen als Arbeitskraft, als Warenkäufer, als Naturkind, als Versuchsobjekt u. s. w. — vergessen würde, daß er trotz seiner anderen Hautfarbe und niedriger stehenden Rasse ein Mensch ist, gleich wie wir, ein Mensch mit seinem Fürchten und Hoffen, mit seinem Hassen und Lieben, mit seinem Glauben und Kämpfen, mit seiner Schuld und Sehnsucht, ein Mensch mit seinem Unfrieden und mit der Bestimmung, den Frieden zu finden bei dem, der von allen Menschenkindern der einzig sündlose und zugleich der einzig barmherzige ist. Jene Gemütserscheinungen erwägt der Ethiker, dies Evangelium verkündigt der Missionar. Und nicht nur die Farbigen, auch die Weißen dürfen es hören. Sie brauchen nicht gleich die Gefahr des Äthiopismus für die Eingeborenen zu befürchten. Denn wo Christus recht verkündigt wird, werden die Menschen demütig und friedfertig, allerdings auch eifrig fürs Recht und empfindlich fürs Ärgernis. Im Evangelium allein können Herrschende und Dienende auf die Dauer ihren Ausgleich und ihre geistige Interessengemeinschaft finden. Darum hat die Mission bei der Lösung der Eingeborenenfrage auch etwas mitzureden.

II.

Bedeutsame Quellenschriften.

Selbstverständlich bieten die bekannten großen ethnographischen Werke von Ratzel und Sievers u. a., sowie zahlreiche Monographien über das Schutzgebiet sehr wertvolles Material zur Eingeborenenfrage. Auch verdient die infolge des Aufstandes erwachsene Literatur von persönlichen Berichten und Erinnerungen eine gewisse, allerdings vorsichtige Berücksichtigung. Ebenso dürfen die 4 Hefte „Die Rheinische Mission und der Herero-Aufstand“ als die zuerst erschienenen Schilderungen von Augenzeugen nicht unerwähnt bleiben, auch nicht die früheren Jahrgänge der „Rheinischen Missions-Berichte“, in denen eine Fülle von sorgfältigen Beobachtungen und Erfahrungen über die eingeborene Bevölkerung niedergelegt ist. Wer aber schnell und gründlich zugleich einen Überblick über den heutigen Stand der Eingeborenenfrage gewinnen will, dem seien in erster Linie nachgenannte Veröffentlichungen zum Studium empfohlen: Die amtliche Reichstags-Denkschrift (d. d. Berlin, 29. Nov. 04). „Krieg und Frieden

im Hereroland", Aufzeichnungen von Konrad Rust, herausgegeben von Dr. E. Th. Förster 1905, und „Wirtschaft und Recht der Herero" von Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer, Berlin bei J. Springer 05. — Wir können nicht umhin, diese Schriften hier zu besprechen.

Die Denkschrift berichtet auf 23 Seiten Text in vornehm ruhiger Darstellung über die Geschichte der eingeborenen Stämme, über ihre Kriege, über den Abschluß der Schutzverträge, über die Bildung der Schutztruppe, über Waffen- und Munitionsbezug, über Spirituoseneinfuhr, über die Landfrage, über das Händlertum und Kreditwesen, um am Schluß die Veranlassungen und die Grundursache des Aufstandes darzulegen. Auf den folgenden 71 Seiten werden in der Anlage 40 wichtige Aktenstücke aus den Jahren 1885—1904 mitgeteilt, die sonst nur schwer zugänglich sind und die den aufmerksamen Leser instand setzen, sich über manche Einzelfrage ein selbständiges Urteil zu bilden, auch in Abweichung von der in der Denkschrift selbst vorgetragenen Anschauung. Allerdings vermissen wir auch einige wichtige Schriftstücke, z. B. einen genauen Bericht über die in der Tagung des Kolonialrates am 21. Nov. 1901 gepflogene Debatte über das Kreditwesen im Schutzgebiete. Durch sie wurde die auf Seite 83 abgedruckte, vortreffliche Verordnung des Gouverneurs vom 1. Januar 1899, die vorher schon außer Wirksamkeit gesetzt worden war, endgiltig beseitigt. Und doch hätte damals noch durch eine vollständige Unterdrückung des Kaufens auf Borg das leichtsinnige und verhängnisvolle Schuldenmachen unterdrückt werden können! Außerdem fehlt der viel besprochene Brief von Samuel Maharero vom 25. Mai 1904, der die Gründe enthält, die der von der Regierung eingesetzte, vertragsbrüchige Oberhäuptling für seine Erhebung angibt. Auch wären gewiß grundlegende Bestimmungen hinsichtlich des Schutzes der Eingeborenen, wie sie Kap. 1, Artikel 6 der Kongo-Akte (26. Februar 1885) enthält, jedem Leser der Denkschrift höchst willkommen gewesen; denn, obwohl die Kongo-Akte für Südwest-Afrika nicht von bindender Geltung ist, so zeigt sie doch die internationalen Grundlinien, auf denen jede Kolonialpolitik sich bewegen soll und will. In Artikel 6 verpflichten sich die Mächte, „die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und die Verbesserung ihrer sittlichen und materiellen Lebenslage zu

überwachen .... und alle Unternehmungen zu schützen, welche zu dem Zweck geschaffen sind, die Eingeborenen zu unterrichten und ihnen die Vorteile der Zivilisation verständlich und wert zu machen." Mithin braucht man den Kolonialmächten die rechten, heilsamen Grundsätze nicht erst aufzudrängen. Sie haben sich selbst schon längst dazu bekannt. Es kommt nur auf die Durchführung an.

Die Denkschrift stellt sich unbedingt auf den Boden der Kongo-Akte und des Rechtes. Es sei uns gestattet, hier an die unanfechtbaren Sätze zu erinnern, womit sie ihre Darlegungen (S. 23) schließt:

„Die Eingeborenenpolitik bildet bei weitem den schwierigsten Teil der dem praktischen Kolonialpolitiker obliegenden Aufgaben. Ihre Schwierigkeit wächst in Ansehung solcher Gebiete, in denen — wie bei Südwest-Afrika — die Besiedelung durch Weiße im Vordergrund steht. Denn gerade in diesen Fällen erheischt sie ganz besonders nachdrücklich einen geschickten Ausgleich zwischen oft entgegengesetzten vitalen Interessen. Auf der einen Seite hat die kolonisierende Macht die Pflicht, den Eingeborenen der europäischen Kultur näher zu bringen, auf der andern Seite kann sie sich der Aufgabe nicht entziehen, ihn vor den Gefahren, die jedem geistig und wirtschaftlich inferioren Volke aus der Berührung mit höherer Kultur erwachsen, zu bewahren. Hierbei erfordert das Gebot der Humanität und der Klugheit eine entgegenkommende, menschenwürdige Behandlung, während es andererseits im Hinblick auf die numerische Überlegenheit der Eingeborenen zur Ermöglichung eines ausreichenden Schutzes der Weißen der strikten Aufrechterhaltung der Regierungsautorität und, sofern nötig, unnachsichtiger Strenge bedarf.

„Die Regierung ist ehrlich bemüht gewesen, die Eingeborenen gegen die natürlichen Folgen des Zusammenstoßes von Kultur und Unkultur nach Möglichkeit sicher zu stellen. Es zeigte sich dies bei den Maßnahmen zur Bekämpfung des Mißbrauchs von Spirituosen, bei Behandlung der Waffen- und Munitionsfrage wie auch in Sachen der Landfrage. Es galt in geduldiger Arbeit und schrittweise mit den Mißständen aufzuräumen, die wir bei der Besitzergreifung des Landes als schlimme Erbschaft zu übernehmen hatten. Hierbei müßte stets im Auge behalten werden, daß das Reich

sein südwestafrikanisches Schutzgebiet im Wege des Vertrages mit den eingeborenen Stämmen und nicht durch kriegerische Eroberung erworben hat. Wenn ausgesprochen worden ist, daß die Regierung es an der nötigen festen Hand gegenüber den Eingeborenen habe fehlen lassen . . . . . so drängt sich die Frage auf, ob eine Gewaltpolitik, die sich nur unter großen Opfern an Geld und Blut hätte durchführen lassen, auch nur den Schein der Berechtigung gehabt haben würde und, ohne die schärfste Verurteilung herauszufordern, hätte unternommen werden können, solange keine Anzeichen dafür vorlagen, daß der seitherigen friedlichen Entwickelung des Schutzgebietes eine ernste Gefahr drohte."

Von kritischer Seite wurde darauf hingewiesen, daß die Regierung mit den hier ausgesprochenen Grundsätzen ja gerade zu schanden geworden sei; aber man vergaß dabei, daß die besten Gedanken nichts helfen, wenn sie nicht von allen in Betracht kommenden Organen klar erkannt und streng durchgeführt werden. Auch war die Mitarbeit der gesamten eingewanderten weißen Bevölkerung hierzu unerläßlich. Daß aber diese in ihrer überwiegenden Mehrzahl für die Rechtslage im Schutzgebiete nicht das nötige Verständnis hatte und deshalb geneigt war, die Handlungen der Regierung von falschen Gesichtspunkten aus zu beurteilen, zeigt sich u. a. auch in der aus der Kolonie in die Heimat gedrungenen irrigen Ansicht, daß der Aufstand eine Empörung von Untertanen gegen die Landesobrigkeit sei. Er ist nicht mehr und nicht weniger als ein frevelhafter Vertragsbruch. Als solcher muß er bestraft und gesühnt werden.

Wir machen aus unserer Überzeugung kein Hehl, daß die Unterdrückung des Aufstandes und die Bestrafung der Schuldigsten nicht nur eine politische, sondern auch eine sittliche Pflicht ist. Denn der Kampf ums Recht, obwohl er sich auf dem Boden der physischen Gewalt vollzieht und dadurch eine gewisse Ähnlichkeit hat mit dem Ringen gegen feindliche Naturmächte, hat seinen letzten Ursprung doch im persönlichen Empfindungsleben der Menschen.

Wohl sagt die Denkschrift: „Der Hereroaufstand wäre nach Lage der Dinge auch ausgebrochen, wenn es nie einen weißen Händler im Hererolande gegeben hätte." Ob diese Meinung angesichts der neuesten Vorkommnisse in Ostafrika noch vorhält, bleibe

dahingestellt. Wir setzen einfach dagegen, was v. Jhering irgendwo schreibt: „Man redet wohl oft von Entwickelung, weil man den Vorgängen zu ferne steht, um die Hand deutlich zu erkennen, durch deren Handlung die wahrgenommene Veränderung entstand.“ So sehen wir zwar immer noch deutlich die schwarze Hand, die mit dem Kirri zum tötlichen Streich verräterisch ausholt, aber die weiße Hand, die da und dort zuvor die Branntweinflasche anbot und zu Raubhandel und Gewalttat sich ausstreckte, ist gegenwärtig im Hintergrund verschwunden. War sie niemals da? Ist sie nicht noch im Verborgenen vorhanden? Dann wäre mithin für den, der tiefer blickt, — und wie viel mehr für den, der alles sieht und weiß, — die Schuld auf beiden Seiten?

Sie liegt in der Tat auf beiden Seiten, und darin, ob man dies anerkennt oder nicht, scheiden sich die Wege der Heuchelei und der Wahrhaftigkeit. Und dennoch kämpften unsere Tapferen draußen für eine gerechte Sache. Denn das Unrecht der Weißen war und blieb eine, wenn auch oft wiederholte böse Einzeltat, die nicht nach dem Gesetz, sondern gegen das Gesetz geschah; das Unrecht jener Aufstandsführer aber brachte das ganze eigene Volk zum Treubruch und machte die Freveltat des einzelnen zum Gesetz für alle. Darin liegt der Unterschied. Darum neigt sich diese Schale der Schuld tiefer, als die andere. Das haben auch jene christlichen Hottentottenfrauen in Gochas erkannt, als sie bei den dort verübten Greueln den Ansiedlerswitwen und der Missionarin klagend zuriefen: „Der Gott Israels sieht alle die Greuel, die unser Volk an den Deutschen tut. Ihr Weißen werdet gesegnet sein, aber die Naman werden untergehen. Seid nur getrost: Gott ist bei euch; er wird euch stärken; wir Frauen beten für euch.“ Darin liegt unsere Rechtfertigung, aber zugleich der stärkste Antrieb, nach dem Augenblick zu spähen, wo die Gnade eintreten darf. Denn wir sind es dem Namen des deutschen Volkes schuldig, die durch unsere Mitschuld schuldig gewordenen Feinde wieder aufzurichten. Darauf hinzuweisen hält die Mission für ihr gutes Recht und für ihre heilige Pflicht. Denn niemand kann den Fall der Völker schmerzlicher empfinden und niemand einen tieferen Einblick in das Gewebe der Schuldverflechtung haben als eben die Mission.

In den maßgebenden Kreisen ist die Wendung zur Gnade ein-

getreten; aber in breiten Schichten daheim und draußen herrschen noch die haßerfüllten Rachegedanken vor. Darum dürfen wir noch nicht schweigen; vor allen Dingen dürfen wir nicht schweigen zu dem oben genannten Rust'schen Buch.

(Schluß folgt.)

Die Greuel im Kongostaate.

Vom Herausgeber.

Unter dem Drucke der englischen Regierung, welche infolge der gehäuften Klagen über die an den Eingebornen des Kongostaates verübten Grausamkeiten[1]) den Consul Casement beauftragt hatte, an Ort und Stelle über den Tatbestand sich zu informieren und der die betreffenden Berichte bestätigt gefunden, hat der König von Belgien als Souverän des Kongostaates eine Kommission ernannt, um ihrerseits eine Untersuchung über die nicht endenwollenden Beschwerden zu veranstalten. Diese Kommission, die aus 3 von dem König berufenen Herren bestand, (dem Belgier Janßen, dem Italiener Nisko und dem Schweizer von Schuhmacher), hat sich beinahe 5 Monate am Kongo aufgehalten und endlich am 31. Oktober 1905 nach 15 Monaten über ihre Tätigkeit amtlichen Bericht erstattet.[2]) In seinem ganzen Umfange denselben zu exzerpieren, liegt außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift. Präzis ist es geschehen in der „Deutschen Kolonial-Zeitung (1905, Nr. 46 und 47: „Der Kongostaat und die Eingeborenen"). Zunächst enthält er viel Rühmenswertes über die Verwaltung des Kongostaates hinsichtlich des Ausbaues eines großen Netzes von Eisenbahnen, Straßen, Dampfer- und Telegraphenlinien und nach dieser Seite hin sind die „kulturellen Erfolge" unbestreitbar, doch hat diese Art der kulturellen Erfolge mit den Anklagen wenig oder nichts zu tun, welche bezüglich der Behandlung der Eingeborenen erhoben worden sind, auch macht ihre rhetorische Färbung den

1) Vergl. A. M. Z. 1903, 424: Das Schreckensregiment im Kongostaate.

2) *Bulletin* Officiel de l'État Independant du Congo 1905. N. 9 u. 10.

Eindruck, daß durch sie die vielen dunklen Bilder, welche der Kommissionsbericht einzeichnen muß, etwas überstrahlt werden sollen, so wenn es p. 143 z. B. heißt:

„Unsere Reise nach dem Kongo brachte einen Eindruck der Bewunderung und des Wunders hervor. Sicherheit herrscht heute in einem Lande, das vor 25 Jahren in Barbarei versunken war, von arabischen Stämmen geplündert wurde und mit Menschenfleisch-Märkten übersät war. Der Sklavenhandel ist verschwunden, der Kanibalismus muß sich verstecken und Menschenopfer sind selten geworden."

Aber mit dem Lob verbindet der Bericht auch eine eingehende Kritik, die teils indirekt die meisten der erhobenen Beschuldigungen dadurch als berechtigt anerkennt, daß sie eine ganze Reihe notwendiger Reformen in Vorschlag bringt, teils direkt, indem sie — wenn auch unter manchen Einschränkungen und Weißwaschungsversuchen — die betreffenden Tatsachen zugibt, sodaß die Missionare voll gerechtfertigt aus der Untersuchung hervorgegangen sind, trotzdem ihre Angaben gelegentlich als „zu pessimistisch" bezeichnet werden (p. 177). Das Tatsachenmaterial ist zu erdrückend gewesen; Verschleierung war unmöglich.

Ich zitiere zunächst, was zugegeben wird, und zwar um jeden Schein parteilicher Auslese zu vermeiden, wesentlich nach dem Bericht der „Deutschen Kolonial-Zeitung", die bei aller zwischen den Zeilen zu lesenden Verurteilung der notorischen Greuel, doch säuberlich mit der Verwaltung des Kongostaates verfährt und mehr Rühmliches und Vorbildliches an ihr findet, als sie verdient.

1) Bezüglich der Überweisung von Land, die in so genügender Weise an die Eingeborenen stattfinden sollte, um bestehen zu können, „haben sich doch häufig Härten ergeben." „Man hat die Eingeborenen auch hier und da gehindert, ihre Dörfer zu verlegen, wenn nicht gar von einem Dorf zum andern einfach zu reisen." Hier erscheine eine erste liberale Reform geboten, die zwar noch nicht in einer Abgrenzung des Eingeborenenlandes bestehen könne, aber doch den Eingeborenen „die Nutzung der um ihre Siedelung herumliegenden Ländereien überlassen solle mit dem Recht, die darauf gewonnenen Erzeugnisse zu verkaufen." Die Besitzenteignung und die Verhinderung des Handels mit den eignen Erzeugnissen muß also weit gegangen sein.

2) Als Fronarbeit habe den Eingeborenen gesetzlich nur eine Leistung von 40 Stunden monatlich für den Staat abverlangt werden sollen, aber „schon vor Erlaß dieser Verordnung hätten die Bezirksbeamten hohe Leistungen in Kautschuk gefordert und in der buntesten Verschiedenheit die Leistungen berechnet," d. h. sie haben die Stundenzahl

viel höher hinaufgetrieben und den Preis für die Kautschukmenge allerniedrigst taxiert. Selbst „bei der Heranziehung zu öffentlichen Diensten hat man sich gar nicht an die Norm der 40 Stunden gehalten."

3) Dazu sind so umfangreiche Naturalleistungen als Steuer gefordert werden, bei denen sich „Übelstände" ergeben haben, unter Umständen bis zu einer „Entvölkerung der betreffenden Gegenden." Die Kommission bezeugt ausdrücklich die Tatsache der Entvölkerung als die Folge des travail excessif imposé aux indigènes.

4) Auch bezüglich des Trägerverkehrs, der jetzt nach dem Njassasee hin sehr rege ist, „haben uns — der Kommission — Richter auf die traurigen Folgen aufmerksam gemacht; er erschöpft die beklagenswerten Volksgruppen, die davon betroffen werden und bedroht sie mit teilweiser Vernichtung." Alles — unter 2—4 sehr mild ausgedrückt, aber es läßt tief blicken.

5) „Während bei der Erörterung des Betriebes auf den Staatsdomänen die Kopalgewinnung als einwandsfrei hingestellt wird," die D. K. Z. glaubt das also selber nicht, „treffen die Kautschukgewinnung mehrere (wirklich bloß mehrere?) Tadel." Zumeist muß der Eingeborene alle 14 Tage, einen 1- bis 2tägigen Marsch nicht angerechnet, in den Busch, um die geforderte meist sehr große Menge Kautschuk aufzubringen, wozu oft die halbe Zeit und noch mehr gehört." Dann mußte der gewonnene Kautschuk meist wieder Tagereisen weit zur Ablieferungsstätte geschleppt werden. Und bei dem Aufenthalte in den Wäldern waren die Armen unsäglichen Leiden und Gefahren ausgesetzt (p. 162 ff., 172 ff.).

6) „Die Zwangsmittel zur Erlangung der Abgaben sind zu hart und ungleichmäßig." Unter den sehr gewaltsamen Zwangsmitteln tadelt der Bericht namentlich, daß man den Häuptlingen ihre Frauen als Geiseln weggenommen, monatelang sie in ungesunden Gefängnissen eingekerkert und von rohen Wächtern aufs gemeinste hat mißhandeln lassen. Die in den Dienst des Staats gestellten eingeborenen Steuereintreiber haben sich als „grausame Despoten gefühlt und rücksichtslos gemordet." Und noch schlimmer haben es die im Dienste der Gesellschaften stehenden eingeborenen Polizeisoldaten getrieben. Diesen Gesellschaften soll darum das Zwangsrecht aberkannt werden." In den stärksten Ausdrücken wird der zahllosen Morde und sonstigen Grausamkeiten der sog. sentilis und capitas in dem offiziellen Bericht gedacht (p. 198 ff.).

7) „Bei den militärischen Unternehmungen, die einen rein polizeilichen Charakter tragen sollten, ist es — nach dem Berichte: trotz der Weisungen der Regierung — häufig dahin gekommen, daß der Zug in einen Kriegszug ausartete, wenn die Eingeborenen flohen und die schwarzen Soldaten sie verfolgten und nach Herzenslust mordeten."

8) Was die häufig berichteten barbarischen Verstümmelungen, besonders das Abhauen der Hände und die Übergabe derselben im *gedörrten* Zustande an die Befehlshaber der eingeborenen Soldateska be-

trifft, so konstatiert der Bericht ihre Tatsächlichkeit, behauptet aber, „daß die Weißen keine Schuld an diesem grausamen Verbrechen treffe; höchstens hätten früher die Offiziere die Verstümmelungen dulden müssen, da sie ein Kriegsbrauch der afrikanischen Völker seien und die eingeborenen Soldaten nicht von demselben lassen wollten." Ich führe die eigenen Worte der Kommission an (p. 226): On ne doit pas s'étonner si les noirs enrôlés dans la Force publique n'ont pu abandonner immédiatement cette contume invétérée, et si, pour fournir à leurs chefs la preuve de leur valeur guerrière, ils leur ont parfois apporté de sanglants trophées prélevés sur les cadavres ennemis. Man hat die Hände und Füße aber auch den Lebenden abgehauen und die (weißen) Chefs haben nicht gewehrt. Die Kommission hat die Verstümmelten selbst gesehen (p. 223 f.)

Un indigène affirme (vor der Kommission) que ses mains ont été montrées au chefs de post de Bikoro, et M. Clark rapporte que ce même agent, aujourd'hui décédé, désignant son chien, lui aurait dit: „C'est un chien anthropophage, il mange des mains coupées." — Das nennt man „zivilisieren."

9) wird — um das nur noch summarisch zu registrieren — scharfes Gericht gehalten speziell über die vielen und groben Mißbräuche, welche die Konzessionsgesellschaften mit der ihnen verliehen gewesenen Macht getrieben haben, und Einschränkung, ja Entziehung dieser Macht kategorisch gefordert. Besonders die in Verbindung mit den Kautschukerpressungen verübten Greueltaten dieser Gesellschaften werden nicht bemäntelt. — Bei dieser Gelegenheit wird auch gegen die katholischen Missionare Anklage erhoben wegen der Ausbeutung der ihrer Pflege anvertrauten Waisen, welche sie auch lange über die gesetzliche Zeit hinaus als Arbeiter behalten haben. „Selbst die Nilpferdpeitsche — heißt es — und die Ketten sind nicht ausgeschlossen gewesen, und die Erwachsenen, die in kleinen Gruppen auf den Gutshöfen der Missionen untergebracht wurden, sind weiter nichts als Klosterhörige." (p. 245 ff.)[1] Endlich werden auch die Rekrutierungen (p. 250 ff.) und selbst die Justizpflege, trotz vieler Anerkennung, die man ihr zollt, einer scharfen Kritik unterzogen, weil sie es den Eingeborenen so gut wie unmöglich gemacht habe, in Klagefällen Recht, ja selbst nur Gehör zu finden.

Das sind schwarze Punkte genug und übergenug selbst in dem Kommissionsberichte, welche konstatieren, daß es den unglücklichen Eingeborenen des Kongostaates

---

1) Vergl. A. M. Z. 1904, 426: „Die verschiedene Stellung der kath. und evangelischen Missionare zu den notorischen Greueln im Kongostaate." Diese Enthüllungen des Kommissionsberichtes werfen ein neues Licht auf die tendenziösen Bemühungen der kath. Missionare, die evangelischen zu verdächtigen und die Verwaltung des Kongostaates weiß zu waschen.

schlimmer ergangen ist als seiner Zeit den westindischen Sklaven.

* * *

Die königliche Kommission hatte zu ihren Untersuchungs-Verhandlungen an Ort und Stelle Beamte des Staats, kaufmännische Agenten, Missionare und Eingeborne zugezogen. Einer derselben, Rev. Antistel, Missionar der Am. Baptist Miss. Union, veröffentlicht im Independent (1905, 9. Nov.), unabhängig von dem offiziellen Berichte, der ihm noch nicht vorgelegen, authentische Auszüge aus den Vernehmungen, aus denen ich zur Beleuchtung und Ergänzung des Kommissionsberichts noch einiges mitteilen muß. Einleitend bemerkt er, die Kommission habe ehrlich und unparteiisch die vorgebrachten Tatsachen angehört, aber da in jedem Distrikt, in welchen sie kamen, stets ihre Ankunft vorher bekannt gegeben war, so kam es wiederholt vor, daß die betreffenden Beamten die Hauptbelastungszeugen entweder vorher zu beeinflussen oder fern zu halten suchten. Er gibt in den dafür beigebrachten Beispielen, wie durchgehends in allen seinen Mitteilungen, aufs genaueste Ort- und Personen-Namen an.

In Bolobo, einer Station der englischen Baptisten, etwas nördlich vom Einfluß des Kassai in den Kongo, erklärte der hier stationierte, berühmte, wegen seiner geographischen Forschungen vom König Leopold wiederholt dekorierte alte Missionar Grenfell, der in der Öffentlichkeit bisher nicht als Ankläger aufgetreten war, jetzt vor der Kommission:

„Er könne die von dem Souverän des Kongostaats empfangenen Orden hinfort nicht mehr tragen; er müsse bedauern, daß die Hoffnungen, die er auf die schönen Versprechungen gesetzt, welche anfangs gemacht waren, gröblich getäuscht worden seien; die Kongoregierung sei eine Mißregierung.[1])

1) Wie dem Missionar Grenfell, so hatte man auch der englischen baptistischen M. G., der er angehört, einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie in der Öffentlichkeit über die skandalösen Vorgänge am Kongo bisher geschwiegen. Aber auch sie hat jetzt, nachdem sie erlebt hat, daß alle privaten Vorstellungen bei der Regierung und bei dem Könige selbst nichts gefruchtet, das Schweigen gebrochen und durch Vermittlung des auswärtigen Ministers Lansdowne an die Untersuchungskommission folgende Eingabe gerichtet (Miss. Her. B. M. S. 1905, 525): „Die Mitglieder der General Comittee of the B. M. S., welche seit 25 Jahren unter großen Opfern an Menschenleben und Geld an der sittlichen und geistigen Hebung der Eingeborenen des Kongostaates arbeitet,

Auf derselben Station erbrachte Mr. Scrivener Beweise für die erschreckenden Verhältnisse, die nicht bloß in den Gesellschaftsgebieten, sondern auch in dem Kronlande herrschten.

„Einer der erschütterndsten Fälle bei der Abhörung der eingeborenen Zeugen trug sich zu, als ein noch jugendlicher Neger von den Kommissaren gefragt wurde: „Wie konntest du denn die Namen der Ermordeten wissen?" zur Antwort gab: „Einer von ihnen war mein Vater."

Die Untersuchung ergab weiter die Tatsache, daß das Land sehr rapid entvölkert worden ist.

„Bolobo hatte 1889 eine Bevölkerung von zirka 40000 Seelen, 1900 nur noch kaum 8000. In Lukolela (nördlich von Bolobo) war sie in derselben Zeit von 5000 auf 352 verringert. Auf jedem Platze, von dem eine Statistik erhalten werden konnte, ist die Bevölkerungszahl um 60—80 Prozent vermindert. Und es wurden Zeugnisse beigebracht, daß das fast ausschließlich die direkte und indirekte Folge der gewaltsamen Eintreibung der Taxen war."[1])

Wiederholt wurde durch Tatsachen nachgewiesen, sowohl daß

---

fühlt sich gedrungen, nochmals den Empfindungen ihres Abscheus und ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben über die fortgehenden Grausamkeiten und Greuel, die an den unglücklichen Völkern des Staates durch Vertreter seiner Regierung und der Konzessionsgesellschaften begangen werden. Wir würden diesen Schritt schon längst getan haben, hätten wir es nicht für weiser gehalten, die Veröffentlichung des Berichts abzuwarten, der von der durch König Leopold ernannten Kommission in Aussicht gestellt ist. Aber da das Erscheinen dieses Berichts sich unbührlich verlängert, so dürfen wir nun nicht noch länger zurückhalten angesichts der Tatsache, daß der Beweis für die Wahrheit der seitens der Missionare und anderer Zeugen zur Kenntnis der Kommission gebrachten Greuel außer Zweifel gestellt ist, und daß sie in großen Strichen des Kongostaats die schlimmsten Züge afrikanischer Sklaverei an sich tragen und ganze Distrikte entvölkern, infolge der Unterdrückung und grausamen Behandlung der Eingeborenen durch die Beamten des Staats, die eingeborenen Soldaten und die Vertreter der Konzessionsgesellschaften. Die General Comittee of the B. M. S. fühlt sich daher gedrängt, ernst und ehrerbietig an Sr. Majestät Regierung zu appellieren, damit sie unter Mitwirkung der Mächte des Berliner Vertrags solche Veranstaltungen treffe, welche bis zu einem baldigen Termin dem gegenwärtigen Regime der Unterdrückung, Vergewaltigung und Grausamkeit ein Ende mache, das in so vielen Teilen des Kongostaates das herrschende ist."

1) Bezüglich der Entvölkerung ist es, daß der Kommissionsbericht die Mitteilungen der Missionare für zu pessimistisch hält (p. 177 ff.); die Tatsache der starken Entvölkerung konstatiert auch er.

die angebliche 40 Stunden pro Monat Fronarbeit weit überschritten worden sei, wie daß die verübten Grausamkeiten unter den Augen der Weißen und sogar manchmal durch sie selbst verübt worden seien — alles unter Nennung ihrer Namen.

Mr. Harris konstatiert:

„16 Esanga-Zeugen wurden einer nach dem andern vernommen. Sie beschrieben anschaulich die Einzelheiten, wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter mit kaltem Blut um des Kautschuks willen ermordet wurden. Dann erhob sich der Oberhäuptling der Bolima, wies auf seine 20 Zeugen und legte 120 Zweige auf den Tisch, von denen jeder ein Leben für den Kautschuk symbolisierte. Diese, sagte er, bedeuten Häuptlings-, diese Männer-, diese kürzeren Frauen-, diese kleineren Kinder-Zweige. Er berichtete, wie die weißen Männer ihn bekriegten, die Leichen der Erschlagenen vor ihn hinwarfen und sagten: Wirst du jetzt Kautschuk bringen? Er habe darauf geantwortet: Ja: und die Erschlagenen wurden zerlegt und von den Kämpfern des Herrn Forcie gefressen.“

„Darauf trat Bonkoko vor und erzählte, wie er die Polizeisoldaten der Konzessions-Gesellschaft begleitet habe, die gekommen waren, um Isikisasu, seine Weiber und Kinder zu ermorden. Sie fanden sie friedlich bei ihrem Abendmahl sitzend, töteten soviel sie konnten, zerlegten die Leiber und fraßen die der Weiber und des Sohnes von Isikisasu, darauf zerschmetterten sie die kleinen Kinder, daß das Gehirn herausspritzte, halbierten ihre Leiber und spießten die Hälften auf. Weiter erzählte er: Bei ihrer Rückkehr habe Herr Forcie die Soldaten geschlagen, weil sie nicht genug Bolimaleute getötet hätten, — Lomboto zeigte seine von den Soldaten verstümmelte Faust, Ikekansu seinen Armstumpf; beide erzählten dieselbe schaurige Geschichte. Jeder Zeuge berichtete von Schlägen, Raub, Notzucht, Verletzungen, Morden, Gefangennehmungen von Männern, Weibern und Kindern und von ungesetzlichen Auflagen.“

Eine Menge von Tatsachen wurden vorgeführt über grausame und schamlose Behandlung der Frauen. Nur ein Beispiel.

„Boali, die Frau Ekwongo's, erschien vor der Kommission und zeigte ihren verstümmelten Leib. Weil sie ihrem Ehemann die Treue halten wollte, der um Kautschuk zu sammeln abwesend war, wurde sie in den Unterleib geschossen, wodurch eine schreckliche Wunde entstand und die Eingeweide teilweise heraustraten; daß sie noch lebt, erscheint wie ein Wunder. Sie brach bewußtlos zusammen, und die Schufte, noch nicht damit zufrieden, hackten ihr einen Fuß ab.“ Schade, fügt die Zeugin, Frau Harris, hinzu, daß dieser schrecklich verstümmelte Frauenleib zu Hause nicht gezeigt werden kann, damit er dort seine traurige Geschichte erzähle.“[1])

[1]) *Die Herren* Harris nnd Stannard haben eine separate kleine Schrift *veröffentlicht:* Extract of evidence laid before the Congo Commission of

Doch genug dieser als notorisch erwiesenen Beispiele unmenschlicher Grausamkeit. Der Ergänzungsbericht des Rev. Antistel bringt endlich zahlreiche vor die Kommission gebrachte Beweise immer unter Nennung der betreffenden Orte und Personen dafür, daß Klagen über die Härten, Bedrückungen und Grausamkeiten wenig oder gar kein Gehör gefunden, daß den Eingebornen Beschwerden und Verteidigungen so gut wie unmöglich gemacht worden, daß Bestrafungen von ihrer Vergehungen überführter Weißen illusorisch gewesen seien, sodaß den Augenzeugen nichts übrig geblieben sei, als die Flucht in die Öffentlichkeit. Wieder nur ein von Mr. Weeks vor der Kommission angeführtes Beispiel.

„Ich berichtete über die Tötung von 22 Männern, Frauen und Kindern durch Herrn Mazy in der Bokongo-Sektion. Die Kommissare sagten, „daß der Richter Grenade meine Beschuldigungen bestätigt und sie durch noch mehr Details ergänzt habe." „Mr. Weeks legte seine Klage in die Hände der Autoritäten in Boma, der Hauptstadt des Kongostaats, welche alle Personen passieren müssen, die das Land verlassen und wo alle Weißen vor Gericht gestellt werden. Aber Leutnant Mazy wurde trotz dieser gegen ihn in Boma anhängig gemachten Klage nicht in Untersuchung gehalten, sondern erhielt die Erlaubnis, nach Europa zu gehen; und einmal außerhalb des Kongostaates, kann niemand, so groß auch sein Verbrechen sein mag, für seine Übeltaten im Kongostaate zur Verantwortung gezogen werden."

Der Independent, der in der angezogenen Nummer an 3 Orten die Eingebornenbehandlung im Kongostaate bespricht, schließt den dritten Artikel mit den Worten: „Die belgische Regierung ist eine Schande voll Schrecken gewesen, die die christliche Zivilisation in Verruf gebracht hat. Eine Besserung des Heidentums hat sie nicht gebracht!" Das können auch alle die „kulturellen Erfolge", die der Kommissionsbericht so hoch rühmt, nicht entkräften. Was hier geschehen, ist so himmelschreiend, daß es dem Ärgsten gleichkommt, was seitens der Sklavenhändler weiland verbrochen ist. Und das ist geschehen im 19. und 20. Jahrhundert, das so stolz auf seine Zivilisation ist, geschehen ohne daß ein Schrei der Entrüstung durch die gesamte christliche Welt gegangen ist. Freilich, es waren nur Schwarze, Wilde, an denen die Grausamkeiten be-

---

inquiry at Bwembu, Bolobo, Lulanga, Baringa, Bongandanga, Ikau, Bonginda and Monsembe. Ebenso Herr Morel 4. edition bedeutend erweitert. — Wer ein Exemplar wünscht, kann es gratis von mir erhalten. Auch der offizielle Kommissionsbericht steht zur Einsichtnahme zu Diensten.

gangen sind und darüber entrüstet sich Europa nicht, und wenn die Missionskreise es tun, so zuckt man die Achseln, ja versetzt sie in Anklagestand, als ob sie die Sündigen wären. Dem Souverän des Kongostaates sind die ebenso traurigen wie schrecklichen Vorgänge, die sich in demselben abgespielt haben, wiederholt zur Kenntnis gebracht; vielleicht beunruhigt der Kommissionsbericht nun seinen Schlaf, daß er endlich, endlich Abhilfe schafft.[1])

„Gottsucher" unter den Chinesen.

Von Missionar G. Genähr.

I.

In einem der Bücher des bekannten Schriftstellers der englischen Kirche, Dean Farrar, werden drei große Philosophen des heidnischen Altertums (Seneca, Epiktet und Marc Aurel) „Sucher nach Gott„ (Seekers after Good), nach Act. 17, 27, genannt, und er ist der Meinung, daß diese Männer diesen Namen wohl verdienen, wenn man bedenkt, unter welchen Verhältnissen sie gelebt und der Wahrheit nachgestrebt haben.

Ohne Zweifel ließe sich, durch Zeichnung der Lebensbilder einiger der hervorragenderen chinesischen Philosophen, unschwer der Beweis liefern, daß auch sie ein Recht beanspruchen könnten, unter die „Sucher nach Gott" gerechnet zu werden.

Die Aufgabe, die ich mir für die vorliegende Arbeit gestellt habe, ist aber eine bescheidenere, da ich nicht die Absicht habe, die Aufmerksamkeit auf die besten und hervorragendsten Charaktere des chinesischen Altertums hinzulenken, vielmehr zeigen möchte, daß nicht nur unter Männern, die als Philosophen einen Namen haben, ein Suchen nach Gott wahrgenommen werden kann, sondern daß auch viele von denen, die „verschmäht von den Hohen und verlacht von der Welt", oft ein kümmerliches und sorgenvolles

1) Bei der Revision dieses Artikels geht mir seitens der Congo Reform Association noch ein ausführliches Schriftstück zu, welches eine Kritik des amtlichen Berichtes enthält unter dem Titel: The Report of King Leopold's Commission of Enquiry. Its admissions and suggestions; its recticenses and ommissions. Auch dieses wichtige Schriftstück kann gratis von mir bezogen werden.

Dasein fristeten, ein starkes Verlangen in sich fühlen, zu erfahren, was und wer Gott sei. Solche Männer sind in China nicht selten die Häupter und Gründer der vielen sogenannten „geheimen" Sekten, an denen das Land so reich ist, gewesen. Von diesen niedergetretenen, verfolgten und übelbeleumundeten Sekten, soll im Nachfolgenden die Rede sein und gezeigt werden, daß sie eine Weltanschauung vertreten, die der christlichen viel näher steht als die konfuzianische, welche in einzelnen ihrer erhabensten Aussprüche dem Geiste des Christentums zwar nahe kommt, aber doch im Grunde aus einer ganz anderen Weltanschauung fließt.

Geheime Sekten oder religiöse Gemeinschaften in China sind nicht mit den sogenannten geheimen Gesellschaften oder Geheimbünden zu identifizieren, obgleich manche „Kenner" chinesischer Verhältnisse diesen Irrtum begangen haben, und die chinesische Regierung keinen Unterschied zwischen beiden macht, indem sie alles, was nur von ferne den Charakter einer „Gesellschaft" an sich trägt, als staatsgefährlich brandmarkt und erbarmungslos wie ein giftiges Gewürm zu zertreten sich bemüht. Geheime Gesellschaften haben trotz ihres halbreligiösen Charakters, in der Regel ein politisches Gepräge, und sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, aufrührerisch. Der ausgesprochene Zweck ihres Bestehens, für den sie stets bereit sind, zu kämpfen und zu sterben, ist die Wiederherstellung einer rein chinesischen Dynastie und die Beseitigung der Mandschuherrschaft. „Nieder mit den Ts'ings (Tâ Ts'ing nennt sich die gegenwärtig in China herrschende Mandschu-Dynastie) und empor mit den Mengs (Name der früheren Dynastie)", so lautete von jeher ihr gemeinsames Losungswort. Außerstande ihre revolutionären Aspirationen zu verwirklichen, haben die meisten derselben jetzt mehr oder weniger den Charakter von Räuber- und Rebellenbanden angenommen, die das Land weit und breit unsicher machen und der Regierung viele Not bereiten. Obgleich die Zugehörigkeit zu diesen geheimen Verbindungen mit schweren Strafen belegt wird, ist doch ihre Mitgliederschaft vielleicht nie größer gewesen als jetzt, ein Beweis, wie unbeliebt die Mandschuherrschaft im Lande ist. Die bekanntesten derselben sind die „Triasgesellschaft" mit ihren Verzweigungen, ferner die „Boxer" oder richtiger die „Fäuste der Gerechtigkeit und der Eintracht"; die „Tigerschwanzpeitschen"; die „rote Ziegelgesellschaft" und andere.

Ungleich diesen „geheimen Gesellschaften", die dem Haß gegen eine Fremdherrschaft, welche der Chinese verachtet und gerne los werden möchte, ihr Dasein verdanken, sind die religiösen Sekten, deren Zahl Legion ist, einem gemeinsamen Verlangen, das Unendliche und Ewige zu begreifen, entsprungen. Die in ihren Tiefen erregte Seele streckt ihre Fühler aus, sucht den Raum, der uns von der unsichtbaren Welt trennt zu überschreiten und sich mit dem Wesen oder den Wesen, die über den Sternen wohnen, in Verbindung zu setzen. Unter diesen von der Gelehrtenkaste verachteten und zum Teil obskuren religiösen Sekten müssen wir die Entwicklung der religiösen Instinkte des Volkes suchen. Da aber über das Sektenwesen in China bis jetzt nur wenig an die Öffentlichkeit gedrungen ist, so brauchen wir uns nicht gerade zu wundern darüber, daß die so oft schon gehörte Behauptung, der Chinese sei religiös indifferent, noch bis in die Neuzeit wiederholt worden ist. Selbst ein Gelehrter wie Fairbairn hält die Chinesen für ein Volk, dem die religiöse Fähigkeit abgehe. Er nennt sie ein „Volk, das so verdünnte religiöse Fähigkeiten oder Genius besitze, daß von ihm kaum gesagt werden könne, es habe je Religion gekannt, wenigstens nicht in dem Sinne wie Semiten und Indo-Germanen es verstehen."[1]) Andere Gelehrte, wie z. B. D. Faber sind dagegen der Meinung, daß die Chinesen vielleicht zu den religiösesten Völkern der Erde gezählt werden dürfen. Nur müsse man bei ihnen nicht nach Symptomen der Religion ausschauen, denen ähnlich, wie wir sie in christlichen Ländern wahrzunehmen gewöhnt sind.[2])

Ich fühle mich nicht berufen, auf diese interessante und keineswegs leicht zu beantwortende Frage generaliter näher einzugehen. Es würde nicht schwer sein, darüber eine lange Abhandlung zu schreiben, ich glaube aber kaum, daß viel dabei herauskommen würde. Dagegen gibt es eine praktische Art, an diesen Gegenstand heranzutreten, von der wir uns mehr versprechen dürfen als von einer gelehrten Abhandlung, indem wir nämlich unsere Aufmerksamkeit dem Sektenwesen in China zuwenden. Wenn es mir gelingt, nachzuweisen, daß in erster Linie durch die Sekten die religiösen Gefühle unter dem Volk gepflegt werden, dann bin ich in

1) Studies in the Philosophy of Rel. an History, 1877. p. 310.
2) Faber, Introduction to the Science of Chinese Religion, p. VIII.

der Lage, die Schlußfolgerung, die einige mit den Tatsachen nicht genügend bekannte Gelehrte gezogen haben, daß nämlich die Chinesen überhaupt keine Religion haben, als eine grundlose Behauptung zurückweisen zu können.

Wir werden dieses Ziel leichter erreichen und wohl auch größeren Gewinn davon haben, wenn wir uns bei unserer Untersuchung auf eine der hervorragenderen Sekten beschränken, anstatt einen Rundgang durch das ganze, beinahe unübersehbare Gebiet des chinesischen Sektenwesens zu machen. Es ist übrigens mit Recht behauptet worden, daß die verschiedenen Namen, der nach Hunderten zählenden Sekten in China keineswegs zu der Annahme berechtigen, daß wir es mit ebenso vielen unterschiedenen, zusammenhangslosen religiösen Korporationen zu tun haben. Jede Korporation kann sehr wohl ihre Abzweigungen und Gemeinden unter verschiedenen Namen haben; und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß die Zahl der wirklichen Sekten viel geringer ist, als die der Sektennamen. Es ist überdies sehr wohl möglich und gewiß nicht selten der Fall gewesen, daß eine Sekte, oder eine ihrer Abzweigungen, sich einen neuen Namen beigelegt hat, um die sie verfolgende Regierungsgewalt irre zu leiten und die ihr drohende Gefahr von sich abzulenken.[1])

So weit ich beurteilen kann, ist bis jetzt noch nicht viel über das Sektenwesen in China an die Öffentlichkeit gedrungen. Unter dem Titel: „Geheime Sekten in Shantung" hat Dr. Porter im Jahre 1886 einen Artikel im Chinese Recorder veröffentlicht, in welchem er einen Überblick über eine in China weitverbreitete Sekte, die der „Acht Diagramme" gibt. In demselben Jahre schrieb Dr Edkins unter Bezugnahme auf obige Arbeit in derselben Zeitschrift über einen ähnlichen Gegenstand, indem er nachzuweisen suchte, daß das Sektenwesen in China der konfuzianischen Philosophie, als diese während der Sung-Dynastie (960 bis 1278 n. Chr.) ihr goldenes Zeitalter erlebte, entsprossen sei.[2]) Ein Jahr später hielt derselbe Gelehrte einen Vortrag vor der Peking Missionary

1) Vgl. De Groot, Sectarianism and religions persecution in China, p. 155 f. 174.

2) Dieser Annahme ist der holländische Gelehrte De Groot in seinem Werk, auf das ich noch öfters zurückkommen werde, scharf entgegengetreten. p. 196.

Association, in welchem er Auskunft über „den Inhalt einiger der gebräuchlichsten Bücher der modernen Sekten in Nordchina gab. Dieser Vortrag erschien ein Jahr später ebenfalls im Chinese Recorder. Endlich ist noch zu erinnern an einen Vortrag, den der Baptistenmissionar Rev. James im Jahre 1890 vor der großen Missions-Konferenz in Schanghai gehalten hat. In diesem Vortrag, der in den „Records" der Missions-Konferenz abgedruckt worden ist, werden interessante Einzelheiten über die Namen und den Zweck der in der Provinz Schantung am häufigsten vorkommenden Sekten mitgeteilt. Alle diese Veröffentlichungen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, haben es mit den religiösen Sekten in Nord-China zu tun.

Es gibt aber auch in Süd- und Mittel-China eine Anzahl von religiösen Gemeinschaften, die Beachtung verdienen. Dem holländischen Professor und Synologen De Groot haben wir es hauptsächlich zu verdanken, daß wir uns ein zuverlässiges Urteil über dieselben bilden können. Sein gelehrtes Werk über „Sektenwesen und Religionsverfolgung in China"[1]) enthält neben feinsinnigen und treffenden Bemerkungen über Sektenwesen überhaupt eine solche Fülle von wertvollem Quellenmaterial über den uns hier beschäftigenden Gegenstand, daß wir uns mit Hilfe des hier Dargebotenen besser als je ein zutreffendes Bild von dem religiösen Leben eines großen Teiles des chinesischen Volkes machen können. Hinreichend geschult in der religiösen Philosophie der Chinesen (er ist der Verfasser eines gelehrten Werkes über „Das religiöse System Chinas", von dem bisher vier Bände erschienen sind), und durchaus vertraut mit den Sitten und Gebräuchen dieses Landes, dessen Sprache er beherrscht, ist De Groot wie wenige geeignet, uns in ein Gebiet einzuführen, das bis dahin für die meisten eine terra incognita war. Es sind besonders zwei hochbedeutsame und hervorragende Sekten, die Sien-t'ien und die Lung-hwa Sekte, die eine eingehende und lichtvolle Darstellung von seiten dieses Gelehrten erfahren haben, und die er der Aufmerksamkeit derjenigen, die sich für ostasiatische Religion interessieren, empfiehlt. Er möchte bei seiner Darstellung ganz besonders aber den Missionaren, denen sein Buch gewidmet ist, dienen, da er der Überzeugung ist, daß die religiösen Sekten in China den empfänglichsten Boden für ihre Bestrebungen bieten.

1) Vergl. über dieses Werk A. M. Z. 1905, 302 u. Z. M. R. 1905, 193.

Ich erhebe im Nachfolgenden keinerlei Anspruch darauf, nur Eigenes zu geben, folge vielmehr wesentlich dem trefflichen Buche De Groots, da ich nicht aus den Originalquellen selber schöpfen konnte.

Die beiden Sekten, von denen oben die Rede gewesen ist, besitzen nach De Groot alles, was zu einem vollständigen Religionssystem gehört: Gründer und Propheten, ein Pantheon, Gebote, eine Moralphilosophie, Einführung und Weihe, ein religiöses Ritual, heilige Schriften, Ansätze von Theologie, eine Lehre von Paradies und Hölle—alles hauptsächlich dem Mahayanistischen Buddhismus, zum Teil auch der alt-chinesischen Philosophie und Kosmogonie entlehnt. Ich wähle für meine Darstellung die von De Groot am ausführlichsten behandelte Lung-hwa-Sekte. Obgleich die Sien-Tien- und die Lung-hwa-Sekte, dieselben Grundsätze befolgen und ein und dasselbe Strebeziel im Auge haben, nämlich das Heil der Seele, was tatsächlich von allen chinesischen Sekten mehr oder weniger gesagt werden kann, so unterscheiden sie sich doch in anderen Beziehungen ganz wesentlich. Während nämlich diese ein durch und durch ritualistisches Gepräge zeigt, verhält sich jene gegen allen religiösen Ritualismus und äußerliches Gepränge durchaus ablehnend.

Professor De Groots „sehnlichster Wunsch" war, wie er uns selber sagt, viele Jahre hindurch, der gewesen, tieferen Einblick in den Lehrgehalt, die Strebeziele und Organisation der chinesischen Sekten zu gewinnen. Als er vor 18 Jahren sich zum zweiten Mal in China niederließ, um ethnographische Studien zu treiben, bildete das Sektenwesen eines der ersten Stücke, seines Programms. Tschang-Tschen, Tsüen-tschen und Hing-hwa, die südöstlichen Bezirke der Provinz Fuh-kien, deren Umgangssprache er beherrschte, bildeten das Hauptgebiet seiner Forschungen. Vom Glück begünstigt, machte er die Bekanntschaft einiger Sektierer, die aus Furcht vor Verfolgung ihm ihre religiösen Bücher auslieferten, und ihn dadurch in die Lage setzten, eine Darstellung der Sekten dieses geheimnisreichen und verfolgten Teils des religiösen Systems Chinas zu geben. Reichlich neun Zehntel der ihm anvertrauten Manuskripte handelten von den religiösen Gebräuchen und Handlungen der Lung-hwa-Sekte, und nur mit Hilfe seiner haeretischen Freunde, war es ihm möglich, die Papiere zu entziffern, die eine

schwer verständliche Mischung von Buddhismus, Konfuzianismus und Taoismus enthielten.

II.

Nach den Aussagen dieser Männer wurde die Lung-hwa-Gesellschaft von einem gewissen Lo-Hwai gegründet, der zugleich als der Prophet der Sien-Tien-Sekte verehrt wird. Der Geburtsort dieses Propheten und menschgewordenen Buddhas war Teng-hiang, ein Ort irgendwo in der Provinz Schantung. Nach einem ereignisreichen Leben, während welchem er viele Orte bereiste, das Heil in Buddha gepredigt, und viele Beweise seiner übernatürlichen Kraft gegeben hatte, trat er im Alter von 85 Jahren in den seligen Zustand des Nirvâna ein. Dieses Ereignis fand statt in Peking, im Jahre 1647. Über seinem Grabe (er wurde in der Nähe seiner Heimat begraben), erhob sich eine dreizehnstöckige Pagode, deren heller Glanz Himmel und Erde in Bewegung setzte. Vom Kaiser wurde ihm der Ehrentitel: „Heiliger Fürst, Patriarch Lo von Schantung" verliehen. So behauptet wenigstens der historische Teil jener Dokumente, die De Groot der Zufall in die Hände gespielt hatte, eine Mischung von Wahrheit und Dichtung. Denselben entnehmen wir ferner, daß Lo-Hwai auch der Gründer der Wu-wai-Religion[1]) gewesen ist, ein Beweis, daß wir berechtigt waren zu sagen, daß die Sekten in China, wenn sie auch verschiedene Namen haben, doch im Grunde nicht wesentlich verschieden von einander sind.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

Neue Missionarsmorde in China. Zu Lientschau, einer 300 englische Meilen landeinwärts von Kanton gelegenen Stadt mit 20000 Einwohnern, sind im Oktober 1905 5 Glieder des presbyterianischen Missionspersonals: eine Missionsärztin (Fräulein E. Cheßnut), die Frau und Tochter des Missionsarztes Dr. Machle und Missionar Peale mit seiner Frau ermordet und zwar auf grausame Weise ermordet worden. Ein Fräulein und der

1) Wu-wei bezeichnet „ohne Tätigkeit oder Anstrengung," inertia.

Arzt, dessen Frau und Tochter den Tod fanden, vermochten sich zu retten. Auf die Frage: warum diese neuen Morde? gibt die Redaktion des amerikanischen Independent (9. November 1905) folgende Antwort: „Es war wesentlich eine ärztliche Mission. Hospitäler sind jetzt sehr populär in China. Die Eingeborenen kommen zu ihnen in Massen. Tausende sind in dem Hospital zu Lientschau behandelt worden. Es war kein böser Wille in der Stadt gegen dieses Hospital oder gegen die Missionare. Der gerettete Arzt hat 30 Jahre lang im größten Frieden unter den Chinesen gearbeitet. Es ist unmöglich zu zweifeln, daß der von dem Pöbel der Stadt und Umgegend begangene Mord im ursächlichen Zusammenhang steht mit der Erregung des fanatischen chinesischen Patriotismus gegen die Amerikaner wegen der schlechten Behandlung, die sie der chinesischen Einwanderung in den Vereinigten Staaten widerfahren lassen. Ein kurz vor seiner Ermordung geschriebener und erst nach derselben in Amerika eingetroffener Brief des Missionars Peale gibt darüber Aufklärung. „Das allgemeine Interesse an dem Boykott[1]) ist eine Lebensfrage für die Missionare. Bis jetzt haben sich gerade die amerikanischen Missionare besonderer Gunst zu erfreuen gehabt und zur amerikanischen Flagge zu fliehen bedeutete Schutz. Das ist jetzt anders. Wir haben ja noch keine Gewalttätigkeit erfahren, aber das Verhalten des Volks ist weniger freundlich, ja verdächtig. Das chinesische Volk fordert, daß die Amerikaner aufhören, die Chinesen mit Verachtung zu behandeln und daß seinen Kaufleuten und Studenten dieselben Privilegien gewährt werden, wie den anderen Fremden." Dieser Brief bringt Licht in die Sache. Irgend ein geringfügiger Umstand mag den Vorwand für die Revolte gegeben haben[2]), aber der dahinterliegende wirkliche Grund war die allgemeine Erregung gegen die V. St., die in dem gemeinsamen Boykott ihren Ausdruck fand und veranlaßt wurde durch die Behandlung, welche in Folge unserer Gesetzgebung ehrenwerte unser Land besuchende Chinesen unsererseits fanden. Diese 5 Männer und Frauen sind gemordet durch unsern amerikanischen Kongreß. Dieser Boykott, der unsern Kaufleuten so teuer zu stehen kommt, ist angeregt durch unserm amerikanischen Kongreß. Jeder Mann, der mitgestimmt hat für den Ausschluß der Chinesen und ihre erniedrigende Behandlung in unseren Häfen, muß sich die Anklage gefallen lassen, an diesen Morden und diesem Boykott mitschuldig zu sein. Die anti-

1) Um das zu verstehen, bemerke ich, daß ein Bund der chinesischen Kaufleute einen wirksamen Boykott über die amerikanischen Geschäfte in China verhängt hat, um einen Druck auf die Regierung der V. St. auszuüben, damit diese die harten Gesetze abschaffe, unter denen die Einwanderung der Chinesen in die V. St. steht. Und wie es scheint, wird dieser Druck bei den an ihrer empfindlichsten Stelle geschädigten Amerikanern Erfolg haben.

2) Es soll ein Skelett gewesen sein, das man im Hospital gesehen und auf die Straße getragen habe, um den Massen zu zeigen, wie die fremden Ärzte ihre Patienten behandeln.

amerikanische Bewegung in China ist keine Tat einer Minorität, sie repräsentiert ganz China in allen seinen Klassen.... Und nicht in China allein, auch in Japan, Tonkin und Cochinchina sind die chinesischen Kaufleute dem gemeinsamen Boykott beigetreten. Selbst in kleinern Städten finden Versammlungen gegen die Amerikaner statt und sogar Kinder wollen keine amerikanische Ware haben.... Wir müssen uns vor China in dieser Sache schämen. Wir haben uns nicht als Christen betragen. Wir sind es, die durch die Hände der Chinesen unsre eignen Landsleute erschlagen haben."

Es ist kein Missionsorgan, nicht einmal eine spezifisch christliche Zeitschrift, welche so schreibt. Ein großer Teil der deutschen Presse würde vermutlich umgekehrt, wenn der Boykott über deutsche Kaufleute verhängt worden wäre, wieder in das wilde Geschrei ausgebrochen sein: daran ist die Mission schuld. Ob nicht endlich auch einmal dem deutschen Philister die Augen aufgehen werden, wer an den feindlichen Bewegungen gegen die Fremden aus den Westländern die eigentliche Schuld trägt? Warneck.

Literatur-Bericht.

1) **Rump**: „Der Dienst am Wort." Eine Sammlung ev. Predigten und Reden gläubiger Zeugen der Gegenwart. Band III: „Äußere Mission". Leipzig 1905. Krüger. S. 228. 2 Mk. Angesichts der Fülle von Predigt-Sammlungen, die wir besitzen, könnte man versucht sein zu fragen, ob wirklich ein Bedürfnis nach der Herausgabe immer neuer vorliege, und „den im Amte stehenden Geistlichen mit ihnen ein Dienst geleistet" werde? Aber ich widerstehe dieser Versuchung, obgleich ich nicht verhehlen kann, daß nach meiner Überzeugung den Pastoren ein größerer Dienst geschieht durch mehr Schriftstudium als durch Predigtbenutzung. — Es sind 21 Missionspredigten, welche der vorliegende 7. Band der Rump'schen Sammlung enthält, die große Mehrzahl gelegentlich der Jahresfeste der Missionsgesellschaften (der norddeutschen, der Berliner, der Rheinischen, der Leipziger und des Jerusalem-Vereins), eine an einem Judenmissionsfest, eine zur Eröffnung der Halleschen Missions-Konf., die übrigen an sonstigen Missionsfesten gehalten. Die Prediger sind fast ausnahmslos Männer von hoher kirchlicher Stellung und homiletischem Ruf, und es ist eine Freude zu lesen, in welcher Einmütigkeit des Geistes sie unter den verschiedensten Gesichtspunkten Missions-Verständnis, Missions-Liebe und Missions-Arbeit zu wecken und zu vertiefen suchen, obgleich manche Rhetorik unterläuft, es nicht immer ohne Künstelei abgeht und manchmal gründlichere Missionskenntnis vermißt wird. Fast durchgehends ist die Textwahl eine ange-

messene, aber z. B. Stellen wie 2. Mose 33, 18; Jes. 27, 1—6; Matth. 6, 22 lassen sich doch nicht ungesucht zu Missionstexten verwenden. Die Schrift des neuen und selbst des alten Testaments ist so reich an exegetisch gerechtfertigten Missionsworten, daß man nicht zu solchen Schriftstellen zu greifen braucht, bei denen allegorische Auslegung oder sonstige gekünstelte Zurechtmachung nötig ist, um Missionstexte aus ihnen zu machen. Je von selbst einleuchtender der wirkliche Missionsinhalt eines Schriftwortes und je einfacher und natürlicher seine Exegese ist, desto wirkungsvoller ist es als Missionstext. — Es gibt bereits verschiedene Sammlungen von Missionsfestpredigten; die vorliegende ist als Ganzes betrachtet die beste unter ihnen, und den — von dem Herausgeber beabsichtigten — Zweck erfüllt sie: zu zeigen, wie am Beginne des 20. Jahrhunderts von Vertretern des apostolischen Evangeliums über die Mission gepredigt worden ist.

2) „Verhandlungen der **elften Kontinentalen Missionskonferenz** zu Bremen vom 29. Mai bis 2. Juni 1905." Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft. 1905. 1,50 Mk. S. 181. Außer den sämtlichen auf der genannten Konferenz gehaltenen Hauptreferaten (vergl. A. M. Z. 1905, 376), die wörtlich wiedergegeben sind, enthält der vorliegende Bericht das Wesentliche aus der an die Vorträge angeschlossenen Diskussion, aus der Berichterstattung seitens des Ausschusses der deutschen Missionen und aus der eröffnenden biblischen Ansprache. Über die schöne kirchliche Versammlung am Himmelfahrtstage, in der von 5 Rednern über die Vorwärtsbewegung in der gegenwärtigen Mission geredet wurde, ist leider kein Bericht beigegeben.

Aus der Fülle sonstiger Literatur, welche vorliegt, seien derweilen nur folgende Schriften kurz angezeigt:

3) **Hennig:** „Taten Jesu in unsern Tagen. Skizzen und Bilder aus der Arbeit der innern und äußern Mission," gezeichnet von einer Reihe ihrer deutschen Vertreter. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1905. S. 348. 3,50 Mk., mit 2 Illustrationen, eleg. geb. 4,50 Mk. Aus der äußern Mission bringt das gut ausgestattete Lesebuch: Skizzen aus der Arbeit der Herrnhuter in Labrador (Buchner); die blinden Mädchen in China (Cooper); die Goßnersche Mission unter den Kols (Hahn); das Evangelium am Tobasee (Haußleiter); ärztliche Mission (Kammerer); Taten Jesu in der asiatischen Türkei (Lohmann); aus dem Missionsleben in Südafrika (Merensky); Seemanns-Mission (Ohler); Freuden und Leiden rheinischer Missionare in Deutsch-Südwestafrika (Paul); das Evangelium unter den Juden (de la Roi); Tagebuchblätter aus der Missionsarbeit in Südchina (Schultze) und ein Schlußwort von Bodelschwinghs. Sehr empfehlenswert speziell zum Vorlesen.

4) **Schultze:** „James Hudson Taylor. Ein Glaubensheld im Dienste der Evangelisation Chinas." Basel. Missionsbuchh. 1906. Mit 5 schönen Bildern und einer willkommenen Kartenskizze. S. 233. 1,80 geb. 2,40 Mk. Eine gut disponierte ganz vorzügliche Biographie des jüngst heimgegangenen bekannten Gründers der China-Inland-Mission.

ist eine Wertschätzung dieses neuen Missionsmittels getreten, die jeden wahren Missionsfreund mit dankbarer Freude erfüllen muß. Verstummt ist die Anklage von dem „gottvergessenen Unternehmen, mit Rizinusöl und Ipeccacuanha dem Teufel zu begegnen, und durch das Hinterpförtchen leiblicher Heilung die Bekehrung der Seele zum Christentum zu erschleichen", verstummt auch die Ausrede, daß wir weder Zeit noch Beruf noch Kraft haben, uns mit dem leiblichen Elend der Heidenvölker zu beschäftigen, da wir nicht einmal imstande seien, der vielfachen Not in der Christenheit zu wehren. Und schüchtern und vereinzelt nur wird die Ansicht ausgesprochen, der Missionar müsse alle ärztliche Hilfe verschmähen, da er ja die Verheißung habe: „Ich bin der Herr, dein Arzt" und dem Glauben alles möglich sei.

Statt dessen ertönt jetzt von allen Seiten der Ruf nach mehr Missionsärzten. Zwar stehen deren bereits 700 am Werk, vornehmlich in Indien und China, aber auch auf den übrigen Missionsgebieten; doch ihre Zahl ist noch verschwindend klein im Vergleich zu der gewaltigen Ausdehnung des Missionsfeldes und der unermeßlichen, ungestillten Krankheitsnot, die dort allenthalben die Völker bedrückt und auch die Sendboten des Evangeliums bedroht. In Indien, das mit männlichen und weiblichen Missionsärzten verhältnismäßig am besten versehen ist, und daneben noch die Wohltat englischer Regierungsärzte und Freiapotheken genießt, werden doch bloß 5 Prozent der Bevölkerung von europäischer ärztlicher Hilfe erreicht. Auf dem Lande aber, wo 90 Prozent der gesamten Bevölkerung wohnen, kommt auf eine Million Einwohner kaum **ein** Arzt. Ähnlich liegen die Verhältnisse in China. Im Innern dieses Riesenreiches gibt es heute noch Gebiete von der Größe einer preußischen Provinz, die sich mit 1 oder 2 Missionsärzten begnügen müssen. Afrika aber hat bei einer Bevölkerung von 135 Millionen Menschen nur 75 Missionsärzte. Kein Wunder also, wenn von überall her der dringende Ruf nach mehr christlichen Ärzten erschallt.

Was aber hat den Umschwung der Ansichten in bezug auf die Notwendigkeit der ärztlichen Mission verursacht? Nicht sowohl theoretische Erwägungen, als vielmehr die Schule einer *hundertjährigen* Missionserfahrung und einer immer gründlicheren *Erfassung des* Missionsproblems auf Grund einer sorgfältigen und

nüchternen Schriftforschung.[1]) Als eine Macht der Errettung ist das Christentum in die Welt hineingetreten; Heil und Errettung nach Leib und Seele soll es auch heute den Millionen bringen, die noch außerhalb seines Einflusses stehen oder kaum von ihm berührt sind. Die Verkündigung des Evangeliums, die auf die Rettung der Seelen abzielt, und die Hebung der gesamten Lebenshaltung, die Hilfeleistung in Fällen äußerer Not, wie Armut, Krankheit, Krieg und Landplagen allerlei Art, lassen sich tatsächlich gar nicht trennen, und fast wider ihren Willen sehen sich die Missionare immer wieder gezwungen, helfend einzugreifen, wo solche Nöte sich zeigen. Sind aber manche derselben nur vorübergehende Erscheinungen — eine ist immer da und heischt ihre Hilfe: die Krankheitsnot.

Dazu ist überall in den Heidenländern Krankheit und Tod aufs engste mit Aberglauben und Götzendienst verknüpft. Selbst die mohammedanische Welt ist trotz ihrer reineren Gotteserkenntnis nicht frei davon. Die Krankheit wird nicht etwa äußeren, natürlichen Ursachen zugeschrieben; sie gilt vielmehr als das Ergebnis des Hereinwirkens böser Geister oder neidischer Götter in die sichtbare Welt. Der Kranke ist demgemäß ein Gegenstand der Furcht und des Abscheus für seine Umgebung. Sinnlos und grausam zugleich ist die Krankenbehandlung. Der Zauberer und Teufelspriester vertritt in den meisten Fällen, besonders bei der unwissenden Landbevölkerung, die Stelle des Arztes.

Mit Amuletten, Beschwörungen, Opfern und Gebeten sucht er den Geist der Krankheit zu vertreiben und scheut dabei auch vor grausamer Mißhandlung seines bedauernswerten Patienten nicht zurück. Und selbst da, wo ein besonderer ärztlicher Stand sich findet, handelt es sich doch in der Regel um grausame Quacksalber, deren Unwissenheit nur von ihrer Habsucht übertroffen wird. Jeglicher Kenntnisse von dem Bau und den Lebensvorrichtungen des menschlichen Körpers bar; ohne eine auch nur einigermaßen richtige Vorstellung vom Wesen der Krankheit; gänzlich unerfahren in der Wahl und Anwendung der Arzneimittel wie

---

1) Die bedeutendsten Bahnbrecher der Mission wie Carey, Dr. Gützlaff, Dr. Morrison, Dr. Faber, Hudson Taylor, Dr. Livingstone nicht zu vergessen, haben die Wichtigkeit der ärztlichen Mission insbesondere für China bald erkannt und sind daher für ihre Person bestrebt gewesen, sich möglichst viele medizinische Kenntnisse anzueignen. Weiteres siehe z. B. bei Schultze: „James Hudson Taylor, ein Glaubensheld," Basel 1906, S. 25, 42, 51, 52, 84 und 159.

in der Krankenpflege; außerstande, auch die einfachste Operation zu machen, quält der heidnische und mohammedanische Medizinmann sein bedauernswertes Opfer mit ekelhaften, oft direkt schädlichen Arzneien, brennt sie gegen alle möglichen Übel, selbst gegen Ruhr, Pest, Cholera und Wassersucht mit glühenden Eisen oder stochert mit Nadeln an ihm herum, wobei er, in dem Bestreben, der Krankheit einen Ausweg zu verschaffen, oft lebenswichtige Organe verletzt und so den Kranken buchstäblich zu Tode kuriert. In entzündete Augen reibt er Pfeffer, scharfe Pflanzensäfte, Tabak, Spiritus und allerlei Salben von zweifelhaftem Wert, wodurch oft die Sehkraft gänzlich zerstört wird; Wunden behandelt er mit Lehm, verordnet für einen schwachen Magen Steinmehl. Daneben besitzt er allerlei Wundermittel gegen Schlangenbiß, Epilepsie, Aussatz, den bösen Blick usw., die natürlich meist gänzlich wertlos sind.

Und er versteht es meisterhaft, das Elend seiner Mitmenschen zur Füllung seines Beutels auszunutzen, indem er sich für seine zweifelhafte Kunst teuer bezahlen läßt und zwar vor Beginn der Kur. Gelingt ihm auch zuweilen einiges, wie z. B. die Behandlung von Schlangenbissen, und befinden sich in seinem Arzneischatz auch verschiedene, von den Vätern überkommene, erprobte Arzneimittel, so ist er doch im ganzen ein leidiger Tröster, der dem Kranken mehr schadet als nützt und ihn vor allem den Banden der Unwissenheit und des Aberglaubens, die ihn gefangen halten, nicht entrinnen läßt.

Darum feiert am heidnischen Krankenbett die Kunst des christ- Arztes ihre schönsten Triumphe. Sie tritt auf als eine erlösende Macht, als die Verkörperung der in Christo der Welt erschienenen Nächstenliebe, als die Sonne, von deren siegenden Strahlen die Finsternis des Aberglaubens weichen muß, als das Feuer, unter dessen Einwirkung das Eis heidnischer Selbstsucht schmilzt. Ist erst die Furcht vor dem fremden Doktor überwunden, so macht bald wachsendes Vertrauen dem anfänglichen Mißtrauen Platz. Staunen und Bewunderung erfüllt die Zeugen seiner wunderbaren Kuren, und geschäftige Zungen breiten weithin seinen Ruhm aus. Von allen Seiten kommen die Patienten herbei, oft aus Entfernungen von vielen Tagereisen, um sich von ihren mancherlei Gebrechen heilen zu lassen. Alle Stände sind vertreten, vom Bettler und ausgestoßenen Landstreicher bis zum Stammeshäuptling, kaiserlichen Beamten und eingeborenen Fürsten. Welch eine herrliche Gelegenheit, nicht nur Schmerzen zu lindern und Krankheiten zu heilen, sondern auch das Evangelium den Mühseligen und Beladenen nahe zu bringen! Und gerne hören sie diese Botschaft von den Lippen des Missionsarztes, ihres Freundes

und Wohltäters, oder auch von dessen Gehilfen. Da die Patienten meist von den Ihrigen begleitet werden, so hören daneben noch viele Gesunde die Verkündigung des Evangeliums im Missionsspital, und unter ihnen sind immer auch solche, die sie zum erstenmal vernehmen, da sie ihr bisher aus dem Wege gegangen waren. Die Frucht solcher Arbeit zeigt sich in mancherlei Zeichen der Liebe und Dankbarkeit von seiten der Kranken, in vermehrten Übertritten zum Christentum, ja in der Gründung neuer Christengemeinden und in der Öffnung ganzer Länder für das Evangelium.

Aber darin erschöpft sich die Tätigkeit des Missionsarztes nicht. Er will auch den Missionaren und ihren Angehörigen dienen. Schmerzliche Verluste an Menschenleben, die zuweilen die Arbeit der Mission auf einzelnen Gebieten, wie z. B. in Westafrika, lahm zu legen drohten, redeten eine gar ernste Sprache und brachten es allmählich den Missionsgesellschaften zum Bewußtsein, daß es ihre Pflicht sei, ihre Sendboten gegen die Gefahren des tropischen Klimas nach Möglichkeit zu schützen. Denn aus Mangel an Erfahrung und an Einsicht in die klimatischen Verhältnisse und neuen Lebensbedingungen, in die sie sich versetzt sahen, begingen diese beim Essen und Trinken, beim Arbeiten und Reisen, wie bei der Anlage ihrer Wohnungen manche Unvorsichtigkeit, die sich später an Leib und Leben bitter genug rächte.

II.

Verhältnismäßig frühe haben daher die Missionsgesellschaften — auch unsere deutschen — angefangen, ihren Zöglingen eine gewisse medizinische Ausbildung, einen Arzneikasten und einige chirurgische Instrumente mit hinausgegeben als Schutzwehr gegen den verderblichen Einfluß des Tropenklimas. Aber wie mangelhaft war vielfach diese Ausbildung! Sie beschränkte sich auf einigen theoretischen Unterricht in Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers, und auf die Einführung in die Behandlung der wichtigsten Krankheiten. Außerdem wurde noch etwas Chirurgie getrieben, wodurch die Zöglinge zur Behandlung von Wunden befähigt werden sollten. Manchmal fehlte es an der richtigen Anschauung und Übung, aus Mangel an Gelegenheit zur Beobachtung *am Krankenbett* und zu praktischer Krankenbe-

handlung. Oft aber bestand die Ausbildung der Missionszöglinge nur in ein paar Monaten Hospitaldienst, d. h. Krankenpflege mit nebenhergehendem theoretischen Unterricht über den Bau des menschlichen Körpers.

„Diese Ausbildung war aber viel zu kurz,“ schreibt ein ehemaliger Missionar, „als daß wir draußen etwas anderes als Pfuscher hätten sein können. Wie gerne hätten wir oft geholfen, wenn wir nur gekonnt hätten! In bezug auf die wirklich schweren Krankheiten waren wir völlig ratlos.“

So ist es, in Deutschland wenigstens, der Hauptsache nach bis heute geblieben. Bei diesem Stand der Dinge ist es nicht zu verwundern, daß nur wenige, für die Krankenbehandlung mit besonderen Gaben ausgestattete Missionare auf dem Gebiete der Medizin Befriedigendes geleistet haben. Inzwischen ist man aber in England einen Schritt weiter gegangen. Dort hat ein ehemaliger Missionsarzt, Dr. Harford, im Jahre 1893 eine Anstalt zur medizinischen Ausbildung von Missionaren gegründet. Mit zwölf Zöglingen begann er in London seine Arbeit in einem gemieteten Hause. Die Anfänge waren bescheiden und nicht ohne Schwierigkeiten. Offene und versteckte Angriffe wurden besonders von ärztlicher Seite gegen das Unternehmen gerichtet. Doch Dr. Harford verstand es, sie durch überzeugende Gründe zu widerlegen und die Bedenken der Missionsfreunde durch die Erfolge seiner Tätigkeit zu zerstreuen. Heute ist seine missionsärztliche Samariterschule, der er den Namen „Livingstone College“ beigelegt hat, eine Musteranstalt von anerkanntem Ruf. Sie vermittelt ihren Zöglingen eine vorzügliche, den Umständen gemäß umfassend zu nennende theoretische und praktische Ausbildung im Samariterwesen und in der Gesundheitslehre, ohne sie zu eigentlichen Ärzten zu stempeln. Dies wird jetzt auch von der englischen Ärztewelt bereitwilligst anerkannt, und mehrere Spitäler haben sich Dr. Harfords Samaritern aufgetan, so daß ihnen reichlich Gelegenheit zu ausgiebiger praktischer Übung am Krankenbett geboten wird. Die schon im Missionsdienst stehenden Zöglinge des Livingstone College — darunter mehrere Deutsche — haben sich bis jetzt gut bewährt. Dies geht nicht nur aus ihren eigenen, im Jahrbuch des College gesammelten Briefen und Berichten hervor, sondern auch aus den Zeugnissen verschiedener

Ärzte, die Gelegenheit hatten, deren Tätigkeit unter Weißen und Farbigen an Ort und Stelle zu beobachten.

Dem Besucher dieser vorzüglich geleiteten Anstalt aber drängt sich der lebhafte Wunsch auf: Hätten wir doch auch etwas Ähnliches in Deutschland! Und unwillkürlich fragt er sich: ließe sich derartiges bei einigem Glaubensmut und gutem Willen nicht auch bei uns ins Leben rufen? Wer die Verhältnisse in der Heimat und auf dem Missionsfelde kennt, der kann nicht anders, als diese Frage mit einem fröhlichen Ja! zu beantworten. Wem aber beim Gedanken an eine derartige Unternehmung die Furcht vor Kurpfuscherei und Quacksalbertum kommt, der lasse sich von einem chinesischen Missionar, Rev. J. Gilinom, eines Besseren belehren:

„Zu Hause am warmen Kamin, mit den Blick auf das Schild des Doktors, der über der Straße wohnt, ist es ja sehr bequem, über die Gefahren des Kurpfuschertums zu reden. Aber wenn man Tagereisen weit von jeder ärztlichen Hilfe entfernt ist und seinen Mitarbeiter tagelang mit heftigen Zahnschmerzen umhergehen sieht, dann brennt im Herzen der glühende Wunsch, wenigstens eine Zahnzange zur Hand zu haben und über einige „gefährliche" chirurgische Kenntnisse verfügen zu können. Oder wenn man gar eines Tages die traurige Pflicht zu erfüllen hat, seinen treuen Diener zu begraben, dem man unter Umständen mit einigen Tropfen Arznei und richtiger Pflege hätte das Leben retten können, dann vergeht einem die Lust, über die Gefahren des Kurpfuschertums zu philosophieren. Ich sage dies in vollem Ernst; die bittere Erfahrung hat mich so sprechen gelehrt. . . . Es ist beinahe sträflicher Menschenmord, Leuten die Hospitalbildung zu verweigern, die Wochen und Monate ihres Lebens an Orten zuzubringen haben, wo sie oder die Ihrigen an heilbaren Krankheiten sterben könnten, ehe es möglich wäre, den Arzt zu rufen, vorausgesetzt, daß ein solcher überhaupt erreichbar wäre und seinen Posten verlassen könnte."

Immerhin muß eine Einrichtung, wie sie das Livingstone College darstellt, als ein Notbehelf angesehen werden, dessen man solange nicht entraten kann, als es unmöglich erscheint, unsere Missionsgebiete ausreichend mit voll ausgebildeten Missionsärzten zu besetzen. Dieses Ziel aber dürfte in absehbarer Zeit nicht erreicht werden. Zwar betrachten auch wir in Deutschland als unser Ideal die Aussendung eigentlicher Missionsärzte, und der „Verein für ärztliche Mission in Stuttgart" erblickt in der Ausbildung und Gewinnung solcher Ärzte eine seiner Hauptaufgaben. Allein trotz aller Bemühungen haben wir es in Deutsch-

land erst auf 20 Ärzte gebracht, von denen überdies vor kurzem 2 wieder zurückgetreten sind. Die unter den Gebildeten leider so weit verbreitete Unbekanntschaft mit der Mission, die gehässigen Angriffe, die in den Tagesblättern immer wieder gegen ihre Tätigkeit gerichtet werden, die materialistische Weltanschauung, die sich auch auf unseren Universitäten breit macht, sind neben anderem die Hauptursachen dieser betrübenden Erscheinung. Dazu kommt, daß es bisher bei uns an einem bestimmten Plan für die Ausbildung von Missionsärzten gemangelt hat[1]) und an passenden Anstalten zur Unterbringung der Medizin studierenden Missionskandidaten. Beides findet sich in England und Schottland in mustergiltiger Weise vor.

Der „Londoner Verein für ärztliche Mission" (London Medical Missionary Association) unterhält seit dem Jahre 1885 ein Studentenheim, in dem junge Mediziner aufgenommen werden, die entschlossen sind, in den Dienst der ärztlichen Mission zu treten.

Geleitet wird dieses Heim von einem ehemaligen Missionsarzt, Dr. Soltau, der seinerzeit in Indien gewirkt hat. Aufgenommen werden nur solche Kandidaten der ärztlichen Mission, die das 18. Lebensjahr überschritten und die Reifeprüfung für die Universität bestanden haben. Eine genaue, auf christlicher Grundlage ruhende Hausordnung regelt das äußere Leben der Insassen, und der Direktor leitet ihre Studien. Verboten ist z. B. das Rauchen und der Genuß geistiger Getränke; geboten sind dagegen wöchentlich 5 Lern- oder Studienabende und die Teilnahme an bestimmten Werken der inneren Mission. Im übrigen studieren die Kandidaten an den mit besonderen Spitälern verbundenen medizinischen Schulen und tun praktische Arbeit an diesen Spitälern. Dank der kräftigen finanziellen Unterstützung durch den Verein für ärztliche Mission beträgt der jährliche Pensionspreis nur 600 Mark; ein sparsamer Student dürfte mit 900—1000 Mark (Reisen, Anschaffung von Instrumenten, Büchern und dergleichen inbegriffen) wohl auskommen.

Sehen wir von den Einrichtungen ab, die für die Ausbildung von Missionsärztinnen getroffen sind, sowie von einigen kleineren Anstalten nach Art von Dr. Soltaus Heim, so bleibt uns noch die Erwähnung des bedeutendsten missionsärztlichen

---

1) Jetzt hat der „Verein für ärztliche Mission" eine solche Grundlage geschaffen durch seine „Grundsätze für den Eintritt in die ärztliche Mission". Siehe dessen 7. Jahresbericht (1905) Seite 43 *und 44!*

Instituts, des **Livingstone Memorial** in **Edinburg**. In seinen Anfängen bis in die Anfänge der ärztlichen Mission zurückreichend, hat es sich im Laufe von fünf Jahrzehnten zu einer Musteranstalt, der einzigen ihrer Art, entwickelt, zum Hauptquartier nicht nur der schottischen Home Medical Missions, sondern der evangelischen ärztlichen Mission in ganz Europa, und zu der fruchtbarsten Pflanzschule für Missionsärzte. Auch diese Anstalt, 1853 von der „Edinburger ärztlichen Missionsgesellschaft" in Form einer Poliklinik ins Leben gerufen, mit der Zeit mehrfach erweitert und in ihrer Organisation ausgebaut, steht unter der Leitung eines früheren Missionsarztes, des bekannten Dr. **Fry**, der in der südindischen Stadt Neyur begabte christliche Hindujünglinge zu Gehilfen der Missionsärzte ausgebildet hatte. Die Persönlichkeit dieses Mannes, sein reiches Wissen und Können, verbunden mit einer langen Missionserfahrung, bürgen für die Gediegenheit der Arbeit, die im Livingstone Memorial geschieht.

Unter seiner gediegenen Leitung werden die Kandidaten der ärztlichen Mission (jetzt etwa 30, darunter einige weibliche) in die praktische Seite ihres zukünftigen Berufs eingeführt. Dies geschieht auf folgende Weise: Als Studenten der Universität Edinburg, bei der sie immatrikuliert sind, besuchen sie die Vorlesungen der medizinischen Fakultät und tun den üblichen, sehr ausgedehnten Hospitaldienst. Dadurch wird ihre Kraft und Zeit beinahe vollständig in Anspruch genommen, wenigstens während der ersten Studienjahre. An 1 bis 2 Tage wöchentlich haben sie Dienst am Livingstone Memorial. Für diesen Dienst liegt ein fester Plan vor, durch welchen es den Studenten ermöglicht wird, die ganze Stufenleiter ärztlicher Verrichtungen von dem Anlegen eines einfachen Verbands und der Eröffnung eines Abszesses bis zu komplizierten Operationen emporzusteigen. Die mit der Anstalt verbundene, sehr gut besuchte Poliklinik bietet reichlich Gelegenheit dazu. Außerdem werden die Kandidaten von einem geprüften Apotheker in die Geheimnisse der Arzneibereitung eingeführt, was ihnen später auf einsamen Stationen sehr zu statten kommt. Denn in vielen Fällen muß der Missionsarzt auch sein eigener Apotheker sein. Allmählich arbeiten sich die Zöglinge zu immer größerer Selbständigkeit empor. Zuletzt wird jedem ein bestimmter Bezirk des Stadtteils (das Armenviertel „Cowgate"), in dem das Institut liegt, zugewiesen, damit er dort wie ein praktischer Arzt die Kranken besuche und sie in seine leibliche und geistliche Behandlung nehme.

Neben dieser Ausbildung zum Arzt geht diejenige zum **Missionar** her. Mit den Patienten, die sich täglich zur Poliklinik drängen, *wird vor dem* Beginn der Sprechstunde eine kurze

Andacht gehalten, an der sich die Studenten ebenfalls beteiligen, ja die schließlich einer von ihnen selbständig leitet. An Sonntagen, wo die Poliklinik geschlossen ist, treten an ihre Stelle allerlei Veranstaltungen der inneren Mission: Bibelstunden, Sonntagsschulen, Kindergottesdienst, Jünglingsvereins-Versammlungen und Straßenpredigt.

Nur eine beschränkte Anzahl von Zöglingen wohnt im Hause selbst: die übrigen finden Aufnahme in Dr. Fry's Studentenheim oder wohnen in der Stadt. Zwei deutsche Missionsärzte, Dr. Stokes in Kalikut (Indien) und Dr. Kühne in Tungkun (China) haben ihre Ausbildung hier erhalten.

III.

So ist also in England und Schottland für die Ausbildung von ärztlich geschulten Missionaren und von voll ausgebildeten Missionsärzten trefflich gesorgt. In Deutschland dagegen bleibt es fast dem Zufall überlassen, auf welche Universität der missionsärztliche Student verschlagen wird; der Leitung durch einen erfahrenen Fachmann entbehrt er fast immer und öfters auch des Zusammenschlusses mit gleichgesinnten Freunden! Kein Wunder, daß mancher am Glauben Schiffbruch leidet und an seinem Beruf irre wird, noch ehe er seine Studien vollendet hat. Wohl stehen auch unsern angehenden Missionsärzten die englischen Anstalten offen, und sie werden dort mit Freuden empfangen; doch kann dies nur als ein Notbehelf angesehen werden, und zudem als ein recht teurer.

Was uns not tut, sind eigene Anstalten nach dem Vorbild der englischen, aber im einzelnen so eingerichtet und arbeitend, wie es das spezielle Bedürfnis der deutschen Mission erheischt.

„Ich bin nicht der Meinung," sagt mit Recht von Bodelschwingh, „daß mir es in der Praxis den Engländern und Amerikanern genau nachmachen sollen. Ich möchte auf der einen Seite nicht unsern Dienern am Worte unter den Heiden den Dienst der dienenden Liebe in der Schürze an ihren Kranken abgenommen wissen; ich möchte auf der anderen Seite auch christlichen Ärzten, deren Herz voll Liebe zu den Heiden brennt, nicht den Mund verschließen; aber ich glaube, daß eine schärfere Arbeitsteilung, als sie England und Amerika beliebt, zwischen ärztlicher und pastoraler Tätigkeit doch in Summa einen größeren Reingewinn bringen würde und unserer deutschen Art besser angepaßt ist."

Wir werden also beim Missionsarzt den „Arzt" besonders betonen und demgemäß für seine tüchtige medizinische Ausbildung in erster Linie Sorge tragen müssen, doch dies nur unter der Voraussetzung, daß der Kandidat in seinen religiösen Überzeugungen auf dem Boden der Heiligen Schrift steht, die rechte demütige, opferfreudige Missionsgesinnung hat, und sich willig in den Organismus der Missionsgesellschaft eingliedern läßt.

Bedürfnis ist aber in jedem Falle die Errichtung mindestens einer Doppelanstalt, d. h. eines Studentenheims für eigentliche Mediziner und einer Samariterschule für Missionszöglinge und Missionare. Beide könnten organisch verbunden und derselben Leitung unterstellt werden. Der Leiter (Direktor) müßte unter allen Umständen ein tüchtiger Mediziner, am besten ein ehemaliger Missionsarzt sein. Die Persönlichkeit dieses Mannes wäre von ausschlagender Bedeutung. Mit tüchtiger medizinischer Schulung müßte er eine reiche praktische Erfahrung, eine bemerkenswerte Lehrgabe, und viel pädagogisches Geschick verbinden, auch ein persönlich liebenswürdiger Mann und angenehmer Charakter sein.

Wer aber soll diese Doppelanstalt, der man etwa den Namen „Deutsches Institut für ärztliche Mission" beilegen könnte, ins Leben rufen? Mir scheint der „Verein für ärztliche Mission" in Stuttgart die richtige Instanz dafür zu sein. Erblickt er doch schon jetzt in der Gewinnung von Missionsärzten eine seiner Hauptaufgaben. Wie kann er mit mehr Aussicht auf Erfolg an die Lösung dieser Aufgabe herantreten, als durch Gründung eines solchen Instituts? Die Hoffnung drängt sich ja ohne weiteres auf, daß, wenn erst einmal eine Bildungsgelegenheit für Missionsärzte geschaffen ist, auch die Aufmerksamkeit der deutschen medizinischen Welt mehr als bisher auf die ärztliche Mission gelenkt werde. Es dürften sich dann immer wieder christlich gesinnte junge Mediziner finden, die willig sind, in den Missionsdienst einzutreten.

Von diesen Erwägungen ausgehend, hat der „Verein für ärztliche Mission" in seiner letzten Jahressitzung am 19. Oktober vorigen Jahres bereits Stellung zu diesem Plan genommen und ihn im Prinzip gutgeheißen. Zwar verkennt er die Schwierigkeiten nicht, die sich seiner Ausführung in den Weg stellen werden; aber er ist der *Glaubenszuversicht*, daß diese Schwierigkeiten überwunden

werden können. Da es sich indessen dabei um eine Sache handelt, die alle deutschen Missionsgesellschaften gleichmäßig angeht, so möchte er auch nur in Übereinstimmung mit ihnen handeln.

„Wenn ich mich darüber äußern soll, so führte der Vorsitzende des Vereins, Herr Paul Lechler in Stuttgart, in der genannten Sitzung u. a. aus, „was zur Verwirklichung dieses Gedankens zu geschehen hätte, so möchte ich als meine Ansicht aussprechen, daß er vor allem den deutschen Missionsgesellschaften und dem Studentenbund für Mission zur Erwägung vorzulegen wäre. Könnten die Missionsgesellschaften darin eine allgemeine Förderung der deutschen ärztlichen Mission erblicken, und könnten sie sich entschließen, uns ihre moralische Unterstützung, ihre persönliche Mitwirkung und die eventuelle Zuweisung sowohl von Medizin-Studierenden wie von Missionszöglingen zuzuführen, so würde zur Veranlassung des weiteren ein besonderen Ausschuß zu bestellen sein, der aus Mitgliedern unseres Verwaltungsrates und aus Delegierten aller deutschen Missionsgesellschaften bestehen sollte. . . . Für beide Betriebe, das Studentenheim und die Samariterschule wäre zunächst nur ein Gebäude in Aussicht zu nehmen. Für das Studentenheim sind dabei keine besonderen Einrichtungen nötig; denn es handelt sich nur um Aufnahme von Medizin-Studierenden, welche die Universität besuchen, und denen das Haus lediglich Wohnung und Verpflegung gegen entsprechende Vergütung bietet, sowie Gelegenheit zur Teilnahme an den für die Missionszöglinge einzurichtenden medizinischen Kursen. . . Von den Angehörigen des Studentenheims würde durchaus nicht erwartet, daß sie sämtliche Semester dort zubringen; vielmehr würde nach gegebener Zeit dem Besuch einer anderen Universität nichts im Wege stehen. Die Angliederung eines Studentenheims an die Samariterschule würde also für diese keine finanzielle Belastung, sondern eher eine Entlastung bedeuten. . . . Sofern als Domizil für das „Deutsche Institut für ärztliche Mission" der Blick auf unsere württembergische Universitätsstadt Tübingen fiele, wäre deren endgiltige Wahl abhängig von dem Maß des Entgegenkommens, das wir seitens der dortigen medizinischen Fakultät zugesichert bekämen.[1]) Während die Zöglinge des Studentenheims als Studierende der Universität zu allen betreffenden Vorlesungen und praktischen Vorführungen eo ipso Zutritt haben, müßte auch für die medizinisch auszubildenden Missionszöglinge ein ausreichend erscheinendes Entgegenkommen (z. B. kostenfreier Besuch geeigneter Vorlesungen, Zutritt zu den Spitälern mindestens während der Universitätsferien usw.) vorausgesetzt werden.

Aber woher sollen die Mittel kommen und wie soll das Institut seine laufenden Bedürfnisse decken? Ich kann bestätigen, daß die Summe für den zu erwerbenden Bauplatz bis zum Höchstbetrag von 30000 Mark bereits zugesagt ist. Gleicherweise wie der Bauplatz geschenkt ist, müßte auch

1) *Sicherem* Vernehmen zufolge wäre von seiten der medizinischen *Fakultät in Tübingen* auf ein weitgehendes Entgegenkommen zu rechnen.

das zu erbauende Haus schuldenfrei übergeben werden können. . . . Der zur Ersammlung der hierzu nötigen Summe zu erlassende Aufruf müßte von allen Missionsgesellschaften befürwortet und an geeignete Adressen versandt werden. . . . Nun handelt es sich nur noch um die laufenden Bedürnisse, wobei der Grundsatz zu gelten hätte, daß das Institut, soweit es nicht im Laufe der Zeit Schenkungen bekäme, sich selbst zu erhalten hätte."

Dies die Umrisse des Plans. In besonderem Anschreiben sind sie sämtlichen evangelischen Missionsgesellschaften Deutschlands, sowie einer größeren Anzahl namhafter Missionsfreunde zugesandt worden. Nach den bis jetzt eingelaufenen Antworten zu urteilen, hat er beinahe überall freudige Zustimmung gefunden. Insbesondere gilt dies für diejenigen Kreise und Persönlichkeiten, die mitten in der praktischen Missionsarbeit stehen oder doch deren Bedürfnisse aus eigener Anschauung kennen.

Wird ihm nun baldige Ausführung beschieden sein? Werden die erforderlichen, nicht unbedeutenden Geldmittel von hochherzigen, begüterten Missions- und Kolonialfreunden dargereicht werden? Der Blick auf die Missionsgeschichte und auf die Geschichte so mancher Anstalt der inneren Mission läßt dies erhoffen. Mögen daher die weiteren Verhandlungen geleitet werden vom Geiste fröhlicher Glaubenszuversicht, die Großes wagt, wo große, dringende Aufgaben ihrer Lösung harren und große Ziele winken. Hier darf nicht der kalte, klügelnde Verstand den Ausschlag geben; es wäre sonst zu fürchten, daß durch ihn der große, weltumfassende Missionsgesichtskreis verdunkelt und ein fruchtbarer Gedanke im Keime erstickt würde. Es handelt sich um eine entschlossene Tat von weittragender Bedeutung, um einen Wendepunkt und Fortschritt der ganzen ärztlichen Mission Deutschlands. Der Herr lasse dieses wichtige Werk Ihm wohlgefallen und lasse es gelingen, zu Seiner Ehre, zum Wohl der Missionsgeschwister draußen und zum Segen für die nichtchristlichen Völker!

Nachschrift. Damit die deutschen Missionsgesellschaften, von deren Zustimmung die Begründung des geplanten „Instituts für ärztliche Mission" abhängt, in ihrem heimatlichen Hinterlande eine öffentliche Meinung hinter sich haben, die sie ermutigt, an das zweifellos ebenso einem großen Bedürfnis entsprechende wie wohldurchdachte Unternehmen Hand zu legen, habe ich dem *vorstehenden Artikel gern* Raum in der A. M. Z. gegeben.

Er ist geeignet, Interesse, Verständnis und Freudigkeit für das Werk zu erwecken; und wenn, wie ich hoffe, ihm das in den führenden Kreisen der heimatlichen Missionsgemeinde gelingt, so wird die Verständigung mit den Missionsgesellschaften eine sehr erleichterte Arbeit sein. Warneck.

Zur Eingeborenen-Frage in Deutsch-Südwest-Afrika.

Von Missionsinspektor Haußleiter-Barmen.

(Fortsetzung statt Schluß.)

In einem umfangreichen Buch von 552 Seiten Großoktav bietet der Farmer Konrad Rust seine Aufzeichnungen aus dem Kriegsjahre 1904 dem deutschen Volke dar. Das Werk ist dem Andenken der für das Vaterland im südwestafrikanischen Aufstand Ermordeten und Gefallenen gewidmet. Es führt in die grauenvollen Schrecken und Übeltaten des Aufstandes hinein. Die Nachtseiten der menschlichen Natur werden enthüllt. Der Leser muß oftmals erschüttert innehalten; denn furchtbar ist der von wahnsinnigem Haß durchs Land getragene Aufstand, in dem jedes Glied des fremden weißen Volkes als persönlicher Feind angesehen und auf alle Weise mit dem Tod bedroht wird.

Das zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch hindurch. Aber zugleich auch seinerseits grimmiger Haß gegen die Eingeborenen, mit dem er das von ihnen geübte Unrecht vergilt und mit einer gewissen Freude alles Häßliche und Schimpfliche, besonders auch bei Christen, doppelt und dreifach unterstreicht, und auch da, wo unleugbar bessere Züge sich geltend machen, sie möglichst verdunkelt. Das ist beklagenswert. Wer so Großes erlebt hat wie Rust und die andern Geretteten, sollte nicht mit solchem Maßstab messen! Und wer weiß, wie in Völkern von mehr als tausendjähriger christlicher Kultur Zustände eintreten können, als ob niemals Gottesfurcht, Recht und Sitte vorhanden gewesen wären, der wird eine sechzigjährige Geduldsarbeit der Mission trotz des Aufstandes nicht für vergeblich erklären, sondern auch mitten in dem Frevel da und dort die zurückhaltende Schranke des christlich ge-

schärften Gewissens wahrnehmen und die Spuren persönlicher Treue und Dankbarkeit anerkennen!

Dem Herausgeber des Buches, Dr. C. Th. Förster, will es scheinen, „als ob der Standpunkt des Verfassers (Rust) zu nahe an den Dingen steht, um eine große Perspektive zuzulassen". Darum hat er auch einige allzu große Schroffheiten gemildert und über die Ursachen des Herero-Aufstandes einen eigenhändigen, sehr beachtenswerten Artikel eingefügt (S. 473—484). Er hat auch dem Herrn Generalmajor Leutwein Gelegenheit gegeben, auf vier Seiten manches Schiefe und Unrichtige in der nachfolgenden Darstellung zurechtzustellen oder sich gegen ungünstiges Urteil zu verteidigen. Der Mission ist diese Wohltat nicht zu teil geworden, und doch ist gerade sie, trotz aller Anerkennung für den Charakter und die Handlungsweise der Missionare, durch die hämische Zeichnung der Herero-Christen am empfindlichsten angegriffen. Wir rechnen dabei mit einer erklärlichen leidenschaftlichen Erregung. Ist doch das Buch vollendet gewesen, noch ehe elf Monate seit dem Beginn des Aufstandes verflossen waren! Aber da es Herr Dr. Förster den Mitgliedern des Reichstags kostenlos zur Verfügung gestellt hat, gewinnt es eine erhöhte Bedeutung für die Öffentlichkeit. Es wird für viele die ausschließliche Quelle werden, nach welcher sie sich ihr Urteil über die Herero und die Herero-Mission bilden, und das ist im Interesse der Wahrheit tief zu beklagen. So sei denn der Versuch gemacht, an einzelnen Stellen die Korrekturen und Ergänzungen eintreten zu lassen, die der kundige Leser unzähligemal vorzunehmen Veranlassung hätte.

Das Buch zerfällt in drei Teile. Die Überschriften sind: Der Ausbruch des Aufstandes. Die militärischen Operationen. Politische und wirtschaftliche Fragen. Ohne auf den mittleren Teil (S. 147 bis 421) hier weiter einzugehen, suchen wir an drei Beispielen nachzuweisen, wie unzuverlässig, ungenau und ungerecht die Darstellung gelegentlich ist.

Doch soll daraus keineswegs der Vorwurf böswilliger Absicht abgeleitet werden, es genügt, Leichtgläubigkeit und Voreingenommenheit als die Ursachen dieser gefährlichen Mängel anzunehmen. Jeder unbefangene Beurteiler aber wird leicht erkennen, wie große Vorsicht und kritische Sichtung zum Gebrauch des Rust'schen Werkes notwendig ist.

1. *Auf Seite 27 wird als* Charakteristikum für den tödlichen

Haß der Herero auf die weiße Farbe und für ihre Unmenschlichkeit die Ermordung eines verkafferten Weißen bei Okombahe erzählt. Der von den Herero bisher wie ein Stammesgenosse behandelte Mann sei um seiner Hautfarbe willen an einen Baum gebunden und wie ein Schaf geschlachtet worden. Als Quelle wird angegeben: „So erzählen die Bergdamra von Okombahe.“ Wenn deutsche Blätter diese Geschichte aus der Swakopmunder Zeitung ahnungslos nachdrucken, so ist das verzeihlich; ein Mann wie Rust aber sollte wissen, wie wenig auf derartige „Stories“ zu geben ist. Jedenfalls ist er für einen Historiker hier viel zu leichtgläubig, ja man könnte eher auf die Meinung geraten, daß er sich mit seinen Lesern einen afrikanischen Scherz in Jägerlatein erlaube; aber dazu ist der Gegenstand doch viel zu ernst. Ich erkläre mithin diese ganze Geschichte für eine Fabel, bis es beliebt, den Namen des angeblich ermordeten Weißen anzugeben. Doch auch das ist zu bestreiten, daß der Haß der Herero der weißen Farbe galt. Man weiß doch, daß Samuel Maharero nur den Auftrag gegeben hatte, mit der Regierung und den Deutschen Krieg zu führen. (Siehe S. 18). Wie wären sonst die Frauen und die Kinder, die englisch redenden Händler, die Buren und die Missionare verschont worden! Man verwirrt die Dinge, wenn man in erster Linie den Rassenhaß als Motiv für den Aufstand nennt; er war nichts anderes als ein nationaler Verzweifelungskampf. Die Übeltaten, die in demselben vorkamen, sind ebenso zu verurteilen wie die Greuel des 30jährigen Krieges, der Bartholomäus-Nacht der französischen Revolution, und der russischen Anarchie. Wer den Anschein erweckt, als ob die evangelische Mission jemals solche Dinge entschuldigen oder gar rechtfertigen wolle, versündigt sich an ihr. Wir haben den Mut, das Schwarze auch schwarz zu nennen; gleichzeitig aber möchten wir auch jeder ungerechten falschen Verallgemeinerung, gleichviel ob sie sich gegen Weiße oder Schwarze richtet, entgegentreten. Die von Heiden und abgefallenen Christen verübten Grausamkeiten stellen niemals das eigentliche beabsichtigte Kampfesziel dar, sondern sind traurige Begleiterscheinungen, — ein Rückfall in die frühere Wildheit, verbunden mit heidnischem Aberglauben. Leider hat Rust die in den Rhein. Miss.-Berichten (1904) veröffentlichten Aufzeichnungen des Missionars Kuhlmann von Okazeva: „Sieben Wochen in den Lagern der Aufständischen“ mit keinem *Wort erwähnt.* Man lernt daraus die Christen doch noch von einer

anderen Seite kennen. Um unparteiisch zu erscheinen, durfte dieser auch von den Behörden gewürdigte Bericht von Rust nicht totgeschwiegen werden. Was für ein himmelweiter Unterschied bestand doch zwischen den wilden Kriegstänzen im heidnischen Lager und der auf Zucht und Ordnung haltenden Christenwerft! Da reicht das Schlagwort „Heuchelei" nicht hin zur Erklärung. Wenn auf S. 141 behauptet wird, daß die Herero später die Verschonung der Missionare bereut hätten, so fehlt der Beweis dafür. In Wirklichkeit wurde trotz der höchsten Erregung keinem Herero-Missionar ein Haar gekrümmt. Das hat man bekanntlich anfangs auf das Schuldkonto der Missionare schreiben wollen, anstatt darin eine höchst beachtenswerte Zurückhaltung zu erkennen.

2. Es werden zwar die helleren Züge von Herero-Christen nicht gerade ganz unterdrückt. So z. B. wenn auf S. 8 erzählt wird, wie dem Bergrat Duft in Okahandja durch den Kirchenältesten Johannes das Leben gerettet wurde. Aber jede weitere Bemerkung und Schlußfolgerung fehlt. Ebenso wird auf S. 73 die Errettung der dreijährigen Brunhilde Lange von Klein Barmen nur kurz erwähnt, obwohl der dem Verf. leicht zugängliche Bericht der Frau Missionar Viehe erst das rechte Licht dazu gibt. Diese hatte von Groß Barmen aus, als sie von der Mordtat hörte, noch in der Nacht den Leichnam des erschlagenen Gärtners Kirschstein gegen Hunde und Schakale gesichert, und hatte sich am andern Tage mit einem Korbe Eßwaren an dem Arm auf den Weg gemacht, um die geflüchtete Frau Lange mit ihren zwei Kindern zu suchen. Die zurückgebliebene Brunhilde wurde von einer Herero-Christin aufgenommen und nach einigen Tagen auf Veranlassung des Ältesten Christian zu Frau Viehe gebracht. Es ist ergreifend bei Rust (S. 71) zu lesen, wie die verwitwete Frau Lange mit ihren beiden Kindern auf dem Gebirge umherirrte, und es ist empörend, welchen Haß die unglückliche Frau unterwegs von den Herero auszustehen hatte. Wohltuend ist, wie der Herero Wilhelm (Samuels Dolmetscher) beim nächtlichen Aufbruch aus Osona die beiden Kinder zu sich aufs Pferd nimmt. Man sieht daraus, und aus andern Tatsachen, wie streng der Befehl des Oberhäuptlings zur Schonung von Frauen und Kindern in seiner Umgebung aufgefaßt und befolgt wurde. Auch der Häuptling Asser tritt für die arme Gefangene entschieden ein und verhindert ihre Tötung. Wenn nun Frau Lange *weiter erzählt*, daß sie den Häuptling um ein paar

Sohlen bat, um ihre blutenden Füße zu schützen, so finden wir es begreiflich, daß die Versagung dieser Bitte die Unglückliche aufs neue schmerzte. Wenn wir aber lesen: „Auf diese Bitte reagierte jedoch der schwarze Christ nicht, er ließ den Weißen Milch reichen; das war nach seiner Meinung genug, dann gab er Befehl, Fran Lange nach Okahandja zu führen“ (S. 73), so müssen wir die hämische Bezeichnung „der schwarze Christ“ recht überflüssig finden. Der Gedanke liegt doch zu nahe, daß Asser durch Darreichung von Schuhsohlen die Stimmung seiner ohnedies sehr erregten Leute nicht aufs äußerste reizen wollte, er hätte dadurch die kaum dem Tode Entronnene aufs neue in die größte Gefahr gebracht. Er tat für sie, was ihm im Augenblicke möglich war, und besaß Selbstüberwindung genug, der Frau das Leben zu retten.

Unter dem Titel: „Wie es eine Missionarswitwe machte,“ wird auf S. 113 ein merkwürdiges Erlebnis von Frau Viehe erzählt. Der Vorgang ist so ergreifend, daß man nur empfehlen kann, ihn in Heft 3: „Die Rheinische Mission und der Herero-Aufstand“ (Barmen, Missionshaus, 1904, 20 Pfg.) auf S. 29 nachzulesen. Am 26. Januar waren die Räuber und Mörder gekommen, um ihre Missionarin auch auszurauben oder vielleicht zu töten. Sie ahnte es, hielt Morgenandacht mit Gesang des Liedes „Morgenglanz der Ewigkeit“, las den 27. Psalm, der mit den Worten schließt: „Harre des Herrn! Sei getrost und unverzagt,“ stimmte darauf die bekannte Weise an: „Harre, meine Seele, harre des Herrn“ und schloß mit dem „Vater unser“ und dem Segen. Dann reichte sie jedem die Hand, und als sie noch nicht gehen wollten, gab sie jedem ein Stückchen Plattentabak und verabschiedete sie. Rust kann nicht umhin, der beherzten Frau Anerkennung zu zollen, zieht aber doch die ganze Geschichte beinahe ins Lächerliche, ohne mit dem Schlußwort „Dein Glaube hat dir geholfen“ diesen Eindruck verwischen zu können. Außerdem werden der nächtliche Überfall der Herero, die Soldaten im Missionshause vermuteten, und die schließliche Rettung durch eine Patrouille gar nicht erwähnt. Das ist gegenüber der sonstigen Ausführlichkeit eine lückenhafte Darstellung.

Als Kuriosum darf hier vielleicht erwähnt werden, daß zu dieser Geschichte die „Koloniale Zeitschrift“ seinerzeit die scharfsinnige Entdeckung machte, daß das Vorhandensein von Platten-Tabak im Missionshause zeige, wie sehr die Mission auf Handel bedacht sei und

daß die Mission nur deshalb so sehr gegen den Branntwein-Handel eifere, um sich für ihren mit Opium geschwängerten Tabak das Geschäft nicht zu verderben; denn: das eine Narkotikum schließe bei seiner Benutzung das andere aus. Wenn Alkohol gehandelt würde, könnte die Mission ihren Tabak nicht los werden!!!

Ein weiteres Beispiel von öfters wiederkehrender Ungenauigkeit ist, daß alle Herero, die christliche Namen tragen, ohne weiteres als Christen betrachtet werden. Das sollte doch jeder Ansiedler wissen, daß die Mission es nicht verhindern kann, daß auch heidnische Eingeborene sich alle möglichen biblischen Namen von Patriarchen und Propheten beilegen, und daß die Weißen selbst das oftmals unterstützen, weil sie nicht imstande sind, den ursprünglichen Herero- oder Nama-Namen auszusprechen. Deshalb ist es verkehrt, jeden, der z. B. den Namen Paulus trägt, für einen Christen zu halten, und daran abfällige Bemerkungen zu knüpfen.

Auf Seite 91, 93 und 100 werden drei missionarische Berichte zwar mit Namen und Anführungszeichen eingeführt, aber die Fundstelle, der sie wörtlich entnommen sind, ganz verschwiegen, wogegen sonst die Zeitungsquellen mit genauer Nummer angegeben werden. Noch auffallender ist, daß auf Seite 102 die Darstellung des Missionars Olpp mit den Worten: „in die Berge geflohen“ mitten im Satz abgebrochen wird! Denn der Nachsatz: „die Bastards sind getrennt: ein Teil ist hier in der Feste und ficht auf deutscher Seite usw.“ könnte ja zu günstige Vorstellungen von den Eingebornen erwecken. Das ist doch ein recht ungenaues Verfahren eines Quellenschriftstellers!

3. Wichtiger, als diese Zurechtstellungen und Ergänzungen erscheint die Beleuchtung des Abschnittes „Eine christliche Hererogemeinde nach 40 Jahren“, der sich im dritten, allgemeinen Teil des Buches findet (S. 474—477). Der Verfasser weiß nicht, daß Otjikango von Hugo Hahn bereits 1844 gegründet wurde und wirklich die älteste Hererogemeinde war. Es begegnet ihm auch eine kleine Verwechslung damit, daß er den in Otjimbingue verwirklichten Gedanken einer Missionshandwerkerkolonie auf den Missionar Brincker und auf Otjikango überzutragen scheint. Doch das sind Kleinigkeiten. Er eröffnet dagegen einen so tiefen erschreckenden Einblick in das dortige Gemeindeleben während der letzten Jahre, daß die Missionsfreunde *bestürzt fragen* müssen: Ist das wahr? und die

Gegner triumphieren können: Seht doch den Mißerfolg! Wie kommt Rust zu dieser Kenntnis?

Er sagt selbst, daß der von ihm abgedruckte Bericht April 1902 datiert sei und mit andern Papieren in einem Pontok gefunden wäre. Es handelt sich dabei um das Konzept zu einem seelsorgerlichen Stationsbericht für die Missions-Konferenz, die vom 20. bis 28. April 1902 in Omaruru stattfand. Das Konzept war — wie wir wissen — mit Hinweisen auf einen stark korrigierten ersten Entwurf versehen, der in losen Blättern dabei lag. Der Schreiber und Eigentümer dieser Schriftstücke, Missionar Hammann, war 1902 nach Otjihaënena versetzt worden und kam im Frühjahr 1904 auf der Flucht über Hohewarte nach Windhuk. Dort hörte er von seinen Papieren und erhielt auf seine Bitte einen Teil davon von einem Reserveleutnant ausgehändigt. Auch wenn Herr Rust von der Anwesenheit des Missionars damals nichts wußte, so war ihm doch bekannt, daß die in seinen Händen befindlichen Blätter von niemand anders geschrieben sein konnten, als von Hammann, der 1899 bis April 1902 in Otjikango war. Warum wurden diese seelsorgerlichen Mitteilungen, zu deren Veröffentlichung der Autor niemals seine Zustimmung gegeben hätte, nicht diskret behandelt? Und warum wurden diese Fundstücke nicht der Mission zurückgegeben? An diese offenen Fragen reihen sich einige andere, deren Beantwortung noch peinlicher sein dürfte: Warum weichen einige in Rusts Buch gedruckte Ausdrücke nach der häßlichen Seite hin von der in Barmen befindlichen Reinschrift des missionarischen Berichts in einer solchen Weise ab, daß Hammann erklärt, er könne auch in seiner Kladde niemals Worte gebraucht haben, wie „Unzuchts-Patron" oder „sich bedienen lassen" (S. 475, Z. 17 von oben)? Warum ist der helle Lichtpunkt in dem düstern Bilde, der in dem Hinweis auf den treuen Ältesten Christian Tjuhuiko besteht, der um seiner Aufrichtigkeit willen von den Gemeindegliedern Haß und Verfolgung erleiden mußte, nicht erwähnt? (Es ist derselbe, der die kleine Brunhilde Lange rettete). Warum vor allen Dingen sind die Gründe über den Niedergang der einst so blühenden Gemeinde, die im Jahr 1880 bereits 351 Christen zählte und damit die zweitgrößte Hererostation war, Gründe, die Hammann seinen Konferenzgenossen nicht ausführlich darzulegen brauchte, die er aber wenigstens kurz andeutete, im Abdruck ohne Auslassungspunkte einfach übergangen?

Wir sind es den Lesern des Rust'schen Buches schuldig, diese Gründe anzugeben. Otjikango (oder Groß-Barmen) liegt im Swakoptal auf der Grenze zwischen dem Herero- und Namagebiet. Deshalb hatte es von Anfang an unter den Stammesfehden schwer zu leiden. 1853—64 war es unbesetzt, dann kam Brincker von 1864 bis 78. Unter ihm nahm die Station namentlich in der Friedenszeit einen schönen Aufschwung, bis 1880 wieder der Namakrieg ausbrach, der die Station bis zu Hendrik Witbooi's Unterwerfung (1894) so beunruhigte, ja verwüstete, daß die Zahl der Gemeindeglieder im Jahre 1889 auf 173 herabgegangen war. Wegen dieser Entvölkerung war Otjikango von 1891—98 abermals unbesetzt. Es wohnte auch kein geschlossener Stamm mehr dort, sondern zusammengewürfeltes Volk. Vorübergehend waren 6 Soldaten auf Otjikango, ihnen folgte ein Händler, dem es eine Freude war, die zurückgebliebenen Christen an Weihnachten in der Kirche betrunken zu machen. Hammann schreibt an einem andern Ort, daß damals mehr mit dem Branntwein zivilisiert wurde, als mit irgend etwas anderem; der Einfluß der Zivilisation, dem die Gemeindereste schutzlos preisgegeben waren, habe dieser alten Gemeinde den Todesstoß versetzt. Daran konnte die schließliche, nochmalige Besetzung durch Hammann 1899—1902 nichts mehr ändern. Während andere Gemeinden zu gleicher Zeit für Schul- und Kirchbau bereitwillig große Opfer bringen, heißt es im Missions-Jahresbericht von 1901, daß der Bau eines kleinen Schulhauses in Otjikango gänzlich ins Stocken geriet nicht nur aus Mangel an Arbeitern, sondern vor allem aus Unlust der Gemeinde, die erklärte, eine Schule sei nicht nötig. Zugleich wurden bei den Händlern Schulden gemacht, für die dann das Land hergegeben werden mußte. So wurde der Platz Klein-Barmen mit seinen Quellen und einem Weideland von 8000 ha verkauft. Ähnlich stand es in dem Filial Otjiruze. Als dort im Juli 1903 der Evangelist gefragt wurde: „Warum habt ihr die Kirche nicht fertig gebaut?" entgegnete er: „Wir haben uns die Sache nochmals überlegt. Du hast gesehen, denn du bist auf der Reise durchgekommen, wie sehr wir eingeengt worden sind durch den Verkauf der Farmen. Es kann vielleicht noch 2 oder 3 Jahre gut gehen, dann müssen wir weiter mit unserm Vieh, weil uns der Raum nicht mehr genügt. Da haben wir uns gesagt: Warum noch eine Kirche bauen? Bis dahin hält uns, wenn wir uns behelfen, die alte noch aus". —

Das Trinken und die Unsittlichkeit half dazu, die körperliche Widerstandsfähigkeit der Leute von Otjikango (d. i. Barmen) zu brechen. In dem Fieberjahr 1897 starben 80 Bewohner des Platzes. 1902 wohnten nur noch 86 Christen in Otjikango und Klein-Barmen. Nach Hammann's Abberufung zog die Missionarswitwe Viehe auf den einsamen Posten und entfaltete namentlich unter den Kindern und Frauen eine sammelnde und bewahrende Tätigkeit, bis der Aufstand auch diese letzte Liebesarbeit zu nichte machte. Unter allen Stationen der Hereromission hat keine einzige ein ähnlich trauriges Geschick aufzuweisen. Deshalb ist es ungerecht, von diesem einen Fall einen Schluß auf die andern Gemeinden zu machen, wie wir Seite 477 lesen: „Dies ist das Innenleben, das Bild des Hereroschristenlebens, und wie verschiedenartig die Konturen auch sein mögen, die Farben sind überall dieselben". Doppelt ungerecht wäre es, den Untergang von Otjikango einseitig der Mission zum Vorwurf zu machen, nachdem nun gezeigt worden ist, daß er in Verhältnissen und Einwirkungen begründet lag, die von der Mission nicht abgewendet werden konnten.

Als Gegenbild hierzu ist es mir ein Bedürfnis, hervorzuheben, wie Herr Rust und seine Gattin früher in vorbildlicher Weise für die Eingeborenen sorgten und wie freundlich sie zur Mission standen. Als im Herbst 1903 ein junger Missionar das Filial Otjizeva nahe bei Monte Christo besuchte, wurde er an einem Wochentag auch auf die Farm zur Abhaltung eines deutschen Gottesdienstes eingeladen, welchem eine Versammlung der Eingeborenen vorausgehen sollte. Als nach deren Beendigung der Missionar auf den Hof trat, fand er auf Anordnung der Hausfrau Kisten und Kasten in Reihen gestellt, Bänke aus Brettern zurecht gemacht, um die Farbigen, bevor sie nach Hause gingen, noch mit Kaffee zu bewirten, wobei jeder von ihnen ein ordentliches Stück Brot bekam. Außerdem bezeugten die Leute selbst, die als Arbeiter auf der Farm waren, wie ihre Herrschaft es sich angelegen sein lasse, ihnen den Katechismus abzuhören und zu erklären. Es ist begreiflich, daß gerade bei solcher edlen Gesinnung der Treubruch und Verrat der eigenen Hausgenossen zunächst das Herz erbittern und die Leidenschaft erregen mußte. Aber wer die ergreifende Schilderung der Rettung seiner eigenen Familie nach Windhuk mit dem Bekenntnis schließen kann: „Eine höhere Macht *hat uns gerettet*" (S. 69), der wird im Lauf der Zeit auch wieder

zu einer ruhigeren und gerechteren Beurteilung der verblendeten, schuldigen Feinde gelangen und nicht unter allen Umständen der Gnade hindernd in den Weg treten.

Auch Dr. Förster spricht es aus, daß das Buch die Interessen der geschädigten Farmer mit einseitiger Schärfe vertritt. Umsomehr erkennen wir die klare Aufrichtigkeit an, die bei aller vorsichtigen Zurückhaltung doch nach zwei Seiten hin den eigenen Landsleuten gegenüber sich offenbart.

An einer Stelle wird auf wenigen Zeilen der verhängnisvolle Zusammenhang zwischen Handel, Schuldforderungen und schnell eingetretenem Grunderwerb so schlagend und überzeugend vor Augen geführt, daß auch ein Missionar es nicht besser machen könnte. Dann heißt es: „Solcher Besitzwechsel bewirkt bei den Herero auch gewöhnlich einen Stimmungswechsel: erst die Duldenden, jetzt die Geduldeten. Ähnlich liegen die Dinge in vielen Fällen beim neuen Besitzer, nur mit dem Unterschied, daß der neue Herr den alten an Rechtsstrenge noch übertrifft.“

Was an anderer Stelle, S. 507 ff., über das kirchliche Leben in Windhuk gesagt wird, offenbart einen solchen sittlichen Ernst und ein solches Hangen an dem Ideal eines evangelischen Familienlebens, daß wir nach dieser Seite hin den Ermahnungen des Verfassers nur den besten Erfolg wünschen können gegenüber den weitesten Kreisen unserer Landsleute, mit denen er draußen in Beziehung steht. Die hier von ihm vertretenen Grundsätze müssen zum Verständnis und zur Förderung der Missionsaufgabe führen, sobald nur einmal die leidenschaftliche Stimmung gegen die Eingeborenen — und teilweise auch gegen die Behörden — einer gerechteren Auffassung gewichen ist. Dann wird sich hoffentlich noch bei manchem alten Pionier die Erkenntnis durchsetzen, daß nach Überwindung des Aufstandes der zukünftige Kampf in der Kolonie nicht gegen die Eingeborenen, sondern gegen die materialistische Weltanschauung und Lebensweise zu führen ist, in der eine sehr große Zahl der heutigen Kulturträger gefangen ist.

Wir müssen uns bei dieser Besprechung genügen lassen. Sie sollte weniger den überreichen Inhalt des wertvollen Buches skizzieren, als zeigen, **wie** es gelesen und verstanden sein will.

Da seit seinem Abschluß bereits 14 Monate vergangen sind, kann darin *von der Wiederkehr* der Herero, von der Ablösung der

Militär-Diktatur durch das ersehnte Zivil-Gouvernement, von aussichtsvollen Friedensregungen usw. noch nicht die Rede sein. Aber auch wenn aus der gleichen Feder ein zweiter Teil erschiene, so müßten wir doch damit rechnen, daß der Kern der Missionsarbeit wieder nicht zum vollen Verständnis gebracht würde, weil gerade hier das Urteil zu sehr an den Äußerlichkeiten haftet und die unermüdliche Liebe und sanftmütige Geduld, womit die Mission ihr Werk treibt, nicht recht würdigt. Doch das rechnen wir dem Verfasser hoch an, daß er in seiner vorliegenden Schrift auch den betrügerischen Handel, Wucher, Gewalt und Unsittlichkeit mancher Ansiedler vor dem Aufstand nicht geschont hat. Der Herausgeber allerdings hat diese Stellen unterdrückt. Wenn aber nach dieser Seite hin jetzt stillschweigende Amnestie geübt werden soll, will man dann nicht auch den besitzlos und elend gewordenen Eingeborenen, so weit sie sich unterwerfen, volle Begnadigung zuteil werden lassen?

Wenn die Katastrophen vorüber sind, dann gilt es neu zu bauen. Die Zukunft muß beweisen, was ein jeder gelernt hat. Wir blicken ihr hoffnungsvoll entgegen. Denn es sind Anzeichen genug vorhanden, daß Deutschland fortan seine Aufgabe in den Kolonien ernster auffaßt als bisher, daß der Eigenart und den Lebensbedingungen der Eingeborenen mehr Verständnis und Billigkeit entgegengebracht und daß dem Branntwein und der Ungerechtigkeit kräftiger gewehrt wird.

(Schluß folgt.)

„Gottsucher“ unter den Chinesen.

Von Missionar G. Genähr.

Fortsetzung.

Der Name der Lung-hwa-Gesellschaft findet sich übrigens schon in viel früheren Zeiten als die waren, in denen ihr Prophet lebte. Lung-hwa bedeutet wörtlich: Drachenblume und scheint früher oft buddhistischen Klöstern gegeben worden zu sein. De Groot hat nicht weniger als fünf buddhistische Lung-hwa-Klöster gefunden, deren in chinesischen Büchern Erwähnung geschieht. Er konnte

aber nicht den geringsten Zusammenhang zwischen diesen und der Sekte gleichen Namens entdecken. Aus der Tatsache, daß Maitreya[1]), der Messias oder Paraklet dieser Sekte, der zugleich der Hauptheilige der „weißen Lotus-Gesellschaft“ ist, zieht De Groot den Schluß, daß diese möglicherweise mit der Lung-hwa-Sekte identisch ist, und daß Lung-hwa einfach Lotosblume bedeutet.

Der Sien-Tien-Sekte, die, wie schon bemerkt, von äußerlichem Gepränge nichts wissen will, darin ganz unähnlich, verehrt die Lung-hwa-Gesellschaft eine Menge von Göttern und Göttinnen, und stellt diese in gemalten und geschnitzten Bildnissen dar. An der Spitze ihrer Gottheiten stehen die San Kih, oder drei Grundkräfte der Natur: Himmel, Erde und Mensch, gewöhnlich in Gestalt dreier alter Männer dargestellt, in ihren Händen die acht Diagramme, in Form eines Kreises, haltend. In einigen ihrer Versammlungshäuser sah De Groot diese Gestalten an der Wand aufgehängt und die Gläubigen davor niederknieend.

Unmittelbar nach diesen folgen die San Pao oder die „Drei Kleinodien“, die buddhistische Triratua, und außerdem noch eine Menge buddhistischer, konfuzianischer und taoistischer Heiligen.

---

1) Eine alte buddhistische Weissagung lautet: „Fünfhundert Jahre wird die Lehre der Wahrheit bestehen; dann verschwindet der Glaube von der Erde, bis ein neuer Buddha erscheint und von neuem das Rad der Lehre rollen läßt.“ Daran konnte die spätere Ausbildung der Sage von der Ernennung Maitreya's anknüpfen. Als Buddha im Tuschitahimmel den Beschluß der Menschwerdung gefaßt hat, umfassen die Göttersöhne weinend seine Füße und klagen: „Wenn du nicht hier bleibst, Edler der Edlen, wird dieser Tuschita-Wohnsitz seinen Glanz verlieren.“ Der Böddhisattva antwortet: „Dieser hier, der Böddhisattva Maitreya, wird euch das Gesetz lehren“, und er nahm Krone und Diadem von seinem Haupte, legte es auf das Haupt des Böddhisattva Maitreya und sprach: „Edler der Edlen, du bist es, der nach mir sich bekleiden wird mit der vollen Buddha-Erleuchtung.“ Dieser erwartete neue Buddha wurde allmählich die verehrteste und volkstümlichste Gestalt der religiösen Phantasie buddhistischer Völker. Die chinesischen Pilger fanden kolossale Bildsäulen, die ihn darstellten, am Indus, und die Mission verbreitete dergleichen in alle Lande. Er ist der Bewahrer der „drei Kleinodien“ Buddha, Dharma, Sangha (Buddha, Gesetz und Gemeinde; vergl. weiter unten), die durch ihn einst in höherem Glanze verwirklicht werden sollen; der Böddhibaum wird unter ihm seine Zweige über die ganze Erde ausbreiten. Allen buddhistischen Völkern gleichmäßig gilt er als der zukünftige Messias und Paraklet. Vergl. Rudolf Seydel, Das Evang. von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage *und Buddha-Lehre, p. 263 ff.*

Die religiösen Versammlungen der Sekte finden in der Regel in der Hauptabteilung oder Halle eines gewöhnlichen Hauses, selbstverständlich unter voller Zustimmung des Besitzers, der nicht selten selber ein Führer oder Leiter der Sekte ist, statt. Solche Versammlungsstätten werden ts'ai t'ang „vegetarianische Hallen" genannt, weil das buddhistische Verbot des Fleischessens alle Glieder der Sekte zu Vegetarianern macht. Die verschiedenen Gemeinden, in welche die Sekte eingeteilt ist, erkennen alle ein gemeinsames Oberhaupt an, eine Art Bischof oder Papst, der den Titel „Khong-Khong", der „Ausgeleerte von den Ausgeleerten" führt. Seinem Titel nach zu schließen, muß dieser ein ganz hervorragender Nirvânamann sein, ein Mann, der sich so gänzlich aller irdischen Dinge entschlagen hat, daß er als untergetaucht in die Leere der Nichtexistenz angesehen werden kann. Dieser Papst lebt, wie es heißt, in Fuh-ts'ing, einem Bezirk südwestlich von Fuh-tschen, der Provinzialhauptstadt. Nach dem Khong-Khong folgt eine Anzahl von T'ai-khong oder „Sehr-Ausgeleerten", und nach diesen die Ts'ing hu oder die „Reinen Vernichtigten." Von diesen drei höchsten Klassen von Würdenträgern wird, wie ihr Name anzeigt, erwartet, daß sie bis zu einem hohen Grade der Welt abgestorben sind und ein Dasein von solcher Leerheit erlangt haben, daß man dasselbe als eine Freiheit vom Dasein bezeichnen kann.

Auf der vierten Stufe der hierarchischen Leiter stehen die Su ki oder „Schreiber", ein Titel, dem buddhistischen Mönchsleben entlehnt. Auf sie folgt der Ta-jin oder „Haupteinführer." Träger des sechsten Ranges sind die Siao-jin oder „Untereinführer", deren Verdienste und Würden entsprechend geringer sind als die der vorhergehenden Titelträger. Der siebente Rang ist der des Sam sing oder „Drittes Vehikel." Dann folgt die Würde des Ta sing oder „Großen Vehikels", ein Wort, das der Mahâyâna-Lehre angehört. Und endlich gibt es noch einen neunten Grad, Siao-sing oder „Kleines Vehikel" genannt. Diesen Grad erlangen alle Novizen auf Grund ihrer Einweihung und Aufnahme in die Gemeinschaft. Dieser letztere Ausdruck („Kleines Vehikel") ist der Hinâyâna-Lehre entnommen.[1])

---

1) Mahâyâna und Hinâyâna sind die Namen von Schulen oder Systemen, die sich auf die verschiedenen Mittel beziehen, welche aufeinander folgende Formen des Buddhismus den Gläubigen anboten, um sie über den Ozean

Die Namen dieser religiösen Grade kommen jedoch im täglichen Leben selten zur Anwendung. Da sich die Mitglieder der Sekte als Brüder und Schwestern ansehen, so bezeichnen sie sich gegenseitig als ts'ai-in, d. i. „vegetarianische Freunde.“ Die Männer sind ts'ai-kung oder „Männliche Vegetarianer“, die Frauen sind ts'ai-ku oder „Weibliche Vegetarianer.“ Ihre Leiter, von denen erwartet wird, daß sie sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit auszeichnen, und die von ihren Gemeindegliedern mit der größten Achtung behandelt werden, werden einfach ts'ai-t'ao oder „Vegetarianische Häupter“ genannt. Auch Frauen können den Rang eines Führers bekleiden, sie handeln aber selten als solche.

Gehorsam den Mahâyâna-Geboten, sind alle Glieder der Lunghwa-Gemeinde eifrige Propagandisten. Ein von ihnen oft gebrauchtes Argument um Konvertiten zu machen, ist das, daß sie sagen, die Enthaltung des Fleischgenusses befördere die Gesundheit und gebe physische und geistige Ruhe; und zum Beweis dafür weisen sie nicht selten auf ihre eigene heitere Gemütsverfassung hin.

Die Zulassung von Kandidaten zur Mitgliedschaft wird Kui-i oder „Zufluchtnehmen“ genannt. Es wird ihr die größte Wichtigkeit beigelegt, da sie die Pforten des Heilswegs öffnet. Ohne die Vermittlung eines in tsum su oder „Einführungsmeister“, eines angesehenen männlichen oder weiblichen Mitglieds der Sekte, der den Einzuführenden in Vorschlag zu bringen hat und für ihn Bürgschaft leisten muß, kann niemand zur Mitgliedschaft zugelassen werden.

Gewöhnlich werden mehrere Kandidaten zu gleicher Zeit eingeweiht. Sie ordnen sich in zwei Gruppen vor dem Altar, an dem der fa to su oder „Bekehrungsmeister“ amtiert, in knieender Stellung, die Frauen zur Rechten, die Männer zur Linken, alle einen brennnenden Weihrauchstengel in den gefalteten Händen haltend.

des Erdenelends hinüber zu geleiten (daher der Name Vehikel, Fahrzeug) bis zum Ufer der Seligkeit. Der jüngere Buddhismus, der in Gegensatz zu dem älteren, südlichen oder ceylonischen Buddhismus, der sich der Weiterentwicklung entzog, das „kleinere Fahrzeug“ (Hinayâna), dem man mit stolzem Selbstbewußtsein den jüngeren, nördlichen als das „große Fahrzeug“ (Mahâyâma) gegenüberstellte. Der wesentliche Charakter des Hinayâna ist der des moralischen Heilsweges, während das Mahâyâna einen philosophischen Grundgedanken zur Herrschaft bringt. Vgl. Eitel, Buddhismus, p. 36 ff. Seydel, Buddha-Sage *rc. p. 72.*

Der „Bekehrungsmeister“ murmelt einige unverständliche Gebetsworte vor sich hin, die den Zweck haben sollen, die anzubetenden Heiligen zu veranlassen, sich in ihren Bildnissen niederzulassen. Dann besteigt dieser eine niedrige Rednerbühne, auf der ein Stuhl für ihn bereit steht und ein kleiner Tisch. Von dieser Kanzel aus trägt er dann eine kurze Predigt über die Vortrefflichkeit der Lehre des Buddha vor. Gleich im Anschluß daran findet eine Prüfung der Kandidaten statt, die den zu Prüfenden eine Gelegenheit gibt, ein Bekenntnis ihres Glaubens abzulegen. Ihr Verlauf ist in abgekürzter Form folgender:

Frage: „Nun, darf ich euch, ihr Ehrenwerten in beiden Gruppen, fragen, welche Wohltaten in dieser Welt die wichtigsten sind?“

Antw.: „Die vier Wohltaten“.

Frage: „Welche sind diese?“

Antw.: „Daß der Himmel sich über uns wölbt und die Erde uns trägt; daß Sonne und Mond uns ihr Licht spenden; das es Land und Wasser gibt, welches unserem kaiserlichen Herrn gehört; daß unsere Eltern uns das Leben gegeben haben.“

Frage: „Und wie können wir diese Wohltaten vergelten?“

Antw.: „Indem wir uns durchaus der verbotenen Nahrungsmittel enthalten, und die Gebote annehmen.“

„Unser heiliger Stifter“, so fährt der Bekehrungsmeister fort, „hat uns eine dreifache Zuflucht und fünf Gebote gegeben. Höret aufmerksam zu! Die erste Zuflucht! Berühret mit euren Stirnen die Erde“, — hier berühren die auf ihren Knieen liegenden Kandidaten dreimal nacheinander den Boden mit ihren Stirnen — „und nehmt eure Zuflucht zu Buddha! Dieser Buddha ist kein aus Erde geformter, oder aus Holz geschnitzter Buddha; auch ist er kein auf Papier gemalter, oder in Erz gegossener Buddha. Dieser Buddha ist vielmehr das Modell der Welt, der uns in die Pforten des Gesetzes einführt. Der Buddha, von dem ich rede, ist der Buddha, der das Gesetz predigte in dem Park des (Prinzen) Teta zum Besten der Menschen und Devas. Buddha ist Erkenntnis, und Erkenntnis ist Weisheit. Der Mensch, welcher die geistliche Erkenntnis, die Weisheit verleiht, besitzt, kann (das Gesetz) erforschen, es beherrschen und ausüben. Das ist der hellglänzende Buddha, verehrungswürdig, rein, der da sichtbar wird, wo man sein eigenes Herz kultiviert“.

Auf diese kurze Ansprache folgt dann die zweite und dritte Zuflucht, die mit den Worten endigt: „Buddha, Dharma und Sagha (Buddha, Gesetz und Gemeinde oder die drei Kleinodien) glaubet an sie, und nehmet sie auf in eure Herzen. Ihr dürft sie nicht außerhalb euer selbst finden“.

Damit ist der erste Teil der Einführungsfeier beendet, und *die Kandidaten*, die sich vertrauensvoll und ehrfurchtsvoll in die

Arme Buddhas, seines Gesetzes und seiner Gemeinde geworfen haben, haben ein Recht, sich als Mitglieder der Gemeinde anzusehen. Der Weg zur Seligkeit liegt nun offen vor ihnen, sie können aber ohne peinliche Befolgung der hauptsächlichsten Gebote auf diesem Wege keine Fortschritte machen, d. h. ans Ziel gelangen. Es gilt darum diese feierlich anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Ein ernüchterndes Nachspiel
zu dem Friedensschlusse auf dem Kolonialkongreß.
Korrespondenz zwischen Pater Acker und P. Julius Richter.

Knechtsteden, den 16. Dezember 1905.

Herrn Pastor Julius Richter.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrem Artikel der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ (Dezember-Heft): „Der zweite Kolonial-Kongreß in Berlin“, lese ich zu meiner Freude, daß die evangelischen Missionare auf diesem Kongreß eine Annäherung zur gemeinsamen Arbeit in den Kolonien mit den katholischen Missionaren gerne gesehen haben, und ich danke Ihnen, daß Sie den Eindruck gewonnen, daß es unsererseits ernst und aufrichtig gemeint war. Das war es auch.

„Es beschäftigte uns nur die Frage,“ fügten Sie bei, „reden sie als Privatpersonen, oder stehen ihre kirchlichen Organisationen hinter ihnen? Mit andern Worten: sind friedliebende Leute vorgeschickt, um coram publico eine schöne Musik zu machen, oder ist Aussicht vorhanden, daß die katholischen Missionen mit ihrer bisher inne gehaltenen Taktik sich überall rücksichtslos in die evangelische Missionsarbeit einzudrängen,[1]) brechen?“

Diese letzten Worte scheinen mir den Beweis zu geben, daß Sie noch kein richtiges Verständnis von der katholischen Auffassung des Missionswerkes haben. Es wird deshalb angebracht sein, um Mißverständnissen vorzubeugen, Ihnen so kurz wie möglich unsern diesbezüglichen Standpunkt klar zu legen, mit der Hoffnung, daß es zu noch größerer Annäherung beiträgt, denn eine Annäherung ohne Verständnis, wird keine dauernde sein.

Zunächst will ich Ihren Zweifel beseitigen und Ihnen mitteilen, daß weder P. Eustachius, noch P. Enshoff noch ich von jemanden irgend einen Auftrag erhalten haben, so zu sprechen und so zu handeln, wie wir gesprochen

1) *Sperrdruck stets von dem Verfasser.*

und gehandelt haben. Wir haben alle in unserm persönlichen Namen gesprochen und gehandelt. Ein Auftrag war auch nicht notwendig, denn unsere Prinzipien sind so klar und für jeden von uns so selbstverständlich, daß eine vorherige Verabredung gar nicht notwendig unter uns war. Die schöne Musik, die Ihnen so gut gefallen hat, ist einfach die Folge unserer Prinzipien: Gott lieben über alles und den Nächsten wie uns selbst.

Unterscheiden wir zunächst zwischen Theorie und Praxis:

In der Theorie erkennen wir Katholiken die katholische Kirche als die von Christus gegründete Kirche an, und wir haben die feste Überzeugung, daß Christus der Herr dieser Kirche den Auftrag, ja den Befehl hinterlassen hat, die von Ihm uns gebrachten Wahrheiten und Heilsmittel allen Völkern und allen Menschen anzubieten: Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker. (Matth. 28, 19). Diesen Befehl muß die Kirche ausüben und es ist der Kirche nicht erlaubt, von dem Angebote dieser Wahrheiten und Heilsmittel nur ein einziges Volk, oder auch nur einen einzigen Menschen auszuschließen und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil es dem Diener nicht erlaubt ist, den Befehl seines Herrn zu ändern und weil man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen. Das Missionswerk ist für uns kein persönliches Geschäft. Es ist Gottes Sache und die Sache der Kirche.

Nun gibt es für uns nur eine Kirche, weil Christus der Herr nur eine Kirche gegründet hat und nur eine Kirche gründen konnte. Der Grund ist klar, weil es eben keine zweierlei Wahrheiten und keine zweierlei Heilsmittel geben kann. Wahrheiten sind wahr, oder sie sind es nicht; Gnadenmittel kommen von Gott oder nicht; ein Mittelding gibt es hier nicht und kann es auch nicht geben. Das entspricht einfach der gesunden Vernunft, und deshalb können wir auch nichts daran ändern.

Es ist deshalb einem jeden katholischen Missionar unmöglich, eine andere Auffassung anzunehmen, oder er müßte seinem gesunden Menschenverstand widersprechen, seinem Gewissen zuwiderhandeln und seinen Glauben verleugnen. Es ist ihm auch unmöglich, auf ein Land, oder auch nur auf einen Menschen zu verzichten, um diesen die Wahrheiten und die Heilsmittel anzubieten, wenn ihm die Gelegenheit dazu geboten wird. Im Auftrage des Herrn, muß die Kirche alle Länder und alle Völker in ihr Missionsgebiet aufnehmen und die katholischen Missionare handeln nur im Auftrage der Kirche. Es ist dies bei uns keine Taktik, es ist dies Pflicht und eine von Christus dem Herrn uns auferlegte heilige Pflicht. Und wenn Sie von uns eine Beschränkung dieser Pflicht auf gewisse Gebiete oder auf gewisse Völker begehren, so begehren Sie von uns etwas, das gegen unser Gewissen ist und das wir Ihnen nicht zugeben können.

Das ist die Theorie, und daran können wir mit dem besten Willen nichts ändern. Der Vorwurf, daß wir uns überall rücksichtslos in evangelische Missionsarbeit eindrängen, scheint mir also nicht berechtigt. Nicht uns kommt dieser Vorwurf zu, aber unserm Herrn Jesus Christus, bei ihm müssen Sie sich beklagen.

In der Praxis ist unser Standpunkt nicht minder klar. Wir wollen

en den Herrn ehren und dem Nächsten Gutes tun. Die Ehre Gottes und
s Heil des Nächsten sind für uns: ut cognoscant te Deum et quem
isisti Jesum Christum. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß
le katholischen Missionare nur das allein im Auge haben. Wir sind des-
lb auch alle gewillt, das zu tun, was Gott ehrt und dem Nächsten gut tut.
ir wollen aber auch alles meiden, was der Ehre Gottes und dem Wohl des
ächsten schaden könnte. Nun schadet aber ganz sicher der Ehre Gottes und
m Wohle des Nächsten dieses gegenseitige Auftreten beider Konfessionen,
d wenn das vermieden werden könnte, so wäre das ein großer Segen, wie
ie sagen, auch für uns.

Es liegt also im Interesse beider, alles zu vermeiden, was unserm
inisterium schaden könnte, und wenn wir uns in der Theorie nicht einigen
nnen, so wollen wir es wenigstens versuchen in der Praxis, so gut wir
nnen, ohne unser Gewissen zu verletzen.

Was könnte nun da geschehen?

Vor allem müssen wir uns gegenseitig als ehrliche und gewissenhafte
eute ansehen. Es kann der Ehre Gottes und dem Wohle des Nächsten nichts
ützen, wenn wir uns gegenseitig durch falsche Anklagen herabzusetzen suchen.
ir sind deshalb in den Augen Gottes doch nicht besser. Lügen, Verleumden,
hrabschneiden sind Sünden, von wo sie auch herkommen mögen. Durch
ünden, und wenn wir auch dadurch die ganze Welt gewinnen könnten, ist
nicht möglich, Gott zu ehren.

Ferner müssen wir gegenseitig den religiösen Standpunkt, den jede Kon-
ssion vertritt, achten. Das sind Gewissenssachen, an denen sich nichts ändern
ßt, und es ist ungerecht von jemanden etwas gegen sein Gewissen zu be-
hren. In dieser Hinsicht haben es ja die evangelischen Missionare leichter,
ie die katholischen. Wenn jeder evangelische Christ frei ist, sich an die Bibel
 halten, wie es ihm der heilige Geist eingibt, warum sollen die katholischen
issionare nicht dasselbe Recht haben? Wir Katholiken wollen ihnen entgegen-
mmen soviel wir nur können, ohne unser Gewissen zu verletzen; wir be-
ehren von unsern evangelischen Brüdern dasselbe. Menschliche Rücksichten
üssen hier zurücktreten. Die Sache Gottes und nicht die Sache der Menschen
üssen die Missionare vertreten.

Deshalb können wir drittens auch zugeben, daß wir, wenn wir nicht
urch die Not gedrungen sind, so fern von einander bleiben wie nur möglich,
m Streit zu vermeiden. Sollte es aber der Fall sein, daß wir, notgedrungen
neben einander arbeiten müssen, so müssen wir suchen, uns zu vertragen in
christlicher Liebe. Sollte es dann nicht jedem, dem evangelischen, wie dem
katholischen Missionar frei stehen, seine religiösen Anschauungen offen vorzu-
tragen und es dann den Heiden überlassen, sich dem anzuschließen, der sie am
meisten überzeugt? Wir vertreten unsere Sache nicht, sondern die Sache
Desjenigen der uns gesandt hat, d. h. unseres Herrn.

Ein gezwungener Glaube kann doch kein Gottesglaube sein! Und was
kann es uns Missionaren nutzen, recht viele Anhänger zu haben, wenn dies
nicht der Wille *Gottes ist?*

Gestützt auf ein solches Verfahren, habe ich achtzehn Jahre in Frieden gelebt mit der anglikanischen Mission in Zanzibar. Warum sollte es anderswo nicht auch möglich sein?

Wir, wir möchten die ganze Welt katholisch haben, das entspricht unsern Prinzipien und das können wir nicht ändern, nicht weil es uns Vergnügen machen würde, sondern weil wir die Überzeugung haben, daß es so der Wille Gottes ist. Sie haben ja denselben Wunsch Ihrerseits. Wenn aber die Welt nicht katholisch werden kann, so ist es uns doch hundertmal lieber, sie wird evangelisch, als daß sie heidnisch oder mohammedanisch bleibt, weil wir sie, d. h. die Evangelischen, eben als Christen anerkennen. Diesen Wunsch sollen Sie auch haben. Wir verdammen auch nicht alle, die nicht katholisch sind wir verdammen überhaupt niemanden, weil wir wissen, daß Gott einen jeden nach seinem Gewissen richtet, und das Innere des Menschen kennen wir nicht.

Das sind die Anschauungen der katholischen Missionare, die Sie in Berlin gesehen haben, ich glaube es behaupten zu können, ohne in ihrem Auftrage zu sprechen. Mit der Hoffnung, daß diese Ausführungen Sie nicht verletzt haben, und daß mit etwas gutem Willen sie zu einer noch größeren Annäherung beitragen werden, was wir katholischen Missionare von ganzem Herzen wünschen, bleibe ich in der Liebe des Herrn

Ergebenster in Christo
Acker
Provinzial der Väter vom Heiligen Geist.

Antwort.

Sehr geehrter Herr!

Lassen Sie mich ohne Umschweife zur Sache gehen und mit derselben Offenheit Ihnen erwidern, mit der Sie geschrieben haben, in der gleichen Hoffnung, daß meine Ausführungen Sie nicht verletzen mögen. Sie haben die Veröffentlichung Ihrer Zuschrift an mich in der A. M. Z. gewünscht, wie Sie in dem Begleitbriefe an den Herausgeber derselben ausgesprochen; ich erwidere daher im vollen sachlichen Einverständnis mit diesem und — wie ich auch ohne spezielle Rücksprache mit ihnen annehmen darf — auch mit allen berufenen Vertretern der evangelischen Mission.

1) Beim Lesen Ihres mich sehr überraschenden Schreibens drängte sich mir zuerst die Frage auf: warum hat Herr Pater Acker nicht auf dem Kolonial-Kongreß gesagt, was er im ersten Teile seines Briefes mir jetzt geschrieben hat? Ich will keinen argen Gedanken Raum geben; aber das muß ich doch konstatieren, daß der Friedenston auf dem Kongreß einen sehr andern Klang gehabt haben würde, hätten Sie Ihren dogmatischen oder wie Sie sagen theoretischen Standpunkt hier mit derselben Offenheit dargelegt wie jetzt in Ihrem Briefe. Ihr Schweigen vor der großen Öffentlichkeit des Kongresses gerade über diesen Kardinalpunkt muß *sehr befremden.*

2) Sie werfen mir Mangel an „richtigem Verständnis von der katholischen Auffassung des Missionswerkes“ vor. Sie sagen mir bezw. uns aber wirklich nichts neues mit Ihrer dann folgenden dogmatischen Belehrung. Wir kennen diesen Standpunkt hinlänglich; er ist auch oft genug in der evangelischen Missionsliteratur besonders von Warneck klar gelegt worden; erst wieder ganz neuerlich in der 8. Auflage seines Ihnen jedenfalls bekannten „Abriß“ (S. 170 Anm. 1), wo ein Herr Tippe zitiert wird, der ihn in einer über Ihr Exposé hinausgehenden schroffen Konsequenz proklamiert. Aber das ist eine naive Zumutung, Herr Pater, zu meinen, die Klarlegung Ihres dogmatischen Standpunkts müsse eine so überwältigende Zaubermacht auf uns ausüben, daß wir ihn auch für berechtigt und auf Grund dieser Berechtigung alle böse Eindrängung der katholischen Mission in evangelische Arbeitsgebiete samt der unheilvollen Verwirrung, die sie anrichtet, für sakrosankt erklären. Soweit geht unser „Verständnis von der katholischen Auffassung des Missionswerkes“ allerdings nicht und wird es nie gehen. Sie tragen sich daher mit einer trügerischen „Hoffnung“, wenn Sie sogar — es erregt wirklich ein Lächeln — schreiben, „daß es zu noch größerer Annäherung beiträgt“ als die auf dem Kolonial-Kongreß in Szene gesetzt wurde, so Sie uns die dogmatischen Prämissen für Ihr praktisches Verhalten der evangelischen Mission gegenüber zum Überdruß auseinandersetzen. Diese dogmatischen Prämissen bestreiten wir eben sowohl auf Grund des klaren Schrift- wie des Geschichtsbeweises. Wesentlich Ihr Kirchenbegriff scheidet uns, und Ihre ganze auf ihn sich stützende sophistische Schlußkette kann uns ganz und gar nicht imponieren. Wenn Sie aber sogar soweit gehen zu sagen: „Nicht uns kommt dieser Vorwurf (der rücksichtslosen Eindrängung in evangelische Missionsarbeit) zu, aber unserm Herrn Jesus Christus, bei ihm müssen Sie sich beklagen“, so muß ich an mich halten, um keinen starken Ausdruck für diese Wendung zu gebrauchen. Unser Herr Jesus Christus ist größer als Ihre Kirche, und für ihre Verirrungen sollte sich Ihre Kirche nicht auf Ihn berufen. Daß Sie uns, wenn wir gegen Ihre böse Eindrängungspolitik protestieren, als in Opposition zu Jesus Christus stehend erklären, das, Herr Provinzial, hätte ich nach Ihrem Verhalten auf dem Kolonial-Kongreß allerdings nicht erwartet. Es ist das ebenso arg, als wenn Tippe unsre Missionstätigkeit als „einen Eingriff in das königliche Amt des Erlösers“ verurteilt. Und zu Ihrem und Ihrer Kollegen freundlichen Entgegenkommen auf dem Kolonial-Kongreß steht das im schneidenden Kontrast.

3) Gern lese ich in Ihrer Zuschrift, daß Sie trotz Ihres dogmatischen, in seiner Konsequenz jedes friedfertige Verhalten ausschließenden Standpunktes sagen: „Nun schadet aber ganz sicher der Ehre Gottes und dem Wohle des Nächsten dieses gegenseitige Auftreten beider Konfessionen, und wenn das vermieden werden könnte, so wäre das ein großer Segen, wie Sie sagen, auch für uns“ usw. Und Sie machen dann einige ein besseres gegenseitiges Verhalten betreffende Vorschläge für die Praxis. Leider machen Sie sie aber gerade in einer Hauptsache, nämlich betreffs der rücksichtslosen Eindrängung in unsre *Arbeitsgebiete, völlig illusorisch* durch eine Hintertür, die Sie sich

offen halten, indem Sie erklären: nur „wenn Sie nicht durch die Not gezwungen sind, so fern von uns bleiben zu wollen wie nur möglich" und dann dieses „notgedrungen" ausdrücklich noch einmal wiederholen. Erlauben Sie mir nun die Frage: was heißt bei Ihnen „notgedrungen"?

War es eine Notsache, als Sie sich z. B. gerade in der Zeit der Krisis in die Goßnersche Kolsmission in Tschota Nagpur, in die Krischnagar Mission der C. M. S. in Nieder-Bengalen, in die Tahiti-Kirche der Londoner Mission eindrängten? War es Notsache, daß die römische Mission sich auf den Samoa-Inseln niederließ, als dieselben von den Londoner Kongregationalisten, und auf den Hawaii-Inseln, als sie von den amerikanischen Kongregationalisten bereits christianisiert waren? War es Notsache, daß die römische Mission sich durchaus in das von protestantischen Missionsstationen wie von einem vollständigen Netze überzogene Deutsch-Südwestafrika eingedrängt und doch sich bis heute noch nicht veranlaßt gesehen hat, das ihr dort zugewiesene, einzig von der protestantischen Mission noch nicht besetzte Okavango-Geaiet in Angriff zu nehmen? Von zahllosen andern Beispielen schweige ich, um nicht zu ausführlich zu werden. Ist es angesichts solcher Tatsachen wirklich Ihr Ernst, wenn Sie schreiben: „Es ist uns hundertmal lieber, daß die Welt evangelisch wird, als daß sie heidnisch oder mohammedanisch bleibt, weil wir sie, d. h. die Evangelischen, eben als Christen anerkennen." Das ist ein Passus Ihres Briefes, wo es mir doch zweifelhaft ist, ob das Ihr voller Ernst ist. Sie wissen, daß Papst Leo XIII. im Jahre 1880 in einem Rundschreiben sich also ausließ: „Wir hegen, ehrwürdige Brüder, das feste Zutrauen, daß alle, die sich des katholischen Namens rühmen, ... nicht zulassen werden, daß ihre Bemühungen um die Ausbreitung des Reiches Christi durch den Eifer und die Anstrengungen jener zu Schanden werden, welche die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten." Sie erinnern sich vielleicht, daß die „Jahrbücher" damals dieses Rundschreiben des Papstes mit folgenden Worten beantworteten: „Wenn unsere Beiträge wachsen, so werden wir imstande sein, neben jeder protestantischen eine katholische Schule zu errichten; dies muß unsere Politik sein in jeder christlichen Niederlassung." (Miss. Catholiques vom 7. Januar 1881.) Es sollte mich aufrichtig freuen, wenn Sie jenen in Nordindien proselytierenden römischen Priester ausdrücklich desavouierten, der offenherzig aussprach: „Ich gebe zu, wir gehen nicht zu den Heiden; denn wir denken, die können noch möglicherweise durch das Licht ihrer eigenen Vernunft gerettet werden; aber dessen sind wir gewiß, daß ihr als evangelische Christen sicherlich verloren geht, darum kommen wir zu euch." (Evangel. Miss.-Mag. 1882, 326.)

Damit habe ich zugleich den dritten Ihrer Vorschläge für ein friedliches Verhalten gegeneinander im wesentlichen erledigt. Der erste lautet: „Wir sollen uns gegenseitig als ehrliche und gewissenhafte Leute ansehen . . und uns nicht gegenseitig durch falsche Anklagen herabzusetzen suchen". Nun, hier befinden wir uns in vollster Übereinstimmung miteinander, denn „Lügen, *Verleumden, Ehrabschneiden*" dient ganz gewiß nicht „zur Ehre Gottes". Ge-

wiß ist je und je in dieser Beziehung auch auf protestantischer Seite gefehlt worden, aber das sind Ausnahmen, die wir verurteilen; wir haben uns ehrlich bemüht in unsrer Polemik Person und Sache von einander zu scheiden und sehr oft an den katholischen Missionaren ausdrücklich anerkannt, was löblich an ihnen ist. Aber, Herr Pater, wie steht's auf Ihrer Seite? Sie kennen zweifellos z. B. Marshall (Die christlichen Missionen), den Ihr Janssen für einen Missionsklassiker erklärt und dessen — ich kann nicht anders sagen — gemeine Beschimpfungen der evangelischen Missionare bis heute, soweit mir bekannt, katholischerseits noch nicht öffentlich desavouiert worden sind. Im 2. Kapitel von Warnecks: „Protestantischer Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission" finden Sie eine Blütenlese derselben. Aus hunderten nur ein Zitat: „Die protestantische Mission ist ein fortwährender Bericht von Habgierde, Unmoralität, Weltlichkeit, Verwirrung und Mißlingen. Wenn der heilige Paulus die Werke des Fleisches aufzählt Gal. 5, 19, so scheint er in einem kurzen Satze die Hauptzüge aller protestantischen Missionen zusammenzufassen" (II 468 f.). Auch die „Jahrbücher" und die „Kath. Missionen" behandeln uns böse, z. B.: „Der Protestantismus ist ein Gift . . ein bodenloser Abgrund . . seine Boten sind nach Wohlleben haschende Weltkinder, Mietlinge ohne Glauben" (Jahrbb. 1875 III 40. 87 II 41. Kath. M. 1874, 262. 1875, 67. 1876, 158). Sie werden in der protestantischen Missionsliteratur ähnliches über katholische Missionen nicht finden. Machen Sie Ihren Einfluß, geehrter Herrr Provinzial, mit Energie geltend, damit „das Lügen, Verleumden und Ehrabschneiden" in der katholischen Missionsliteratur endiich aufhöre, und sorgen Sie dafür, daß es offiziell und öffentlich verurteilt werde, wo es notorisch geschehen ist. Das ist gewiß ein gutes Werk „zur Ehre Gottes und zum Wohle des Nächsten".

Auch mit Ihrem zweiten Vorschlag: „gegenseitig den religiösen Standpunkt zu achten", kann ich nur einverstanden sein. Ich gebe Ihnen auch darin Recht, daß das uns Evangelischen Ihnen gegenüber leichter wird als Ihnen uns gegenüber. Wir haben eben keine allein selig machende Kirche, sondern einen allein selig machenden Heiland. Ihre Ausführungen betreffs dieses Punktes gemahnen aber fast wieder an eine Hintertür, nämlich daß Ihre „Prinzipien" eine Achtung unsres religiösen Standpunktes nicht dulden und schließlich die Berufung auf Ihr „Gewissen" und die „Überzeugung, daß es so der Wille Gottes ist", jede Störung und Zerstörung unsrer Arbeit rechtfertige. Wir vertreten „die Sache Gottes" so gut wie Sie — das müssen Sie mit voller Ehrlichkeit anerkennen, sonst helfen alle schönen Worte nichts, und es treten immer wieder die schlimmen Konsequenzen ein, die, so hofften wir, das friedfertige Entgegenkommen auf dem Kolonial-Kongreß eben beseitigen sollte.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß Bischof Couppé im Bismarck-Archipel in seinem Memorandum an den kaiserlichen Stationsvorsteher von Herbertshöhe vom 24. April 1894 beantragt, daß die dortigen wesleyanischen Missionsbrüder aus ihrem bisherigen Missionsgebiete zwangsweise vertrieben werden, und schreibt: . . . . „*ich sehe nur eine mögliche* Lösung dieses Konflikts, daß

die wesleyanische Mission gezwungen werde, die Gazellen-Halbinsel zu verlassen." (NB. Die Wesleyaner sind acht Jahre eher in diesem Gebiete gewesen, ehe der erste römische Missionar auftauchte!) Und schon früher schrieb derselbe Bischof: „Der Mittelpunkt dieser kleinen Bevölkerung heißt Takubar; allein gerade dort befindet sich schon seit langem eine wesleyanische Station .... Desungeachtet wollten wir einen Versuch machen, um diese Seelen der Häresie zu entreißen und sie für Jesum Christum zu gewinnen. Wir kauften demnach .... in Takubar selbst, in nächster Nähe der wesleyanischen Station, zwei Hektar Land, bauten darauf ein gediegenes Haus von europäischem Material, das die Strohhütte des Teachers in Schatten stellte; ferner führen wir augenblicklich eine Kirche auf von australischem Eisenholze .... Möge das göttliche Herz Jesu unsere Mühen segnen und jene Seelen an sich ziehen, welche ihm Satan — beachten Sie „Satan" — streitig machen will" (s. 1897, 137). Heißt das etwa „uns Protestanten entgegenkommen, so viel wir nur können, ohne unser Gewissen zu verletzen"? Begehren Sie wirklich von „Ihren evangelischen Brüdern" dasselbe?

„Friede auf Erden," das ist die frohe Weihnachtsbotschaft, welche in diesen Tagen unsere Herzen wieder mit unaussprechlicher Freude erfüllt. Das Reich des Friedensfürsten aufzurichten, ist unser heißes Begehren. Wie gern würden wir im Frieden leben mit allen, welche die Hand an dasselbe heilige Werk legen! Wie gern würden wir nach der Losung des Apostels handeln: „Daß nur Christus verkündigt werde auf allerlei Weise ... so freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen" (Phil. 1, 18). Aber Sie sprechen es selbst unumwunden aus, daß Sie und Ihre Kirche von der Theorie schrankenloser Rücksichtslosigkeit Gewissens halber nicht abgehen können; daß Ihnen etwas derartiges auch von protestantischer Seite nicht zugemutet werden dürfe. Es kommt also darauf an, inwieweit Sie und Ihre Kirche in der Praxis diese Theorie zurückstellen wollen. Darüber aber kann eben nur die Praxis entscheiden. Wir werden ja sehen, ob Sie die auf dem Kongresse ausgesprochene Friedfertigkeit in der Praxis in Taten umsetzen. Sie betonen selbst, daß dies für Sie der einzig gangbare Weg sei. Es wird uns aufrichtig freuen, wenn Ihre Kirche wenigstens in der Praxis diesen Weg tatkräftig und planmäßig beschreitet. Aber nachdem Sie Ihr Entgegenkommen auf dem Kongresse sogleich bei den öffentlichen Volksversammlungen in Berlin an den Abenden des 8. und 9. Oktober und nun wieder in diesem Anschreiben so stark umgrenzt und es lediglich auf die praktische Frage eines modus vivendi eingeschränkt haben, werden Sie es uns nicht verdenken, wenn wir Ihre Taten abwarten. In der Hoffnung, daß wir diese Taten praktischer Friedfertigkeit bald sehen werden,

bleibe ich in aller Hochachtung Ihr

Julius Richter, Pfarrer.

Schwanebeck, Ende Dezember 1905.

Missionsrundschau.

Niederländisch Indien.

Von Missionsinspektor Kriele in Barmen.

I.

Genau 4 Jahre sind verflossen, seitdem die A. M. Z. eine Rundschau über Niederländisch Indien brachte (1902, 75 ff.). Der sie geschrieben hat, Dr Schreiber, ist ein Jahr darnach heimgegangen (1903, 220 ff.). Es geziemt sich, daß wir sein auch an dieser Stelle gedenken. Auf Sumatra, nächst der Minahassa dem bedeutendsten evangelischen Missionsfeld in Niederländisch Indien, hat er selbst praktische Missionsarbeit getan. Seitdem in engster Fühlung mit den holländischen Missions- und Kolonialkreisen stehend, ist er der besten Kenner einer, in Deutschland vielleicht der beste, der Mission in Niederländisch Indien[1]) gewesen. Als Mitglied der heimatlichen Leitung, zuletzt als erster Inspektor an deren Spitze gestellt, ist er der Vertreter der Gesellschaft gewesen, die einen so hervorragenden Anteil nimmt an der Missionierung des malaiischen Archipels, der Rheinischen Missions-Gesellschaft. Zumal die Batak-Mission auf Sumatra hat ihm sehr viel zu danken, und sein Name ist wie der D. Nommensens geschichtlich auf das engste mit ihr verbunden.

Die umfassende Kenntnis eines Mannes gehört leider nicht zu dem Besitzstand, der sich vererben läßt. Der Herausgeber war dieser Vorstellung zugänglich und gestattete Teilung der Arbeit. Der 1. Teil wird sich fast lediglich mit der Arbeit der Rheinischen Mission zu befassen haben, wenn er Borneo, Sumatra und die Sumatra vorgelagerte Inselreihe enthält. Aus der Feder eines zweiten wird der Überblick über den Rest: Java, Celebes und die übrigen Inseln folgen. Auch sachlich dürfte diese Teilung gerechtfertigt sein bei dem bedeutungsvollen Dienst, den nun einmal die deutsche Mission, die rheinische insonderheit, in der Gesamtarbeit der Christianisierung von Niederländisch Indien leisten darf.

Dieser Dienst wird veranschaulicht durch eine interessante und lehrreiche statistische Tafel. Wir finden sie in dem jährlich erscheinenden holländischen Missionskalender: „Nederlandsch Zendings-Jaarboekje voor het Jaar 1904, opgedragen aan Z. Exc. den Minister van Koloniën" (Ermelo, Zendingsdrukkery). Der Zusammenstellung liegen freilich die Zahlen von Ende 1902 zugrunde. Die Zahlen werden also sämtlich höher zu setzen sein. Aber das Verhältnis, in dem sie zu einander stehen, wird sich kaum verschoben haben, und wenn es der Fall gewesen ist, dann wahrscheinlich zu gunsten der Rheinischen Mission. Um dieses Verhältnisses willen bildet diese statistische Tafel passend den Ausgangspunkt für die Rundschau über Niederländisch Indien überhaupt.[2])

---

1) Ein Zeugnis dafür sind die wertvollen Aufsätze aus seiner Feder in dieser Zeitschrift, die 1893, 224 zusammenfassend genannt sind.

2) Wir geben die Statistik in etwas anderer Reihenfolge, wie unsere Quelle, und *mit den deutschen* Benennungen.

Missionsgesellschaften	Stationen	Missionar.	Schulen	Getaufte
Niederländische Missionsgesellschaft (Alte Rotterd.)	9	18	38	9063
Niederländische Missions-Vereinigung (Neue Rotterd.)	10	10	23	1844
Mennoniten	4	5	10	2113
Java-Komitee	6	6	11	593
Uetrechter Missionsgesellschaft	10	13	47	5939
Holländisch-lutherische Missionsgesellschaft	2	3	2	153
Niederländisch-reformierte Kirche	11	10	22	931
Sangi- (und Talaut)-Komitee	9	5	83	49 007
Neukirchener Mission (Salatiga)	8	10	11	958
Rheinische Missionsgesellschaft	57	96	290	60 614
Insgesamt Missionsgemeinden	126	176	537	131 215

Dazu Anhänger Sadrachs (Java)	7 000
Inländische Christen der Protestantischen Kirche von Niederländisch Indien	259 197
Inländische Christen der Reformierten Kirche in Batavia	79
Total evangelische inländische Christen	397 491
Total katholische inländische Christen	27 026
Gesamtsumme der inländischen Christen	424 517

Es ist kaum nötig, zu dieser Statistik noch irgend etwas hinzuzufügen. Nur nebenbei sei bemerkt, daß Dr. Schreiber fast auf den Kopf richtig traf, wenn er die Zahl der evangelischen inländischen Christen Ende 1901 resp. Anfang 1902 auf 380000 schätzte. Die Zahl der inländischen Christen, die sich in der Pflege der Protestantsche Kerk in Nederl. Oost Indie befinden und von den sogenannten, durch die Regierung besoldeten Hulppredikers bedient werden, zu denen bekanntlich auch die Christen in der Minahassa gehören, übertrifft noch immer um fast das doppelte die Zahl aller in der Pflege der Missions-Gesellschaften stehenden Gemeindeglieder. Aber ganz naturgemäß wird sich dieses Verhältnis mit der Zeit verschieben. Denn der Zuwachs wird überwiegend auf die Missions-Gesellschaften entfallen. So ist beispielsweise die Protestantische Kirche von 1900 bis 1902 von 247038 auf 259197 Seelen, d. h. um knapp 5 % gestiegen, die Rheinische Missions-Gesellschaft allein im selben Zeitraum von 53131 auf 60614, d. i. um 13 %. Es müßte denn sein, daß weitere Missions-Gemeinden noch von der Protestantischen Kirche übernommen werden.

Außer dieser Protestantischen Kirche arbeiten also 10 Missions-Gesellschaften in Niederländisch Indien, 8 holländische und die beiden bekannten deutschen. Von den Hauptstationen sämtlicher waren 1902 beinahe die Hälfte rheinisch, ebenso von der Zahl der Christen; von der

Zahl der Schulen und der Missionare mehr als die Hälfte. Der innere Anteil, den die holländische Christenheit an der Tatsache nimmt, daß eine nichtholländische Missions-Gesellschaft die ausgedehnteste und erfolgreichste Arbeit in Niederländisch Indien tut, kommt darin zum Ausdruck, daß in Holland ein eigner Hilfsverein der Rheinischen Mission besteht (Vereeniging tot bevorderdering der belangen van het Rijnsche Z. G.) mit einer eigenen Zeitschrift, „de Rijnsche Zending," auch daß je und je Holländer rheinische Missionare geworden sind.

Das besondere Pflegekind dieses holländischen Hilfsvereins soll statutengemäß **Borneo** sein, insofern er sich wenigstens stark zu machen versucht, die Kosten der Bornesischen Mission zu tragen. Mit Borneo betreten wir das älteste Gebiet der Rheinischen Mission in Niederländisch Indien, bekanntlich aber auch ihr mühevollstes und bodenhärtestes. Es ist in den letzten 4 Jahren durch noch mehr Enttäuschungen hindurchgegangen als die waren, von denen die letzte Rundschau berichten mußte. Das Jahr 1903 bezeichnet wohl den Tiefpunkt. Von der Zahl der Christen, die nach mehr als 65jähriger Arbeit eben erst das 2. Tausend überschritten hatte, mußten ca. 100 einfach abgeschrieben werden, weil neue, auf einzelnen, nicht einmal allen, Stationen vorgenommene Zählungen ergaben, daß eine ganze Anzahl sich einfach verlaufen hatte. Gegenüber der zunehmenden, fast unüberwindlich erscheinenden Stumpfheit der Heiden machte der Islam bedenkliche Fortschritte. In den Christengemeinden fehlte es wohl nicht an einzelnen Lichtpunkten; aber sie traten zurück vor dem vielen, worüber es zu klagen gab. Betrübend war auch die Beobachtung, daß sich die aus den Dajakken gewonnenen Christen von den Malaien und Chinesen in wirtschaftlicher Beziehung überflügeln ließen und wenig Neigung zeigten, an dem Wettstreit teilzunehmen, der sonst die Inländer ergriffen hatte, durch Fortschritte im Erwerbsleben ihre materielle Lage zu verbessern. Dazu litten die Missionare besonders auf den mehr im Inland belegenen Stationen unter einer Dienstbotennot, die ihnen fast die Möglichkeit des Existierens raubte. Und anderes kam hinzu, was Herz und Gemüt noch schwerer zu bedrücken geeignet war. Zwei junge Missionare, die der kleinen Streiterschar in ihren großen Nöten ein willkommenes Zeichen sein sollten, daß man sie von Barmen aus nicht im Stich ließ, erwiesen sich als so wenig tragfähig, daß sie die Hand vom Pfluge zogen, der eine, ohne überhaupt einen Versuch gemacht zu haben, sie anzulegen, und in die Heimat zurückkehrten. Ein anderer noch junger Missionar (Eckert) starb. Desgleichen die treue Missionarswittwe L. Hendrich, die „Dajakkenmutter", die jahrelang von dem einsamen Pulau Kaladan aus mit einigen christlichen Gehilfen unermüdlich den Leuten in die Reisfelder nachging, ihnen das Gewissen schärfte, die Mädchen und Frauen um sich versammelte, mit ihnen nähte und flickte, die Bibel las, sang und betete, in die kleinen Flußläufe hineinfuhr, mehrere Schulen gründete, sodaß neue Filiale entstanden: kurz sich einen Arbeitskreis schuf, dessen „Missionar" sie war. *Ihr Heimgang* gerade in jener Zeit (1903) mußte eine

besonders fühlbare Lücke reißen. Denn um eben jene Zeit mußten mehrere Missionare nacheinander schnell in Java Erholung suchen, andere rüsteten sich zur längst bewilligten Urlaubsreise in die Heimat oder weilten bereits in dieser. So war die kleine Arbeiterschar zusammengeschmolzen wie noch nie, und zwar zusammengeschmolzen unter zum Teil so schmerzlichen Umständen. Kein Wunder, daß damals der Präses der Borneo-Mission, Braches, meinte, es habe den Anschein, als ginge die Borneo-Mission entweder dem völligen Untergang entgegen, oder aber, Gott wolle sie zuvor noch einmal durch eine schwere Krisis hindurchführen, um dann endlich eine neue Zeit anbrechen zu lassen.

Bei diesen Verhältnissen konnten nicht nur nicht die beiden längst verlassenen Oberlandstationen, Pangelak im Osten und Kwala Kuron im Westen, wieder besetzt werden, sondern es traten neue Vakanzen ein. So ist noch heute Pahandut, dessen Missionar Alt auf Urlaub in der Heimat weilt, unbesetzt und damit der ganze mittlere und obere Kahajan ohne Missionar. Missionar Borch hatte wegen eines, größeren Umfang annehmenden Aufstandes, dessen Niederwerfung der holländischen Regierung nur mit großer Mühe gelang, Masaran am oberen Kapuas verlassen müssen, hat aber neuerdings dorthin zurückkehren können. Im ganzen Jahr 1904 konnte die Arbeit nur notdürftig über Wasser gehalten werden. Seitdem ist aber eine allmähliche Besserung aller Verhältnisse unverkennbar. Drei neue junge tatkräftige Missionare, unter ihnen der Sohn der erwähnten „Dajakkenmutter", sind in das Land gekommen; die gesamte Stimmung der kleinen Arbeiterschar hat sich gehoben, mit veranlaßt durch manche erfreuliche Wahrnehmung, die man über den Stand der älteren Christen gemacht hat. Dazu eröffnen sich manche neue Aussichten. Man spricht im Ernst von einer Wiederaufnahme des Pangelak-Gebietes, wenn auch unter Verlegung der Hauptstation. Vor allem gehen die Blicke auf den Stamm der Ot Danum am oberen Kahajan und in dem nordwestlich angrenzenden Miri-Gebiet. Der Miri ist ein linker Nebenfluß des Kahajan. Die ganze Gegend gewann vor einigen Jahren auf einmal dadurch eine ganz neue Bedeutung, daß in Tewah und Sumur Mas, etwas flußaufwärts von Kwala Kuron, Goldminen eröffnet wurden, was einen großen Zusammenstrom von Menschen veranlaßte, unter ihnen auch eine Anzahl Christen, die unter Führung eines Inländers sich nicht nur zu einer kleinen Gemeinde zusammenschlossen, sondern auch werbend für ihren Glauben wirkten. Die Missionare des Unterlandes haben wiederholt die Leute besucht, besonders Missionar Braches, und große Freude an ihnen gehabt. Nun ist zwar die Goldgräberei wieder eingegangen, da der Ertrag die Kosten nicht deckte, und auf das rasche Aufblühen von Tewah ist ein ebenso starker Rückgang erfolgt. Aber die Christengemeinde, die etwa 40 Glieder zählt, ist geblieben. Und dazu kommt nun noch das Miri-Gebiet, mit dem die Missionare Michel und Steinbrecher, als sie vor Jahren in Kwala Kuron waren, bereits Beziehungen hatten. Der Oberhäuptling dort, Tamanggong Pandong be-

hauptete, schon „seit 20 Jahren die Bibel zu lesen und in ihr die Wahrheit gefunden zu haben", und konnte bei einer Reise der Missionare Renken und Zimmermann mit 10 seiner Untertanen getauft werden, nachdem der Evangelist Hiskias sich lange dort oben aufgehalten hatte. So wird sich denn jetzt Missionar Zimmermann in Kwala Kuron niederlassen und die dortige Arbeit wieder aufnehmen. Er schreibt in seinem letzten Brief: „Ich freue mich von Herzen, daß ich hier oben einsetzen darf. Denn aller Orten regt es sich." Er spricht von 1000 bis 2000 Leuten, die erreichbar sein.[1]) Vielleicht ist er zu optimistisch. Aber ein Borneesischer Missionar bedarf eines kräftigen Optimismus. Zum mindesten darf für Borneo der Optimismus des ehemaligen Borneo-Missionars Hennemann, der jetzt als Direktor des großen Gehilfeninstituts Depok auf Java in den Ruhestand getreten ist, in Anspruch genommen werden: „Ich glaube," schrieb er in seinem letzten Brief, „wir begegnen im Himmel einmal viel mehr Dajakken, als wir angenommen haben."

Wenn man die Fortschritte der Batak-Mission auf **Sumatra** auch nur während eines Zeitraumes von 4 Jahren zeichnen will, dann weiß man nicht recht, wo anfangen, wo aufhören; was muß man hervorheben, was kann man auslassen, um nichts Bedeutungsvolles zu übergehen und doch nicht zu ausführlich zu werden. Kurz gesagt, beides, was eng zusammengehört, wo ein solider Bau geschaffen werden soll, das äußere Wachstum wie der innere Ausbau, hat wie kaum je zuvor in den letzten 4 Jahren unter dem Zeichen des bekannten Tole (vorwärts) gestanden, das der heimgegangene Inspektor Schreiber wenige Tage vor seinem Tode hinaustelegraphiert hat als ein fröhliches „Ja" auf einen bedeutsamen Beschluß der sumatranischen Missions-Konferenz (A. M. Z. 1903, 222). Die Batakmission arbeitet ja unter besonders günstigen Verhältnissen. Wir heben heute nur zweierlei hervor. Das eine ist: Die Missionare können ihre Arbeit tun fast ganz ungehindert durch äußere störende Einflüsse, auch des Klimas. Es ist bezeichnend, daß die 46 Missionare, die die letzte Rundschau 1902 erwähnt, bis auf einen, der damals schon als halber Invalide in der Heimat weilte, heute noch in der Arbeit stehen, bei einer so großen Zahl gewiß bemerkenswert. Das bedingt eine seltene Stetigkeit in der Arbeit. Und das zweite ist: Es steht an der Spitze der großen Arbeiterschar nun schon über 40 Jahre ein Mann, der in seltenem Maße die Gabe der Leitung besitzt; zu dem alle Missionare mit unbedingtem und liebendem Vertrauen als zu ihrem Führer emporblicken; der als einer, der die Bataks wie kein anderer kennt und der die ganze Entwickelung der Batak-Mission von ihren ersten Anfängen an selbst mit durchlebt hat, vor anderen geschickt ist, der Arbeit Ziele und Wege zu zeigen; dem endlich die große Gabe eignet, jeder Eigenart unter der wachsenden Schar seiner Mitarbeiter liebevoll gerecht zu werden, jeden an seinen Platz zu stellen und persönlich das Einigungsband zwischen

1) Rh. M. B. 1902, 135, 316—319; 1903, 103—105, 329—334; 1904, 262—264; 1905, 19.

allen zu sein. Dadurch wird der Arbeit Zielbewußtsein und Einheitlichkeit gewahrt. Wir geben an dieser Stelle unserer Freude Ausdruck, daß die theologische Fakultät der Bonner Universität dem Ephorus Nommensen gelegentlich seines 70jährigen Geburtstages (6. Februar 1904) zu ihrem Doktor ernannt hat. Es heißt in dem Elogium: „daß er durch die Begründung des Christentums unter den Bataken sich hohen und weithin schallenden Ruhm erworben, daß er um die Übertragung der wichtigsten Schriften des Christentums in die Batakſprache sich in einzigartiger Weise verdient gemacht habe, daß er für die bei den Bataken begründete Kirche nicht nur Lenker, sondern gleichsam ein Vater sei, daß er durch charaktervolle Energie und umsichtige Weisheit hervorrage und daß doch im Kranze seiner Tugenden die Rose der Bescheidenheit nicht fehle". D. Nommensen weilte jetzt zu kurzem Besuch in der Heimat und ist gerade jetzt wieder nach Sumatra zurückgekehrt. Er hatte, das sei hier noch bemerkt, vor seiner Rückreise die Ehre, von der Königin von Holland in längerer Audienz empfangen zu werden.

Den Fortschritt in der Arbeit gegen die letzte Rundschau vor 4 Jahren zeigen folgende Zahlen vom Ende des Jahres 1904: Missionare 53 (42[1]), Missionsschwestern 13 (11), Hauptstationen 36 (28), Filiale 265 (175), eingeborne Prediger 27 (23), Evangelisten 26 (12), Lehrer 359 (202), getaufte Christen 61764 (46154), Schüler 14519 (8163), Schulen 301 (207). Wir sehen, daß sich ganz besonders die Zahl der Stationen wie Filiale, und damit die der Christen und Schüler gehoben hat. Um dieses große Gebiet besser durcharbeiten zu können, wurde es auf der letzten Jahreskonferenz der Missionare gerade jetzt vor einem Jahre auf Anregung von D. Nommensen in 13 Einzeldistrikte eingeteilt. In jedem dieser Kreise sollen halbjährlich Spezialkonferenzen gehalten werden, je nach Bedürfnis mit oder ohne inländische Gehilfen, die Lehrer sich zu einem eigenen Lehrerverbande zusammenschließen und die Schulen besonderen Inspektoren unterstellt werden.

Der Gang der Batak-Mission erfolgte von Süden nach Norden. Wir gehen kurz den gleichen Gang, um das Wichtigste hervorzuheben. Im Süden ist der Schauplatz der Mohammedaner-Mission (Si Pirok, Bungabondar, Si Piongot, Lobu Hatongga und Si Manosor). Wir finden hier noch immer den alten Missionar Schütz, der jetzt 37 Jahre auf seinem Posten in Bungabondar steht. Die 7000 Christen dieses Südgebietes sind fast ausnahmslos dem Islam entrissen worden. In den letzten 4 Jahren wurden etwa 400 Mohammedaner getauft. Der äußerste Vorposten im Süden, Lobu Hatongga[2]) ist wieder aufgegeben, d. h. durch einen eingeborenen Prediger an Stelle des bisherigen Missionars Irle besetzt.

1) Die letzte Rundschau gab 46 an, da sie die 1901 ausgegangenen Missionare mitzählte, während sie sonst auf den Zahlen von 1900 fußte.

2) Übrigens im großen und kleinen „Grundemann" falsch gezeichnet; Lobu Hatongga liegt ein ganz Stück südöstlich über Padang Sidempuan hinaus.

über das Batang-Toru-Tal mit seinen beiden Stationen Pangaloan und Nahornop (früher Sigompulan) und gleichfalls ca. 7000 Christen kommen wir zu den 5 Stationen des Tales Si Lindung. Hier werden 23000 Christen auf engem Raum gezählt. Das Heidentum ist auf den Aussterbeetat gesetzt. Das Tal als solches kann als christianisiert gelten. Wenn die Zahl der Heidentaufen hier zum Teil trotzdem noch groß ist, so hat das seinen Grund darin, daß von den Talstationen aus energisch in den Bergen gearbeitet wird, in denen es von Filialen wimmelt. Im ganzen tritt sonst die Konfirmation an Stelle der Heidentaufe. Die Bedeutung des Tales Si Lindung liegt nicht nur darin, daß es das geschichtliche und geographische Zentrum der Batak-Mission ist. Auch in anderer Beziehung ist es das Zentrum. Es liegen in ihm die großen Anstalten, die für die gesamte Batak-Mission von größter Wichtigkeit sind. Wir müssen bei ihnen ein klein wenig verweilen, da ihr äußerer und innerer Ausbau gerade jetzt vollendet ist.

Die ärztliche Mission in Pea Radja ist über ihre Anfänge hinaus. Es ist eine großartige Anlage geworden, ein ganzer Komplex von Gebäuden: außer den Wohnungen der Europäer eine Poliklinik, 2 Krankenhäuser, je eins für Männer und Frauen, mit ca. 50 Betten, 1 Kinderhaus, 1 Hospiz für erkrankte oder erholungsbedürftige Missionsleute. Der Betrieb ist in vollem Gange; die Zahlen sind jedes Jahr größer geworden; die Poliklinik verzeichnete im letzten Bericht (1904) 30358 Konsultationen, die Krankenhäuser 237 Patienten mit zusammen 2958 Verpflegungstagen. Als neuer Arbeitszweig soll hinzukommen eine Hebammenschule, für die im letzten Jahr eine eigene Schwester ausgesandt wurde. Alle haben die Hände voll zu tun: die beiden Ärzte, Dr. Schreiber und Dr. Winkler, und die 5 Schwestern. In einer gerade jetzt erscheinenden kleinen Schrift, die sie für ihre Freunde zusammenstellten, geben sie — jeder von seinem speziellen „Ressort“ — einen trefflichen Überblick über das Werden der Ärzte-Station mit ihren verschiedenen Zweigen.[1])

Von noch größerer Wichtigkeit für die gesamte Batak-Mission ist das große Lehrer- und Prediger-Seminar in Si Poholon, auf dem die Bauten jetzt gleichfalls zu einem gewissen Abschluß gekommen sind. Mit seinem großen Lehrgebäude, den Wohnungen der Seminarleiter und -lehrer sowie der Zöglinge, den Anpflanzungen und Gärten, nicht zu vergessen der großartigen Wasserleitung, ist es eine Sehenswürdigkeit auf Sumatra, die ganze Anlage etwa 10 bis 15 Minuten von der Missionsstation entfernt. Es war ein Glück, daß man sich hier weit mehr ausdehnen konnte, als es früher in Pansur na pitu der Fall war. Denn trotz der bereits stattlichen Größe der batakschen Lehrerschaft herrscht ein empfindlicher Lehrermangel, und die Ansprüche, die an das Seminar gestellt werden, für Nachwuchs zu sorgen, werden immer dringender. Die

---

1) „5 Jahre ärztlicher Missionsarbeit,“ Preis 1.50 Mk., zu beziehen durch das *Barmer Missionshaus.*

Zahl der Zöglinge ist seit diesem Jahr gerade verdoppelt. Während früher alle 2 Jahre je 30 Zöglinge zu dem 4jährigen Kursus aufgenommen wurden, werden jetzt jährlich 30 neue Aspiranten aufgenommen. Aus den bisherigen 2 Klassen mit je 2jährigem Pensum sind jetzt also 4 Klassen mit je 1jährigem Pensum geworden, und jedes Jahr findet eine Abgangsprüfung statt. Zugleich wurde das Aufnahmealter von 16 auf 18 Jahre hinaufgesetzt. Die Neuordnung hat zugleich Veranlassung gegeben, den Lehrplan einer gründlichen Revision zu unterziehen und ganz neu aufzustellen.[1]) Eine weitere, sehr wesentliche Neuerung und Verbesserung ist, daß seit 1904 eine Übungsschule mit dem Seminar verbunden ist. Zu diesem Zwecke haben die beiden Theologen Warneck und Harder einen seminaristisch gebildeten deutschen Lehrer, Bielefeld, als willkommenen Kollegen erhalten. Er ist zugleich der Musikus des Seminars. Ein Panditakursus (Predigerkursus) hat schon seit 2 Jahren nicht mehr stattgefunden und wird auch in den beiden nächsten Jahren voraussichtlich nicht einberufen werden. Die Seminarleiter empfinden begreiflicher Weise zunächst einmal das Bedürfnis, sich in die ganze Neuordnung einzuarbeiten. Zudem tritt Warneck jetzt eine Urlaubsreise nach Deutschland an. Er wird durch Missionar Landgrebe, gleichfalls einen Theologen, vertreten werden. Im Zusammenhang damit sei erwähnt, daß die Vorbildung der inländischen Prediger insofern eine Bereicherung erfahren hat, als diese von jetzt an alle eine Zeitlang unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung eines Missionars in die verschiedenen Zweige der Arbeit eingeführt werden, also eine Art Vikariatszeit durchmachen sollen, ehe ihnen eine eigene Filialgemeinde zur selbständigen Verwaltung anvertraut wird.

Nicht vergessen darf werden, daß Si Poholon im gewissen Sinne auch der literarische Mittelpunkt der Batak-Mission ist. So wird hier das batakische Gemeindeblatt, der „Immanuel", redigiert, der seit dem 1. Januar 1905 zweimal monatlich erscheint, leider aber noch wenig Abonnenten hat, erst 5—600. Vor allen Dingen hat Missionar Warneck mit großem Fleiß mancherlei geschrieben, in den letzten Jahren einen Abriß der Kirchengeschichte, eine Auslegung des Matthäus- und des Johannes-Evangeliums, eine Geographie von Asien mit besonderer Berücksichtigung von Niederländisch Indien, auch ein großes Batakisches Lexikon vollendet. Die Seminarbrüder zusammen stellten einen ausführlichen Lehrplan für die Volksschulen auf.[2])

Wir dürfen das Tal Silindung nicht verlassen, ohne wenigstens noch kurz der **Kongsi Batak**, d. h. des inländischen, batakischen Missionsvereins zu gedenken, der in Pea Radja seinen Sitz und in dem Pandita

1) Er ist abgedruckt in den Rheinischen Missions-Berichten 1904, 185—187.

2) Vgl. den Aufsatz von Warneck: „Die Entstehung einer christlichen Literatur bei dem Batakvolk" in Rheinische Missions-Berichte 1905, 52—56, 86—90.

Henoch seinen Leiter hat. Er hat weitere Ausdehnung gewonnen und trägt offenbar viel bei zur Schärfung des Missionsgewissens der christlichen Bataks. Eine ihm drohende Spaltung scheint er glücklich überwunden zu haben. Er hat es nun wirklich zu der Anlage einer eigenen Station gebracht, Tiga Ras am Tobasee.

Vom Tal Si Lindung steigen wir hinauf auf die grasreiche Steppe. Die geplante Verengerung des bis dahin so weitmaschigen Stationennetzes hat weitere Fortschritte gemacht; aus den 4 oder 5 Stationen des Jahres 1900 waren Ende 1904 bereits 7 geworden (neu hinzugekommen Paranginan und Dolok Sanggut) und jetzt sind 2 bis 3 weitere Stationen in der Anlage begriffen. Alle Stationen haben zusammen 67 Filiale. Die Zahl der bereits gewonnenen Christen beträgt ca. 10000. Die Zahl der Heiden übertrifft aber die der Christen noch um ein mehrfaches. Es ist also noch viel offenes Land einzunehmen.

Die letzten Steppenstationen: Tampahan, Lintong ni huta und das gerade jetzt besetzte Bakara liegen bereits am Tobasee. Die eigentlichen „Tobastationen" beginnen mit Balige. Es sind ihrer 14. Klar teilen sie sich in 2 Gruppen, jede Gruppe 7 Stationen umfassend. Die Grenze der ersten Gruppe ist der östliche Ausfluß des Tobasees. Die zweite Gruppe umfaßt die jetzt 4 Stationen in der Landschaft Uluan, 3 davon neueren Datums, eine in der Landschaft Si Gaol — eine zweite wird jetzt angelegt — und die beiden Stationen auf Samosir. Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen! In jener 56 Filiale, in dieser nur 12; in jener 14000 Christen, in dieser nur 572, obwohl die Arbeit zum Teil auch hier schon über 10 Jahre alt ist; in jener das Christentum eine siegreich vordringende Macht, obwohl es sich noch in starker Minderheit befindet, in dieser alles noch in den ersten Anfängen, die Arbeit ungemein erschwert durch das herrschende Faustrecht, durch die fortwährenden Kriege, durch die Gewalttätigkeit der Großen. Und der Grund? Jenes seit langer Zeit holländisches Gouvernementsgebiet, dieses sogenanntes freies Bataklanb. Daraus wird ersichtlich, von welcher Bedeutung es für die Mission ist, daß nunmehr die holländische Regierung begonnen hat, auch diese Landschaften „einzupalmen". Das ist im April 1905 mit Si Gaol und Uluan geschehen. Es ist und bleibt übrigens ein Ehrenzeugnis für die holländische Kolonialverwaltung, daß diese Landschaften selbst vielfach schon seit Jahren um Einbeziehung in das Gouvernementsgebiet gebeten haben.

Toba, besonders der südliche Teil, wird immer mehr zu einem zweiten Mittelpunkt der Batak-Mission. Bereits die letzte Rundschau erwähnte das Aussätzigen-Asyl Huta Salem bei Laguboti und die Handwerkerschule Narumonda bei Si Antar. Das Aussätzigen-Asyl hat sich zu einer größeren Anlage ausgewachsen und hat bereits mehr als 100 Insassen. Dank der Unterstützung der holländischen Regierung kann das denkbar Möglichste für diese Unglücklichen geschehen, und diese selbst, die früher der Verwahrlosung anheimfielen, nicht selten bei lebendigem Leibe verbrannt wurden, sind am meisten das Staunens voll, wie sich ihr

Los gewandelt hat. Welchen Eindruck die Handwerker- oder Industrieschule mit ihren vielseitigen Betrieben von der Uhrmacherei bis zum Bootsbau, der Zahntechnik bis zur Druckerei auf einen, der einen Blick hineinwirft, macht, hat ja der Niasmissionar Fries in seinen „Skizzen von einer Fahrt durch die Bataklande" geschildert (A. M. Z. 1905, 187). Unter der Leitung des Missionars Pohlig, eines „Meisters in allerlei Holz- und Eisenwerk" ist sie aus den bescheidenen Anfängen vor 4 Jahren zu ihrem jetzigen Umfange herangewachsen. Wir bemerken nur noch, daß es die Missionsarbeit sehr erleichtert, daß jetzt alle literarischen Erscheinungen im Lande selbst von der Mission gedruckt und auch gleich gebunden werden können. Vor uns liegt als eins der neuesten Erzeugnisse, die batakische Agende, die in Druckausführung und Einband mit der bei Mittler und Sohn in Berlin hergestellten Agende der preußischen Landeskirche wetteifern kann.

In Verbindung mit der Industrieschule war anfänglich, d. h. vor 4 Jahren, eine Schule für Häuptlingssöhne geplant, also eine Art „Fürstenschule". Der Gedanke war auch ausgeführt worden. Das Streben nach einer etwas besseren Bildung, als sie die Volksschulen zu vermitteln imstande sind, war bei den „besseren" Familien, besonders denen der Häuptlinge, offenbar vorhanden; eine christliche Schule, die die jungen Leute von dem Besuch der malaiisch-mohammedanischen Schulen auf der Ostküste zurückhielt, konnte nur willkommen sein. Aber die Verbindung beider Anstalten erwies sich doch als unausführbar; die Ziele beider waren zu verschieden. Die Trennung vollzog sich ganz von selbst und ist seit einem Jahr durchgeführt. Die Lehrer der Schule für Häuptlingssöhne sind jetzt die Missionare Meerwaldt und Marcks; Unterrichtsfächer sind außer Religion batakische Schrift, Rechnen, Zeichnen, Geographie, Geschichte, Mathematik, Malaiisch und Holländisch. Ganz neuerdings hat diese Schule noch eine weitere Entwickelung durchgemacht, durch die eine andere Schwierigkeit gehoben wird, die sich mit der Zeit herausgestellt hatte. Die jungen Leute nämlich, die den Kursus auf der Schule durchlaufen, auch ihr Abgangsexamen gemacht hatten, hatten keine Anwartschaft auf irgend welche Anstellung. Sie hatten keinerlei „Berechtigung", und der Bedarf der Regierung an niederen inländischen Beamten ist nicht so groß, daß viel Hoffnung wäre, hier anzukommen. Dieses Gefühl, eigentlich pro nihilo zu arbeiten, hat tatsächlich einmal zu einer kleinen Rebellion der Schüler geführt. Das zuletzt abgehaltene Examen hatte trotzdem so gute Resultate, daß der Vertreter der Regierung erklärte, er könne einige von den Geprüften sehr gut als Lehrer an der von der Regierung subsidiierten Volksschulen bestätigen. Infolgedessen hat man sich entschlossen, den Abiturienten dieser Anstalt, deren Lehrplan dem von Si Poholon dann möglichst angenähert werden soll, die Aussicht auf den Schuldienst zu eröffnen. Somit entsteht hier am Tobasee eine Art zweites Seminar, das in dieser Eigenschaft vor wenigen Monaten *zum ersten Mal neue* Zöglinge aufgenommen hat. Die Seminarleiter

von Si Poholon stehen allerdings dieser „Konkurrenz" noch etwas skeptisch gegenüber.

Die letzte Stationengruppe endlich der Rheinischen Mission führt uns in das ganz neue Gebiet, zu dessen Besetzung Dr. Schreiber durch das erwähnte Tole-Telegramm die Ermächtigung gegeben hatte: Timorlande, wie man es erst nannte, oder wie es jetzt richtiger heißt: Tano Si Balungun. Diese östliche Abdachung vom Ufer des Tobasees bis hinunter zu den Niederungen an der Straße von Malakka sind wirklich ein ganz neues Gebiet, das die Rheinische Mission in Angriff genommen hat, was schon darin zum Ausdruck kommt, daß es politisch nicht mehr zur Residentie von Sumatras Westküste, sondern zu der von Sumatras Ostküste gehört. Alles ist anders: die Sprache, Lebensverhältnisse, Erwerbsverhältnisse, sogar die sonst üblichen Münzsorten und Berechnungsarten. Die Missionare mußten vollkommen umlernen. Der rheinische Missionar Guillaume, damals noch im Dienst der alten Rotterdamer Missions-Gesellschaft, der er für einige Jahre von den Barmern überlassen war, hat den Anstoß gegeben. Die Reisen, die er wiederholt von seinem Arbeitsfeld aus zu den Rheinischen Missionaren unternahm, mit denen er in enger Fühlung blieb, hatten ihn immer durch jene Gebiete geführt; er hatte Land und Leute kennen gelernt, mit einigen der mächtigen Fürsten dort Freundschaft geschlossen, auch die drohende Gefahr des Islam bemerkt und es dahin gebracht, daß 2 der großen Radjas, der „Tuan Purba" und der „Tuan Raja" um Missionare baten. Vorbereitet wurde dann die Arbeit durch ausgedehnte, höchst interessante aber beschwerliche Reisen, die im Jahre 1903 und 1904 die Missionare D. Nommensen, Guillaume, Simon, Theis und Meisel, teils vereint, teils zu zweien oder dreien, auch einzeln, unternahmen.[1]) So konnten denn in den Jahren 1904 und 1905 4 Stationen angelegt werden. Purba wurde durch Missionar Guillaume, der 1905 wieder in den Dienst seiner Muttergesellschaft zurücktrat, besetzt, Raja durch Missionar Theis. Simon aber zog viel weiter ostwärts, als anfänglich geplant war, und ließ sich in Bandar nieder, auf diese Weise das okkupierte Gebiet bis zur mohammedanischen Grenze vorschiebend. Als 4. Station darf Tiga Ras, am östlichen Seeufer, gegenüber der Nordspitze der Tobainsel (eigentlich Halbinsel) Samosir gelegen, genannt werden, obgleich es keine Europäerstation ist, sondern die bereits erwähnte Station der Kongsi Batak. Es verdient bemerkt zu werden, daß der „Missionar" von Tiga Ras, der Pandita Samuel, mit seiner Evangelisationsarbeit bereits auch Eingang auf dem gegenüberliegenden Teil von Samosir gefunden hat. Von besonderer Wichtigkeit ist aber Tiga Ras auch deshalb, weil es, wegen seiner Uferlage, die Verbindungsstation zwischen den vollkommen abgeschnittenen 3 Inlandsta-

1) Vgl. „Auf Missionspfaden", 1. Bändchen: Tole, Vorwärts, Preis 1 Mk. — über diese ganz neue Unternehmung wird eine der nächsten Nummern dieser Zeitschrift einen instruktiven Aufsatz von Missionar Simon bringen. D. H.

tionen und dem Toba-Gebiet ist. Um die Verbindung zwischen diesem neuen Gebiet und dem Toba-Gebiet, überhaupt die Verbindung zwischen sämtlichen bestehenden und zukünftigen Toba-Stationen aufrecht zu erhalten, wird nun bald ein Motorboot, für dessen Kosten die heimatlichen Freunde des Missionars Simon aufgekommen sind, von der „Werft" der Industrieschule in Si Antar von Stapel gelassen werden. Natürlich ist auf diesem neuen Gebiet noch alles in den ersten Anfängen. Noch ist es eine Pionierarbeit, die sehr erschwert wird durch die weiten Entfernungen, die durch dichten Urwald noch weiter werden; durch das tropisch heiße Klima; durch den Terrorismus des Islam, der ganz Tano Si Balungun bereits als seine sichere Domäne ansah; durch die Übermacht der Fürsten und Großen des Landes, und durch vieles andere noch. Trotzdem ist es den Missionaren gelungen, nicht nur auf ihren Stationen sich zu behaupten, sondern bereits auch einige Filiale zu besetzen. Die Bedeutung der ganzen Arbeit liegt nun aber nicht zunächst darin, daß hier einmal so große Christengemeinden zu erwarten wären, wie in Toba und Si Lindung. Dazu ist Tano Si Balungun, obwohl es größer ist als Toba und Silindung zusammen und noch Raum hätte für viele Menschen, viel zu schwach bevölkert. Aber es hat sich immer mehr herausgestellt, daß es im Interesse der Mission in Toba liegt, von seiten der Mission die Grenze gegen den Islam soweit wie möglich nach dem Osten vorzuschieben. Die eigentliche Bedeutung der Mission in Tano Si Balungun liegt also darin, einen Schutzwall gegen den Islam im Nordosten aufzurichten, ähnlich wie im Süden diesen Dienst Si Pirok versieht.

Nördlich von Tano Si Balungun betreten wir den Schauplatz der kleinen Deli-Mission der Ned. Zendelingsgen. (alte Rotterd. Ges.), deren Ziel die noch unabhängigen Bataks auf der Karohochebene sind, die auf etwa 80000 bis 100000 Seelen geschätzt werden. Im Dienst dieser Gesellschaft hat der oben erwähnte Missionar Guillaume von dem Rand der Hochfläche, von Bukum aus, in den letzten Jahren bis zu seinem Wiedereintritt in die Rheinische Mission unermüdlich die Karos auf der eigentlichen Hochfläche besucht, auch einen Versuch zur festen Niederlassung in Kaban djae gemacht. Da aber brach ein Krieg aus, die bereits herbeigeschleppten Baumaterialien wurden geraubt und der Platz verwüstet. An Guillaumes Stelle ist jetzt Missionar v. d. Berg getreten, der voll guter Hoffnung ist auf einen Eingang bei den Karos. Mehr Erfolg hat bis jetzt die Arbeit in der Niederung, die bereits unter holländischer Verwaltung steht. Von hier kommen durch Missionar Neumann recht erfreuliche Berichte aus Sibolangit und Bulu Hawar. Die „neue Lehre" wird in immer größeren Kreisen besprochen; das Vertrauen der Leute zu dem Missionar wächst; er ist der „Hausdoktor" für viele und schlägt dadurch die heidnischen oder mohammedanischen Gurus (Lehrer) aus dem Feld; Lichtbilderabende verschaffen ihm Eingang in neue Dörfer. Große Hoffnungen setzt er auf eine neu eingerichtete Kostschule für Häuptlings-

kinder, deren er jetzt 12 in seinem Hause hat; er hofft durch die Kinder die Väter zu gewinnen (Maandbericht 1904 April, 1905 November, 1906 Januar). Die Zahl der Christen schätzen wir auf 100 bis 150.

Wenden wir uns nun über die Karo-Hochebene hinweg nach der Westseite Sumatras, so liegen hier südlich von Atjeh die 3 großen Landschaften von Süden nach Norden: Gaju, Alas und Pak-Pak, die letztgenannte längst des Westufers des Tobasees. Diese Landschaften sind bis jetzt noch vollkommen unbesetzt. Von einiger Bedeutung für die Zukunft ist vielleicht, daß die holländische Regierung durch den Oberst van Dalen 1904 mehrere militärische Expeditionen durch diese Lande unternehmen ließ mit dem Erfolg, daß in jenen Gebieten die holländische Regierung anerkannt und den Atjehnesen die Verbindung nach dem Süden genommen worden ist. Ob dadurch der Rheinischen Mission nun die Pflicht erwächst, bald auch die Arbeit wenigstens in den Pak-Pak-Landen, also auf der Westseite des Tobasees, in Angriff zu nehmen, um dort dem Islam zuvorzukommen, wie sie eben erst die Arbeit auf der Ostküste in Angriff genommen hat, kann heute noch nicht entschieden werden. Dagegen ist die Rheinische Mission jetzt bereits dabei, das ganze bisher gleichfalls noch unbesetzte, an die Steppe und an Si Lindung angrenzende Gebiet, von Bakara an der Südwestecke des Tobasees bis nach Baros am indischen Ozean zu besetzen. Missionar Bruch, bisher in Pangombusan, wird sich in diesen Tagen mit Missionar Stingel in Pormonanggan in der Nähe von Bonan Dolok niederlassen.

Wir dürfen aber Sumatra nicht verlassen, ohne noch wenigstens kurz der kleineren Arbeiten der anderen Gesellschaften im Süden der Bataklande zu gedenken. Wie ein Keil schiebt sich zwischen Si Pirok und dem Gebiet des rheinischen Missionars Heerig, Si Manosor, das sich bis zum unteren Batang-Toru erstreckt, die Mission des Java-Komitees hinein. Es sind noch die 3 in der letzten Rundschau genannten Missionare, Dammerboer auf Huta Rimbaru, van Hasselt in Si Matorkis an der Grenze des Arbeitsgebietes von Si Manosor, und Eggink, der sich in Pargarutan niedergelassen hat, an das ein kleines rheinisches Filial von Sipirok abgegeben wurde, da es politisch zu jener Landschaft gehörte. In Pargarutan selbst besteht noch keine Gemeinde, wohl aber eine hoffnungsvolle Schule von 70 bis 80 Kindern.

Einen ziemlich traurigen Eindruck gewährt die kleine Arbeit der Mennoniten (Doopsgezinde) unter den Mohammedanern in Pakanten (Mandheling). Die beiden Missionare Nikkel und Wiebe, 2 im Barmer Missionshaus ausgebildete Südrussen, sind nicht wieder zurückgekehrt; der junge, gleichfalls aus Südrußland stammende und in der Chrischona ausgebildete Missionar Thiessen steht noch allein in der Arbeit. Muara Sipongi wurde als Hauptstation aufgehoben, das Haus in Pakanten wieder aufgerichtet. Von dort aus, wo er ein kleines Krankenhaus errichtet hat, bearbeitet Thiessen das Gebiet.

Eben in *jener Gegend, in Malintang* djae in Groß-Mandheling,

machen wir noch an einem einsamen Grabe halt. Es birgt die sterblichen Überreste der ersten rheinischen Missionsschwester, der Engländerin Hester Needham. Von dem unwiderstehlichen Verlangen getrieben, das sie auf einen göttlichen Ruf zurückführte, ihr Leben Mandheling zu widmen, hatte sie den rheinischen Missionsdienst verlassen und sich 1896 hier niedergelassen.[1]) Schon 1897 starb sie. Der blinde Batak-Evangelist Bartimäus, den sie mitgebracht hatte, setzte ihr Werk noch einige Jahre fort. Jetzt ist er wieder zurückgekehrt in seine Heimat Si Lindung. Als einzige sichtbare Frucht der rührend aufopferungsvollen Arbeit beider ist ein Oberhäuptling zu nennen, der kurz vor seinem Ende zu Bartimäus schickte, daß er ihn taufe. Wann wird das Licht des Evangeliums aufleuchten über das im finsteren Bann des Islam liegende Mandheling?

Die Inselreihe, die der Westküste von Sumatra vorgelagert ist, ist jetzt fast ganz von der Mission in Arbeit genommen. Das größte und wichtigste Missionsfeld hier, wiederum der Rheinischen Mission, ist bekanntlich **Nias**, das bezüglich des Missionserfolgs ein zweites Sumatra zu werden verspricht. Auch in den letzten Jahren sind die Fortschritte sehr bedeutend gewesen. Doch können wir uns hier verhältnismäßig kurz fassen, da ja diese Zeitschrift erst 1903 und 1904 Monographien über die Nias-Mission gebracht hat.[2]) Besonders Missionar Sundermann hat die Ereignisse der Nias-Mission bis Anfang des Jahres 1904 gezeichnet, insonderheit auch den ergreifenden Eingang, den der leider so früh gestorbene Missionar Krumm bei dem berüchtigten Stamm der Iraono Huna gefunden hat, eingehend geschildert. Es ist eine der interessantesten Episoden der neuesten Missionsgeschichte.[3]) Es erscheint darum wesentlich nur noch nötig, die Sundermannschen Angaben bis zur Gegenwart fortzuführen und einiges von besonderer Wichtigkeit hervorzuheben. Vorab in Zahlen das Wachstum seit der letzten Rundschau. Die Zahl der Stationen ist von 12 auf 16 gestiegen, wenn wir die beiden im Jahre 1905 angelegten Bawalia und Sifaoro'asi mitrechnen, die der Filiale von 10 auf 21, die der Missionare von 16 auf 22, die der getauften Christen von 5020 auf 8360, der Schüler von 611 auf 1270. Das Wachstum auf allen Gebieten ist also verhältnismäßig noch größer als das auf Sumatra. Bemerkenswert erscheint vor allem die wieder so sehr gesteigerte Zahl der Filiale; denn früher war Nias, ein in den örtlichen

---

1) God First, Londoner Traktat-Gesellschaft 1899.

2) 1903, 225 ff.: Schreiber: „Die Rheinische Mission auf Nias" und 1904, 481 ff. 529 ff.: Sundermann: „Die Mission auf Nias von 1897 bis 1904."

3) Wir benutzen die Gelegenheit, um das 2. Bändchen der „Missionspfade": „Ein frühvollendetes Missionarsleben," Preis 1 Mk., in empfehlende Erinnerung zu bringen. Ebenso die Sundermannsche Monographie: „Die Insel Nias und die Mission daselbst." Mit Anhang: „Niassische Literatur." *Preis 1 Mk.*

Verhältnissen begründetes Charakteristikum, die filiallose Mission. Daß jetzt mehr Filiale angelegt werden können, hängt damit zusammen, daß allmählich doch immermehr eingeborne Gehilfen heranwachsen. Aus den 27 Lehrern des Jahres 1900 waren Ende 1904 38 geworden. Das Seminar in Ombolata ist tüchtig an der Arbeit, Nachwuchs zu liefern, kann freilich längst nicht allen Nachfragen genügen. Noch fehlt es aber den jungen niassischen Lehrern etwas an Gemeingefühl. Sie kleben an der Scholle und wollen womöglich nur in ihrem Heimatsdorf angestellt sein. Die Zöglinge des Seminars müssen darum jetzt bei ihrem Eintritt einen Revers unterschreiben, daß sie sich als Lehrer willig schicken lassen würden, wohin man sie berufe. Sonst aber scheint das Material brauchbar zu sein. Jetzt ist zum erstenmal am Seminar ein Predigerkursus eingerichtet worden; die beiden ersten pandita niha sollen zu Ostern ordiniert werden. Von großer Wichtigkeit ist ferner, daß die Regierung jetzt immer mehr den Wegebau in die Hand nimmt und daß sich damit neue Gebiete der Mission erschließen. Von besonderer Bedeutung war in dieser Beziehung 1904 eine Reise, die die Missionare Kramer, Fries und Schmidt in Begleitung des der Missionsarbeit sehr wohl gesinnten, leider versetzten Kontrolleurs Eman quer durch Nias unternahmen, wodurch zu der bereits bestehenden Etappenstraße zwischen Gunung Sitoli und Sirombu eine zweite, südlich davon, kam. Eine unmittelbare Folge dieser Reise war die Niederlassung von Missionar Fries in Sifaoro'asi, im Zentrum der Insel, in einer früher arg berüchtigten Räubergegend, deren Häupter ihren Frieden mit der holländischen Regierung gemacht hatten. Durch die Anlage der Station Bawalia durch Missionar Bieger ist fast das alte Fagulö wieder erreicht, wo bereits vor Jahrzehnten eine rheinische Missionsstation war, die sich aber damals nicht halten konnte. So kommen die Missionare dem berüchtigten Südnias immer näher. Auch nach Norden zu rücken die Arbeiter weiter vor.

Im Blick auf diese in der letzten Zeit erfolgte Ausdehnung und die noch zu erwartende schrieb der Präses der Nias-Mission, Missionar Kramer: „Es macht mir sehr große Freude, jetzt nach einer Dienstzeit von 32 Jahren noch mitzuerleben, wie sich die ganze Insel mehr und mehr dem Evangelium erschließt.“ Wenn wir zum Schluß noch bemerken, daß seit einem Jahre nun auch ein Monatsblatt in niassischer Sprache erscheint: „toeria di Niha“ d. h. „Bote von Nias“, und daß Missionar Sundermann jetzt daran ist, im Auftrag und auf Kosten der niederländischen Bibelgesellschaft dem Volk der Niasser die ganze Bibel zu geben, glauben wir das Wichtigste der neusten Vorgänge in dieser hoffnungsvollen Mission hervorgehoben zu haben.

Die **Batu-Inseln** sind von einem den Niassern sehr verwandten Volksstamm bewohnt. Die Einwohnerzahl ist von 1890 bis 1900 auf etwa 10000 Seelen gestiegen. Die größten Inseln sind fast ganz unbewohnt. Von der Mission besetzt sind Sigata und Pulu Tello; es ist das Arbeitsfeld der holländisch-lutherischen Mission. Der Missionar

von Pulu Tello, Frickenschmidt, weilt gegenwärtig in der deutschen Heimat; für ihn trat der junge Missionar Kienlein ein. Ein sehr schwerer Verlust war der Tod der Frau Missionar Landwehr auf Sigata im November 1905. Die beiden kleinen Gemeinden haben sich auch in den letzten 4 Jahren erfreulich vergrößert und zählten Anfang 1905 auf Sigata 90, auf Pulu Tello 170 Getaufte. Auf der letztgenannten Insel mußte eine zweite Schule errichtet werden. Neu gedruckt wurden in den letzten 4 Jahren die Perikopen und eine Auswahl Psalmen.

Auf den **4 Mentawei-Inseln,** Siberut, Pora, Nord- und Süd-Pageh finden wir noch als einzigen Missionar den rheinischen Bruder Lett auf seiner Station Sikakap an der gleichnamigen Straße zwischen den beiden Pageh-Inseln. Er hat auf seinem einsamen Posten als ein echter Pioniermissionar sehr viel durchmachen müssen, ein Wunder, daß er bis jetzt alles ausgehalten hat. Der ihm zur Hilfe gesandte Missionar Dannert brach zusammen. Er konnte das Klima nicht vertragen und mußte nach Sumatra versetzt werden. Eine neue Hilfe ist erst jetzt für ihn eingetroffen in dem jungen Missionar Spieker. Missionar Lett hat aber erreicht, was unter den schwierigen Verhältnissen nur immer zu erreichen war. Er hat tüchtig sprachlich gearbeitet und konnte jedes Jahr von neuen „Entdeckungen" berichten; er hat ein kleines Krankenhaus erbaut, eine „Hospitalhütte", wie er es in gewiß richtiger Bescheidenheit nennt, und dadurch doch schon manchen Eingang gefunden; er hat viele Fahrten gemacht, die Küsten von Nord- und Südpageh entlang, allerdings Fahrten in einem kleinen Kanu, die ihn mehr wie einmal in große Lebensgefahr brachten. Aber der ermüdende Kampf oft um die äußere Existenz hat auch manchmal die Kraft lähmen wollen, und der viele heidnische Aberglaube und die Ohnmacht, mit der er ihm oft noch gegenüber steht, besonders dem fortwährenden Hexenaufhängen, hemmte das Gedeihen der Arbeit.

Als neues Arbeitsfeld kam dann noch für ihn hinzu das abgelegene **Engano,** die südlichste Insel, für deren rapid niedergehende Bevölkerung die holländische Regierung sich wohlwollend interessierte. Auf ihren Wunsch und mit ihrer sehr reichlich zugesagten Unterstützung hat Missionar Lett auch dort die Arbeit aufgenommen. Der Missionsarzt Dr. Winkler von Sumatra hat genaue Untersuchungen angestellt, was der Grund des Aussterbens sein mag und wie etwa dem auf wenige hundert Köpfe zusammengeschmolzenes Völklein wieder aufzuhelfen sei. Ein klares positives Ergebnis haben diese Untersuchungen noch nicht gehabt, zumal die Frauen ihnen den nachdrücklichsten Widerstand entgegensetzten. Man spricht davon, Bataks anzusiedeln und so neues Blut zuzuführen. Eine verhängnisvolle Rolle spielen auch hier, wie so vielfach, die mohammedanischen Malaien. Für die eigentliche Missionierung wurden 3 Bataklehrer auf 3 verschiedenen Arbeitsplätzen stationiert, die sonntäglich etwa 100 bis 150 Zuhörer zum Gottesdienst versammelten. Das Medium der Verständigung war vorläufig die malaiische Sprache, wobei besonders ein enganesischer Häuptling,

Dudi, im gewissen Sinne ein „Gottsucher", den Dolmetsch machte. Missionar Lett und Dannert haben die Arbeit der Bataklehrer regelmäßig inspiziert; ja, es war die Rede, daß sich Missionar Dannert ganz auf Engano niederlassen sollte. Aber er mußte, wie vorhin berichtet, nach Sumatra. Leider haben sich die Bataklehrer nicht bewährt; sie waren der Aufgabe nicht gewachsen, auch sonst bedauerlicherweise nicht die geeigneten Leute. Es ist dafür jetzt im Plan, einen Pandita Batak auf Engano zu stationieren, und es hat sich auch zu diesem Posten bereits einer der tüchtigsten eingebornen Prediger gemeldet. Eine freundliche Aufmunterung bei den schlechten Erfahrungen mit den Bataklehrern, die er gemacht hatte, war es dem Missionar Lett, daß er am 8. Oktober bei seinem letzten Besuch die 2 Erstlinge taufen konnte, und zwar den erwähnten Dudi mit seiner Frau, der ihm auch bei seiner enganesischen Sprachforschung manchen wertvollen Dienst geleistet hatte. Kurz vorher hatte er mit Dudi zusammen den Taufbefehl ins Enganesische übersetzt, und bei der Taufe erklang zum ersten Mal in der bisher, wie Lett schrieb, „vom alten bösen Feind beherrschten Sprache das wie ein Pfeil gegen ihn gerichtete Wort": „joan ho bupe editoto kidara i tebe umakan i lopé," d. h. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden".

Chronik.

Ergebnisse statistischer Berechnung des Standes der deutschen Missionen Ende 1904[1]):

602 Hauptstationen.
2 834 Nebenstationen.
1 017 Europäische Missionare; darunter: 12 Ärzte und 145 andere Laien.
127 Europäische Missions-Schwestern (unverheiratet).
175 ordinierte eingeborene Pastoren.
4 860 nicht ordinierte Gehilfen (incl. ca. 1900 Lehrer).
2 139 Schulen (unvollständige Angabe).
119 746 Schüler; darunter: 31 564 Mädchen.
20 312 Heiden } getauft in 1904.
18 146 Christenkinder }
48 086 Taufbewerber } 516 663
468 577 Heidenchristen (Getaufte) }
196 937 Abendmahlsfähige.

1) Es sind nur die eigentlichen Heiden-Missionen in Rechnung gesetzt. — Einige Abweichungen von den im Jahrbuche der Sächsischen Missions-Konferenz veröffentlichten Zahlen erklären sich dadurch, daß dort in vier Spalten die Angaben von einem Missionsfeld aus Versehen nicht mit eingerechnet worden. Das ist hier berichtigt worden. D. B.

4 118 439	Mk.	Missionsgaben aus Deutschland	6 487 386
1 221 126	„	„ „ dem Auslande	
1 147 821	„	Zinsen und andere, nicht persönliche Einkünfte	
1 932 323	„	Einnahmen auf den Missionsgebieten.	
7 577 048	„	Ausgaben (ohne die direkten Ausgaben auf den Missionsgebieten).	
950 000	„	Fehlbeträge (nach unten abgerundet).	
350 000	„	Vermächtnisse.	

Grundemann.

* * *

Eine charakteristische Gabe. Wie China's Millions (1906, 9) mitteilen, hat der Gouverneur der Provinz Hunan der China-Inland-Mission zur Errichtung eines Missionshospitals in der Hauptstadt Tschang-scha 2000 Taels (ca. 6000 Mk. überwiesen. Hunan war lange die fremden- und christenfeindlichste Provinz Chinas. Noch vor etwa 10 Jahren wurde ein Sendbote der China-Inland-Mission, der sich in Tschang-scha niederlassen wollte, auf Befehl der Behörden unter bewaffneter Eskorte aus der Stadt verwiesen und erst 1901 wurde es einem anderen als dem ersten Europäer erlaubt, sich eine Wohnung in ihr zu mieten. Unter diesen Umständen bedeutet die Gabe des Gouverneurs einen Umschwung von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

* * *

Ein Strike chinesischer Studenten in Tokyo. Nach derselben Quelle soll unter den zahlreichen jungen Chinesen, die als Schüler — die Engländer sagen immer Studenten — nach Tokyo gekommen sind, ein Aufstand ausgebrochen sein, weil die japanischen Behörden aus moralischen Gründen es für notwendig befanden, den jungen Herren bestimmte Häuser zur Wohnung anzuweisen und diese Häuser unter amtliche Kontrolle zu stellen. Sie verweigerten aber den Gehorsam und 9000 (?), unter ihnen 60 Fräuleins (!), sollen in den Strike eingetreten sein und 2000 die Stadt verlassen haben, weil die japanischen Behörden fest bei ihrer Anordnung blieben. Jung-China scheint also von den russischen Studenten schon etwas gelernt zu haben und auch die chinesische Reformbewegung in revolutionäres Fahrwasser zu leiten nicht übel Lust zu verspüren. Aber allen Respekt vor dem sittlichen Ernst und vor der Festigkeit der japanischen Autoritäten.

* * *

Kirchliche Föderation in den Vereinigten Staaten. In New-York hat vom 15.—21. November vorigen Jahres eine von 32 protestantischen Denominationen durch 500 Deputierte beschickte Konferenz, ein Kirchentag großen Stils stattgefunden, um Vorbereitungen zu einer Föderation der zahlreichen kirchlichen Körperschaften der Vereinigten Staaten, von denen charakteristischerweise die Unitarier und Universalisten nicht eingeladen worden waren[1]), zu treffen. Die erste Anregung zu dieser Einigungsbewegung ist von der im Jahre 1900 zu New-York stattgehabten und so großartig verlaufenen „ökumenischen Missionskonferenz" ausgegangen und genährt worden durch die gehäuften Zusammenschlüsse

1) Einige lutherische Kirchen und die südlichen Presbyterianer hatten Bedenken getragen, der Einladung zu folgen.

der Organe denominationell verschiedener Missionsgesellschaften besonders in Japan, Indien, China, der Mandschurei — ein neuer Beweis für die Einigungskraft, welche rückwirkend von der Mission auf die heimatliche Kirche ausgeht. Die unter dem Bekenntnis zu „Jesu Christo, als dem göttlichen Herrn und Heiland" geführten Verhandlungen sind in der hoffnungsvollsten und brüderlichsten Weise verlaufen und beschlossen worden, 1908, nachdem die betreffenden Kirchen über die Vorlagen Beschluß gefaßt haben werden, ein konstituierendes Federal Council of the Churches of America zu berufen. Nicht beabsichtigt ist eine Kirchenverschmelzung, sondern eine Kircheneinigkeit zur Pflege ökumenischen Sinnes, brüderlicher Liebe, geistlichen Lebens, eine Kraftkonzentration zur Beeinflussung der öffentlichen Moral und allerlei positiver Bauarbeit. Das regelmäßig tagende Konzil beansprucht keine gesetzgeberische Autorität weder über Verfassung, noch Lehre, noch Kultus der einzelnen Kirchen, sondern will nur eine beratende Instanz sein und Anregung und Hilfe zu gemeinsamen guten Unternehmungen (benefits) geben. Jedenfalls ein Ereignis von kirchengeschichtlicher Bedeutung zunächst für das denominationenreiche Nordamerika, vermutlich aber auch für die übrige kirchlich soviel gespaltene protestantische Christenheit.

* * *

Evangelistische Tätigkeit auf den Philippinen. Die „Kath. Missionen" (1905/06 S. 94) schreiben: „In welcher Weise sich der Protestantismus auf dem Insellande ausbreitet, kann man aus dem 1905 veröffentlichten Manila Directory ersehen. Danach befinden sich auf den Philippinen heute bereits 1) eine Episcopalion Church Diocese; sie besitzt eine Kirche in Manila, wo neben dem Bischof Brant 4 Prediger und ein Missionsfräulein wirken. Dazu kommen die Außenposten Bontoc in der Lepanto-Provinz mit 4 Predigern und Zamboanga (Provinz Moro) mit 1 Prediger. 2) die Methodist Episcopal Church, an deren Spitze Herr Dr. Stuntz, ein grimmiger Feind der katholischen Kirche, steht. Sie unterhält in Manila 5 Prediger, 3 „Minister" und 2 Diakonissen; Außenposten in 3 Orten in der Provinz Balacan, 2 in der Provinz Pampanga und je an 1 in den Provinzen Pangasinan und Ilocosdur. 3) die Chinese Meth. Church, die erste ihrer Art mit 1 chinesischen Prediger. 4) die Chinese Central Miss. Ch. mit 1 Prediger in Manila und 5 Außenposten. 5) die Presbyt. Ch. of the Philippines mit 6 Predigern, 4 Kirchen und Kapellen in Manila und Vorstädten, und 10 Predigern auf 6 Außenposten. 6) die Baptist Mission: 2 Prediger in Iloilo, je 1 in Capiz und Bacolor. 7) die United Brethren mit 1 Missionsposten in S. Fernando (Provinz La Union). 8) die Disciples of Christ mit 3 Predigern in Laoag. 9) der Am. Board mit 1 Prediger in Zamboanga. 10) die Peniel Mission mit 2 Predigern ebenda. Außerdem finden wir eine Reihe Hilfsvereine an der Arbeit, so die Am. Bible Soc. mit ihrem Hauptsitz in Manila und sogenannte Field Agents in Süd- und Nord-Luzon, auf den Inseln Samar, Leyte, Celu und Mindanao; die Brit. and For. Bible Soc. mit 1 Haupt- und 4 Unteragenten; die *Christian* Endeavor, Chin. Meth. Institute, das *Church Settlement* der Episkopalen, das mitten in einem katholischen

Distrikt von 60 000 Seelen 1 Kindergarten mit 4 Wärterinnen, 1 Gewerbeschule, Armenapotheke und Sonntagsschulen unterhält. Weiterhin sind zu nennen die Episcopal League, die Guild of the Central Meth. Ch., das Manila Tailors Home, das Union Reading College, die Young Men's Christ. Association mit Lesesaal, Bibliothek, Vortragskursen, Sonntagsschule und endlich den Columbia Club der Episkopalen, der gleichfalls alles aufbietet, um die jungen Amerikaner, auch Katholiken, anzuziehen. Außerdem sind in den Blättern fast täglich Ankündigungen zu lesen von neuen protestantischen Gründungen, Schenkungen zu Missionszwecken, Landankäufen und Plänen zum Bau neuer Schulen, Spitäler usw."

* * *

Gewinnreiche zivilisatorische Tätigkeit der Kathol. Mission. In ihrer ziemlich rhetorischen Schilderung der ausgedehnten zivilisatorischen Tätigkeit der — erst seit 1883 in die Arbeit eingetretenen — Söhne des Unbefleckten Herzens Mariä auf dem spanischen Fernando Po berichten die „Kath. Missionen" (1905/06 S. 79) u. a.: „Sie führten den Ackerbau ein, rodeten ganze Strecken Waldes aus, versorgten die Eingebornen mit Ackergerät und Sämereien und ernährten sie bis zur Ernte. Ihren Bemühungen verdanken die Schwarzen die Anlage von Kaffee- und Kakaopflanzungen sowie die Ausbreitung des Kautschukbaues. Auf den Missionsländereien selbst erzielte man treffliche Ergebnisse. Allein der Kakaobau ergab für das Jahr 1900 einen Gewinn von einer Million und für 1901 einen solchen von 1 300 000 Franken. Die verschiedensten Handwerke wurden eingeführt, Kalk- und Ziegelbrennereien eingerichtet, Fahrstrecken durch den Urwald angelegt. Die erste Bahn auf Fernando Po, die telephonische Verbindung zwischen Santa Isabel und Banapa, die Anlage einer 3 km langen Wasserleitung am Busen von Conception, Errichtung eines Steindammes auf der Insel Eleboy und in der Bucht von San Carlos, ein großer Hebekrahn, ein Holzdamm auf Anoobon, all das ist das Werk der Mission. In nächster Zeit soll auch in Kap San Juan eine auf Kosten der Mission angelegte Bahn die Niederlassung mit der Küste verbinden."

In der Tat eine respektable industrielle Tätigkeit. Aber 1) ist sie ganz darauf angelegt, der Mission Gewinn zu bringen. 1 300 000 Franken allein aus dem Kakaobau auf den Missionsländereien, das ist eine respektable Summe; vermutlich werden ähnliche Erträge aus der „zivilisatorischen" Arbeit der katholischen Mission auch anderswo erzielt. Und 2) müssen der katholischen Mission, auch noch ehe sie sich so bedeutende Gewinne verschafft, bedeutende Mittel als Anlagekapitalien zur Verfügung stehen, sonst könnte sie so große Unternehmungen wie Bahnbauten und landwirtschaftliche Betriebe mit Ergebnissen von mehr als 1 Million jährlich nicht ins Werk setzen.

Warneck.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die Pariser Missionsgesellschaft an das evangelische Volk Frankreichs.[1])

Paris, Dezember 1905.

Brüder und Schwestern in Christo!
Freunde unseres Werkes!

Die gegenwärtige Stunde, von höchster Wichtigkeit für unsere französische evangelische Kirche, ist es auch für unser Missionswerk. Denn ist dieses nicht die Kirche selbst; die Kirche in ihrer Vorwärtsbewegung, die erobernde Kirche, eine Aktion, zu der der Meister sie gegründet hat und die zu ihrer Lebensfähigkeit ebenso notwendig, wie alle die Einrichtungen, die zu ihrer Erhaltung und ihrem inneren Aufbau dienen? Die Erfahrung hat es genügend bewiesen: eine kräftige Entfaltung der Missionstätigkeit ist für die Kirche eine Bedingung der Gesundheit und der Kraft, oft sogar ein Mittel zur Belebung und Erweckung. Gerade unser französischer Protestantismus kann es bezeugen: der kürzliche Aufschwung seines Missionswerks ist auch ein Belebungsmittel und ein Sporn für die Kirche selbst geworden. Auf all ihren Gebieten hat sich das auf einer unserer Missionskonferenzen ausgesprochene Wort bewahrheitet: „Die Mission gibt uns hundertfältig wieder, was wir für sie tun."

Die Trennung von Kirche und Staat, die jetzt ins Leben tritt, darf sie in dieser Lebensfrage der evangelischen Kirche eine Änderung hervorbringen? Darf die berechtigte Fürsorge für die innere Organisation und für die Beschaffung der nötigen Geldmittel zur Bestreitung der Kultusausgaben die weitere Ausdehnung unseres Missionswerkes in den Hintergrund drängen und die Fortschritte der Mission in eine ferne Zukunft rücken? Muß das gesegnete Werk unserer Mission aufgehalten und beschnitten werden, bis die Kirche vielleicht erst in einer ferneren Zeit, befreit von ihren inneren Sorgen, in der Lage sein wird, ihr wieder

1) Journal des Miss. évangeliques 1906, 1 ff. — Auch in Deutschland beherzigenswert.

mehr ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden? Gewiß, wir verkennen die Verpflichtungen, welche die augenblickliche Krisis in Frankreich uns Evangelischen auferlegt, keineswegs. Seitdem dieselbe sich anbahnt, ist unsere ständige Sorge gewesen, unsere Ausgaben zu vermindern und eine jede neue Unternehmung hinauszuschieben. Ein genaues Studium unserer Rechnungen würde das Bestreben beständiger Einschränkungen und größter Sparsamkeit kund tun. Um nur einige Zahlen zu nennen: unsere jährlichen Ausgaben, die im Jahre 1901 1,115,000 Frcs. betrugen, verringerten sich im Jahre 1904 um 96,000 Frcs; das bewilligte Budget von 1905 betrug 1,010,000 Frcs. und das vom Missions-Komitee für 1906 aufgestellte ist abermals bedeutend reduziert. Diese Zahlen beweisen unser redliches Bestreben, sparsam zu sein; eben sind wir wieder damit beschäftigt, neue Vereinfachungen, soweit sie das Werk ohne Schaden ertragen kann, vorzunehmen.

Aber so überzeugt wir auch sind von der Notwendigkeit, uns zu konzentrieren, so vorsichtig auch unsere Bewegungen sind und so langsam unser Vormarsch, so bitten wir doch inständigst, Brüder und Schwestern, ja nicht zu glauben, daß der französische Protestantismus seine Pflicht gegen die Mission genügend erfüllt hat, wenn er uns zu Einschränkungen und größerer Sparsamkeit ermahnt. Seine Pflicht wird er erst dann erfüllen, wenn er der ihrer finanziellen Unterstützung seitens des Staats jetzt beraubten Kirche gibt, was sie zu ihrem Unterhalte braucht, und zugleich der Mission, was sie zu ihrer Entfaltung bedarf. Wenn die Evangelischen Frankreichs so ihre Aufgabe erkennen, dann wird der Segen Gottes auf ihnen ruhen, der allein reich macht.

Es ist in dieser Überzeugung, im vollsten Vertrauen zu dem, der die Verheißung seiner Gegenwart in seiner Kirche an die Erfüllung des Missionsbefehls gebunden hat, daß wir nun mit der Bitte zu euch kommen, uns auch für dieses Jahr eure moralische Unterstützung sowohl, als auch die Geldmittel zu gewähren, ohne welche unser Werk nicht gedeihen kann.

Die bis heute erhaltenen Gaben sind, wir sind glücklich dies bestätigen zu können, nicht geringer als diejenigen im vorigen Jahr um dieselbe Zeit; es ist uns dies unter den gegenwärtigen Umständen eine Ermutigung, die wir nicht hoch genug anschlagen können. Das ermutigt uns nun auch dazu, euch unser Herz zu

öffnen. Wir tun es, indem wir jeden von euch bitten, im Hinblick auf die großen Bedürfnisse unserer Mission eine besondere Anstrengung zu machen, und zwar ohne damit bis zum letzten Augenblick zu warten, damit wir nicht genötigt sind, mit wiederholten Aufrufen euch zu bestürmen. Dies erscheint uns unwürdig eines Werkes, zu welchem der einfache Gehorsam gegen Gottes Willen uns treibt. Indem ihr, lieben Brüder und Schwestern, so handelt, daß ihr im Aufblick zu Gott der Mission dasjenige Teil gebet, das der Größe des Werkes und eurem Vermögen angemessen ist, sichert ihr unserem evangelischen Volk in einer so ernsten Stunde, wie es sie jetzt durchmacht, einen Segen, dessen ganze Größe erst die Zukunft offenbar machen wird, den aber schon heute die Vergangenheit anderer Kirchen erkennbar macht. Indem wir so zu euch reden, denken wir an die Kirche Schottlands, die in vielen Stücken der unsrigen ähnlich ist. Auch an sie trat, gerade während der Trennungskrisis, die Frage der Missionspflicht heran. Es war im Jahre 1843, da befanden sich 474 Pastoren plötzlich aus der Landeskirche ausgeschlossen; da war die junge Freikirche buchstäblich auf die Straße gesetzt, ohne Gehalt für ihre Geistlichen, ohne gottesdienstliche Stätten, ohne Pfarrhäuser, ohne Mittel für ihre Schulen und theologischen Anstalten. Wäre dies nicht vor allem der Moment gewesen, die Missionsaufgabe zu vertagen? Unsere schottischen Brüder aber dachten nicht also. Durch eine große Tat des Glaubens nahmen sie das ganze Personal der schottischen Mission in ihre Reihen auf und übernahmen auf ihre Kosten das begonnene Missionswerk. Die Konsequenz dieses Schrittes ist bekannt. Aus den 14 Missionaren, welche bei ihrer Geburt die Freikirche übernahm, sind nach 60 Jahren 242[1]) geworden. Und das innere Wachstum der Kirche hielt Schritt mit ihrer äußeren Ausdehnung. Und heute, trotz neuer Schwierigkeiten, trotz einer schweren Krisis, die ihr einen Teil ihrer Einkünfte raubte, denkt sie dennoch daran, ihre Mission zu erweitern, mehr als je überzeugt, daß das Heil für die Kirche in der Eroberung liegt.

Freunde der Mission, Protestanten Frankreichs und ihr, unsere treuen Freunde und Stützen im Auslande, deren tatkräftige

1) Entweder sind hier die Missionare der mit der Freikirche jetzt vereinigten United Presbyterians oder die Frauen mitgerechnet. D. H.

Hilfe unsere Fortschritte ermöglicht hat, ihr werdet gewiß auch ferner wie bisher mit derselben mutigen Treue unserer Kirche und euren eigenen Seelen dieselben Segnungen zuwenden helfen. Wir rechnen auf euch. . .

Zur Eingeborenen-Frage in Deutsch-Südwest-Afrika.[1])

Von Missionsinspektor Haußleiter-Barmen.

(Fortsetzung.)

Das oben besprochene Buch von Rust läßt sich mit dem Bericht über einen furchtbaren Fieberparoxismus vergleichen, den ein von dem Kranken geschädigter Anwohner in der ersten Erregung erstattet. Er sieht nur die einzelnen schrecklichen Äußerungen des Anfalles und zieht sich entsetzt zurück, wogegen der hinzutretende Arzt die Ursache und den Verlauf der Krankheit im Zusammenhange überschaut, und die Hoffnung auf ein Überstehen der Krisis nicht aufgibt, weil er die Lebensorgane noch widerstandsfähig findet und die Konstitution seines Kranken von früher kennt. Eine derartige, durch ihre Hingebung wohltuende Diagnose bietet uns Dr. Felix Meyer in seiner Schrift „Wirtschaft und Recht der Herero." Obwohl sie nur 105 Seiten umfaßt, lernen wir doch daraus die Art des Volkes deutlicher erkennen und die Tragik des Aufstandes besser verstehen als aus manchem andern dicken Buch. Die Eingeborenen-Frage kann man doch nur lösen, wenn man die Eingeborenen kennt und versteht. Hierzu leistet die auf den Beobachtungen und Antworten der sachkundigsten Gewährsmänner beruhende Zusammenstellung von Sitten und Rechtsgebräuchen einen unersetzlichen Dienst. Dabei ist es wertvoll, daß der Verfasser auch gelegentlich auf die parallelen Erscheinungen bei anderen Völkern Bezug nimmt und sich mit anderen Autoritäten seines Faches auseinandersetzt.

In der allgemein orientierenden Einleitung wird gegenüber den Versuchen, die Schutzverträge mit den Eingeborenen zu Scheinverträgen zu stempeln,

1) Dieser Artikel ist länger geworden, als meinerseits geplant war, aber bei der Wichtigkeit des speziell für uns in Deutschland aktuellen Gegenstandes glaubte ich dem Verfasser den breiteren Raum nicht versagen zu sollen. D. H.

freimütig der Satz behauptet: „Pacta sunt servanda.“ Dann wird nach einer kurzen ethnologischen Schilderung nacheinander die Wirtschaft der Herero, ihre politische Organisation, ihr Erbrecht, Familienrecht, Sachenrecht, Fremdenrecht und Strafrecht an der Hand schlagender Beispiele besprochen und zum Schluß in überzeugenden Folgerungen die Aufgabe der Kolonialpolitik in Deutsch-Südwest-Afrika gezeichnet.

Es ist unmöglich, über den reichen stofflichen Inhalt und die Fülle lichtvoller Bemerkungen in Kürze einen lückenlosen Überblick zu geben. Deshalb seien nur einige besonders wichtige Ausführungen hervorgehoben. Wir sehen (S. 24), wie verhängnisvoll die „versehentliche“ Ernennung des Samuel Maharero zum Oberhäuptling (1891) war. Sie bedeutete einen Eingriff in die Sukzessionsordnung und das Erbrecht der Herero. Während nach dem Mutter-Erbrecht (Eanda) die Häuptlinge Riarua und Tjietjoo das Sippenvermögen des alten Maharero in Besitz nahmen, gebührte nach dem vaterrechtlichen Verband (Oruzo) dem Nikodemus, dem Brudersohn des verstorbenen Maharero, die Nachfolge in der Häuptlingsschaft. Auf diesen hatten sich auch die Großleute bereits geeinigt. Deshalb wurde Samuel von den alten jetzt verstorbenen Kapitänen niemals anerkannt, und Nikodemus zettelte 1896 einen Aufstand gegen die Beschützer seines Vetters und Nebenbuhlers Samuel an, der ihm selbst das Leben kostete. In seinem Halbbruder Assa Riarua glühte das Feuer unter der Asche weiter, und so wurde dieser zu Samuels und seinem eigenen Verderben die Haupttriebfeder der letzten großen Empörung. (1904.)

Eine Anmerkung (zu S. 27) wirft ein überraschendes Schlaglicht auf die grausamen Kriegsgebräuche der Eingeborenen. „Für die Herero lebt der Tote noch fort, daher die Sitte, dem Gestorbenen das Rückgrat zu zerbrechen; daher auch noch die Rache an den toten Feinden, die erst durch vollständige Verbrennung oder Zerstückelung der Leiche unschädlich gemacht werden.“ Somit wären diese Greuel nicht als ein Ausfluß persönlicher Rachsucht und Roheit, sondern als die Folge abergläubischer Geisterfurcht zu betrachten. (Es ist begreiflich, daß bei dem furchtbaren Kampfe um die Existenz auch diese Züge finstersten Heidentums in einzelnen Fällen in beklagenswerter Weise zum Vorschein kamen. Früher waren sie die für alle geltende Regel. Dagegen muß die abschreckende Strafgewalt des Siegers einschreiten, aber zugleich dem Erziehungseinfluß der Mission auf das ganze Volk Raum geben.)

Es hängt mit der Lebensweise, dem Viehzüchten der Nomaden, zusammen, daß rohe Sinnlichkeit den Hauptinhalt ihres Daseins ausmacht. Das war bei den Herero vor 60 Jahren noch ganz anders der Fall als jetzt. (Wenn man die verschiedenen Zeitpunkte in dieser Hinsicht mit einander vergleicht, wird man nicht mehr von erfolgloser Arbeit der Mission reden können.) Doch schon im Heidentum der Herero finden sich Schranken der Zucht und Sitte aufgerichtet, um das Familienleben und den Fortbestand des Volkes zu sichern. Der Brautwerber muß eine lange Wartezeit durchmachen, bis er seine Erwählte hinter dem Pontok ihrer Mutter begrüßen darf usw. . . .

„Gleich allen Nomadenstämmen fehlt den Herero das individuelle Eigentum an Grund und Boden; es wäre aber ein grober Irrtum, wenn man um

deswillen das Land als herrenlos bezeichnen und es daher als Kronland in Anspruch nehmen wollte. Es besteht vielmehr ein Kollektiveigentum des Gesamtvolkes an seinem Territorium, dem es mit einer wahrhaft rührenden Liebe zugetan ist . . . Da der einzelne immer nur Nutznießer des von ihm eingenommenen Grundes und Bodens sein kann, fehlt ihm auch das Recht zum Verkauf des Landes." (S. 66. 68.)

Wenn Samuel Maharero zur Befriedigung seines Alkoholbedarfs für seine Tasche Land verkaufte, so handelte er damit unter dem Schutze der Regierung allen Rechtsbegriffen seiner Stammesgenossen entgegen. Von hier aus versteht man die Bedeutung der Eingabe, welche die Großleute von Otjihaenena am 19. Aug. 1901 (siehe Regierungsdenkschrift vom 29. Nov. 1904 S. 69) durch Missionar Lang an den Gouverneur Leutwein richteten. Sie zählen eine Reihe von Plätzen auf, die ohne ihre Zustimmung in die Hände der Weißen übergegangen sind, und fügen hinzu: „Dieses ist aber nicht von uns geschehen, sondern von Samuel Maharero." Dann fahren sie fort: „Wo sollen wir bleiben, wenn unser ganzer Fluß und alles Land uns abgenommen wird. Wir sehen mit Entsetzen, wie ein Platz nach dem andern in die Hände der Weißen übergeht und bitten untertänigst, keinen weiteren Verkauf im Gebiet des weißen Nossob zu genehmigen." (Der Gouverneur nötigte in diesem Falle einige Händler, die widerrechtlich besetzten Plätze wieder aufzugeben. Das hatte eine tiefgehende Erbitterung gegen den Missionar von Otjihaenena zur Folge, die jüngst sogar zu dreist erfundenen Verleumdungen ihre Zuflucht nahm, um die Rückkehr des verdienten Mannes auf sein altes Arbeitsfeld zu hintertreiben.)

Wie mußte das Fällen der heiligen Bäume auf den Ahnengräbern von Okahandja (S. 67) das Volksgemüt erregen, wie viele andere Mißgriffe mögen durch die Unkenntnis und Rücksichtslosigkeit der Weißen ohne besondere böse Absicht gemacht worden sein! Auch wird nachgewiesen, daß der Anstoß zum Aufstand der Bondelzwarts das unberechtigte Eingreifen eines deutschen Beamten in die Rechtssache eines Eingeborenen war. (S. 99.)

„Noch macht das Recht der Herero keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen beabsichtigter und absichtsloser Missetat." (S. 90.) Wir können diesen Satz durch einen interessanten Beleg bestätigen. Als vor Jahresfrist den Herero in Otjimbingwe Gnade angeboten wurde mit Ausnahme der mit Namen genannten Mörder, antworteten sie dem Missionar Kuhlmann, daß diese bis dahin überhaupt nicht gewußt hätten, daß sie anders beurteilt würden als ihre Genossen. Sie hätten nach alten Herero-Kriegsbegriffen gedacht, daß kein Unterschied sei zwischen denen, die im Anfange des Krieges Weiße getötet hätten und denen, die sich später an den Gefechten beteiligten. So fand sich auch tatsächlich unter den Unterschriften derer, die sich unterwerfen wollten, der Name eines Herero, der bei einer Ermordung mitbeteiligt war. Man sieht, wie schwer es einem Naturvolk wird, geläuterte Rechtsbegriffe zu verstehen und anzunehmen, und man wird zugeben müssen, daß man nach dieser Seite hin vor dem Aufstande nicht allenthalben die rechte Aufmerksamkeit und erzieherische Geduld angewendet hat.

Wenn der Kolonialtag in Essen 1905 ein völliges Zerschlagen der Stammesorganisation zum Programm erhoben hat, so gibt Dr. Meyer zu bedenken, daß man gerade durch Wahrung der Familien- nnd Stammesverbände und Berücksichtigung ihrer sozialen Gliederung die Eingeborenen leichter und besser regieren wird als bei vollständiger Atomisierung ihres Volkstums. (S. 96.) Nach einem Hinweis auf die geschickte Benützung der Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen in der Kapkolonie wird festgestellt, daß unsere Regierung zwar regelmäßig bereit ist, für jede wirtschaftliche Exploitation des Landes materielle Hilfe zu bieten und wissenschaftliche Unternehmungen zur Erforschung von Flora und Fauna pekuniär zu unterstützen, aber zur Aufhellung des Rechtslebens der Eingeborenen, das doch für Wissenschaft und Eingeborenenpolitik von so ergreifender Bedeutung ist, seien bisher erheblichere Mittel noch nicht bewilligt worden.

Wir gönnen dem Verfasser die Genugtuung, daß er als Vorsitzender der 3. Sektion des deutschen Kolonialkongresses 1905 zuerst im kleinen Kreise und nachher im Plenum eine Resolution zur Annahme brachte, welche verlangt, sobald wie möglich mit den Vorarbeiten für eine koloniale Gesetzgebung in den gemischten Streitsachen zu beginnen und zu diesem Zwecke zunächst eine authentische Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen in die Wege zu leiten. Auch die andere Forderung, daß der Richter in der Kolonie die Sprache seiner Gerichtseingesessenen kennen und genau mit ihren Satzungen und ihrer Denkweise vertraut sein soll (S. 102), ist durch die Resolution der 4. Sektion, worin allen Kolonialbeamten die Erlernung der Eingeborenensprache zur Pflicht gemacht wurde, ihrer Erfüllung um einen Schritt näher gekommen.

Man möchte wünschen, daß den ausgehenden Kolonialbeamten für jedes Gebiet an der Universität oder am orientalischen Seminar auch über das Eingeborenenrecht Vorlesungen von berufenen Männern gehalten würden, und daß die Forschungen auf diesem Gebiet auch im Kolonialamt noch stärker vertreten würden. Immerhin ist es erfreulich, daß Dr. F. Meyer von der gegenwärtig tagenden Reichstagskommission für die Prüfung der Rechte und Pflichten der Landgesellschaften in Südwest-Afrika als Sachverständiger im Eingeborenenrecht geladen wurde. Nach seiner Ansicht ist es Aufgabe einer gesunden Kolonialpolitik, den Werdegang des Stammesrechts nach der kulturellen Richtung hin zu fördern und eine unparteiische, schnelle und wirksame Rechtspflege einzurichten, damit nach den Jahren des Schwerts der alte germanische Grundsatz zur Geltung komme: „Mit dem Gesetz soll man das Land regieren."

Es gibt keine wirkungsvollere Apologie für die Berechtigung der missionarischen Anschauungen als die ungesuchte Übereinstimmung mit dem gelehrten Juristen, der aus rein wissenschaftlichem Interesse sine ira et studio der Eingeborenenfrage in unseren Kolonien seine Musestunden opfert. Mögen die „Denkwürdigkeiten" des Generalmajors Leutwein von weiten Kreisen mit Spannung erwartet werden, mögen Missionsfreunde und alte Afrikaner mit Dank den Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde aufnehmen den uns J. Irle in seinem Buch „Die Herero" darbietet (Gütersloh 1906) — er hat bekanntlich 34 Jahre unter ihnen gearbeitet, — die kleine Schrift, mit der wir uns hier beschäftigt haben, wird gleichwohl ihre Bedeutung behalten für jedermann, der in der Eingeborenenfrage auf den Grund sehen will. —

III. Grundsätze und Ziele, Pflichten und Maßnahmen der Eingeborenen-Politik.

Die Verschiedenheit der Grundsätze erscheint wohl nirgends größer als auf diesem Gebiet, und wenn man erwägt, wie schwierig und aussichtslos es meistens ist, über Grundsätze zu streiten, möchte man sich am liebsten damit begnügen, seinen eignen Standpunkt darzulegen und auf jede weitere Auseinandersetzung zu verzichten. Aber da es sich hier um Theorien handelt, die fort und fort den tiefsten Einfluß auf das wirkliche Leben ausüben, wird es zur Pflicht, die verschiedenen Anschauungen klar herauszustellen und womöglich eine gemeinsame Diagonale zu suchen.

Lassen wir einmal den Ansiedler, den Gelehrten und den Offizier mit kurzen typischen Sätzen zu Worte kommen:

a) „Kolonisieren und die Grundsätze christlicher Nächstenliebe passen zusammen wie Feuer und Wasser — eins muß zunächst weichen."

So hören wir in einem Vortrag C. Schlettwein, Mitglied der Farmer-Deputation aus Deutsch-Südwest-Afrika (Wismar 05). Hier findet sich kein Pfad mehr für den Missionar. Hier heißt die Losung: Wir sind die stärkere Rasse; es lebe der Kampf ums Dasein! Begründet wird dieser Standpunkt mit den Worten: „Da heißt es erst gehobelt, dann poliert." Aber unmerklich hat sich dabei unserm Redner der kontradiktorische Gegensatz zwischen Wasser und Feuer in einen konträren verwandelt, dessen Glieder sich nicht

mehr ausschließen, sondern ergänzen. Es ist am Ende gar nicht so übel: erst die Strenge und dann die Milde, zuerst das Gesetz und dann das Evangelium; aber doch so, daß das Hobeln im Dienste und zum Zwecke des beabsichtigten Polierens geschieht. Man kann allerdings den Hobel auch so verkehrt handhaben, daß das schönste Brett für immer verdorben wird. Darum muß man vor der Bearbeitung wissen, was man nachher aus dem rohen Stoff machen kann und will, und demgemäß sein Richtmaß anlegen. Das alles sind dem Missionar keine fremden Gedanken und Tätigkeiten; seine Werkzeuge sind nur zuweilen etwas fein, und an einem astreichen knorrigen Stück Holz mag deshalb zu Zeiten ein rauherer Hobel oder gar die Axt nacharbeiten müssen. Aber unbedacht und achtlos darf in keinem Fall von einem vernünftigen Meister verfahren werden. In Wirklichkeit aber wurde manches leidlich bearbeitete Brett von mutwilligen Gesellen zu schanden gehobelt. — Eine weitere Gedankenberührung bietet der folgende Satz: „Gesunder Egoist muß im heutigen Leben jeder sein. Soweit man dies ohne Schädigung anderer ist, kann man es als Lebensklugheit betrachten; leiden jedoch diejenigen, für deren Wohl man Pflichten übernommen hat, darunter, muß es als üble Streberei bezeichnet werden." Das ist nichts anderes als der vernünftige Egoismus, der wiederholt von Missionsleuten, z. B. von Zahn (A.-M.-Z. 1886 S. 486) als berechtigtes Motiv der Kolonisierung bezeichnet wurde. Denn im Unterschiede vom gewalttätigen, brutalen Egoismus führt er mit Notwendigkeit zum Altruismus, und wer einmal diesen Schritt gemacht hat, der befindet sich auf einem Boden, wo auch für die Missionsstation Raum ist. Noch mehr. Schlettwein gibt an einer andern Stelle ganz aufrichtig zu, daß durch manche verabscheuungswürdige Roheiten Weißer bei einzelnen Eingeborenen ein berechtigtes Rachegefühl erweckt wurde. Zur Entschuldigung weist er dann auf Schändlichkeiten in der Heimat hin und auf die Tatsache, daß neue Kolonien überall ein Sammelplatz internationaler Abenteurer seien. Er folgert daraus: „Eine koloniale Regierung hat deshalb auch im Hinblick auf das Ansiedlermaterial Ordnung im Lande zu halten." Das trifft überraschend mit unsern eigenen Wünschen zusammen, wenn wir auch noch hinzufügen würden, daß die Vergehungen Weißer gegenüber den Eingeborenen strenger zu beurteilen sind als die tagtäglichen Gesetzesübertretungen in der Heimat, weil in der Kolonie

für uns ein ähnliches Verhältnis der natürlichen verantwortungsvollen Autorität besteht wie zwischen Vormund und Mündel.

Durch die 40jährige, vor der Besitzergreifung geleistete Arbeit der Rheinischen Missionare in Damaraland war den Eingeborenen ein so hoher Begriff von der Freundschaft und Gerechtigkeit des deutschen Mannes beigebracht, daß es des Raubbaues zweier Jahrzehnte bedurfte, um ihn zu zerstören. Nun muß mit der Kulturarbeit an den Menschen wieder von vorne angefangen werden! Wenn bei den Ansiedlern nur erst einmal die gereizte Stimmung, in der sie sich durch die Verzögerung ihrer Entschädigung größtenteils befinden, überwunden ist, so darf man hoffen, manchem von ihnen späterhin auf diesem mühsamen aber friedlichen Wege zu begegnen.

b) „Milde gegenüber dem Farbigen ist Grausamkeit gegen den Weißen," schreibt Prof. Dr. K. Dove in seinem Buch „Deutsch-Südwest-Afrika" (Berlin 1903) auf S. 188. Hier redet ein gelehrter Kenner von Land und Leuten, der den Aufstand wenige Monate vor seinem Ausbruch vorhergesagt hat. In den ersten 6 Kapiteln seines Werkes gibt er außerordentlich anschaulichen naturwissenschaftlichen Unterricht über die Kolonie, bis er auf die Eingeborenen zu sprechen kommt, die er am liebsten nach alter Buren-Methode behandelt wissen möchte. Unmittelbar hinter dem angeführten Satz steht: „Selbstverständlich ist, daß strengste Gerechtigkeit die Grundlage alles Handeln gegenüber den Schwarzen bilden muß." Aber das ist das Tragische, jener Satz steht im Sperrdruck; er fällt ins Auge, läuft durch die Zeitungen und wird unzählige Male mündlich zitiert; seine notwendige Ergänzung aber steht vergessen im Hintergrund, das Selbstverständliche wird nur zu leicht außer acht gelassen, einem Schlagwort zuliebe, das dem Rassengefühl schmeichelt!

Wir können in jenem Satz nichts anderes sehen als eine abstrakte Theorie, eine verhängnisvolle Verallgemeinerung, die eine strenge Prüfung nicht erträgt. Fassen wir einmal die Dienerin des Missionars Eich, eine Hererochristin, ins Auge, die auf Samuel Maharero's Befehl trotz ihres Weinens und Flehens mit Gewalt davon zurückgehalten wurde, ihrer abziehenden Herrschaft zu folgen. Steht sie nicht sittlich höher als jener burische Farmer aus Seeis, der beim Ausbruch des Aufstandes seiner Frau den Auftrag gab, in den Store zu gehen und Waren zu verkaufen, während er mit Gewehr

und Patronen forteilte, um sein eigenes Leben zu retten und sich nicht wieder sehen zu lassen? Seine spätere Entschuldigung: „Ich hatte meinen Kopf verloren und wußte nicht, was ich tat," macht die Sache nicht besser. Es ist dies nicht der einzige Fall, daß Schwarze Treue und Weiße Untreue bewiesen haben. Wenn aber auch nur eine derartige Ausnahme nachgewiesen ist, so ist das Prinzip, als ob die schwarze Hautfarbe sittliche Minderwertigkeit bedinge, und deshalb rücksichtslose Strenge zur Pflicht mache, widerlegt.

Man vergegenwärtige sich doch einmal, wodurch es kam, daß der größte Afrikaner des 19. Jahrhunderts, Livingstone, jahrzehntelang ohne großes Machtaufgebot im Innern des dunklen Erdteils reisen konnte, ja, daß sein Leichnam von seinen Dienern freiwillig Hunderte von Meilen zur Küste getragen wurde? Seine Menschenfreundlichkeit und Milde waren der Talisman, womit er sich die Herzen der Wilden erschloß, und seine Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung waren die Waffen, wodurch er ein königliches Ansehen gewann, das seine ganze Umgebung ohne Knute in strenger Zucht hielt. Aber es ist zu fürchten, daß das Vorurteil gegen die schwarze Hautfarbe bei unsern Theoretikern zu tief wurzelt, als daß es bald zu einer Verständigung kommen könnte.

c) Oberstleutnant von Morgen stellt das Dogma auf: „Afrika den Afrikanern, und die Afrikaner für uns." Die erste Hälfte berührt sich mit dem Äthiopismus, die zweite mit dem Ansiedler-Standpunkt. Wir legen es (auf Grund der Kongreßverhandlungen S. 531), dahin aus, daß es unsere Aufgabe sei, den Afrikaner mit seiner Arbeit kräftig für unsere Zwecke und Ziele zu gewinnen. Das geht jedenfalls nicht durch einseitigen Gebrauch von Glasperlen oder von Kanonenkugeln, sondern es erfordert die Schaffung einer Interessengemeinschaft, in welcher der Eingewanderte der Führer und der Eingeborene der Nachfolger ist. Sofern aber dieses Verhältnis zwischen Gebietenden und Dienenden eine sittliche Berechtigung haben soll, dürfen jene nicht nach Laune und Willkür handeln und diese nicht in sklavischer Furcht leben. Es muß vielmehr durch zielbewußte Festigkeit und tatkräftige Fürsorge die Achtung und das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen und erhalten werden. Die Afrikaner werden für uns sein, wenn wir zuvor für sie, die Afrikaner, etwas geworden sind. Do ut des. Und zwar haben wir nicht etwa nur

wertlose oder gar schädliche Tauschwaren anzubieten, sondern uns selbst dem fremden Volk hingeben. Eine andere Art, die Afrikaner für uns zu gewinnen, wird sich nicht ausfindig machen lassen; es sei denn, daß man mit Feuer und Schwert kolonisieren wollte. Da will aber von Morgen entschieden nicht; sonst würde er nicht für die Behandlung der Eingeborenen den Grundsatz aufstellen: Streng, aber gerecht.

Wir heben als das Gemeinsame der besprochenen Anschauungen heraus, daß Gerechtigkeit gefordert wird. Dadurch wird der Eingeborene als Persönlichkeit anerkannt und nicht nur ihm, sondern auch uns die Pflicht zu geordnetem, gesetzmäßigem Handeln auferlegt. Mag der Ausgleich zwischen dem, was dem Eingeborenen als Recht erscheint, und dem bei uns geltenden Gesetz noch so schwierig sein, seine Menschenrechte müssen wenigstens überall grundsätzlich anerkannt werden.

Wennschon die Ungerechtigkeit im Verkehr mit den einzelnen Menschen allgemein verurteilt und die Grausamkeit herrischer Gewaltsmenschen kaum irgendwo gebilligt wird, so ist dies doch keineswegs bei der Ungerechtigkeit gegenüber ganzen Stämmen und Völkerschaften der Fall. Es ist interessant, die Auffassung des Kaiserlichen Bezirksamtmanns a. D. Walter von St. Paul-Illaire über diesen Punkt zu hören. (Vgl. Deutsche Kolonialzeitung 1905. Nr. 43 bis 45, „Caveant consules"). Er schreibt:

„Seien wir uns doch darüber klar, daß alle mit eingeborenen Häuptlingen abgeschlossenen Freundschafts- und Schutzverträge zunächst nur die Bedeutung hatten, uns konkurrierenden europäischen Nationen gegenüber sogenannte Rechte zu verschaffen. Das war aber auch ihre einzige Bedeutung und ihr ganzer Wert. . . . Von irgend welchem Wert den Eingeborenen gegenüber waren sie nicht; selbst wenn man annimmt, daß sie von europäischer Seite optima fide abgeschlossen seien. . . . Kolonisationsfragen dem eingeborenen Afrikaner gegenüber sind keine Rechtsfragen im europäischen Sinne, sondern lediglich Machtfragen. Der einzige Standpunkt, den irgend eine europäische Macht vernünftigerweise darin einnehmen kann, ist der nationaler Nützlichkeit." Zur Begründung wird hinzugefügt: „Wirtschaftliche Ziele sind es, die wir Europäer alle in erster Linie in Afrika erstreben. . . . Wir dürfen nicht vergessen, daß uns die Afrikaner nicht zu sich gerufen haben. . . . Nicht der Neger braucht die Arbeit zu seinem Wohlbefinden, sondern wir sind es, die des Negers Arbeit in unserm Interesse gebrauchen. . . . Machtentfaltung ist das einzige Mittel, das tatsächlich auf die Dauer hilft. . . . Eine starke Hand und Pulver und Blei gehört dazu, im Kampf der Interessen unserm Willen Nachdruck zu verleihen. . . Warum scheuen wir uns,

klipp und klar zu erklären, daß unser wirtschaftliches Interesse allein die Richtschnur für unsere Kolonialpolitik abgeben muß, dem sich die Interessen der Eingeborenen in jedem Falle unterzuordnen haben?"

Das sind leider von vielen geteilte, aber — selbst vom sittlichen Standpunkte abgesehen — in ihrer Einseitigkeit gefährliche Grundsätze; wenn sie allein maßgebend werden, so bedeuten sie den Krieg, sowohl im heimatlichen Wirtschaftsbetriebe, wie in den Kolonien. Diejenigen, welche nach ihnen handeln, dürfen sich nicht wundern, wenn Aufstände die Folge sind. Vorerst fürchten wir noch nicht, daß sie maßgebend werden, da unsre Regierung unmißverständlich zum Ausdruck gebracht hat, daß sie diesen Weg nicht gehen will.[1])

Dürfen wir also für den Grundsatz, daß die Eingeborenen-Frage nur durch Gerechtigkeit gelöst werden kann, auf weitgehende Zustimmung rechnen, so möchten wir von dieser Basis aus die Ziele zeichnen, welchen eine gesunde Kolonialpolitik sich in Deutsch-Südwest-Afrika entgegen bewegen muß, wobei wir uns stets bewußt sind, daß diese Ziele empirisch nie ganz erreicht werden können. Wir unterscheiden das wirtschaftliche, das staatlich-soziale und das sittlich-religiöse Gebiet.

(Schluß folgt.)

„Gottsucher" unter den Chinesen.

Von Missionar G. Genähr.

(Schluß).

„Nachdem ihr eure Zuflucht zu Buddha, Dharma und Sangha genommen habt", so fährt der Bekehrungsmeister fort, „so vernehmet ferner die fünf Gebote und nehmet sie an. Das erste derselben lautet: es ist nicht erlaubt irgend ein lebendes Wesen zu töten oder Leben zu beschädigen. Dieses Gebot nimmt Bezug auf die Tugend der Humanität. Der Höchste (Himmel) hat als Grundeigenschaft die Liebe für alles was lebt; die (alten) Heiligen hatten ebenfalls ein barmherziges und mitleidig gesinntes Herz; denn Çakya

1) Zu unsrer Freude bringt Nr. 49 der D. K. Z. eine warnende Entgegnung gegen dieses „Pulver und Blei"-Programm von Amtsrichter Clemens unter der Überschrift: „Zur Eingebornen-Frage", der wir ganz beistimmen. D. H.

(Buddha) und der alte Patriarch (Lo-Hwai), Barmherzigkeit und Mitleid waren ihr Ausgangspunkt, und die Mittel, die Seligkeit zu erlangen, waren ihre Pforte. Seht, die vier Klassen von Lebewesen[1]), die auf den sechs Straßen[2]) der Seelenwanderung sich bewegen, waren in früheren Zeitläuften leibhafte Menschen, die aus Habgier oder Irrtum sich nicht aufwecken ließen. Sie hörten wohl die Predigt (der Lehre), aber sie ließen es an der Umkehr fehlen, darum verloren sie (im Tode) ihre menschlichen Leiber und fielen anheim den Umdrehungen des Rades der Seelenwanderung. Ich ermahne darum euch Enthaltsame, die ihr im Begriff seid, die Gebote anzunehmen, machet vor allen Dingen Mitleid und Erbarmen zu eurem Ausgangspunkt und das Heil zu eurem Endziel, und gedenket mit Fleiß daran, daß ihr keine lebende Wesen töten dürft, noch überhaupt irgend welches Leben beschädigen dürft."

Im Anschluß an diese Ermahnung erfolgt die Einschärfung des zweiten Gebots, das zu der Gerechtigkeit in Beziehung gebracht wird; es lautet: „Begehe keinen Diebstahl." Das dritte, welches dem wohlanständigen Verhalten entspricht, lautet: „Enthalte dich aller wollüstigen Begierden". Das vierte Gebot, welches Bezug nimmt auf das Wissen, die Erkenntnis lautet: „Du sollst nicht lügen", und das fünfte endlich, dessen Zusammenhang mit der fünften Kardinaltugend der Chinesen, dem Glauben oder richtiger der Wahrhaftigkeit, der Zuverlässigkeit nicht sofort ersichtlich ist, lautet: „Enthalte dich aller stark gewürzten Gemüse (Zwiebeln, Lauch, Knoblauch usw.) und aller geistigen Getränke. Unter diesem Gebot findet sich der merkwürdige Ausspruch: Sin che nai shi t'ien t'ang; puh sin tsin shì ti yuh, zu deutsch: „Wer da glaubt wird den Himmel erlangen; wer nicht glaubt verfällt der Hölle.

Nachdem weiter noch die sechs Vorschriften des „heiligen Edikts" eingeschärft worden sind: „Zeige Untertänigkeit und Gehorsam gegen deine Eltern; ehre deine Vorgesetzten; befördere Eintracht und Harmonie im Dorfleben; unterweise deine Kinder und Kindeskinder; übe deinen Beruf still und gewissenhaft aus;

1) Die aus dem Uterus, aus Eiern, aus Feuchtigkeit oder aus Verwandelung hervorgehen.

2) In chinesischen Büchern kann man zuweilen eine Abbildung sehen, ein rundes Diagramm des Hadesgefängnisses darstellend, auf welchem zu ersehen ist, wie die Menschen auf sechserlei Weise dem Hades entrinnen können: erstens in Reichtum und Ehre; zweitens in Armut und Niedrigkeit; drittens in Gestalt vierfüßiger Tiere; viertens in Gestalt von geflügelten Tieren; fünftens als Reptilien; und sechstens als Insekten. Das sind die „6 Straßen" der buddhistischen Seelenwanderungslehre.

begehe nichts Unrechtes", singen die Anwesenden in feierlicher Stimmung einen Vers und dann geht der Bekehrungsmeister dazu über, die Neueingeweihten zur Standhaftigkeit zu ermahnen mit den Worten:

„Wenn ihr, nachdem ihr die Gebote empfangen, den aufrichtigen Wunsch habt, daß euer Herz euer Herrscher sei, und daß euer Glaube euch aus den „3 Welten" errette, dann leihet euer Ohr nur ja nicht den zustimmenden oder verdammenden Urteilen der Menge, die außerhalb der Gemeinde stehen. Aber ich fürchte, daß im Laufe der Jahre und Monde eure Herzen auf Abwege, eure Entschlüsse ins Wanken geraten, eure Erkenntnis sich verdunkelt, eure Leidenschaften sich verdüstern. Es ist auch denkbar, daß ihr, nachdem ihr der Welt entsagt und euch der verbotenen Speisen und Getränke enthalten habt, etwas von dem Dharma-Kleinod, dem ungeschriebenen, authentischen Sutra unseres heiligen Patriarchen, verliert. Es ist darum notwendig, daß ihr mit vernehmlicher Stimme und unter Nennung eures Stammnamens und des Namens, den ihr in der gana (Weg des Heils) tragt, diesen Fluch aussprechet . . ."

Darauf sagen die Novizen, immer noch in knieender Stellung, Wort für Wort dem Bekehrungsmeister folgende Formel nach:

„Ich, dein Jünger, der ich den Familiennamen so und so und den Rufnamen so und so trage, werde mir nie herausnehmen, von dem Gebot der Enthaltsamkeit mit Bezug auf verbotene Speisen und Getränke zu lassen, oder die Gebote zu übertreten, oder etwas von dem Dharma-Kleinod zu verlieren, dem ungeschriebenen authentischen Sutra für das Siao-sing; noch will ich je die „4 Wohltaten" vergessen oder dem alten Patriarchen den Rücken kehren. Sollte ich mir je eines dieser Dinge zu schulden kommen lassen, so möge zu jeder Zeit dieser oder jener Fluch zur Strafe auf mich fallen."

Ist diese Verwünschung, die jeder so schrecklich machen kann, als er mag, verhallt, so stimmen alle Anwesende in den Ruf ein O-mi-t'o fah, d. h. Buddha Amita. Sodann rufen die Novizen ihren neuen Herrn, den Buddha und andere Gottheiten ihres Glaubens an und bitten sie, gegenwärtig und Zeugen ihres Tuns zu sein.

Darauf ergreift wieder der Bekehrungsmeister das Wort und redet die Novizen mit folgenden Worten an:

„Dieser Fluch soll eure zur Erde geneigten Herzen binden. Niemals begehet eine Sünde gegen die dreifache Zuflucht oder die fünf Gebote; niemals gestattet es euch, etwas von dem Dharma-Kleinod, dem ungeschriebenen authentischen Sutra für den Siao-sing-Grad, zu verlieren. Dann, o Jünger, wird der Schwur, den ihr geleistet, euch ein Teich voll Lotosblumen, roten und weißen, werden, auf dem ihr hinübergelangen werdet

nach dem Westen (Paradies), aus- und einzugehen in der Gemeinschaft der Buddhas. Für diejenigen, die ihren Weg ordnen, gibt es nur Himmel, die Strafen der Hölle werden ihnen kein zweites Mal widerfahren. Wenn ihr also der Tugend euch befleißigt, und den Berg des geistlichen Lebens lieb habt, dann wird nach diesem Leben der Rang eines Arhat euer Teil sein. Das Feld der Glückseligkeit, das sich euch jetzt in der dritten Kalpa eröffnet, o ihr Jünger, nehmet es wahr, so viel ihr nur könnt, genießet es in Ewigkeit. Und wenn ihr in eurem Wandel Fehler begeht und in Irrtümer geratet, so werdet ihr, wenn ihr gemäß jenem Schwur handelt, die Früchte eurer eigenen Arbeit auf jenem Feld ernten."

„Hütet euch, daß ihr den Meister, der euch hier eingeführt hat, nicht in Ungelegenheiten verwickelt, auch sollt ihr dem Bekehrungsmeister keine Verlegenheiten bereiten, noch irgend einem der vielen Buddhas."

„Wenn ihr nach dieser Einführung wirklich treu bleibt, dann hoffe ich, mich vor dem heiligen Patriarchen tief verneigend, daß er euch die Macht verleihe, aufrecht zu stehen und ihm zu folgen, ferner, daß der Herrscher des Dharma gnädig auf euer Heil herabschauen möge und euch sein Licht scheinen lasse. Mögen eure 6 Wurzeln — die Wahrnehmungsvermögen von Augen, Nase, Mund, Ohren, Leib und Geist — o Jünger, lauter und rein bleiben, die 5 Teile eurer Leiber — Sehnen, Adern, Fleisch, Knochen, Haut und Haare — Ruhe und Gesundheit haben, eure Häuser rein und glücklich sein, deren Insassen Ruhe und Frieden genießen. Mögen alle eure Unternehmungen von Erfolg begleitet sein; ja möge Glück und Segen in Fülle euch überströmen!"

Kaum hat der Bekehrungsmeister seine Rede geschlossen, so stimmt der ganze Chorus in ein einstimmiges O-mi-t'o fah ein, das laut durch die Halle schallt, und die auf den Knieen liegenden Novizen, berühren, um ihren Dank zu bezeugen, dreimal mit ihren Stirnen den Boden. Eine allgemeine Sutra-Lesung bringt die ganze Feier zu einem Abschluß.

Dieses Einweihungsritual, das ich beinahe wörtlich, obgleich an vielen Stellen in verkürzter Form, dem siebenten Kapitel des De Grootschen Buches entnommen habe, beweist klar, daß es nicht die Erfindung eines kleinen isolierten religiösen Klubs ist, sondern vielmehr Eigentum der ganzen Lung-Hwa-Religion. Streng genommen ist es, wie De Groot überzeugend dartut, weiter nichts als eine Unterabteilung des Einweihungsrituals buddhistischer Mönche.

Nach ihrer Zulassung zur Jüngerschaft Buddhas, und um ihr eigenes Heil und das der Gesamtheit zu befördern, wird von den Novizen erwartet, daß sie den religiösen Versammlungen beiwohnen, in welchen die Heiligen und Buddhas der Sekte ange-

rufen und Gebete hergesagt werden. Diese Versammlungen finden nicht gewöhnlich an bestimmten Tagen statt, sondern wann es den Teilnehmern gerade paßt. Überdies hat die Sekte eine Anzahl von sogenannten pai-king-yit, oder „Anbetungstagen“. Darunter sind Kalendertage zu verstehen, die der Anbetung bestimmter Heiliger geweiht sind. Solcher Tage zählt die Sekte im ganzen sechzehn. Sie entsprechen unseren Fest- und Feiertagen. An den vier Festtagen, die der Kwan-jin und dem Buddha Amita geweiht sind, findet eine Versammlung statt, der eine Nachversammlung auf dem Fuße folgt, die den Namen pan-ye shun, „Schiff der Weisheit“ trägt, d. h. die höchste der Parami oder Vollkommenheiten, durch welche man zum Nirvâna gelangt.

Eine kleine Barke oder Boot aus Bambu und Papier, die den Zweck hat, die abgeschiedenen Seelen nach dem Paradies des Westens zu geleiten, wird in dem offenen Hofraum der Halle gegenüber ausgestellt. Die Segel, Flaggen und andere Teile des Takelwerks sind mit Inschriften geschmückt, die alle auf diese Geisterreise Bezug nehmen. Am Steuerruder befindet sich ein papiernes Bild der hohen Schutzheiligen der Mahâyana-Kirche, und als solche Anführerin der Gläubigen auf dem Heilsweg. Ihr Leibwächter hält das Segel, ihr weiblicher Diener, die Drachentochter genannt, steht am Vorderteil des Bootes, eine Fahne haltend, auf welcher die Worte stehen: „Laßt euch aufnehmen und einführen in den Westen, (d. h. ins Paradies).“ Einige andere buddhistische Heilige sieht man ebenfalls den Dienst versehen als Matrosen. Um diese „Barke der Barmherzigkeit“ gruppieren sich die Anhänger der Sekte, und halten unter Mitwirkung und Leitung einiger konsekrierter Mönche, wenn solche gerade zur Hand sind, eine Reihe von Sutra-Vorträgen, um die Götter der Barmherzigkeit zu bewegen, Seelen an Bord zu nehmen und sie in das Land der Seligkeit zu geleiten. Zum Schluß wird das Schiff unter dem hundertfach wiederholten Ruf O-mi-t'o, samt seinem Inhalt an Ort und Stelle verbrannt. Nun kann die Barke der Weisheit stracks durch das Meer der Seelenwanderung dem verheißenen Nirvâna, wo die höchste Intelligenz thront, zusteuern. Wenn das Meeresufer sich in der Nähe befindet, so wird das Boot zuweilen auf eine Planke geladen und am Ufer abgesetzt, damit die wiederkehrende Flut es wegtreibe.

Eine andere Feierlichkeit, die an vielen dieser „Heiligentage“ vollzogen wird, wird pai ts'ien fat, „Anbetung der tausend Buddhas“ genannt. Der Sinn dieser Anbetung ist der, durch Anrufung der verschiedenen Buddhas, indem man dabei inwendig ein Gefühl tiefer Buße hervorzurufen sucht, Vergebung der Sünden zu erlangen. Sie wird darum „die berühmte Sutra der Buße der tausend Buddhas“ genannt.

Wie in den Versammlungshallen an den „Heiligentagen“, so bilden auch in den Häusern der Gläubigen Sutralesungen einen wesentlichen Teil der für das Heil notwendigen Übungen. Das Verständnis hat aber auffallenderweise mit der Verdienstlichkeit des frommen Werks nichts zu tun. Allein schon das laute Auskünden der heiligen Bücher, die den Weg zur Seligkeit kund tun, ist ein verdienstliches Werk. Was verschlägt es, wenn der Betreffende selber auch nicht versteht, was er liest? Die kräftige, heilwirkende Macht, die in den Sutras enthalten ist, verliert nichts dabei, und überdies sind vielleicht Myriaden ungesehener Geister zur Stelle und lauschen dem Vortrag und erlangen dadurch das Heil!

Sehr eifrige Glieder der Sekte sagen ihre Gebete zum wenigsten einmal im Tage her; manche tun es zweimal, des Morgens und des Abends, und außerdem noch an den Kalenderfesttagen und bei anderen besonderen Veranlassungen. Solche Veranlassungen sind Krankheitszeiten oder Zeiten, wo dem Reiche Gefahr droht, Geburtstage der Eltern und Brüder sowie der geistlichen Lehrer; ferner jeder siebente Tag nach deren Tod bis zum neunundvierzigsten (7 mal 7); Versammlungen zur Beförderung des Heils und zur Vermeidung der Sünde; Feuersbrünste, Überschwemmungen und Epidemien; wenn man um seines Glaubens willen dem Gericht in die Hände gefallen ist und Folterstrafen zu erleiden hat oder in die Verbannung geschickt wird; wenn die Sekte auf Widerstand von seiten einer unwissenden Bevölkerung stößt usw.

Für diejenigen, die nicht lesen, oder die Sutras nicht auswendig lernen können, gibt es eine leichte, und darum sehr populäre Methode, das Heil zu erlangen. Sie besteht in einer hundert- und tausendfach wiederholten Anrufung des Namens eines und desselben Heiligen, dem ein Nan Wu, das so viel wie „Heil“, „Anbetung Dir“ bedeutet, vorgesetzt wird. Dem Namen des

Buddha Amita, dem Herrn des Paradieses, wird eine besonders heilkräftige und segenspendende Wirkung zugeschrieben. Insbesondere Frauen suchen auf diese Weise die Seligkeit des Paradieses zu erlangen. Arme Sklavinnen, die keine Zeit erübrigen können für religiöse Übungen, können doch leicht bei der Arbeit des Tages ein „Anbetung Dir o Amita Buddha" vor sich hin murmeln.[1])

Meine Darstellung würde unvollkommen sein, wenn ich nicht einige Worte hinzufügen wollte über die religiösen Totengebräuche der Sekte. Auch hier mag uns De Groot als Führer dienen.

Obgleich Konfuzius und seine Schule wenig oder nichts über den Zustand nach dem Tode geschrieben oder gesagt haben, so ist doch die große Frage: was wird aus meinem Leib und meiner Seele nach dem Tode? stets im Vordergrund des Interesses des chinesischen Volkes und besonders derjenigen gewesen, die nach etwas Höherem gestrebt haben, als die sichtbare Welt ihnen zu bieten vermochte. Für viele mag darum der Beweggrund, sich der Sekte oder überhaupt einer der religiösen Gemeinschaften, anzuschließen, zunächst kein anderer gewesen sein, als der, daß, abgesehen von der Sekte, zu der sie ihre Zuflucht genommen haben, für das Heil ihrer abgeschiedenen Seelen nur eine Kleinigkeit für Seelenmessen usw. ausgegeben werden würde. Besonders Witwen und Konkubinen sind schlimm daran in China, da sie als unnütze Kreaturen angesehen werden, denen oft von gleichgiltigen Verwandten kaum ein Armenbegräbnis gegönnt wird. Kinderlose Kebsweiber und Witwen nehmen darum besonders häufig ihre Zuflucht zu der Sekte.

Die Hingabe der durch denselben Glauben verbundenen Sektierer gegen ihre Toten zeigt sich gleich nach dem Ableben derselben in ihrer Bereitwilligkeit, den Leichnam zu waschen und ein-

1) Hier kommen einem unwillkürlich die 3 alten Männer aus einer der Erzählungen Tolstois in den Sinn, die auf die Frage des sie besuchenden Erzbischofs: „Saget mir, wie ihr eure Seelen errettet und wie ihr Gott dienet?" antworteten: „O Knecht Gottes, wir wissen nicht, wie wir Gott dienen sollen, wir dienen nur uns selbst und suchen unser Leben zu fristen. Wenn wir beten, so sprechen wir: „Ihr Drei, ihr Drei, habt Erbarmen mit uns!"

zukleiden. Dieses Amt wird ausschließlich von solchen verrichtet, die dem Geschlecht des oder der Verstorbenen angehören. Ist das geschehen, so nimmt der Errettungsprozeß, d. h. die für das Heil der Seele nötigen religiösen Gebräuche, seinen Anfang.

Der Tod eines Buddhisten, der auf dem Pfad des Heils gewandelt, wird „Erlösung von dem Ozean des irdischen Leids" oder „Übergang von einem Dasein der Unvollkommenheit und des Elends in ein solches der Vollkommenheit und der Glückseligkeit" genannt. Er wird darum als freudenreiches Ereignis angesehen. Darum verbringen die Verwandten des Verstorbenen nicht, wie die Chinesen sonst zu tun pflegen, den Tag mit lauter Wehklage und Weinen; auch werden von ihnen die Inschriften von rotem Papier, die die Hauseingänge der Chinesen schmücken, nicht wie sonst zu geschehen pflegt, durch solche auf weißem Papier (Zeichen der Trauer) ersetzt. Streng verpönt ist auch das sogenannte Götzenpapier (Papiergeld), das sonst kein Chinese den Seinigen in die andere Welt, in der Absicht, sie zu bereichern, in großen Quantitäten nachzusenden unterläßt. Der Buddhist, der der Welt entsagt hat, und die Gebote hält, ist ja verpflichtet, den Reichtum als die Wurzel alles Übels zu verabscheuen. Wie könnte er darum das Glück seiner hingeschiedenen Mit-Gläubigen dadurch zu beeinträchtigen suchen, daß er ihnen Reichtümer aufdrängt! Wenn man den Büchern dieser Sekte glauben darf, so schmachtet der Erfinder dieses Papiergeldes, ebenso wie der Erfinder berauschender Getränke in der tiefsten Hölle, und hat keine Aussicht, je seinem Gefängnisse zu entrinnen.

Sobald der Leichnam eingesargt ist, wird ihm ein „Dokument für die Reise nach Hause" um den Hals gehängt. Ich will versuchen, eine wortgetreue Übersetzung dieses merkwürdigen Dokumentes, das sich bei De Groot findet, zu geben:

„In aller Demut hoffen wir, daß der Abgeschiedene auf seiner Heimreise dem Wiedereintritt in einen irdischen Mutterschoß entrinnen, und in den Schoß der Heiligkeit eintreten dürfe."

„Dieses (Dokument) soll einem Bewohner von Amoy im Kreise Tungngan, Bezirk Tsüen-hohen, Provinz Fuhkien, im großen Tsing Reich (China), dem südlichen Jambudwipa, als Zeugnis dienen. Durch Buddhadienst und durch Enthaltung von verbotener Speise ist er zur Seligkeit gelangt und gehört nun einer höheren Daseinssphäre an . . . . .

„Am 3. Tag des 4. Monats, im 13. Jahr des Kaisers Tao-kwang,

zur Stunde shen, wurde er in dieses Leben geboren. Niedergebückt zur Erde, sah er die Pforten des Dharma weit für ihn geöffnet durch den Höchsten, den Gipfel des absoluten Nichts, den heiligen Patriarchen. Er nahm seine Zuflucht zu der orthodoxen Lehre und nahm die ausgezeichneten Gesetze der Tathâgatas[1]), die zu den 9 religiösen Graden führen, an. Die verkündigten Gathas (d. i. heilige, in Versen abgefaßte Werke) hielt er in hoher Achtung, und von dem Khong-khong bevollmächtigt, trug er den religiösen Namen P'u-shun. Er hat, nachdem er die Lehre angenommen, sich bis auf den heutigen Tag ernstlich bemüht, die 5 Gebote zu halten; und die 10 Gebote[2]) hat er gleichfalls zu halten sich beflissen. Nun ist er heimgegangen. Am 14. Tag des 11. Monats des 12. Jahres des Kaisers Kwang Sü um die Stunde Mao, zog er sich von diesem irdischen Leben zurück und nahm seinen Wohnsitz im Westen. Sein großes Geschick ist hiermit erfüllt, die Jahre seines Lebens in dieser Welt zum Abschluß gekommen. Wir wenden uns darum an dich, du Höchster, Gipfel des absoluten Nichts und heiligen Patriarch, vor deinem Lotesthron es allen öffentlich zu bezeugen, daß er ein Kind deiner erhabenen Religion, der Unterweisung seiner Lehrer gefolgt und Gnade erlangt hat; daß er kein (Papier-) Geld (für die Geister und Götter) in der Höhe, noch (papierne) Pferde (für die Seelen) in der Unterwelt verbrannt hat; endlich daß er verkündet hat die bewunderungswürdigen Grundsätze, die zu uns vom Westen (Indien) gekommen sind, und Leid und Reue getragen hat für die Sünden des Ostens (China); errette und befreie seine würdige Seele, gewähre ihr Einlaß in das Entzücken des Westens (Paradies), und lasse sie ewig ferne bleiben dem bitteren See der Hölle. Laß das Licht seiner

---

1) d. i. der Vollendeten, oder nach anderen: der die Erscheinungen früherer Buddhas in sich Wiederholenden; bei den Buddhisten ein beliebter Ehrentitel, der in den Sutras besonders häufig ist. Vgl. R. Seydel, p. 145.

2) Die 10 Gebote sind hier gemeint, die Buddha seinen Jüngern eingeschärft hat:

1. Nicht zu töten.
2. Nicht zu stehlen.
3. Keinen Ehebruch zu begehen.
4. Nicht zu lügen.
5. Sich nicht zu berauschen.
6. Sich unzeitiger Mahlzeiten zu enthalten.
7. Sich öffentlicher Schauspiele zu enthalten.
8. Sich kostspieliger Kleidung zu enthalten.
9. Kein großes Bett zu haben.
10. Kein Gold und Silber anzunehmen.

Vgl. Müller, Essays, I, p. 215.

Seele den Buddhas in der Höhe nachfolgen, damit sie Zeuge sei der Vollkommenheit des Altars der Weisheit (Bodhi).[1])

„Wir geben dieses gute Zeugnis der weisen Seele des P'u-shun, dem in unserer Religion Graduierten. Er wird sich damit zuerst zu dem Seelenberg[2]) begeben, wo ihm auf Grund desselben sein Anteil an der Glückseligkeit bestimmt werden wird, und dann wieder zu seinem Ursprung (Nirvâna) zurückzukehren, um darin für ewige Zeiten (Kalpas-Äonen) gegründet und gewurzelt zu werden, indem er über die Sünden und Laster des gegenwärtigen Lebens Leid trägt und unergründliche Segnungen anhäuft. Möge (seine Seele) von oben vierfache Gnaden erlangen, und hier unten dreifache Vergebung austeilen, sodaß alle diejenigen in dieser Dharmawelt, deren Herzen ihm in Liebe zugetan sind, einmal mit ihm mögen anlanden an denselben Gestaden dort oben.

„Möge dieses Schreiben seine Bestimmung erreichen.

„Ausgegeben in dem Namen des Khong-khong von dem Leiter der Gemeinschaft: (folgt Siegel und Stempel.)

„Bezeugt, an Stelle des Khong-khong, durch den Patron der Religion in der Halle: (folgt wieder Siegel und Stempel.)

„Das obige Dokument ist der lichtvollen Seele des P'u-shun als Zertifikat mitgegeben."

Eine Abschrift dieses merkwürdigen Schriftstücks wird durchs Feuer an seine Adresse in der unsichtbaren Welt befördert. Ferner werden dem Dokument noch eine Serie von Briefen an Kwan-jin, Amita Buddha und andere Heilige der Sekte beigefügt, die alle der Seele gute Reise wünschen und ungehinderten Eingang ins Paradies erflehen.

Nachdem der Sarg zugenagelt worden ist, was unter lautem Sutralesen geschieht, findet eine von konsekrierten buddhistischen Priestern geleitete Totenmesse statt, die den Zweck hat, die Seele sicher ins Paradies zu geleiten. Sie hat den Namen chwen si fang „Heimkehr zum Westen". Dieselbe Anspielung aufs Paradies und die Reise dorthin findet sich auf den Bannerinschriften, die von einigen Gliedern der Sekte oder von kahlgeschorenen Knaben im Gefolge des Leichenzuges getragen werden. Einige derselben lauten: „Erhebe dich zu den Gefilden der höchsten Selig-

1) Unter dem Bodhibaum, dem Baum der wahren Heilserkenntnis sitzend, erlangte Çakyamuni bekanntlich die Buddhawürde; daher die Namen Bodhimanda, Bodhisattva u. a. Vgl Seydel, p. 97 u. a.

2) d. i. dem Berge T'ai-shan oder „großen Berg" in Schantung, wo die Tribunale der unteren Regionen ihre Sessionen halten, und wo die Seelen auf ihrem Wege zur Hölle oder zum Paradiese zu passieren haben.

keit"; „Kehre mit Jauchzen zurück zum Westen"; „Laß dich einführen und aufnehmen in den Westen". In diesem Zusammenhang bedeutet Westen immer das Paradies.

Auf dem Wege zum Grabe werden folgende Verse in Zwischenräumen laut hergesagt:

„Du hast im Laufe mehrerer Dekaten ununterbrochen die Fastengesetze gehalten,

Und nun bist du auf dem Wege nach Hause und kehrest zurück zu deinem Ursprung,

Mögen dir bei der Versammlung am Seelenberge liebliche Vereinigungen beschieden sein;

Wir hoffen, daß du im Westen auf einen köstlichen Lotus thronen darfst.

Heute auf deiner Reise in die Heimat hören alle Dinge für dich auf zu existieren;

Du hast fürder nichts mehr mit des Lebens Frühling und Herbst zu tun:

So eile denn heute noch dem Westen zu,

Und laß deine Füße nieder auf einem Lotusthron und entschwebe auf ihm Schritt für Schritt höher;

Nam-mo, Buddha Amita."

Bei diesem Gruß, der öfters wiederholt wird, schwenken die Brüder ihre gefalteten Hände auf und nieder, wie zur Anbetung. Die Schwestern haben dem Sarg um eine kurze Strecke das Geleite gegeben und sind dann wieder nach Hause zurückgekehrt.

Wir stehen am Schlusse unseres Rundgangs, und ich hoffe, es ist mir einigermaßen gelungen, zu zeigen, daß wir es bei dieser Klasse von Sektierern nicht nur mit Götzendienern zu tun haben. Viele von ihnen sind ohne Zweifel tief in Aberglauben und Torheit verstrickt, aber selbst solche berechtigen unter Umständen zu mehr Hoffnung, als der Durchschnittskonfuzianer, der in seiner Einbildung sie alle als „Haretiker" brandmarkt, und mit Verachtung auf sie als solche herabsieht, die „nicht korrekt", „nicht gerade" sind, oder einem „linken Too" folgen, d. h. die dem allein wahren, orthodoxen und klassischen Too der Überlieferung zuwiderlaufen. Man findet unter diesen Leuten, wie ich aus Erfahrung bezeugen kann[1]), mehr Empfänglichkeit und Suchen nach Wahrheit, verbunden mit ernster Auffassung des Lebens, als

1) Meine Erfahrung erstreckt sich allerdings nur auf Vegetarianer und vereinzelte Anhänger der „weißen Lotussekte".

unter anderen Schichten der Bevölkerung. Auch das muß zugegeben werden, daß ihrer viele im Leben achtungsvoller und edler dastehen, als viele Christen, weil sie in dem Geringeren, was sie haben, in dem allgemeinen Natur- und Gewissenslicht treu sind, während die zweifelhaften Christen in dem Größeren, was ihnen anvertraut ist, in der vollen, neutestamentlichen Heilsoffenbarung nicht die rechte Treue beweisen. Wird doch auch von Paulus ausdrücklich bezeugt, daß es Heiden gebe, welche das Gewissensgesetz halten (Röm. 2, 7. 10. 14. 26 f.). Dabei soll aber nicht verschwiegen werden, daß unter den Sekten sich auch viel blinder Fanatismus findet. Anhänger einer geheimen Sekte von Vegetarianern sind es gewesen, die am 1. August 1895 das entsetzliche Blutbad in Kutscheng angerichtet haben, dem elf Missionsleute, Männer, Frauen und unschuldige Kinder, zum Opfer fielen. Und im Wirrenjahr (1900) ist allgemein bemerkt worden, daß buddhistische und taoistische Priester wiederholt in den Vordergrund getreten sind und den Boxertruppen als Anführer gedient haben. In einem Boxermanifest hieß es ausdrücklich, daß die „Nichtverehrung des Buddha" von seiten der Christen die Ursache der Dürre sei, und daß „die buddhistisch-patriotische Liga der Boxer" unterstützt von acht Millionen Geister-Soldaten den Zorn des Himmels versöhnen und dem Volke Frieden und Wohlfahrt bringen werde.[1])

Was aber Einzelnen zur Last gelegt werden muß, darf nicht der Sekte als solcher aufs Konto geschrieben werden. Daß fanatische Wutausbrüche, wie die obengenannten, Verfolgung Andersgläubiger gegen Buchstaben und Geist der Lung-Hwa-Sekte streiten, muß jedem aufmerksamen Leser obiger Darstellung sofort einleuchten. Und wenn Anhänger der Sekte je zum Schwerte gegen die eigene Regierung gegriffen haben, so ist das mehr als ein Akt der Selbstverteidigung anzusehen, weil sie von ihren Verfolgern und Peinigern bis zum Äußersten gereizt und an der freien Ausübung ihres Glaubens gehindert worden sind. Aber obgleich der Arm des Gerichts wiederholt auf die grausamste Weise mit dem Strick, durch Geißelhiebe und Verbannung eingegriffen hat, so ist es ihm doch nicht gelungen, das Sektenwesen auszurotten. Es steht bis auf den

1) Vgl. Smith, China in Convulsion, S. 39 und 200.

1) Nachweise siehe bei De Groot.

heutigen Tag als ein machtvoller Zeuge da für die Tatsache, daß „Religion, genährt durch das Verlangen nach einem höheren Gut, auch in den Herzen der Chinesen wohnt und als ein Feuer in denselben brennt, das selbst der rohe Fuß eines konfuzianischen Mandarinentums nicht zertreten und auslöschen kann."

Die „einzigen lebendigen Sünder in China" hat jemand die Sektierer genannt, was doch jedenfalls nur so zu verstehen ist, daß ihre Gewissen geschärft sind, und daß ihre religiösen Instinkte sich unbefriedigt von dem, was die in China vorherrschenden Religionen ihnen bieten, abwenden. Noch ist sehr wenig für sie getan worden, obgleich sie zu den besten Hoffnungen berechtigen. Von den Anhängern der Sient'ien-Sekte weiß De Groot zu berichten, daß sie eine ausgesprochene Sympathie für die christliche Lehre gezeigt hätten, und daß er bei nicht wenigen eine Bekanntschaft mit dem Evangelium, das ihnen durch den Verkauf von Bibelteilen vermittelt worden war, angetroffen habe. Ja einige hätten sogar ganze Stellen der heiligen Schrift auswendig gewußt. Er ist sehr davon überzeugt, daß die Missionare, wenn sie die Sekten zu ihrem Arbeitsfeld machen wollten, ohne Zweifel eine reiche Ernte einheimsen dürften. Ich glaube darum nicht zu viel zu sagen, wenn ich wiederhole, daß gerade unter den Sektierern in China solche zu finden sind, die man kühnlich als „Sucher nach Gott" bezeichnen darf.

Die Indianermission
der Südamerikanischen Missionsgesellschaft im Gran Chaco.[1]

Von D. G. Kurze.

Es gibt auf dem südamerikanischen Kontinent noch eine ganze Anzahl geschlossener Indianergebiete, die wohl dem Namen

1) Quellen: Außer dem „Missionary Magazine" und den „Annual Reports" der S. A. M. S. die Schriften W. B. Grubb & G. Wilson: Among the Indians of the Paraguayan Chaco (London 1904); E. Olsson: The Dark Continent at our Doors (New York 1899); R. J. Hunt: Missionary Progress amongst the Indians of the Chaco (London 1905).

nach den verschiedenen republikanischen Staatengebilden jenes Erdteiles einverleibt sind, tatsächlich aber einen Staat im Staate bilden, weil es die dort wohnenden Indianerstämme vielfach verstanden haben, sich bis auf unsere Tage ihre Unabhängigkeit zu wahren. Eins der wichtigsten dieser Gebiete ist der sogenannte Gran Chaco, eine weitausgedehnte Ebene, die im Osten von dem Paraguaystrom, im Westen von dem der Cordillere vorgelagerten Hügellande eingeschlossen wird, während im Norden der 20° S. B. und im Süden der 27° S. B. die Grenze bilden. Zwei große Nebenflüsse des Paraguay, der Rio Vermejo und Pilcomayo, bewässern dieses Gebiet, das im Süden innerhalb der Grenzen Argentiniens liegt, während der mittlere Teil zu Paraguay und der Norden zu Bolivia gehört.

Bis in die Neuzeit herein haben es bewaffnete Expeditionen, die von den drei eben genannten Republiken ausgerüstet worden sind, vergeblich versucht, die Indianer des Gran Chaco zu Paaren zu treiben; höchstens ist es den Argentiniern gelungen, den wildesten Chacostamm, die Toba, etwas mehr nach Norden zurückzudrängen. Mancher Forschungsreisende hat bei dem versuchten Durchzuge durch die geheimnisvolle Chaco-Wildnis ein frühzeitiges Ende unter den Pfeilen der Wilden gefunden. Auch die alten Franziskaner-Missionen, die besonders unter den Chiriguanos arbeiteten, haben im ganzen nur wenig Einfluß auf die Anbahnung friedlicherer Zustände an der Nordwestgrenze des Chaco ausgeübt. Erst ganz neuerdings scheint der evangelischen Mission der Ruhmestitel vorbehalten zu sein, die Indianerstämme im mittleren Teil des Gran Chaco, der zur Republik Paraguay gehört, durch die Predigt des Evangeliums zu pazifizieren und von jenem zentralen Missionsgebiete aus allmählich auch die übrigen wilden Indianerstämme des Gran Chaco der Segnungen des Friedens teilhaftig zu machen. Und zwar ist es die aus anglikanischen Missionskreisen unterstützte Südamerikanische Missionsgesellschaft (S. A. M. S.), welche neben ihrer sonstigen Heidenmissionsarbeit unter den Feuerländern und Araukanern seit 1888 die Indianermission im Paraguay-Chaco in Angriff genommen hat.

Der Indianerstamm, welcher den größten Teil dieses Gebietes beansprucht und dem bisher die Hauptarbeit der Mission gegolten hat, ist der der Lengua. Westlich von ihm beginnt das

Stammesgebiet der Suhin und Pelu, im Südwesten und Süden folgen die kleineren Stämme der Elpaisantawa, Tuthli und Aii, im Norden die Sarapana, mit denen die Mission ebenfalls in Berührung gekommen ist. Ehe wir zur eigentlichen Geschichte dieser Indianermission übergehen, bieten wir zunächst eine kurze Schilderung[1] des Lengua-Volkes, das in seinen Sitten und Gebräuchen mit den übrigen genannten Indianerstämmen sehr viel Verwandtes hat.

1. Das Volk der Lengua.

Was ihre Gestalt anlangt, so sind die Lengua im allgemeinen gut und kräftig gewachsen. Auf das schwarze, straffe Haar verwenden beide Geschlechter viel Sorgfalt. Als Kleidungsstück dient vornehmlich eine von den Indianerfrauen aus Schafwolle gewebte rot und weiß gemusterte Decke, welche der Indianer in geschmackvollem Faltenwurf um seinen Leib schlingt und mit einem rindsledernen Gürtel festschnürt. Die Frauen tragen einen Rock aus enthaarten Tierfellen; den Oberkörper lassen sie gewöhnlich entblößt. Die Indianer lieben es sehr, das Gesicht schwarz und rot in verschiedenen Mustern zu bemalen. Trauern sie um ein Familienglied, so schneiden sie das Haar kurz und färben ihr Gesicht schwarz. Männer und Jünglinge pflegen als Schmuck einen Büschel Straußenfedern zu tragen, der in eine Art Skalplocke hineingesteckt wird; bei festlichen Gelegenheiten werden Arme, Handgelenk und Knöchel ebenfalls mit weißen Straußenfedern geschmückt. Den sonderbarsten Schmuck der Lengua bilden aber die Lippen- und Ohrhölzer, von denen die ersteren nur als Zierrat von Männern getragen werden dürfen. Wird ein Krieger im Kampfe getötet, so zieht ihm sein Gegner das scheibenähnliche Holz aus der Unterlippe heraus und schenkt es seiner Frau als Siegeszeichen.

Sonderbare Gebräuche knüpfen sich an die Pubertätszeit der Mädchen. Kommt ein solches ins heiratsfähige Alter, so legen es die Eltern in eine möglichst hoch angebrachte Hängematte und lassen es darin 3 Tage und Nächte ohne Nahrung, nur ein wenig Paraguaytee wird ihm gereicht. Außer der Mutter und Großmutter darf niemand mit dem Mädchen verkehren. Am 3. Tage

[1] Ausführliches bietet: G. Kurze, Sitten und Gebräuche der Lengua-Indianer („Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena," Band XXIII, 1905).

wird es aus der Hängematte wieder herausgenommen und, nachdem ihm das Haar abgeschnitten worden ist, mit dem Gesicht nach der Wand in einen Winkel der Hütte gesetzt. Es darf mit niemand reden und muß den Genuß von Fisch und Fleisch meiden. Diese streng geregelte Lebensweise wird fast ein ganzes Jahr hindurch fortgeführt. Die einzige Beschäftigung des Mädchens während dieser Enthaltsamkeitsperiode besteht im Spinnen von Schafwolle und im Weben grober Decken.

Verliebt sich ein Lengua in ein Mädchen, so bedient er sich eines Freundes als Freiwerbers; nicht selten geht die Initiative auch von dem weiblichen Geschlecht aus; die Eheschließung selbst erfolgt ohne weitere Formalitäten. Der Ehemann tritt fast ausnahmslos in den Familienverband seiner Frau ein. Das Tagewerk der Frau besteht darin, daß sie auf Reisen das Mattenzelt aufschlägt, nach dem Hausgerät sieht, Decken webt, tönerne Wasserkrüge und Kochtöpfe verfertigt und das Essen kocht. Auch sammelt sie die Algarroba-Bohnen und stößt sie zu Brotmehl. Desgleichen führt sie die Aufsicht über die Herde und das Geflügel. Auf den häufigen Wanderzügen tragen die Frauen sämtlichen Hausrat und dazu die Kinder.

Leider geht unter den Lengua der Kindermord sehr im Schwange; die Hälfte der Kindersterblichkeit ist darauf zurückzuführen. Vielfach trägt Aberglaube die Schuld daran; so werden z. B. Zwillinge und die erstgeborenen Mädchen beseitigt; ferner finden mißgestaltete Kinder, sowie solche, deren Vater oder Mutter um die Zeit ihrer Geburt stirbt, oder die erst nach des Vaters Tode zur Welt kommen, ein gewaltsames Ende. Viele Kinder unterliegen auch den Strapazen des Wanderlebens und dem Mangel an Pflege in den ersten Lebensjahren. Aber so herzlos die Eltern in dieser Hinsicht erscheinen mögen, um so zärtlicher sind die Indianer gegen ihre am Leben gebliebenen Kinder. Letztere haben eine Art Paten, die erforderlichen Falles zu ihrem Schutze bereit sind. Adoption von Kindern kommt ebenfalls vor, jedoch nur in geringerer Ausdehnung.

Die nomadische Lebensweise der Lengua bringt es mit sich, daß ihre Wohnungen von sehr leichter Bauart sind. Jeder Clan bewohnt einen langen, niedrigen, ganz einfach aus Papyrusstengeln hergestellten und mit Grasdach versehenen Schuppen oder Toldo,

in dem jeder Familie ihr besonderer Platz, Thlumkuk genannt, angewiesen ist. Mit Ausnahme der heißesten Tagesstunden und der Regenzeit benutzt der Lengua seine Wohnung sehr wenig; denn die Indianer sind gewohnt, im Freien zu leben. Die Nahrung der Lengua besteht zumeist in wildwachsenden Bohnen, Waldhonig, Palmsprossen, Fischen und Wildpret, welch letzteres sie mit Pfeil und Bogen erlegen. Als Getränk kennt man verschiedene Arten Chicha oder einheimisches Bier, das aus Algarroba-Bohnen, Kürbissen, Mais und Honig gebraut wird; sie sind alle sehr berauschend. Viel Zeit verwenden die Indianer auf die Feier von Festen und Tanzlustbarkeiten, besonders, wenn die Ernte der Algarroba-Bohnen reichlich ausgefallen ist oder ein Fischzug guten Ertrag gegeben hat.

Was das Leben untereinander anlangt, so gehören die Lengua im allgemeinen zu den ruhigen, friedlichen Leuten. Das Clansystem herrscht unter ihnen vor, da alle Bewohner einer Ansiedlung mehr oder weniger nahe mit einander verwandt sind. Darum besteht auch das beste Einvernehmen im Dorfe, und ein ernstlicher Streit gehört zu den Seltenheiten. Dem Scheine nach ist auch eine Art von obrigkeitlichem Regiment vorhanden; jeder Clan hat nämlich seinen Kasiken oder Häuptling, der aber in Wirklichkeit wenig zu sagen hat.

Die Religion der Lengua besteht, kurz gesagt, in einem fortwährenden Kampfe mit den bösen Geistern. Götzenbilder sind ihnen etwas Unbekanntes; dagegen bedienen sie sich wächserner Amulette, welche Glück auf der Jagd verleihen sollen. Die Erschaffung der Welt und aller Lebewesen ist nach dem Glauben der Lengua das Werk eines großen Käfers gewesen. Alle glücklichen und unglücklichen Vorkommnisse des Lebens werden auf den Einfluß der Geister und der Zauberdoktoren zurückgeführt. Erstere können alle möglichen Gestalten annehmen und in den Menschenleib eindringen, um ihn zu zerstören; auch schreibt man ihnen die Macht zu, das Vieh und die Ernte zu vernichten.

Die Indianer rühmen sich alle der Fähigkeit, Geister zu sehen und zu hören; aber es gilt als die besondere Aufgabe der Zauberdoktoren, ihren jeweiligen Aufenthalt ausfindig zu machen. Jeder Stamm hat seinen Zauberdoktor, der für seine Dienstleistungen gut bezahlt wird und große Machtfülle besitzt.

Alle Krankheiten werden der Einwirkung böser Geister zugeschrieben. Solange ein Patient noch einigermaßen Aussicht auf Genesung hat, sind die Indianer freundlich und aufmerksam in seiner Pflege. Im entgegengesetzten Falle beschleunigt man das Ende. Unmittelbar nach dem Eintritt eines Todesfalles wird das Dorf von seinen Bewohnern verlassen; nur wenige Leute bleiben solange zurück, bis der Tote bestattet ist. Selbst wenn ein Kranker erst kurz vor Sonnenuntergang stirbt, so verläßt man trotz aller Unbequemlichkeit doch sofort das Dorf, nachdem vorher sämtliche Hütten und die Hinterlassenschaft des Toten verbrannt worden sind.

Die Lengua glauben fest an die Unsterblichkeit der Seele; nur dünkt ihnen das gegenwärtige Leben wünschenswerter als das zukünftige. Ihrem Glauben zufolge leben auch die Abgeschiedenen in besonderen Sippen und Stammesverbänden weiter; sie fischen, jagen, führen Krieg und sind sonstwie tätig; nur gibt es im Jenseits weder Hochzeiten noch Todesfälle, noch Vergnügungen. Wenn die Seele den Körper verlassen hat, weilt sie noch einige Zeit bei ihrer letzten Behausung. Dann tritt sie ihr Wanderleben an, das sie nach allen Himmelsrichtungen oder selbst nach irgend einem Sterne führen kann. Nach der Tradition der Lengua ist ein bestimmtes Totenreich vorhanden; aber über seine Lage und über das Ergehen seiner Bewohner herrscht keine Übereinstimmung. Manche glauben, daß die Geister in Häusern und in Städten von besonderer Pracht leben, jedoch ohne Freude und Glück zu empfinden.

2. Die Mission unter den Lengua.

1. Pionierfahrten und grundlegende Arbeiten.

Es war im Jahre 1887, daß zuerst die Aufmerksamkeit der Südamerikanischen M.-G. auf die Indianerbevölkerung im Paraguay-Chaco hingelenkt wurde. Ein junger Däne, A. Henriksen, der bis dahin als Agent der Britischen Bibelgesellschaft in Argentinien gearbeitet hatte, wurde mit einer vorläufigen Untersuchungsreise betraut. Er durchstreifte Paraguay, knüpfte überall Verbindungen an und legte endlich in London persönlich einen genauen Operationsplan für eine Pioniermission unter den Indianerstämmen des Paraguay-Chaco vor.

Leider war Henriksen nur eine kurze Arbeitszeit vergönnt.

Kaum hatte er sich — im August 1888 — in Riacho Fernandez am rechten Ufer des Paraguay (13 Stunden nördlich von Concepcion) in unmittelbarer Nähe eines Indianerdorfes mit zwei Missionsgehilfen niedergelassen und sich mit den Eingeborenen, soweit es die mangelnde Sprachkenntnis gestattete, etwas angefreundet, als er den Strapazen, die das Leben in der Wildnis mit sich brachte, unterlag; er starb im September 1889 in Asuncion. An seine Stelle trat ein Vierteljahr später der Missionar W. Barbrooke Grubb, der rechte Mann für den rechten Platz. Mit einer eisernen Körperkonstitution ausgerüstet, die allen Anstrengungen des rauhen Kamplebens im Chaco trotzte, brannte er darauf, Land und Leute kennen zu lernen und den Indianern bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel nachzuziehen.

Nachdem er in Begleitung eines deutschen Ingenieurs den vergeblichen Versuch gemacht hatte, die aus dem Chaco dem Paraguay zuströmenden Nebenflüsse zum Vordringen ins Innere zu benutzen, ließ er sich mit einem Gehilfen in Riacho Fernandez nieder und sammelte möglichst viel Indianer um sich, indem er ihnen Arbeit auf dem Missionslande zuwies. Kaum hatte er sich ein wenig die Elemente der Lengua-Sprache angeeignet, als er auch schon im September 1890 zu Pferd mit mehreren Indianern und einem befreundeten Engländer eine an allerlei aufregenden Zwischenfällen reiche Reise ins geheimnisvolle Innere des Chaco unternahm; es gelang ihm bei dieser Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Indianer zu erkunden; letztere nahmen den Missionar wohlwollend, aber doch immer noch mit einer gewissen Zurückhaltung auf.

Bei seiner Rückkehr nach Riacho Fernandez hatte Grubb gleich mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Mitarbeiter war unter den Beschwerden der Arbeit ermüdet und plante die Heimkehr. Dazu gab es Streitigkeiten über das von der Mission besetzte Land, die schließlich zur Aufgabe der Station nötigten. So war Grubb ohne Mitarbeiter und zeitweilig ohne eine feste Station; später gestattete ihm die Regierung, sich auf einer Flußinsel im Paraguay in Caraya Vuelta, einige Stunden stromaufwärts von Riacho Fernandez, niederzulassen.

(Schluß folgt).

Schreiben des Ausschusses
der deutschen evangelischen Missionen an die englischen Missions-Gesellschaften.

An den Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen war eine Aufforderung ergangen, gleich anderen Körperschaften durch eine öffentliche Kundgebung für die Erhaltung des Friedens zwischen Deutschland und England einzutreten. Man beschloß, von einem solchen Vorgehen abzusehen, aber ein persönlich gehaltenes Schreiben an die englischen Missionsgesellschaften zu richten, mit der Aufforderung zur gemeinsamen Fürbitte um die Erhaltung des Friedens. Das Schreiben lautet wie folgt:

„Geehrte Herren, liebe Brüder!

Erlauben Sie uns freundlichst, heute einige Worte an Sie und durch Sie an die Missionsfreunde im britischen Reiche zu richten in der Hoffnung, daß dieselben ein Echo in Ihren Kreisen finden werden.

Mit Schmerz und Betrübnis erfüllt uns die Wahrnehmung, daß zwischen Ihrem und unserm Vaterlande eine Spannung besteht, die, wenn sie nicht beseitigt wird, verhängnisvoll zu werden droht. Es liegt uns — den Vertretern der deutschen evangelischen Missionen — durchaus fern, uns irgendwie in die Politik einmischen zu wollen. Aber im Blick auf das Kommen des Reiches Jesu Christi, der unser aller Heiland und König ist, und mit Rücksicht auf den uns befohlenen Dienst der Ausbreitung seines Namens unter den Völkern fühlen wir uns gedrungen, uns an Sie mit der Bitte zu wenden, mit uns gemeinsam den, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, anzuflehen, daß er das furchtbare Unheil eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen unsern beiden Ländern abwenden möge.

Seit den Tagen der Reformation arbeiten unsre beiden Nationen Schulter an Schulter an der Lösung der Aufgaben, die unser göttlicher Meister uns für den Bau des Reiches Gottes gestellt hat. Seit langer Zeit wetteifern sie in der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden und zwar, wie die Erfahrung lehrt, beiden zum Segen. Wir unsrerseits wissen wohl zu schätzen, was uns an äußerer und innerer Förderung bei dieser Arbeit seitens England zuteil geworden ist, und wir zweifeln nicht, daß dasselbe bei Ihnen in bezug auf Deutschland der Fall ist. Eine dauernde Entfremdung würde diese innere Zusammenarbeit erschweren und stören. Und ein Krieg würde zum schmerzlichen Bedauern aller wahren Christen der Welt das Schauspiel und den Heiden das Ärgernis bieten, daß 2 stammverwandte Völker, die in Europa die hervorragendsten Vertreter des evangelischen Glaubens sind, sich gegenseitig an der Erfüllung ihrer Aufgaben für das Reich Gottes hindern würden. Es muß sich darum, wie wir meinen, jedem Christen und

namentlich uns Missionsleuten die ernste Pflicht aufdrängen, alles zu tun, was in unsern Kräften liegt, um der Entfremdung zu wehren und den Frieden zu befestigen.

Wir glauben deshalb im Geist unsres Heilandes zu handeln und der Ausbreitung seines Reiches zu dienen, wenn wir inmitten der politischen Erregungen Ihnen brüderlich die Hand reichen und Sie und Ihre Freunde auffordern, sich mit uns zusammenzuschließen zu vereintem Gebet, daß der Herr, in dessen Hand die Geschicke der Völker liegen, durch seinen Geist, Herz und Sinn unsrer Regierungen lenke zu Gedanken der Eintracht und Taten des Friedens, damit sein Evangelium unbehindert laufe und ausgebreitet werde."

Zur katholischen Missionsstatistik in Hereroland.

Im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 480) beleuchtete ich unter Berufung auf die katholische Statistik die Ruhmredereien des Präfekt Nachtwey auf dem Katholikentage in Straßburg. Seitens des genannten Präfekten ist auf meine Anfrage: „ob die katholische Mission beim Beginn des Aufstandes auch nur eine einzige wirkliche Hererogemeinde gehabt habe und aus wie viel erwachsenen, waffenfähigen Gliedern sie bestanden" keine Antwort erfolgt. Was der Herr Nachtwey in der „Germania" erwidert hat, ist eine sophistische Umgehung einer Antwort.

Unterdes ist der betreffende Artikel der A. M. Z. den Rheinischen Missionaren in Hereroland zu Gesicht gekommen. Diese haben sofort die Richtigkeit der statistischen Angaben bezweifelt, welche das von mir zitierte katholische Organ gebracht, und an Ort und Stelle den derzeitigen Superior in Gegenwart von einwandfreien Zeugen wegen der unrichtigen, d. h. zu hohen Angaben interpelliert. Über diese Verhandlung ist mir der folgende Brief zugegangen.

Okahandja, 19. 12. 1905.
Deutsch-S.-W.-Afrika.

Herrn Professor Dr. Warneck, Hochwürden. Halle a. S.

Am 13. d. M. hatten wir, meine Kollegen Wandres und Meier und ich, unter dem Vorsitz Sr. Exzellenz des Gouverneur von Lindequist in Windhuk eine Besprechung mit den Patres der katholischen Mission in Windhuk betreffs Regelung der beiderseitigen Missionstätigkeit unter den gefangenen Herero. Bei dieser Gelegenheit kam es auch zu einer Abrechnung mit den Patres wegen ihres Treibens hier in jüngster Zeit, den Flunkereien des Präfekt Nachtwey auf dem Katholikentag in Straßburg und ihren unwahren Berichten über ihre Missionsarbeit im hiesigen Schutzgebiet. In bezug auf letzteren Punkt wurde darauf hingewiesen, daß

die Versicherung des Superior P. Hermandung, sie hätten **bis dahin keine Missionstätigkeit unter den Eingeborenen des Schutzgebietes ausübt**, nicht mit dem Bericht in „Gott will es“ (nach dem Zitat in der A. M. Z. S. 481) stimme, wonach die katholische Mission in Windhuk 38 schwarze Christen und 250 Katechumenen habe. Der Superior erklärte, **daß diese Zahlen ein Druckfehler seien, für den sie** (die **Patres**) **nicht verantwortlich seien.** So verhalte es sich auch mit der Angabe von 83 weißen Schulkindern in Windhuk, die ein Bericht brachte, der im Kolonialblatt (1904 oder 1903) veröffentlicht worden ist, und an den wir ebenfalls erinnerten.

Ich hielt es für gut, Ihnen, geehrter Herr Professor, von der Erklärung des P. Hermandung Mitteilung zu machen. Sie wurde vor Zeugen, außer Gouverneur von Lindequist waren auch die Herren Oberstleutnant von Mühlenfels und Regierungsrat Tecklenburg anwesend, abgegeben. W. Eich, Missionar.

Um nun sichere Unterlagen zur Beurteilung der von dem derzeitigen Superior als „Druckfehler“ bezeichneten falschen Angaben zu bekommen, haben wir die nachstehende Statistik auf Grund der **katholischen** Quellen zusammengestellt, eine kleinliche Arbeit, die aber höchst lehrreich ist.

In den Anlagen zum Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1902/03 (Beilage zum **Deutschen Kolonialblatt** 1904, S. 252 f.) gibt Präfekt Nachtwey an für 5 Stationen: Missionare 24 (davon Priester 11), Schulkinder 83. **Von der Zahl farbiger katholischer Christen und Katechumenen schweigt er.**

In den Anlagen zum „**Jahresbericht** usw.“ im Jahre 1903/04, S. 26 f. ist von demselben Präfekten **nur** die Zahl: 5 Stationen, angegeben.

Die „**Katholischen Missionen**“ (April 1905, S. 167) berichten für das Jahr 1903/04 von 6 Stationen mit Missionaren 29 (davon Priester 14), außerdem 5 Schwestern und 189 Schulkindern. Bei den Rubriken „Katholiken“ und „Katechumenen“ machen sie ein **Fragezeichen.**

„**Gott will es**“ (1905, S. 46 ff.) nennt auf 5 Stationen: Missionare 29 (davon Priester 14), außerdem ? Schwestern. Schulkinder 185 (davon 53 in Windhuk, 12 in Kl. Windhuk, 50 in Epukiro, 70 in Aminuis. Farbige Christen 158 (davon 35 in Windhuk, 115 in Epukiro, 8 in Aminuis). Katechumenen 262 (davon 250 in Windhuk, 12 in Aminuis).

Der „**Deutsche Kolonialkalender**“ (1905, S. 234 und 1906, S. 197) hat auf Grund der katholischen Angaben für 1904 folgende Gesamtstatistik der 6 Stationen: Missionare 30 (davon 13 Priester), Schüler 244, farbige Christen 165 (davon 115 in Epukiro, 50 in Aminuis).

Die Übersicht von **Hespers** in der Beilage zum Deutschen Kolonialblatt (1906, Nr. 1) gibt für Dezember 1905 nur folgende feste Zahlen an auf 7 Stationen: Missionare 34 (davon 17 Patres), außerdem 8 Schwestern. **Von Schulkindern, farbigen Christen und Katechumenen wird** *nichts gesagt.*

„Maria Immaculata", das monatliche Organ der Genossenschaft der P. P. Oblaten der heiligen und unbefleckten Jungfrau Maria, gibt in den Jahrgängen XII und XIII (1904/05 und den bisher erschienenen Nummern von 1905/06) nirgends eine Statistik über die katholische Missionstätigkeit in Hereroland.

Ich füge keine Bemerkung hinzu, wiederhole aber an Präfekt Nachtwey meine Aufforderung: dem deutschen Publikum nun endlich reinen Wein einzuschenken und mit runden klaren Zahlen anzugeben, wie viel erwachsene Hererochristen vor Beginn des Aufstandes die katholische Mission gehabt hat und wie viel sie jetzt hat. Diese Angaben sollen dann an Ort und Stelle geprüft werden. Warneck.

Missionsrundschau.

Niederländisch-Indien II.

Von Missionsinspektor Stursberg in Neukirchen.

Vorbemerkungen.

1. Einigungsbestrebungen. Schon länger waren einzelne Missionsfreunde bemüht, eine Wiedervereinigung der im Jahre 1797 gegründeten alten Rotterdamer Missionsgesellschaft mit den in den fünfziger Jahren, teilweise im Gegensatz zu ihr, entstandenen jüngeren holländischen Missionen herbeizuführen. Da die Bedenken der bibelgläubigen Missionsfreunde gegen die zeitweise stark modern gefärbte alte Gesellschaft, der Hauptgrund jener Sezessionen, in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr geschwunden sind, so meinte man, es sei nun auch Pflicht der jüngeren Missionen, wieder in den Schoß der Muttergesellschaft zurückzukehren. Allein geschichtlich gewordene Verhältnisse folgen oft nicht so schnell den Gründen sachlicher Erwägung. Die Mission der „Christlich-reformierten (Gereformeerde[1]) d. h. abgeschiedenen) Kirche" vom Jahre 1857 und der Reformierte (Geref.) Missionsverein vom Jahre 1859 schieden hierbei von vornherein aus, schon aus konfessionellen Gesichtspunkten, zumal sie im Jahre 1892 miteinander in der „Mission der niederdeutsch-reformierten (Geref.) Kirchen" aufgingen, die streng das Dortrechter Bekenntnis betont. Wieweit das Java-Komitee vom Jahre 1855 bei dieser Wiedervereinigung in Betracht käme, weiß ich nicht; dasselbe war ja ursprünglich wesentlich die heimatliche Vertretung eines Missions-Evangelisations-Vereins in Java und hat erst später selbständig die Missionsarbeit aufgenommen. Jedenfalls war es im wesentlichen die Rotterdamer Missionsvereinigung vom Jahre 1858 und die Utrechter Mission vom Jahre 1859, auf welche sich in den letzten Jahren

1) Die große Kirche nennt sich mit der echt holländischen Bezeichnung Hervormd, während die konfessionell-reformierte Richtung im Sinne der Dortrechter Artikel sich mit dem Fremdwort Gereformeerd bezeichnet.

die Bemühungen um Wiedervereinigung mit der alten Gesellschaft allen Ernstes richteten. Die beiden Rotterdamer Missionen und die Utrechter Gesellschaft waren ja auch allein im Besitz von eignen Missionsseminaren. An diesem Punkt leuchtete die Ersparnis, welche eine Wiedervereinigung mit sich bringen würde, ganz besonders ein. Bei der neuen Rotterdamer Mission haben jene Bemühungen aber bis jetzt noch zu keinem sichtbaren Ziele geführt. (Konfessionelle Gründe und theologische Bedenken sind da wohl weniger im Wege als die Tatsache, daß hinter den beiden Missionen zum größeren Teil verschiedene Kreise stehen.) Dagegen ist zwischen der alten Rotterdamer und der Utrechter Mission eine teilweise Vereinigung zustande gekommen, sofern der Direktor der ersteren, Dr. Gunning, seit dem 1. Juli 1905 in Personalunion (als Nachfolger seines Onkels, Direktor Adriani) zugleich Direktor der Utrechter Mission ist. Er kommt jeden Mittwoch von Rotterdam hinüber und ist im Utrechter Missionshaus zu sprechen.

Die Utrechter Mission hat auch ihre Missionsschule mit der alten Rotterdamer Mission vereinigt. Oder vielmehr, man hat in Rotterdam eine „Niederländische Missionsschule" errichtet und für sie das Missionshaus der alten Rotterdamer Mission gemietet. Die Leitung hat zunächst ein Komitee von je 3 Mitgliedern der alten Rotterdamer und der Utrechter Mission, doch ist vorgesehen, daß auch andere Missionskorporationen beitreten können. Man hofft, die Schule wirklich zum Missionsseminar für ganz Holland werden zu sehen und möchte für sie durch eine nationale Sammlung ein Kapital von 400000 Gulden zusammenbringen, aus dessen Zinsen, wie man hofft, die Schule im wesentlichen unterhalten werden kann. (Dafür hat die Königin bereits 1000 Gulden, der Prinzgemahl 500 Gulden, die Königin-Mutter 400 Gulden und ein ungenannter Freund 10000 Gulden beigetragen.) Vorläufig werden die Kosten nach der Kopfzahl der Zöglinge von den betreffenden Missionsgesellschaften getragen. Zum Rektor hat man den in Holland wohlbekannten Pastor Dr. van Nes aus dem Haag berufen, wie mir scheint, ein recht glücklicher Griff. Direktor Gunning behält aber wie bisher die Zöglinge in seiner Familie. Am 2. Oktober 1905 wurde die Missionsschule feierlich eröffnet, wobei der Hofprediger van der Flier im Namen der Königin redete, welche sich sehr für das Zustandekommen der Schule interessiert. Mit 18 Zöglingen konnte man beginnen, darunter 4, welche für die Utrechter Mission ausgebildet werden. Der Kursus ist auf 6 Jahre berechnet und wird sich wohl im ganzen an die bisherige holländische Weise der Ausbildung anlehnen. Bekanntlich tritt da die theologische Seite im Vergleich mit den deutschen Missionsseminaren mehr zurück. „Wir wünschen unsere Zöglinge," heißt es in einer offiziellen Kundgebung, „nicht zu Theologen auszubilden. . . Unser Ziel ist, durch einige Griffe aus dem reichen Gebiet der theologischen Wissenschaft unsere Zöglinge zu mehr selbstbewußtem Glauben anzuleiten." Latein und die Grundsprachen der Schrift werden darum auch nicht gelehrt,

dafür aber Französisch, Englisch und Deutsch um so gründlicher, und weiter Malaiisch mit Javanisch ꝛc., je nach den künftigen Arbeitsfeldern. Dann Länder- und Völkerkunde von Niederländisch-Indien u. s. f. — Es sei zum Schluß noch daran erinnert, daß ein Teil der Zöglinge in den bisherigen holländischen Missionsschulen (nach bestandenem Examen vor der betreffenden Staats- und Kirchen-Kommission im Haag als „Hilfsprediger" in den Dienst der Niederländisch-indischen Kirche trat, welche den Missionshäusern die Ausbildungskosten ersetzte, zur Versorgung der aus früheren Zeiten stammenden eingebornen Christengemeinden. Ein Gleiches ist gewiß auch von der neuen Missionsschule zu erwarten.

Hoffentlich bringt die Vereinigung nun auch in finanzieller Hinsicht den betreffenden Missionen wirklich den erwünschten Vorteil. Nach den wiederholten „Notrufen" in den Berichten der Utrechter Mission während der letzten Monate, in denen sogar an die eventuell notwendige Einschränkung der Arbeit erinnert wurde, scheint die Begeisterung der Freunde für das gelungene Werk wenigstens im Anfang nicht so groß gewesen zu sein, wie man vielleicht gehofft hatte. Die alte Rotterdamer Mission war auch Ende 1905 noch mit über 20000 Gulden im Rückstand. Die neue Rotterdamer Mission schloß dagegen ihre Abrechnung für 1905 mit einem Überschuß von fl. 2961 und hatte außerdem in letzter Zeit noch verschiedene größere Beträge für ihren Reservefonds und die Ausbildung ihrer Zöglinge erhalten.

2. Verkirchlichung der Mission. Bei dem kirchlichen Sinn, der den Holländern im allgemeinen eigen ist, wurde der Gesellschafts-Charakter der meisten holländischen Missionen von Anfang an vielfach nur „um der gegenwärtigen Not willen" getragen, weil eben die Kirchen als solche durchweg jahrzehntelang für die Mission kein Herz und auch für ihren Betrieb kein rechtes Organ hatten. (Nur die kleine christlich-reformierte Kirche vom Jahre 1834 nahm die Mission von vornherein — seit 1857 — als Sache der Kirche auf.) Vor allem die Frage nach dem Recht der Ordination für Missionare hat seit Beginn der neueren Mission holländische Gemüter mannigfach bewegt. Daß eine größere Zahl Pfarrer bei der Ordination beteiligt war, genügte dem kirchlichen Empfinden nicht: die Ordination müsse eigentlich, ebenso wie die ganze Aussendung, im Auftrag der Kirche als solcher geschehen, und die Missionsarbeit unter ihrer Leitung. Bei den Gereformeerden wird sogar verlangt, daß die „Einzelgemeinde" den Missionar sendet, sei es auch „im Zusammenwirken mit andern Einzelgemeinden".[1]) Auf letzterer Grundlage nun hat die Generalsynode der Geref. Kerken[2]) im August 1902, wie Inspektor

1) Holländisch: kerken. Die offizielle Sprache der Gereformeerden kennt das Wort kerk nur als Einzelgemeinde. Der Verband der Einzelgemeinden wird nie durch die Einzahl „Kirche", sondern immer nur durch die Mehrzahlform: kerken ausgedrückt, — indepedentisch.

2) In ihnen hat sich im Juni 1892 die christlich-reformierte Kirche mit den in *den Jahren 1886 ff. unter* Kuypers Führung aus der großen

Dr. Schreiber in der letzten Rundschau (A. M. Z. 1902, S. 81) vorausgreifend schon kurz erwähnte, eine ausführliche Missionsordnung zum Abschluß gebracht, wozu die Generalsynode von 1905 nur noch eine kleine Modifikation beschloß — ein höchst interessantes Aktenstück, das den ersten Satz der Gereformeerden: „Die Mission muß kirchlich sein," d. h. von der Einzelgemeinde ausgehen, mit den Forderungen der Praxis, die doch eine einheitliche Leitung daheim und draußen und einen möglichst engen Zusammenschluß der Arbeiter fordert, mit viel Scharfsinn, so gut es eben geht, zu einer Einheit zu verbinden sucht. (Der „Niederländisch-reformierte Missionsverein", welcher im Jahre 1892 seine bisherige ausgedehnte Arbeit in Mittel-Java offiziell den Geref. Kerken übertrug, besteht zwar noch fort, aber nur als ein Sammel- und Werbeverein für die Missionsarbeit der reformierten kerken.) — Auch in den nicht gerade mit den Gereformeerden sympathisierenden Kreisen ist von den verschiedensten Seiten in den letzten Jahren wieder und wieder die Losung ausgegeben worden: Engere Angliederung der Mission an die Kirche. Auf der letzten Generalsynode der großen Kirche (Hervormde Kerk) im vorigen Jahre stand auch ein dahingehender Antrag auf der Tagesordnung, doch wurde derselbe bis zur nächsten Tagung zurückgestellt. Welches Schicksal er dann haben wird, bleibt noch abzuwarten.

3. Die holländische Studentenbewegung und die Mission. Die Mission der Geref. Kirchen will grundsätzlich für den Dienst am Wort nur Missionare haben, welche auch im heimatlichen Kirchendienst stehen könnten, also an der freien Universität in Amsterdam oder der theologischen Schule in Kampen ausgebildet sind. (Dieselben müssen sogar nach der genannten Missionsordnung erst von einer heimatlichen Gemeinde als Pfarrer berufen sein, ehe sie von ihr als Missionare ausgesandt werden können.) Außerdem gab es — abgesehen von Missionsärzten — bis jetzt meines Wissens nur einen einzigen holländischen Missionar, der akademische Vorbildung hatte, den verstorbenen Pastor Dr. Esser in Ost-Java (vom Java-Komitee). Das wird aber in der Folge wohl anders werden. Die christliche Studentenbewegung hat auch in Holland weite Kreise gezogen, sodaß im vorigen Jahre sogar der Weltbund in Zeist tagen konnte. Es stehen zur Zeit mehrere Theologen in der speziellen Vorbereitung für den Missionsdienst. Wenigstens einer wird voraussichtlich noch dieses Jahr nach Java hinausgehen.

4. Die Regierung und die Mission. Daß von 1901—5 unter Präsident Kuyper ein Minister Idenburg die Angelegenheiten von Niederländisch-Indien leitete, ein ernster Christ, der auch als Offizier in Indien schon mit dem Bekenntnis zu Christo nicht zurückhielt und sich überall als ein warmer Missionsfreund erwies (er ist, wie Kuyper, Mitglied der Geref. Kerken): das ist in dieser Zeit der Missionssache mannigfach zu gute ge-

Kirche herausgedrängten „Doleerenden" zu einem gemeinsamen Kirchen*verband auf* dem Boden der Dortrechter Artikel und Kirchenordnung zu*sammengeschlossen*.

mmen, und sie hat dafür dankbar zu sein. Freilich konnte dabei die efahr unterlaufen, sich zu sehr auf die Staatshilfe zu stützen. Bei nem Parlaments-Ministerium kann das ja doppelt verhängnisvoll wer-n. Als bei den Kammerwahlen im Juni vorigen Jahres das anti-volutionär-katholische Kompromiß-Ministerium Kuyper einer kleinen libe-len Majorität unterlag, und ein entsprechendes Ministerium an die telle trat, war die Frage für die beteiligten Missionen keine leichte, ob e neue Regierung, welche sich ausgesprochenermaßen der Sparsamkeit befleißigen wünschte, die bedeutenden Unterstützungen für die Missions-hulen, Seminare und Hospitäler, welche Minister Idenburg schon ge-ben hatte oder doch noch durchzusetzen hoffte, auch geben würde. Indes iben sich die laut gewordenen Sorgen im ganzen als unbegründet er-iesen: der neue Kolonialminister Fock will, wie man hört, der Mission chts nehmen, was sein Vorgänger ihr gegeben hatte.

Vielleicht ist es von Interesse zu hören, mit welchen Zahlen der ederländisch-indische Etat des Kultus und des Unterrichts für 1906 chnet. Wir erhalten so auch zunächst einen Überblick über die Zahl und esoldung der europäischen und eingebornen Kräfte innerhalb der protestan-chen und römischen Kirche Niederländisch-Indiens. — Zunächst **der ultus-Etat** (wo nichts anderes angegeben ist, sind Protestanten und Euro-ier gemeint):

) Java:

25 Pfarrer	fl. 130,800.—
1 Hilfsprediger in Depok (der bekannten alten inländischen Gemeinde)	fl. 1,800.—
7 Hilfsgeistliche (mit der Ausbildung von Missionaren) für die eingebornen Soldaten ꝛc.	fl. 12,600.—
12 katholische Pfarrer 1. und 2. Ranges	fl. 52,200.—
Außerordentliche Zulagen	fl. 126,410.—
Summa:	fl. 323,810.—

Außenbesitzungen:

16 Pfarrer	fl. 76,800.—
26 Hilfsprediger (mit der Ausbildung von Missionaren) für die Christengemeinden aus alter Zeit	fl. 46,800.—
241 eingeborne Prediger	fl. 72,300.—
15 katholische Pfarrer 2. und 3. Ranges	fl. 39,000.—
11 katholische eingeborne Hilfsgeistliche	fl. 3,300.—
Außerordentliche Zulagen	fl. 78,212.50
Summa:	fl. 316,412.50
Außerdem: 6 katholische Geistliche ohne festen Wohnplatz	fl. 25,200.—
Reisekosten und sonstige besondere Ausgaben für Pfarrer, Hilfsprediger usw.	fl. 103,700.—
Unterstützung der Sangier- und Talaut-Mission[1])	fl. 31,500.—

1) Für die Versorgung der eingebornen auf den Sangier- und Talaut-nseln besteht ein *Komitee, das aus* je 2 Mitgliedern des Java-Komitees,

Nach Abzug einer Summe für etwaige Vakanzen insgesamt fl. 761,100.—

Auf die Versorgung eingeborner Christen und Gemeinden kommen also (abgesehen von den Diensten, welche die Pfarrer und Hilfsgeistlichen gelegentlich dabei leisten, und von der Versorgung der eingebornen Soldaten) lediglich an Gehältern auf evangelischer Seite 168,600 Gulden, auf katholischer Seite 3,300 Gulden.

Der **Schul-Etat,** der für den Unterricht europäischer Kinder in Niederländisch-Indien eine Ausgabe von 3,264,902 Gulden vorsieht, hat für den Unterricht der Inländer einen Betrag von 1,880,341 Gulden ausgeworfen. Hiervon entfallen auf

Unterstützung privater inländischer Volksschulen	fl. 190,000.—
Unterstützung privater Seminare zur Ausbildung eingeborner Lehrer	fl. 44,000.—
Unterstützung von Handwerkerschulen (meist auf Missionsstationen)	fl. 13,400.—
Summa:	fl. 247,400.—

Der größte Teil dieser Summen kommt den Missionsschulen zu gute, wie man aus folgender übersicht des Volksschulwesens für 1903 bezw. 1904 ersieht. (Die Ziffern in Klammern gelten für Schulen mit Regierungsunterstützung.)

	Auf Java.		In den Außenbesitzungen.	
Für Eingeborne:	Schulen:	Schulkinder:	Schulen:	Schulkinder:
Regierungsschulen	255	64064	349	55756
Private Schulen	358	40882	740	42686
	(277)	(33796)		
Darunter Missionsschulen überhaupt	77	?	638	?
	(62)	?	(401)	?

(Leider sind die fehlenden Zahlen aus der übrigens recht eingehenden Schulstatistik der Regierung nicht herauszurechnen. Unter den Missionsschulen sind in der Minahassa 20 und auf den Kei-Inseln 2 katholische. Unter den unterstützten privaten Lehrerseminaren ist auch ein katholisches in Kedu (Mittel-Java), das für jeden Zögling — zunächst waren's 5 — monatlich 5 Gulden von der Regierung erhält.)

Bedenken wir, daß — entsprechend dem Neutralitätsprinzip der

---

der Utrechter und der beiden Rotterdamer Missionen besteht und von der Regierung mit der angegebenen Summe unterstützt wird (bis 1904 gab die Regierung nur die Hälfte). Etwa $^3/_4$ der Auslagen können damit bestritten werden.

Regierung — bis zum Jahre 1900 keine Schule in Niederländisch-Indien Unterstützung erhielt, in welcher Religionsunterricht erteilt wurde, so ist der Fortschritt zugunsten der Missionsschulen nach obigen Zahlen unverkennbar. Seit 1895 sind ausführliche Bestimmungen vorhanden, nach welchen auf Antrag Unterstützung verliehen werden konnte. Seit dem vorigen Jahre sind dieselben (für den Etat bedeutet es eine Mehrausgabe von 230000 Gulden jährlich) so umgeändert, daß jede Privatschule für Eingeborne ein Recht auf Unterstützung hat, wenn sie bestimmten Anforderungen entspricht. Z. B. müssen wenigstens 12 Schüler vorhanden sein; die Lehrer müssen entweder die staatliche Prüfung bestanden oder doch vor der Ortsschulbehörde ihre Tüchtigkeit nachgewiesen haben; es darf nicht mehr als 1 Gulden Schulgeld monatlich erhoben werden usw. Dafür gibt die Regierung für den Bau und die erste Einrichtung der Schule eine Unterstützung bis zu $^3/_4$ der Kosten und sichert für etwaigen Um- und Ausbau oder Erneuerung einen entsprechenden Betrag zu. Jährlich zahlt sie: 1. für jeden Lehrer an der Schule 75 Gulden, 2. für jeden Lehrer, der ein Examen bestanden hat, je nach dem Rang des Examens, eine Prämie von 30 bis 120 Gulden, 3. eine Summe, die von der Zahl der Schüler abhängt, bis zu 400 Schülern höchstens, zwischen 50 und 800 Gulden. Dabei soll der religiöse Charakter der Schule völlig unangetastet bleiben.

Im gegenwärtigen Winter sind seitens der Regierung und der Kammer auch für Seminare eingeborner Lehrer ähnliche Bestimmungen getroffen worden. Der Unterricht muß in wenigstens 24 Stunden wöchentlich eine angegebene Reihe von Fächern umfassen; es müssen wenigstens 12 Zöglinge und wenigstens ein europäischer Lehrer vorhanden sein. Das Seminar muß einem wirklichen Bedürfnis entsprechen und darf kein gewinnbringendes Unternehmen sein. Die Regierung zahlt dann einen entsprechenden Betrag für den Bau und die erste Einrichtung der Schule, auch für die Wohnungen der Lehrer, und sichert eine Unterstützung für etwaige Umbauten 2c. zu, alles höchstens bis zu $^2/_3$ der wirklichen Kosten. Die jährliche Unterstützung beträgt 1. bis zu 8 Gulden monatlich auf höchstens 5 Jahre für jeden Zögling, der Kost und Logis erhält; 2. wenn er keine Kost erhält, monatlich nur 1 Gulden; 3. 100, 150 oder 200 Gulden für jeden europäischen Lehrer, je nach dem Grad seiner Vorbildung für den Lehrberuf, bezw. dem Rang seines Zeugnisses; 4. 30 Gulden monatlich für jeden eingebornen Lehrer mit einem entsprechenden Zeugnis. (Doch muß die Zahl der Schüler entsprechend größer sein, wenn für einen zweiten, dritten 2c. europäischen und eingebornen Lehrer der erwähnte Betrag gezahlt werden soll.) — Bei Seminaren, welche weniger als 12 Zöglinge haben, werden 300 Gulden für jeden Zögling bezahlt, welcher das Regierungsexamen für Hilfslehrer mit gutem Erfolg besteht.

Schon für 1904 gab die Regierung an Unterstützungen für Missionsseminare zur Ausbildung eingeborner Lehrer: der alten Rotterdamer Mission für *Modjowarno (Ost-Java,* 19 Zöglinge) 4000 Gulden; den Refor-

mierten Kirchen für Djokjakarta (Mittel-Java, 28 Zöglinge) 2000 Gulden; der neuen Rotterdamer Mission für Bandung (West-Java, 12 Zöglinge) 1200 Gulden; der Rheinischen Mission für Si Poholon (Sumatra, 101 Zöglinge) 6000 Gulden; derselben für Ombolata (Nias, 20 Zöglinge) 500 Gulden, der Rotterdamer Mission für Tomohon (Minahassa, 37 Zöglinge) 5160 Gulden und der Sangier-Mission in Ulu (Sangi, 25 Zöglinge) auch eine größere Summe. — Für 1906 rechnet man nun aber auf eine Ausgabe von 44000 Gulden, also soll der Mission auch da eine wesentlich größere Unterstützung zuteil werden.

Bezüglich der Missionskrankenhäuser ist im gegenwärtigen Winter gleichfalls eine Regelung getroffen worden, welche der Mission außerordentliche Hilfe bringen soll. Die Krankenhäuser werden unterschieden in eigentliche, unter Leitung eines Arztes stehende, und in Hilfskrankenhäuser, ohne Arzt. Erstere werden in 5 Klassen geteilt, d. h. in solche mit 10—25, bis 75, 120, 170 und 220 Kranken.

Die Regierung zahlt den eigentlichen Krankenhäusern $^2/_3$ der etwa notwendigen Grunderwerbskosten und je nach der Klasse für Bau und erste Einrichtung 2200, 5500, 7300, 9350 oder 11500 Gulden. Jeder europäische Arzt erhält 2100 Gulden, jeder eingeborne Hilfsarzt 900 Gulden, geprüfte europäische Krankenpfleger à 600 Gulden, inländische geprüfte Pfleger à 240 Gulden und eingeborne Diener à 120 Gulden jährlich. (Die Regierung bewilligt je nach den 5 Klassen 1—2 Ärzte, 1—5 Pfleger und 3—15 eingeborne Diener.) Für die Pflegekosten zahlt die Regierung je nach den Klassen 200, 500, 1300, 2200 oder 3000 Gulden jährlich. Weiter wird zur Instandhaltung jährlich 5 % des Betrags für den Bau und 10 % des Betrags für die erste Ausrüstung gezahlt.

Die Hilfskrankenhäuser werden nicht in Klassen eingeteilt. Sie erhalten an Unterstützung $^2/_3$ der Grunderwerbskosten, bis zu 300 Gulden für den Bau und 200 Gulden für die erste Ausrüstung, und jährlich bis zu 500 Gulden als Beitrag zu den Kosten der Krankenbehandlung. Ist ein geprüfter europäischer Krankenpfleger da, so erhält er noch 600 Gulden. Für Unterhalt des Gebäudes und der Ausrüstung werden jährlich bis zu 30 und 20 Gulden gegeben.

Die eigentlichen wie die Hilfskrankenhäuser erhalten die Arzneimittel, Verbandartikel und ärztlichen Instrumente unentgeltlich.

Der Etat für 1906 sieht als Unterstützung für private Krankenhäuser (d. h. wohl ausschließlich Missionskrankenhäuser) — außer einem Betrag von 12000 Gulden für das Aussätzigen-Asyl der Rheinischen Mission bei Laguboti auf Sumatra — insgesamt 35000 Gulden vor, während dafür 1901 nur 6450 Gulden und 1904 25195 Gulden ausgeworfen waren. (Die Rheinische Mission empfing 1904 für ihr Krankenhaus in Pea Radja auf Sumatra 6000 Gulden und für das genannte Aussätzigen-Asyl 3350 Gulden.)

Nach dem Dargelegten muß man der holländischen Regierung die *Anerkennung* zollen: sie nimmt es ernst mit ihrer Verpflichtung zur Für-

sorge für die ihr anvertrauten Eingebornen, sowohl was deren Unterweisung, als auch was ihre Behandlung in Krankheitsnot angeht, und sie hat die ernste Absicht, die Mission, wenn sie ihr dabei Helferdienste tut, wenigstens finanziell soweit zu entlasten, als sie nur irgend kann.

5. **Die römische Mission.** Daß das antirevolutionär-katholische Kompromiß-Ministerium Kuyper eine Verstärkung und wohl auch mannigfache Begünstigung Roms in Niederländisch-Indien bringen würde, lag ja von vornherein auf der Hand. Ich kann nicht unterlassen, darauf zu weisen, daß das Kompromiß der Evangelisch-antirevolutionären mit Rom auch im eignen Lager — wenigstens bei manchen der Gereformeerden, welche die Hauptstütze der antirevolutionären Partei in Holland ausmachen[1]) — nicht ohne ernsteren Hintergrund war. Man konnte z. B. in dem auf Java erscheinenden christlich-reformierten Wochenblatt „De Getuige", von einem Pfarrer herausgegeben, im Jahre 1901 nach dem Wahlsieg, welcher das Ministerium Kuyper inaugurierte, lesen: „In Holland hat die Partei, welche für Gott und sein Wort eintritt, an der Wahlurne den Sieg davongetragen. . . 46 Sitze wurden beim ersten Wahlgang von den Römischen und Antirevolutionären gewonnen." — Aus den Kuyperschen Kreisen, wenn nicht gar von Kuyper selbst, stammt gewiß auch die Äußerung, welche der „Heidenbode", das frühere Blatt des Reformierten Missionsvereins, 2 Jahre vorher einmal, allerdings unter ernstem Protest, anführt: „Rom ist kein Feind der protestantischen Mission, sondern ein Freund in dem Kampf mit dem Islam." Wo solche Anschauungen auch nur in einem Teil der evangelischen Bevölkerung leben, vor allem bei denen, welche zur Zeit die Macht in Händen haben, da sind gewiß für die katholische Kirche die Wege um so leichter geebnet.

Gehen wir nun auf die Verhältnisse der katholischen Kirche in Indien im einzelnen ein, so sind zunächst wohl einige Vergleiche zwischen den Ansätzen für 1906 und den offiziellen Angaben für Ende 1904 und Ende 1893[2]) von Interesse. Der Etat für 1906 sieht, wie oben angegeben, 33 katholische Geistliche vor, darunter einen apostolischen Vikar, 22 Pfarrer 2. Ranges und 10 Pfarrer 3. Ranges. Außerdem zählte man aber 1904 noch 15 europäische Hilfspriester und 6 Missionare in Niederländisch Indien, welche aus andern Mitteln unterhalten wurden. Aus den 4 inländischen und chinesischen Hilfsgeistlichen, welche die Aufstellung Ende 1904 aufwies, sind in dem Etat für 1906, wie wir sehen,

1) Vielleicht ist es von Interesse zu vernehmen, daß auf der letzten Generalsynode der Geref. Kirchen (Herbst 1905) 796 Gemeinden (kerken) vertreten waren. Wie groß die Seelenzahl derselben ist, weiß ich freilich nicht. 1899 zählte man in Holland 446000 Geref. neben 2471000 Mitgliedern der großen (Hervormde) Kirche, 93000 Lutheranern und 1790000 Katholiken.

2) Ich mußte das Jahr 1893 zum Vergleiche wählen, weil mir dafür gerade eine Regierungsstatistik zur Verfügung steht, die eben nicht immer so zu haben ist.

11 geworden. (Ende 1893 zählte man 23 etatsmäßige und 24 außeretats-mäßige Geistliche, eingeborne Priester waren noch nicht vorhanden.)

Nach den „Katholischen Missionen" fügen wir hier noch ergänzend ein, daß das „Apostolische Vikariat Batavia", welches seit 1903 seine Ostgrenze bei 125° 30' ö. L. hat, bis 1904 ganz mit holländischen Jesuiten besetzt war. Seitdem ist aber Süd-Borneo (bisher noch un-besetzt, in jenem Teil arbeitet bekanntlich die Rheinische Mission) als eigne Präfektur den holländischen Kapuzinern abgetreten worden, nach dem ausgesprochenen Grundsatz: Divide et impera. Die in den „Katholischen Missionen" angegebenen Zahlen über die Arbeit stimmen durchweg mit denen der Regierung überein. Nur wird bemerkt, daß zu den 54 Priestern noch 12 holländische Jesuitenbrüder kommen, samt ca. 20 Aloysiusbrüdern und ca. 250 Ursulinerinnen, — ein großer Stab von Helfern und Helfe-rinnen. 50 Schulen mit 4280 europäischen Kindern (1403 nichtkatholi-schen) und 210 Lehrern und Lehrerinnen (26 Laien) werden gezählt, und 59 Schulen mit 2482 eingebornen Kindern (396 nichtkatholischen) und 94 Lehrern und Lehrerinnen (75 Laien). Die Krankenpflege wird dabei natürlich auch nicht vergessen. — Endlich sei schon hier erwähnt, daß Niederländisch-Indien östlich von 125° 30' im Jahre 1903 als „Aposto-lische Präfektur Neuguinea" nach obigem Grundsatz den holländischen „Patres vom heiligen Herzen Jesu" übergeben worden ist. Ihre Arbeit ist in der Regierungsstatistik für 1904, welche unsern Zusammenstellungen zugrunde liegt, noch nicht berücksichtigt, obwohl sie auf den Kei-Inseln 1904 nach den „Katholischen Missionen" schon 1461 Gemeindeglieder zählte. Wir werden am Schluß unserer Übersicht über die katholische Mission noch kurz darauf zurückkommen.

Einen Überblick über den Stand der Gemeinden des apostolischen Vikariats Batavia gibt nachfolgende Statistik für Ende 1904.

Katholische Mission Ende 1904.

Gebiet	Zahl der Gemeinden: Europäische Gemeinden mit Inländ.	Zahl der Gemeinden: Inländische Stat. bezw. Gemeinden	Seelenzahl (Inländer und Chinesen).	i. J. 1904 Getaufte[1]) Kinder: ehelich	i. J. 1904 Getaufte[1]) Kinder: unehelich	i. J. 1904 Getaufte[1]) Erwachsene	Zur ersten Kommunion zugelassen[1])	i. J. 1904 eingesegnete Ehen[1])
Java	10	2	1196	43	—	279	96	18
Sumatra	4	1	1071	62	4	55	43	19
West-Borneo	1	1	198	—	—	—	—	—
Residentie Menado (Celebes)	1	1	7060	312	6	155	213	51
Flores und Timor	—	3	17788	638	56	65	308	96
Zusammen	16	8	27313	1055	66	554	660	184

1) Diese Zahlen gelten nur für die „inländischen Gemeinden"; bei

Ich bemerke noch, daß in den 16 europäischen und 8[1]) inländischen Gemeinden bezw. Missionsposten zusammen 25900 Europäer (darunter 5940 Soldaten) gezählt werden, wozu nach unsrer Statistik 27313 Inländer, darunter 680 Chinesen, kommen. Für Ende 1893 sind in 14 europäischen und 11 inländischen Gemeinden 20352 Europäer und Soldaten und 27407 Inländer und Chinesen angegeben. Darnach hat die Zahl der Europäer in den 11 Jahren um reichlich 25 % zugenommen, während die der Inländer um 94 Seelen gesunken ist. Bedeutet das wirklich einen Rückgang der katholischen Mission in diesem Zeitraum? Im allgemeinen keineswegs, wie wir unten sehen werden. Die Zahlen für eine der Gemeinden auf Flores sind wesentlich schuld daran; hier stehen nämlich den 12038 Katholiken von 1893 nur 8258 für 1904 gegenüber. Wie der Unterschied zu erklären ist, weiß ich nicht. Ob es damit zusammenhängt, daß jener Teil von Flores erst 1859 aus portugiesischem in holländischen Besitz übergegangen und erst anfangsweise unter geordnete Verwaltung gebracht ist, wodurch eine genaue Statistik sonderlich im Anfang erschwert wurde?

Nach Ausscheidung dieser Zahl erhalten wir für das übrige Niederländisch Indien ein beträchtliches Anwachsen der eingebornen Katholiken, wie auch der kurze Rundgang zeigen wird, den wir nun antreten wollen. (Den Zahlen für 1904 fügen wir jedesmal die für 1893 in Klammern bei. Eingeborne und Chinesen wurden 1893 noch nicht geschieden.)

Auf Java mit seinen 1196 (335) inländischen Katholiken geht die Arbeit jetzt, wie es scheint, im ganzen stille fort. Von einem direkten Eindrängen in die evangelischen Missionsgemeinden hörte ich wenigstens länger nichts mehr. Wie es scheint, will man sich auf die frühere Residentie Kedu in Mittel-Java (südwestlich der Residentie Samarang) konzentrieren. (Die Mission der reformierten Kirchen hat sich offiziell aus Kedu zurückgezogen, zählt aber dort noch von früher her ca. 120 Seelen.) In Kedu sind die beiden einzigen katholischen „Missionsstationen" auf Java mit 4 Missionaren und 635 (135) Katholiken, und dem oben erwähnten Seminar für eingeborne Lehrer. — Im übrigen geschieht auf Java die Arbeit an den Eingebornen und Chinesen (deren 144 gezählt sind) in Anlehnung an die europäischen Gemeinden. Für die Residentie Batavia mit Umgegend sind 178 Eingeborne und 76 Chinesen (gegen 93), und für die Residentie Samarang mit Nachbarbezirken 109 Eingeborne und 12 Chinesen (gegen 141, also ein Rückgang) angegeben; im übrigen sind's nur kleine Häuflein, wie sich schon aus den angeführten Zahlen ergibt.

Auf Sumatra ist die Zahl in den Passumahlanden, wo eine Zeitlang die lutherische Mission arbeitete (vgl. die letzte Rundschau 1902, S. 77), schon auf 541 Inländer und 17 Chinesen gestiegen (gegen 31), wäh-

den „europäischen Gemeinden" fehlen in den entsprechenden Rubriken die besonderen Zahlen für die Inländer.

1) Eigentlich sind es 9; von der 9. Missionsstation (den Inseln Bali und Lombok) sind aber noch keine Zahlen vorhanden.

rend im Bezirk Padang 24 Eingeborne und 7 Chinesen (gegen 52), in Nord-Sumatra 17 Inländer und 104 Chinesen (gegen 62), in Ost-Sumatra 151 Eingeborne und 52 Chinesen (1893 keine) und auf den Inseln östlich von Sumatra 158 Chinesen (gegen 244) gezählt wurden.

In West-Borneo sind nur der europäischen Gemeinde in Singkawang 198 Chinesen (277) angegliedert. Die Missionsstation im Innern hat noch keine Zahlen; sie war aber auch Ende 1904 unbesetzt. Über Süd-Borneo siehe oben.

In der Residentie Menado auf Celebes ist, wie die Statistik zeigt, die Zahl der Katholiken auf 7060 gestiegen (gegen 4590). Der Gegensatz zwischen evangelisch und katholisch ist auf dem alten evangelischen Missionsfeld der Minahassa, auf dem Rom seit 1868 gelegentlich und heimlich, seit 1882 aber mit Erlaubnis der Regierung seine Netze auswarf, nichts weniger als verschwunden. Bis in die holländische Kammer hinein zog derselbe kürzlich wieder einmal seine Kreise. Der Bischof in Batavia hatte schon länger gewünscht, eine Dienstreise in die Minahassa machen zu dürfen. Bis dahin war ihm das seitens der indischen Regierung immer verwehrt worden, weil nach wiederholten Erfahrungen bei der Spannung im Lande davon für die öffentliche Ruhe und die persönliche Sicherheit des Prälaten zu fürchten sei. Nun sollte aber der gegenwärtige Generalgouverneur, selbst Katholik, dem Bischof die gewünschte Erlaubnis gegeben haben. Das führte am 23. Dezember letzten Jahres zu einer Anfrage in der holländischen Kammer, ob dem so sei. Der Kolonialminister antwortete, es handle sich nicht um eine Besuchsreise hin und her, sondern um eine bloße Reise zur Firmelung der Kinder, die ja nur im äußersten Notfall verwehrt werden dürfe. Übrigens habe der Generalgouverneur die Absicht, die Reise nur unter bestimmten lokalen Beschränkungen zuzugeben. — Man merkt aus dem Mitgeteilten einerseits die Stimmung auf diesem Gebiet, und anderseits, wie Rom trotzdem Schritt für Schritt weiterzukommen weiß.

Auf den Inseln Flores und Timor befinden wir uns auf einem Boden, wo die katholische Kirche noch von der portugiesischen Zeit her ihre Rechte geltend macht. Auf Flores sind 2 inländische Gemeinden mit 7507 und 8258 Seelen (gegen 7434 und 12036, siehe oben), und auf Timor und den umliegenden Inseln ein Missionsposten mit 2023 (2045) Katholiken.

Die östlich von Java gelegenen Inseln Bali und Lombok, von denen die erstere durch den unglücklichen Missionsversuch der Utrechter Mission aus den Jahren 1864—1881 noch in trauriger Erinnerung ist, sind von den Katholiken schon als Missionsposten ins Auge gefaßt, waren aber Ende 1904 noch unbesetzt und sind demgemäß in der Statistik unberücksichtigt geblieben. —

Nachdem wir so das Apostolische Vikariat Batavia in seinen einzelnen Gebieten durchwandert haben, werfen wir nur noch einen kurzen *Blick auf die „Apostolische Präfektur Neuguinea“.* Hier kommt

wesentlich nur der Missionsposten Langgur auf den Kei-Inseln, südwestlich von Neuguinea, in Betracht, ursprünglich einem evangelischen Missionsgebiet aus der Zeit der holländisch-indischen Kompagnie. Hier hatten die Katholiken 1893 nur erst eine Gemeinde von 157 Seelen gesammelt, und 1904 berichtet der Apostolische Präfekt in den „Katholischen Missionen" von 1461 Gemeindegliedern und „200—250 Bekehrungen im Jahr". Das Missionspersonal der Präfektur beträgt 6 Priester, 6 Brüder und 5 Ursulinerinnen. Auf Ceram und Neuguinea sind auch Stationen geplant.

Man sieht, es soll auf der ganzen Linie vorangehen. Möchte nur auch die evangelische Mission, von der wir im folgenden vernehmen sollen, in gleicher Weise das tole (Vorwärts!) ihres erhöhten Herrn auf den verschiedenen Arbeitsfeldern in Niederländisch-Indien hören und befolgen!

Chronik.

Kirchliche Selbständigkeitsbewegung in Japan. Die sogenannte kumiai-churches Japans, d. h. die Gemeinden des Am. Board, von denen bereits 54 sich ganz aus eigenen Mitteln unterhalten, haben in Gemeinschaft mit Deputierten des Am. Board beschlossen, fortan auch die kirchliche Verwaltung ganz in eigne Hand zu nehmen ohne jede Oberleitung seitens der Mission. Auch in 45 bisher von dem Am. Board finanziell noch ganz oder teilweise abhängigen Gemeinden sollen ganz japanischer Leitung unterstehen und nur noch für 3 Jahre einen jährlichen Zuschuß von 12000 Mark seitens des Am. Board erhalten, im übrigen, soweit sie noch nicht finanziell auf eignen Füßen zu stehen vermögen, von den besser situierten kumiai-churches unterhalten werden. Die amerikanischen Missionare sollen zwar noch keineswegs ganz aus Japan zurückgezogen werden; sie sollen auch fernerhin — aber nur als Mitarbeiter der japanischen Gemeindeorgane — evangelistisch tätig sein, aber sobald sie eine neue Gemeinde gegründet haben, diese nicht selbständig verwalten, sondern in den unter japanischer Leitung stehenden kumiai-Verband eingliedern. „Wir bewillkommnen — schreibt das Organ des Am. Board, der Miss. Herald 1906, 66 — diese neue Erweckung der Tatkraft und des Opfers unter den japanischen Christen. Die kumiai-Gemeinden nehmen eine schwere Verantwortung auf sich, aber wir haben Grund zu der Erwartung, daß sie triumphantly Erfolg haben werden." Gott gebe, daß diese Erwartung sich wirklich erfüllt und die S. 14 angedeuteten Gefahren glücklich überwunden werden. — Auch Japan Quaterly schreibt: „Die fremden Missionare, wenigstens viele von ihnen, werden finden, daß hier kein Raum mehr ist für sie außer als fröhliche Zuschauer der starken japanischen Kirche, deren frühere Nährväter sie waren. Sie mögen Gehilfen in dieser neuen Freude sein noch für einige Zeit, aber dann müssen sie verabschiedet werden und in ihren heimatlichen Ländern erzählen, was für wundervolle Dinge Gott

hier getan hat und etwas von dem Feuer und dem neuen Geist i
Kirchen der alten Welt mit hinüber nehmen" (Int 1906, 56 f.).
wollen gern abnehmen, wenn die japanischen Christen und besonders
Führer zunehmen, aber bescheiden ist diese Sprache nicht.

Wie die Z. M. M. (1906, 12) mitteilt, weist die letzte — mir
nicht zugänglich gewordene — Statistik 66133 Protestanten, 5808
mische Katholiken und 28597 griechische Christen in Japan auf. De
wachs auf protestantischer Seite betrug 10818 Personen oder fast 2
Die Zahl der protestantischen Erwachsenen-Taufen war von 3640 auf
gestiegen. Also ein beträchtlicher Fortschritt, der nach allen Anz
anzuhalten verspricht.

Am 21. Dezember 1905 ist wieder einer von den großen Missio
der Gegenwart heimgegangen: der Doktor der Medizin und der The
James Stewart. Er starb im Alter von 75 Jahren nach einer
50jährigen Missionslaufbahn in Südafrika an der Hauptstätte
segensreichen Wirksamkeit, in Lovedale, dessen großartige Erziehun
stalten vornehmlich ihm ihre Blüte verdanken. Angeregt zum Ei
in den Missionsdienst durch Livingstones „Missionsreisen und Forschu
in Südafrika", ging er schon 1861 in Begleitung von Frau Living
die er ihrem Manne zuführte, an den Sambesi und Schire, um dort
in Njassaland eine Mission zu begründen, sah aber bald ein, daß da
das Unternehmen noch verfrüht war und kehrte nach Europa zurück.
ging er dann im Dienste der schottischen Freikirche nach Kaffraria,
die Leitung der Erziehungsanstalt Lovedale zu übernehmen. Von
aus trat er 1875 an die Spitze der schottischen Missionsexpedition
dem Njassa und begründete mit Dr. Laws Livingstonia, die erste Sta
am Südufer des Sees. Nach der Konsolidierung dieses Werkes k
er nach Lovedale zurück, wo er bis zu seinem Tode rüstige Arbeit
(Vgl. A. M. Z. 1905, 30 ff.) Wenige Jahre vorher hielt er noch in Sc
land im Auftrage der Duff Miss. Lectureship eine Reihe von Missions
lesungen, die er unter dem Titel: Dawn in the dark Continent of Africa
its missions herausgab. (Vgl. ebenda 1903, 489.) Warneck.

Zeichen der Zeit in China. Der Einfluß Japans auf China
immer bedeutender. So hat neulich der Vizekönig von Kanton eine
militärärztlichen Bildungsinstituts ins Leben gerufen und zwar
Leitung japanischer Ärzte. Die sich zur Teilnahme an dem Stu
meldenden jungen Chinesen wurden von den bereits eingetroffenen
nischen Ärzten auf ihre Gesundheit und körperliche Beschaffenheit hin u
sucht und mußten dann eine Aufnahmeprüfung bestehen, d. h. Au
anfertigen. Interessant sind die Themata, über die sie sich ä
mußten: „In welcher Beziehung steht der Militärarzt zu den Trupp
„Jeder Soldat muß dem sichern Tod ins Auge sehen können. Waru
es daher ehrenvoller, den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu fi
als durch eine Krankheit?" Außer diesen allgemeineren Themen w
noch je 2 Aufgaben aus der Physik, Chemie und Mathematik Liebha

ur Wahl gestellt. Je nach den Vorkenntnissen ist ein 4jähriges oder
jähriges Studium vorgesehen. Zum 2jährigen Kursus meldeten sich 200,
um 4jährigen 800, aufgenommen wurden 80 Studenten. Bald darnach
brachten die chinesischen Zeitungen ein neues Ausschreiben des Vizekönigs
von Kanton, durch das Studenten aufgefordert wurden, sich zu melden,
um sich von der Regierung nach Japan schicken zu lassen und dort Militär-
ärzte zu werden.

Es ist ferner bekannt, wie groß jetzt in China das Verlangen ist
nach den sogenannten „westlichen Wissenschaften", und wie damit an die
Mission immer mehr die große Aufgabe herantritt, es ihrerseits zu be-
friedigen, um dadurch Einfluß zu gewinnen auf die gebildeten oder wenig-
stens bildungshungrigen Kreise Chinas. In welcher Weise dies manch-
mal geschehen kann, darüber berichtete unlängst sehr interessant in „China's
Millions" ein englischer Missionsarzt in Sui-ting in der Provinz Sz-tschuen
namens Dr. Wilson. In Sui-ting, einer Präfekturstadt, strömen nämlich
von Zeit zu Zeit große Scharen junger Leute zusammen, um dort ihre
Examina zu machen. Es sind meistens mehrere Tausend, und da hatte
Wilson den Gedanken, diesen jungen Leuten dadurch nahe zu treten,
er ihnen leichtverständliche wissenschaftliche Vorträge hielt mit Demon-
tionen, zu welchem Zwecke er sich von seinen Freunden eine eigene kleine
halle hatte schenken lassen. Da von den Examinanden an je einem
immer nur die Studenten aus 2 Städten gleichzeitig zum Examen
lassen wurden, so war täglich eine große Anzahl frei, und Dr. Wilson
die Freude, recht lange Tag für Tag eine dichtgedrängte Zuhörerschaft
ben. Dem Vortrag ging jedesmal eine Versammlung in der Predigt-
voraus, wo täglich 60—70 und noch mehr aufmerksame Zuhörer
die in den meisten Fällen zum ersten Mal dem Evangelium, das
ein eingeborner Assistenzarzt und Dr. Wilson selbst abwechselnd pre-
lauschten. Die Predigt dauerte jedesmal ungefähr 1 Stunde,
nach ihr wurden Evangelien und christliche Schriften verkauft. Dar-
fand dann der Vortrag im Lehrsaal statt, der wiederholt an den
mittagen und Nachmittagen von 150—180 Personen gedrängt voll
Dr. Wilson berichtet, daß es auch während der Lehrstunden nicht an
nden Gelegenheiten gefehlt habe, die Gedanken der Zuhörer von den
ken der Natur zu Gott, als dem Ursprung aller Dinge, zu lenken,
n Weisheit und Macht sich immer in der Natur offenbare. Manche
jungen Studenten blieben am Schluß noch dort, um allerlei Fragen
stellen, die von großer Intelligenz zeugten. Drei Monate, denn so
ge währte die Examenszeit, habe Dr. Wilson so fortarbeiten können.
a war es ihm nun noch eine besondere Freude, daß ihm aus dem
Kreise der jungen Leute die Bitte vorgetragen wurde, nach Schluß der
Examina einen wissenschaftlichen Kursus einzurichten. Er tat das mit
Freuden, und es kam wirklich ein solcher Kursus zustande, in dem 10
fortlaufende Vorträge über Chemie, 10 andere über Elektrizität, 2 über
die Lehre von den gasförmigen Körpern, 1 über die Temperatur und

2 über Hydraulik gehalten wurden. Es meldeten sich 22 junge Männer, die sich als Teilnehmer einschreiben ließen und gerne das Honorar von 8 Mark dafür bezahlten. Dr. Wilson berichtet: „Es war in der Tat eine Idealgruppe von Studenten, immer gleich aufmerksam. Die meisten kamen gewöhnlich schon 1 Stunde vor dem Vortrage, um sich die Apparate und die Modelle abzuzeichnen, und in der Regel blieben diese auch nach dem Unterricht noch eine halbe Stunde, um allerlei Fragen zu stellen. Es war interessant, einen Blick in eins ihrer Notizbücher zu werfen und zu sehen, welch schöne Zeichnungen sie gemacht und wie deutlich sie sie erklärt hatten." Den Schluß machte die Erklärung und Vorführung eines Lichtbilderapparates, durch den Bilder aus China, Japan, Indien und Europa und schließlich auch eine Darstellung aus der Pilgerreise vorgeführt wurden. Hieran anschließend, fand sich natürlich immer wieder Gelegenheit, die Zuschauer und Zuhörer auf das hinzuweisen, was den Missionaren und auch den Missionsärzten das Wichtigste ist und weswegen sie ja unter ihnen leben. Dr. med. Wilson schließt seinen Bericht mit den Worten: „Ehe wir uns trennten, schenkten wir jedem der Studenten einige christliche Bücher. So endete dieser Monatskursus, an dem ich viele Freude erlebt habe. Obgleich die Mehrzahl der Studenten einzig und allein gekommen war, um „westliche Wissenschaft" zu hören, so sah man doch recht selten Äußerungen von Ungeduld während der Predigt. China steht offenbar am Morgen großer Veränderungen in seinem ganzen Schulwesen. Wahrscheinlich wird sich mit dem Abtun der alten Schulgebräuche ein immer stärker werdendes Verlangen geltend machen, mehr von den „westlichen Wissenschaften" zu verstehen, und so können wir mit gutem Grund einen immer ausgiebigern Nutzen von unserer Lehrhalle voraussagen, die uns in nähere Verbindung zu der gebildeten Klasse bringen soll, die sonst so schwer zu erreichen ist, und der wir doch nicht weniger als allen anderen Klassen in diesem großen Reiche die Botschaft von dem allein wahren Gott bringen sollen und von der Erlösung durch unseren Herrn Jesum Christum."

Kriele.

Literaturbericht.

1. **Irle:** „Was soll aus den Herero werden?" Gütersloh. 1906. 32 S. Eine ergreifende Broschüre, die der Verfasser, der von 1869—1903 in Hereroland als Missionar und zwar mit Erfolg tätig war und Land und Leute kennt wie wenige, mit seinem Herzblute geschrieben hat. Das furchtbare Elend der als Nation vernichteten Herero — wie klein ist der Rest, der von 80000 übrig geblieben ist! — hat „ihm wochenlang schlaflose Nächte gemacht". Was er über die Beschaffenheit des Landes wie über die Notwendigkeit der Sammlung der Hereroreste auf Reservaten und alles was damit zusammenhängt sagt, enthält *nicht bloß für* die Rettung der Eingebornen, sondern auch für den ge-

samten wirtschaftlichen Wiederaufbau der Kolonie eine Fülle der praktischsten Vorschläge, aber leider ist zu befürchten, daß sie teils zu spät kommen, teils wenig Gehör finden werden. Sehr beachtens- und verbreitenswert ist auch, was Irle über die wirtschaftlichen Arbeiten und Erfolge der so viel geschmähten rheinischen Missionare mitteilt. Die leidenschaftliche Erregung gegen diese treuen Männer scheint alles verwischt zu haben, was von den kompetentesten Zeugen vor dem unglückseligen, durch sie doch wahrlich nicht verschuldeten Aufstande zum Lobe ihrer ebenso heroischen wie geduldigen Arbeit gesagt worden ist. Ob man ihnen endlich, nachdem eine ruhigere Betrachtung wird eingetreten sein, doch noch Gerechtigkeit widerfahren lassen wird? Möchte die tapfre Broschüre Irles, der wir die weiteste Verbreitung wünschen, dazu mithelfen.

2. **Feldmann:** „Die ärztliche Mission. Blätter zur Förderung der deutschen missionsärztlichen Bestrebungen." Gütersloh. 1906. Erscheint zweimonatlich im Umfange von je 1 Bogen zum jährlichen Preise von 1,60 Mk. Dieses neue von dem Dr. med. Feldmann herausgegebene Blatt hat sich zur Aufgabe gestellt, die Kenntnis von der gesamten ärztlichen Mission wie das Verständnis für diesen wichtigen Zweig der missionarischen Tätigkeit in der deutschen Christenheit zu mehren, über die Art und Weise wie über die Erfolge derselben zu berichten und dahin zu wirken, daß auch in den deutschen Missionen, die bisher insgesamt nur 23 Missionsärzte in ihrem Dienste haben, die Zahl dieser wertvollen Missionsarbeiter wachse. Das vorliegende erste Heft bringt den Anfang eines Aufsatzes über das ärztliche Missionswerk der deutschen Missions-Gesellschaften; Bilder aus der ärztlichen Mission auf der Goldküste; wissenschaftliche Vorträge eines Missionsarztes in China; Missionsärzte deutscher Missions-Gesellschaften und allerlei Zahlen zum Nachdenken. Alles schlicht und solid, ein bescheidener Anfang, der einen guten Fortgang verspricht. Hoffentlich findet das von uns freudig biwillkommnete Unternehmen viel Unterstützung.

3. „Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1906." 19. Jahrgang. Leipzig, Wallmann. 2 Mk. Ein alter Bekannter, den man in jedem Jahre gern wieder kommen sieht. Neben den sehr willkommenen stehenden Beiträgen von Paul: „Chronik des Jahres" und „Missionsliteratur des Jahres" (1905) und von Grundemann. „Statistik über die deutschen evangelischen Missionen Anfang 1905" sind von aktuellem Interesse: „Bartholomäus Ziegenbalg und seine Bedeutung für die evangelische Mission" (ein Jubiläumsartikel) von Handmann; „Die äthiopische Bewegung" von Bürger; „Das erwachende China" von Temper. Aber auch die übrigen Beiträge sind durchgehends ansprechend und lehrreich; besondere Hervorhebung verdienen: „Die Wendenmission usw." von Kleinpaul und die „Forschungsreise am Sambesi" von Bertrand.

4. **Wächtler:** „Evangelische Pfarramtskunde. Ein Handbuch für die Amtsführung." Halle, Strien. 1905. 6, geb. 7 Mk. Keine

Pastoraltheologie, sondern eine Beschreibung derjenigen Aufgaben und Verrichtungen samt einer Anweisung und Beratung zu ihrer Erledigung, welche der praktische Pfarramtsdienst an die mit ihm Beauftragten stellt, wie folgende Inhaltsangabe erkennen läßt: 1. Der Weg ins Pfarramt. 2. Amt und Stand des Pfarrers. 3. Die Amtskleidung. 4. Die Gemeindegottesdienste. 5. Die Taufe und der Dienst an der Jugend. 6. Trauung und Ehesachen. 7. Das Begräbnis. 8. Das Kirchengebäude. 9. Allgemeine Verwaltungsaufgaben und 10. Pfarramtliche Vereinsangelegenheiten. Was uns an dem über den Gesamtbestand der pfarramtlichen Obliegenheiten wie der Wegweisung zu ihrer Erledigung voll orientierenden Buche besonders interessiert und warum wir es hier anzeigen ist, daß es an 2 Orten verhältnismäßig eingehend auf die Mission zu reden kommt: im ersten und im letzten Kapitel. Im ersten gelegentlich der Beschäftigung der Pfarramtskandidaten, daß sie und wie sie ihr Studium in dieser Vorbereitungszeit auf das Amt auch auf die Heidenmission richten sollen. Gelegentlich der Besprechung über den eventuellen Eintritt der Kandidaten in den praktischen Missionsdienst, ist dem Verfasser ein Irrtum untergelaufen. Unter den rund 1000 Missionaren, die jetzt im Dienste der deutschen Missionen stehen, sind über 80 akademisch gebildete, sodaß nicht 5, sondern 8 vom Hundert Theologen sind. Im letzten Kapitel wird begründet, warum die Arbeit für die Heidenmission zu den ordentlichen Obliegenheiten des Pfarrers gehöre, wie er sich zu einer fruchtbaren Arbeit für dieselbe rüste und worin im einzelnen diese Arbeit bestehe. In den betreffenden Literaturangaben sind einige Lücken, es fehlt z. B. bei der Berliner Missions-Gesellschaft Gensichen: Forsetzung der Kratzensteinschen Geschichte; bei der Norddeutschen Missions-Gesellschaft Müller: Geschichte der Ewe-Mission; bei Hermannsburg Haccius: Hannoversche Missionsgeschichte I; auch meine „Mission in der Schule“ ist übergangen und von dem „Abriß“ statt der 8. die 7. Auflage angegeben; dagegen ist von meinen „Missionsstunden II. erst eine 4., noch nicht eine 5. Auflage erschienen. Die ganze Art wie der betreffende Abschnitt behandelt ist, zeugt von lebhaftem Interesse und richtigem Verständnis des Gegenstandes und wird hoffentlich an seinem Teil mit dazu beitragen, daß die Arbeit für Mission immer mehr in die ordentliche pfarramtliche Tätigkeit eingegliedert wird. Warneck.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Begrüßungsansprache
zur 28. Tagung der Missionskonferenz in der Prov. Sachsen.

Schon manchmal haben die Verhandlungen unsrer Konferenz unter dem Segen des Sexagesimae-Evangeliums gestanden: Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen und etliches fiel auf gut Land und trug Frucht. Mit dem Wunsche, daß Er, der gerade in Verbindung mit dem Missionsauftrage die Verheißung gegeben hat: „Ich bin bei euch" — auch heute als Säemann durch unsre Versammlung hindurch gehe, dem gesprochenen Wort Samenkraft gebe, es auf gut Land fallen und viel Frucht bringen lassen möge, begrüße ich Sie aufs herzlichste.

Dazu sind wir zusammen gekommen, um des Glaubens gewisser und froher zu werden, von dem die Apostel bekannten, daß er der Sieg ist, der die Welt überwunden hat, und durch die Stärkung in diesem Glauben neue Antriebe zu der Arbeit zu erhalten, deren Aufgabe es ist, „unter den Heiden zu verkündigen den unausforschlichen Reichtum Christi." Obgleich die Beteiligung an dieser Arbeit wie dem Paulus so auch uns eine „Gnade" sein muß, so bedürfen wir doch immer von neuem der Ermutigung zu ihr, sonderlich heute, wo die Mission daheim und draußen so vielfach im Zeichen der Passion steht. Mission und Passion gehören ja freilich von Anfang an zusammen, aber immer wieder wenn es Leidenswege geht und die Hand über den Wolken durch Wolken verdeckt ist, sind wir in der Gefahr, kleinmütig zu werden. Darum ist das der zweite Wunsch, mit dem ich Sie begrüße, daß Gott uns fest behalte in seinem Wort und Glauben und männlich und stark mache. Ein festes, seines Glaubens gewisses und frohes Herz ist nicht nur ein „köstlich Ding", sondern auch eine Kraft zur ausdauernden Arbeit sowohl in der Ausbreitung wie im Ausbau des Reiches Gottes.

Es ist ein Gegenstand von prinzipieller Bedeutung, den wir in dieser Tagung als Hauptthema behandeln. Zwar man kann sich fast wundern, daß heute, wo eine aus Menschen aller Nationen und Kulturstufen gesammelte Christenheit von 550 Millionen als das Ergebnis der *Mission in* der Weltgeschichte als die Führerin

derselben und die Trägerin der Kultur steht, noch gefragt werden kann: Was gibt dem Christentum das Recht und die Kraft zur Weltmission? Ist denn dieses Recht durch eine nun bald 2000jährige Geschichte der christlichen Mission nicht außer allen Zweifel gestellt? Besitzt denn das Christentum in der geheiligten Person Jesu Christi, in dem durch ihn bezeugten göttlichen Wahrheitswort und in der durch ihn vollbrachten Gottestat der Erlösung, besitzt es darin nicht einen Heilsschatz, wie auch die höchst stehenden unter den nichtchristlichen Religionen ihn nicht besitzen? Und ist es nicht eine Tatsache, daß alle die großen Zeugen Gottes, von denen fruchtbare, aufbauende religiöse Bewegungen sowohl zu Kirchengründungen wie zu Kirchenbelebungen ausgegangen sind, daß sie alle die Kraft dazu empfangen haben aus der mit lebendigem Glauben geglaubten Botschaft, deren Inhalt das Sünder rettende Evangelium von Christo ist, welcher Gestalt die Apostel es verkündigt haben?

Und doch behandelt unser Thema eine sehr aktuelle Zeitfrage. Der Kampf um die christlichen Heilstatsachen und Heilsgrundlehren, der gegenwärtig innerhalb der protestantischen, besonders deutschen Christenheit geführt wird, geht auch die Mission aufs nächste an. Ob Jesus in das Evangelium gehört oder nicht; ob wir an ihm die Erlösung haben durch sein Blut oder nicht; ob das Christentum Offenbarung Gottes und zwar die vollkommene und die vollendete Offenbarung Gottes ist oder nicht — das sind im eigentlichsten Sinne des Worts Lebensfragen auch für die christliche Mission. Ein seiner Mysterien entleertes Christentum, das in Jesu einen bloßen Menschen, einen religiösen Genius oder Heros sieht; das aus der Gottestat der Erlösung eine Selbsterlösung des Menschen macht; das die Offenbarung Gottes in religionsgeschichtliche Entwicklung umsetzt — ein solches entleertes Christentum nimmt der christlichen Mission, worin sie seit den Tagen der Apostel bis heute ihre Berechtigung erblickt und ihre Kraft gehabt hat. Seine Vertreter reden zwar noch von Missionspflicht, erklären aber, daß Sinn und Geist der heutigen Mission ein anderer sein müsse, als in der altchristlichen; sie sei „nicht Rettung und Bekehrung, sondern Erhebung und Entwicklung" der Religionen der Kulturvölker aus diesen selbst heraus, und bei den *sog.* Naturvölkern höchstens „Humanisierung"; „Ausbreitung der

religiösen Ideenwelt Europas und Amerikas im engsten Zusammenhange mit der Ausbreitung der europäischen Einflußsphäre," eine „moderne kulturell tätige" Mission.[1]) Daß an eine solche Mission eine ähnliche Kraft gesetzt wird wie an die bisherige und daß sie ähnliche Erfolge ergibt wie die bisherige — dafür liegt bis jetzt ein geschichtlicher Beweis nicht vor.

Wir feiern in diesem Jahre wieder ein Missionsjubiläum. Am 9. Juli werden es 200 Jahre, daß die ersten deutschen, überhaupt die ersten evangelischen Missionare in Indien landeten. Was das für die evangelische Missionsgeschichte zu bedeuten gehabt hat, darf ich in dieser Versammlung als bekannt voraussetzen. Man kann jedoch dieses Jubiläum nicht ohne Wehmut feiern, denn diese alte dänisch-hallesche Mission selbst hat nach einem etwa 100jährigen Bestande ein klägliches Ende genommen. Sie gab sich selbst nach ihrer eigenen Erklärung als „Bekehrungsanstalt" auf, um fortan „die Aufklärung durch Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in den Schulen zu fördern." Und das tat sie, weil der Rationalismus daheim dem alten Glauben die Wurzeln abgegraben hatte, aus dem die Mission geboren worden war. Dieses Grab der alten dänisch-halleschen Mission ist eine unmißverständliche Warnung und zugleich eine Mahnung, bei dem Glauben der Apostel und der Reformatoren zu bleiben, in dem die Wurzeln unserer Kraft nicht bloß gelegen haben, sondern auch heute noch liegen.

Und das ist der dritte Wunsch, mit dem ich Sie begrüße: Gott mache uns zu Männern, die nicht bloß von frommen Stimmungen und Empfindungen umgetrieben werden, sondern die mit Paulus sagen lernen: Ich weiß, an wen ich glaube. Es ist derselbe Jesus heute wie gestern und in Ewigkeit wie heute, in dem die Welt das Leben hat.[2]) Warneck.

Der Hindugötze.[3])

Von Missionar Manley.

Die Frage ist oft aufgeworfen worden, ob der Hindu wirklich den Götzen anbetet, den er aufstellt, oder ob er Gott anbetet und

1) Christl. Welt 1906, 56 ff. — Protestantenblatt 1906, 136.

2) Die betreffenden Referate werden später folgen.

3) Intellig. 1905, 731.

den Götzen nur als dessen Abbild betrachtet. Wenn der Fragesteller eine wahre Antwort auf diese Frage haben will, so muß er geduldig nach Tatsachen suchen. Er muß sich nicht mit der Erklärung eines englisch erzogenen Hindu-Studenten begnügen, welcher rundweg behauptet, daß niemand den Götzen selbst anbetet, noch darf er dem Ausspruch Glauben beimessen, daß das Volk mit den häßlichen Götzenbildern aus Holz und Stein keine höheren Ideen verbinden könne, sondern er muß gewissenhaft Aussprüche und Begebenheiten nach Quellen aus dem Leben der Eingeborenen untersuchen; dann wird er sich mit der Zeit eine eigene Meinung hierüber bilden können.

Der Zweck dieses Artikels ist es, einige Tatsachen, Illustrationen und kleine Geschichten zu sammeln, welche einigermaßen das unbestimmte Gefühl des Geheimnisvollen und Ehrfurcht Einflößenden, verbunden mit dem grotesken Gefühl des praktischen Nutzens enthüllen sollen, mit welchem der Durchschnitts-Hindu seinen devatá oder Götzen betrachtet.

In jeder Hindu-Stadt befinden sich eine Menge dieser dévatás, deren Tempel sich zwischen den Häusern der andern Bewohner der Stadt eingenistet haben. Man darf aber niemals außer acht lassen, daß der Hindu-Tempel nicht wie eine Kirche oder Moschee für den Gebrauch derjenigen errichtet ist, die dort zur Anbetung zusammenkommen, sondern für den devatá selbst. Das gewöhnliche Wort für Tempel ist in Nordindien „mandir", d. h. „Haus", „Wohnplatz", und das native Wörterbuch erklärt es durch den Ausdruck: „Gott-Haus".

Hier nun wohnt der devatá in Reichtum oder Armut, je nachdem die dem Tempel gewidmeten Stiftungen größere oder geringere sind. Im ersteren Falle hat er vielleicht mehrere pujáris, oder dienende Priester, im letzteren muß er vielleicht die Dienste eines Priesters mit mehreren anderen devatás teilen. Der Verfasser dieses erinnert sich, wie er an einem frischen Novembermorgen, als er auf der hügeligen Umgebung einer Hindu-Stadt umherstreifte, die meilenweit von der nächsten Missionsstation entfernt lag, einen jungen Hindu traf, der von einem kleinen, auf der Spitze des Hügels gelegenen mandir herabkam. Zuerst konnte er durchaus nicht verstehen, in welcher Sprache der junge Hindu ihn begrüßte, bis er schließlich herausfand, daß er „Good evening"

meinte und zu gleicher Zeit bemerkte, daß er „englisch sprechen" könnte, jedoch ging die Unterhaltung in Urdu besser als in englisch. Der junge Mann erzählte nun, daß sein Vater ein pujári, der mehrere Tempel bediente, wäre, jetzt aber krank sei, weshalb er die Pflichten desselben versehe. „Diese Pflichten", fuhr er fort, „bestehen darin, daß man den devatás alles zukommen läßt, was sie bedürfen, denn sie haben dieselben Bedürfnisse wie wir. Der Sahib hat seinen Diener, der ihn des morgens weckt, ihm seine Mahlzeit bringt und für ihn sorgt. Mein Vater ist der Diener verschiedener devatás, und diesen hier habe ich eben geweckt." In der Vaishnava-Sekte erweckt der pujári den schlafenden Gott, indem er auf einer Muschel bläst und klingelt. Gegen 12 Uhr werden ihm Früchte, Wurzeln usw. zum Mittagsmahl gebracht, und darauf in richtiger Reihenfolge die Betelnuß zum Kauen. Am Nachmittage läßt man ihn schlafen; abends werden Lampen angezündet und vor ihm hin und her geschwungen, und man bringt ihm Wasser, um seinen Mund, sein Gesicht und die Füße zu waschen, nebst einem Handtuch zum Abtrocknen. Dann endlich wird alles fortgeräumt und der devatá schläft nun bis zum andern Morgen. Wenn Voltaire in Indien gelebt hätte, statt in einem katholischen Lande, wie viel zutreffender würde sein Ausspruch sein, daß Gott die Menschen nach Seinem Bilde geschaffen habe, und daß die Menschen sich dafür revangierten, indem sie ihre Götter nach ihrem Bilde schufen.

Die Berühmtheit der verschiedenen Götzen scheint durchaus nicht in einem direkten Verhältnis zu der theoretischen Stellung der devatás im Hindu-Pantheon zu stehen, obgleich die relative Wichtigkeit dieser mythischen „Götter" sich in jedem Zeitalter geändert hat, je nach ihrer Beliebtheit unter den Menschen. Aber in der gegenwärtigen Zeit scheint die Wichtigkeit der verschiedenen Tempel hauptsächlich von ihrer Größe abzuhängen, oder vielleicht sogar noch mehr von der Größe ihrer Fonds. So hat z. B. der berühmte Götze Dschaganath in Puri eine große Anzahl dienender Priester; er besitzt einen riesigen Wagen, in welchem er in den Ferien zum Besuch bei den benachbarten devatás fährt, und erfreut sich im allgemeinen großer Beliebtheit, während die überwiegende Mehrheit der letzteren sich in so ärmlichen Umständen befindet, daß *sie keinen eigenen* Priester haben und ihre Tempel

dem Verfall nahe sind. Wenn man den modernen Hindu auf all dies hinweist, stimmt er bereitwillig zu und erwidert unbekümmert: „Ach, wir sind im eisernen Zeitalter", eine Bemerkung, welche die Menge der Sünden zu bedecken scheint.

Inwieweit die tote Steinmasse selbst Macht und Kraft besitzt, das ist eine Frage, die Raum genug zu Meinungsverschiedenheiten bietet. Folgendes ist ein Bericht von einem Hindu-Gentleman aus hoher Kaste, der, von seiner Kindheit sprechend, sagt:

„Wenn ich als kleiner Knabe meine (verwitwete) Mutter die Götzen so fromm anbeten sah, empfand ich Ehrfurcht und Angst und fühlte mich schuldig, und wenn ich allein vor dem Götzen stand, rief ich zu ihm in meiner Herzensnot: „Vergib mir meine früheren Sünden, und dann will ich nicht wieder sündigen!" Eines Morgens als meine Mutter wie gewöhnlich Eßwaren vor dem Götzen niederlegte, läutete sie mit einem kleinen Glöckchen und sang etwas dabei, indem sie die Augen schloß. Als ich sie nachher fragte, warum sie die Augen zugemacht hätte, als sie den Göttern das Essen brachte, sagte sie: „Siehst du, mein Kind, die Götter begeben sich hin zu der Speise und kosten sie und heiligen oder segnen sie dadurch, und nachher essen wir alle ein wenig davon; aber wenn wir die Augen offen hielten, würden sie die Speisen nicht berühren!" Da dachte ich, wie wunderbar es sein müßte, diese kleinen, 4 Zoll hohen, ehernen Götzen, in der Gestalt von kleinen Männern und Frauen zu den Schüsseln heranschreiten zu sehen, um kleine Bröckchen zu nehmen, und ich tat als machte ich die Augen zu, indem ich sie mit der Hand bedeckte, aber zwischen den Fingern hindurch schielte ich verstohlen hin, um den Spaß mitanzusehen. Aber nichts geschah: die winzigen Figürchen saßen bewegungslos da wie vorher! Da wurde mein Glaube an die Hindu-Götter vollständig erschüttert."

Das Suchen nach Wahrheit, das sich im Obigen zeigte, brachte den jungen Mann später dahin, daß er ein Christ wurde, aber die folgende Geschichte zeigt wiederum ein entgegengesetztes Bild:

Im 17. Jahrhundert lebte ein Marathi-Dichter namens Tukarama. Nun hatte eine seiner Frauen, Avali, ihre Zweifel darüber, ob der Götze Vithoba die Milch, die ihm vorgesetzt wurde, wirklich tränke. Um dies herauszufinden, brachte sie eines Tages kochend heiße Milch und bot sie wie gewöhnlich dem Götzen an. Dieser jedoch wandte sofort seinen Kopf ab und blieb hinfort mit umgedrehtem Hals und einer Blase auf der Zunge. Dies überzeugte Avali vollständig, wie ein späterer Dichter uns erzählt, und in der Tat, solch ein Beweis müßte den Ungläubigsten befriedigen.

Der Ursprung mancher devatás ist auch ein Beweis von *der Wundermacht*, die ihnen innewohnt. Ephesus ist nicht der

einzige Ort, wo Götterbilder vom Himmel gefallen sind. Verfasser dieses erinnert sich einer Begebenheit in einem kleinen Dorf in den Pyrenäen, wo vor einigen Jahren ein schwarzer Stein im Flußbett gefunden wurde, der Wunderkräfte besessen haben sollte; die Priester fanden dann heraus, daß dieser Stein eine kopflose Figur der Jungfrau Maria sei, die vom Himmel gefallen wäre. Nun wurde Geld zu einem Kopf gesammelt, und das Heiligenbild wurde in aller Form aufgestellt und vom Bischof geweiht.

Dieses Verfahren ist über ganz Indien verbreitet. Manchmal sind die magischen Steine von ganz gewöhnlicher Art oder von absonderlicher Form, aber viele Fälle sind bekannt, wo man einen Stein aus dem Erdboden ragen sah, der dann später immer mehr herauskam, bis endlich ein vollständiges und schön geschnitztes Bild von Shiva oder einem anderen Gott, dessen Priester in der Nähe wohnten, herausgewachsen war. Das Götzenbild wird dann aufgestellt, und der Radscha des Ortes, dem die Gottheit einen so sichtlichen Beweis ihrer Gunst erzeigt hat, dürfte wohl kaum wagen, die nötigen Gelder zu seinem Unterhalt zu verweigern.

Aber die devatás werden nicht nur auf diese Weise geboren, sie werden auch gemacht. Um dies zu illustrieren, weisen wir auf die vielen Feste hin, die den Geburtstag des beliebten Gottes Ganesha feiern, Ganesha mit dem Elefantenkopf. Er ist der Gott des Reichtums, aber auch bekannt als der Gott, der Hindernisse aus dem Wege räumt und zum „Vorwärtskommen" verhilft. An einem bestimmten Tage kauft man nun die Figur des Gottes auf dem Basar; sie ist gewöhnlich von Ton, bemalt und vergoldet. Jeder rechtgläubige Hindu sagt uns, daß diese Figur nur ein múrti (Abbild) ist, und daß man sie jedem Europäer verkaufen kann ohne die geringste Entweihung. Dann folgt die umständliche Weihe, durch welche der Gott selbst in das Abbild gebracht wird, und jetzt ist es ein devatá geworden. Es wird nun angebetet, und geeignete Brahmanen werden herbeigerufen, um die verschiedentlichen Heldentaten des Gottes Ganesha einer größeren Familienversammlung vorzutragen; gewisse Zeremonien der Anbetung werden vorschriftsmäßig beobachtet, und abends werden dann die Brahmanen gespeist (eine wesentliche Bedingung für den Erfolg des Weiheakts), und gewöhnlich arangiert man Tänze zur Unterhaltung der Gäste.

Nach einer festgesetzten Zeit muß dann der devatá, der so lange als Gast im Hause aufgenommen war, dasselbe wieder verlassen. Erst aber muß die ihm innewohnende Gottheit sorglich entfernt werden, und dann wirft man die Figur ins Wasser nach einigen abermaligen Prozessionen und Manipulationen, begleitet von dem Wunsche: „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr". Was aus dem unglückseligen devatá werden würde, wenn es nicht gelänge, den Zauber zu entfernen, das bleibt ungesagt.

Noch ein Beispiel von der Entstehung eines devatá bietet die Erzählung, die vom Ursprung des großen Dschaganath in Puri berichtet wird:

Ein frommer König namens Indra-Dyumna wurde von Vishnu aufgefordert, ein Bildnis des Dschaganath herzustellen, in dessen Inneres die Gebeine des Gottes Krishna hineingelegt werden sollten. Viçwa-karma, der Baumeister der Götter, unternahm es, die Figur herzustellen unter der Bedingung, daß man ihn ganz ungestört lasse, bis das Werk vollendet sei. Doch nachdem 15 Tage vergangen waren, wurde der König ungeduldig und suchte den Künstler auf; der aber wurde sehr böse und ging davon, ohne das Werk zu vollenden; es fehlten die Hände und Füße, und so kam es, daß das Götterbild nur Stümpfe aufweist. Indra-Dyumna aber betete zu Brahma, und der versprach ihm, das Bildnis berühmt zu machen, und das tat er, indem er ihm Augen und eine Seele gab und es selbst als Oberpriester weihte.

Bis jetzt ist noch nichts darüber gesagt worden, was man unter dem Götzen zu verstehen hat: Der Götze ist ein Abbild eines Gottes; was denkt sich der Hindu unter diesem Gott?

Ehe wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, muß noch ein Wort über das Volk gesagt werden. Die überwiegende Majorität der Völker Indiens, mit Ausnahme der Mohammedaner, auf die sich dieser Artikel nicht bezieht, gehören zur dravidischen Rasse. Sie bewohnten Indien zu Abrahams Zeiten, wo das Land von den im Nordwesten lebenden Ariern überschwemmt wurde. Die dravidischen Stämme bilden noch $^9/_{10}$ der Bevölkerung, und ihre Religion, ihre Ideen sind es, die wir im Folgenden zu beschreiben versuchen. Allerdings wurde die arische Sprache nun die vorherrschende; es waren die arischen Eroberer, welche die Schlüssel zur Wissenschaft in Händen hielten. Die Religionsbücher der Hindus von den Vedas bis zu den Puranas sind von den Ariern geschrieben worden, und die großen Massen des dravidischen Volkes konnten weder lesen noch schreiben. Aber trotzdem, und vielleicht

gerade deswegen, sind die dravidischen Ideen in der Praxis vorherrschend geblieben, während diejenigen der Arier theoretisch vorherrschend blieben. Ein vortreffliches Beispiel hiervon ist die oben erzählte Geschichte vom Dschaganath. Niemand kann daran zweifeln, daß die erwähnte Figur früher ein Fetisch war, der, wie die kopflose Figur der Jungfrau Maria in den Pyrenäen aus einem absonderlichen Stein gemacht war, der dem Finder desselben abergläubische Furcht einflößte, die vielleicht mit der Aussicht eines möglichen Profits verbunden war. Das Ende der Geschichte ist eine Erfindung der arischen Priester, um Vishnu hineinzubringen. Das Volk hat die Geschichte angenommen und fährt fort, den Götzen nach wie vor anzubeten. Ob sie ihn nun für Vishnu halten oder nicht, jedenfalls ist es Tatsache, daß, obgleich es hunderte von Vishnu-Götzen überall in ganz Indien gibt, doch tausende von Pilgern alle Jahre nach Puri wallfahrten, um den großen Götzen anzubeten.

Die Göttergeschichten der älteren Hindu-Bücher sind alle vergessen, sogar die Namen der alten Götter selbst. Die einzigen bekannten sind die, welche in unserer Aera geschrieben worden sind, und welche ohne Zweifel mehr von den Traditionen der Draviden, als der Arier verkörpern.

Ein Beispiel wird genügen: Der schon erwähnte Gott des Erfolges, Ganesha, hat einen Elefantenkopf. Woher kommt das? Wahrscheinlich ist es ein Überbleibsel der Elefantenvergötterung, aber die Erzählung lautet folgendermaßen:

> Brahma und Shiva kämpften miteinander, wobei der erstere durch einen zornigen Blick seines Auges den Kopf von dem jungen Sohn des letzteren verbrannte. Und den Vater verfluchte er und verurteilte ihn dazu, das erste lebende Geschöpf, das er treffen würde, zu erschlagen und dessen Kopf seinem eigenen Kinde aufzusetzen. Dies war nun ein Elefant, und deshalb trägt Ganesha einen Elefantenkopf.

Aber obgleich hunderte dieser Geschichten in den heiligen Büchern stehen, sind doch verhältnismäßig nur wenige bekannt, nämlich solche, welche bei den oben beschriebenen Familienfesten vorgetragen werden. Viel bekannter und beliebter sind die Geschichten von den zu Göttern erhobenen Helden Rama und Krishna: die ersteren ebenso erhaben und wundervoll, wie die letzteren niedrig und abstoßend.

Da nun *diese Göttergeschichten* mehr oder weniger Bücher-

werk sind, so verbindet das Volk mit denselben keine klare Auffassung von den devatá. Das Wort devatá wird ohne Unterschied für den Götzen selbst angewandt oder für den Gott, den es darstellt; aber ob der Anbetende überhaupt einen persönlichen Gegenstand in demselben erblickt, ist zweifelhaft. Es ist mehr eine „Macht", welche sich in dem rauschenden Fluß zeigt und dem Baum mit seinen ausgebreiteten Zweigen, welche den Tiger zum Sprunge treibt und der Schlange ihr Gift gibt, eine Macht, welche das Malariafieber erzeugt, und einherschreitet in der schrecklichen Gestalt der Cholera, der Pocken und der Rinderpest. Genauer als dieses macht er sich den Gott nicht klar, dem er sein Opfer bringt, oder dessen Abbild er zur rechten Zeit mit roter Farbe bemalt.

Die Beziehung zwischen dem Anbetenden und dem devatá stimmt hiermit gänzlich überein: Er betet nicht zu ihm im eigentlichen Sinne des Wortes, er versucht ihn zu beschwören, zu zwingen, mit ihm zu unterhandeln, ihm zu schmeicheln. Ein Hindu, den Schreiber dieses einst tadelte, weil er Wasser mit der Milch mischte, die ein Opfer für den Ganges sein sollte, bemerkte: „O, er weiß es nicht!" Das Verfahren ist eigentlich mehr „magisch", insofern, als gewisse Resultate von selbst gewissen Zeremonien folgen müssen. Als ein klares Beispiel hiervon möge folgende Begebenheit dienen:

In der heißen Zeit trat in einem Dorf die Cholera mit großer Heftigkeit auf, und um diese grausige Krankheit zu vertreiben, riefen die irregeleiteten und verstörten Hindus und Mohammedaner des Ortes 2 Fakire von einem benachbarten Dorfe herbei. Diese beiden Vertrauensmänner fingen damit an, rund um das Dorf her einen Kreis zu ziehen, und sie ordneten an, daß niemand darüber hinaus gehen dürfte bis zum nächsten Morgen, wo die Bewohner des ganzen Dorfes an ihnen vorbei defilieren sollten, um mit Milch und Wasser besprengt zu werden. Die Tatsache, daß die Mohammedaner an dieser Zeremonie teilnahmen, zeigt, daß das Resultat gänzlich als die Wirkung der angewandten Zeremonien betrachtet wird, und nicht als die Gunstbezeugung eines persönlichen Gottes.

Wie sehr ihnen die Idee innewohnt, daß ein charm, selbst in der Form des Gebetes zu einem Gott, doch nur ein Mittel ist, um einen gewissen Zweck zu erreichen, wird aus einer Bemerkung des Gesetzbuches von Manu ersehen, wo es heißt, daß eine gewisse Verwünschung, in welcher man den Gott bittet, einen Feind zu *töten, dessen* Tod herbeiführen muß, aber daß der Mann, der

dieses Mittel angewandt hat, als Mörder in die Hölle kommen wird. So ist also der charm nichts anderes als ein Schwert oder eine Waffe. Die Puránas enthalten viele Geschichten von Königen, Priestern und Dämonen, die durch die Kraft ihrer Andacht und strengen Buße die Götter in ihre Gewalt bekommen, so daß diese all ihre Klugheit aufbieten mußten, um die gefährlichen Nebenbuhler durch mehr oder weniger schlaue Kunstgriffe unschädlich zu machen. So hatte z. B. der König Bali durch seine strengen Bußübungen Gewalt über alle drei Reiche erlangt, sogar über den Thron Indras (der in früheren Zeiten der König der Götter war). Die Götter wandten sich in ihrer Bestürzung an Vishnu, und dieser nahm die Gestalt eines Zwerges an, begab sich zu Bali und erbat sich von ihm nur so viel Land, wie er mit drei Schritten bedecken könnte. Der König gewährte ihm natürlich eine so bescheidene Bitte; da aber nahm Vishnu unverzüglich seine wahre Gestalt wieder an, und mit zwei Schritten bedeckte er die Erde und den Himmel, dann aber unterließ er es in einer Aufwallung von Mitleid, auch den dritten Schritt zu tun, und ließ so dem Bali das Reich der Hölle, für welche Gunst dieser dankbarer war, als man es vermuten sollte.

So durchaus ist das mantra oder charm ein Gewaltmittel, daß es, grade wie das Einnehmen einer falschen Medizin, Unglück hervorbringen kann. In dem Report von der Volkszählung wird berichtet, daß einer der Leute dem Beamten gegenüber äußerte, daß die Anbetung des Mahadeo ganz besonders nutzenbringend wäre, da er immer bei der Hand sei, um seinen Verehrern zu helfen (im Gegensatz zu den lokalen Gottheiten), daß es aber nicht jeder unternehmen könnte, weil irgend ein Irrtum beim Hersagen der Hymnen üble Folgen haben würde. Zum Beweis führte er den Fall eines seiner Freunde an, der einst etwas dabei ausgelassen hatte und darauf von einem Stein, der von der Mauer seines Hauses herabfiel, beinahe getötet worden wäre.

Die Beziehungen zwischen dem Gott und dem Verehrer desselben können ebenso gut freundliche, wie feindliche sein, wie das eine Geschichte, die in der Januar-Nummer des Intelligencer (1905) erzählt wird, klar beweist.

Bei Gelegenheit eines ersten Besuches eines gewissen Tempels machten die Verehrer des *Götzen viel aus* ihrem Gott und gingen mit ihren Gaben

und Opfern weit über ihre Mittel hinaus, um ihn zu bewegen, Regen zu schicken, der dringend nötig war, aber der Gott blieb verstockt. Da versuchten sie es auf andre Weise, die spätere Besucher des Tempels mit Entrüstung erfüllte, denn sie fanden den Ausschmuck desselben auf rohe Weise herabgerissen, und den Tempel und sogar den Gott selbst mit Lehm beworfen. „Was soll das bedeuten?" fragten die Priester die Leute, die umherstanden. „Was das bedeuten soll?" antworteten die Schuldigen, „wir haben Grund genug dazu: Wir haben wieder und wieder um Regen für unsre Saaten gebetet, wir haben uns arm gemacht, um ihm Geschenke zu geben, damit er uns Regen sende, aber er weigert sich. Deshalb haben wir ihn und seinen Tempel über und über mit Erdschmutz beworfen. Wenn er keinen Regen senden will, um unsre Saaten zu bewässern, wird er vielleicht welchen schicken, um sein beschmutztes Gesicht zu waschen."

In dem großen Hindu-Gesetzbuch, dem Gesetz des Manu, welches viele Jahrhunderte, nachdem die Arier Indien erobert hatten, verfaßt wurde, sind fünf Klassen lebender Wesen angegeben. Obenan steht Brahma, der Erhabene, dann die devas oder Götter, ferner die bhútas oder Geister, dann die menschlichen Wesen und endlich die pitris, die abgeschiedenen Vorfahren. Es wird erklärt, daß all diese fünf Klassen, was ihren Unterhalt betrifft, vom Hausvater abhängen, der auf diese Weise der Erhalter aller Existenz ist. Brahma erhält er durch das Lesen der Veden, die Götter durch Opfer, die bhútas durch Hinstreuen von Korn, die menschlichen Wesen durch gastfreie Feste, und die pitris durch geeignete Trankopfer. Diese Ideen sind noch mehr oder weniger verbreitet, besonders was die devas, bhútas und pitris betrifft, obgleich die Pflichten den Menschen gegenüber sich nur noch auf das Bewirten der Brahmanen beschränken, und die Pflicht gegen Brahma durch die Philosophie gänzlich in den Wind geschlagen ist. Die Gebräuche sowohl der Arier als der Draviden weisen auf eine Auffassung hin, nach der die Seelen der Abgeschiedenen weder unsterblich noch göttlich sind, und daß sie zu ihrem Unterhalt von menschlichen Dienstleistungen abhängig sind, die ihnen jedoch mehr aus Furcht als aus Liebe geleistet werden, und die ganz und gar von dem Wunsch geleitet werden, diese unwillkommenen Gäste davon abzuhalten, die Wohnungen der Lebenden wieder zu besuchen.

So fand im vorigen Jahre ein Missionar vor allen Häusern eines gewissen Dorfes Nahrungsmittel und Wasser hingesetzt, und als er nach dem Grunde fragte, sagte man ihm, ein benachbarter *weiser Mann* habe sie belehrt, die Pest wäre dadurch verursacht,

daß der Pestdämon hungrig und durstig wäre und in die Häuser käme, um Nahrung zu erhalten; wenn sie aber Speise und Trank draußen hinsetzten, er nicht hineinkommen würde. Jener weise Mann muß ehrlich und selbstverleugnend gewesen sein, denn gewöhnlich wendet man kostspielige Zeremonien an bei den besonderen Götzen, die man für die Ursache der Plage hält. Es wäre interessant, zu wissen, ob das hier gebrauchte Wort deva oder bhúta war; das hier angewandte Verfahren paßt sicher für das letztere, aber „es ist das eiserne Zeitalter“, und es herrscht viel Verwirrung der Begriffe.

Die Hindu-Philosophie hat getan, was noch keine andere Philosophie vermocht hat: sie hat alle Schichten des Volkes durchdrungen und hat, wenn auch nur im kleinen Maßstab, merklich seinen Glauben beeinflußt.

Selbstverständlich ist der gewöhnliche Mann ganz unfähig, Brahma, den höchsten aller abstrakten Begriffe, richtig aufzufassen, das unerforschliche „Es“ indischer Metaphysik, aber er ist doch durchsetzt von dem unbestimmten Gefühl, daß hinter all der Vielfältigkeit des Lebens, menschlich und göttlich, animalisch und vegetabilisch „irgend etwas“ ist. Bei den meisten besteht auch eine vage Idee von irgend einem Beherrscher, möge er nun Náráyan heißen, oder Parameshwar oder Bhagwan, welches erstere Wort ein Name des Vishnu ist, während die beiden letzteren „Herr der Herrn“, und „der Heilige“ insbesondere bedeuten. Parameshwar ist für das Volk ein sehr vager Begriff; keine Geschichten werden von ihm erzählt; keine äußerliche Verehrung wird ihm dargeboten. Dem philosophischen Hindu ist Brahma eine Existenz ohne alle Eigenschaften; die Unbestimmbarkeit und Unmöglichkeit, Parameshwar zu verstehen, nimmt im Volk die Form philosophischer Abstraktion an. Von dem Philosophen wird „Es“ bezeichnet als über jede Bezeichnung erhaben, als undefinierbar; von dem Volk wird Parameshwar einfach ignoriert und vernachlässigt.

Der Report der Volkszählung bezeichnet in folgender Geschichte sehr treffend die volkstümliche Idee, oder eigentlich den Mangel derselben, über den Erhabenen. „Ein Beamter, den ich über seinen Glauben befragte, beschrieb die Beziehung zwischen Parameshwar und den devatá als gleichbedeutend mit dem Verhältnis der Beamten *und* seiner Vorgesetzten, ein Vergleich, der

so oft angewandt wird, wie der zwischen der Regierung und ihren Distriktbeamten. Auf diese Weise ist eine klare Unterscheidung gemacht, und es ist kein Grund vorhanden zu einem Zwiespalt zwischen dem erhabenen Gott Parameshwar und den zahllosen untergeordneten Göttern. Der erstere ist verantwortlich für das Bestehen von Jedem und Allem, aber er ist zu hochstehend, um mit den gewöhnlichen Angelegenheiten des täglichen Lebens belästigt zu werden; die kleineren Schutzgötter sollen in weltlichen Angelegenheiten um Hilfe angerufen werden, und die Gunst der Dämonen soll man gewinnen, damit sie Unglück verhüten."

Die Hindu-Philosophie hat ohne Zweifel auch der ursprünglichen Idee, welche das gewöhnlichste Ding zu einem Fetisch macht, ihren Stempel aufgedrückt. In Indien ist dies pantheistisch gefärbt. „Ist nicht Parameshwar überall?", sagt der Hindu, „und ist er daher nicht auch in diesem Götzen, oder in diesem Stein, welchen ich durch die rote Farbe als zur Anbetung bestimmt, bezeichnet habe?" Ein junger Hindu beschrieb seine Gefühle bei einem (religiösen) Bade auf folgende Weise: „Ich fühlte, wie das kühle Wasser mich umgab, und ich fühlte, „dies ist Gott, dies ist Gott, Gott ist überall, ich bin Gott!" Dies ist vielleicht einer der Gründe, warum der Hindu so viele Gegenstände der göttlichen Verehrung hat, und warum, dem entsprechend, sie ihm so wenig bedeuten.

Die göttliche Verehrung des Hindu beschränkt sich jedoch nicht nur auf den Götzen im strengsten Sinne. Jeder Brahmane betet alle Tage die Sonne an (oder sollte es tun); der Ganges, das Wasser, die Bäume, die Erde, die Luft, der Himmel, all diesen macht man „pújá", und der Schreiber dieses kennt einen Hindu-Studenten der Universität Cambridge, der täglich seine Arme und Augen, seine Nase und andere Körperteile anruft. In der Tat, es ist richtig bemerkt worden, daß der Hindu alles andere anbetet, nur Gott nicht.

Wie wenig dem Hindu Anbetung bedeutet, und wie gänzlich ungeistig dieselbe gewöhnlich ist, zeigt die folgende Geschichte, die dem Volkszählungsreport von 1901 entnommen ist:

Vor einigen Jahren, es war in Simla, bemerkte der betreffende Beamte, wie einige der Regierungsschreiber das Fest, bei welchem es allen *Arbeitsleuten* obliegt, ihre Werkzeuge anzubeten, auf folgende Weise feier-

ten: Sie hatten eine große Kiste herbeigeschafft und als Altar auf ein Dach gesetzt. Auf diese stellten sie einen großen, pultartigen Schreibkasten und über denselben ein Tintenfaß mit einem Schraubendeckel. Das ganze wurde mit Löschblattbogen, Bleistiften und Federn garniert. Rings um diesen modernen Tempel her waren 9 Pfennige niedergelegt worden, die Bezahlung für den amtierenden Brahmanen, und nachdem dieser die geeigneten Verse hergesagt hatte, kauften die Schreiber aus gemeinschaftlicher Kasse für ein par Schilling Süßigkeiten, die sie unter sich verteilten und verzehrten. Der betreffende Beamte bemerkte zu einem der Schreiber, der ihm den Vorgang erklärte, daß doch in dieser Art Anbetung etwas ziemlich Unrichtiges läge, und meinte, daß ein heimischer Pflug doch für seine Kaste (die der Landbebauer) viel geeigneter sei als ein englischer Schreibkasten. Doch der junge Mann antwortete mit viel gesundem Menschenverstand, daß der Pflug zu Hause auf dem Dorfe wäre, während der Schreibkasten hier das Sinnbild des Sirkar (Regierung) sei, und der Sirkar gäbe ihnen die Arbeit, von der sie lebten, und die Bezahlung, von der sie sich sättigten, deshalb beteten sie den Schreibkasten an.

Die Aufgabe, die vor uns lag, ist mehr oder weniger vollendet. Wenn der Leser irgend einen bestimmten oder befriedigenden Eindruck erhalten hat von der Idee, wie der Durchschnitts-Hindu seine devatá auffaßt, dann kann er sicher sein, daß dieser Eindruck ein falscher ist, denn die Ideen der Hindus sind im Wesentlichen unbestimmt und gänzlich unbefriedigend. Aber wenn in ihm andrerseits ein unklares Gefühl erwacht ist von etwas Magischem und Mysteriösem, etwas, mit dem wir vorsichtig umgehen müssen, etwas Machtvollem aber Willkürlichen, etwas, wodurch ein gewisses Verfahren, ein gewisser Vorteil erzielt werden kann, kurzum, eine unentwirrbare und verwirrte Masse von Ideen zum Teil widersprechend und ganz und gar unbestimmt, außer in dem einen, in die Augen fallenden Punkt, daß sie sich alle um das häßliche, grinsende Götzenbild konzentrieren —, dann ist er nicht fern von der Wahrheit. Überhaupt, wenn man indische Ideen verstehen will, muß man nach Indien gehen, aber nicht nur hingehen, sondern unter dem Volke leben und sein Vertrauen gewinnen.

Der Verfasser wagt nicht, dies letztere von sich zu behaupten; er kann den Lesern nur eine ausländische Frucht anbieten, die vielleicht noch unreif ist, da sie jenseits des Ozeans gepflückt und künstlich gereift wurde und jetzt von ihrem heimischen Boden fortgebracht ist. Die ihr eigene Zartheit und ihr Duft muß geschwunden sein, aber wenn nur so viel übrig geblieben ist, um

in irgend jemand, der den Herrn Jesus als den Herrn der Welt kennt, den Wunsch zu erregen, hinauszugehen, und Indiens Ideen auf Indiens Boden kennen zu lernen, dann ist die Feder nicht umsonst zur Hand genommen worden.

Zur Eingeborenen-Frage in Deutsch-Südwest-Afrika.

Von Missionsinspektor Haußleiter-Barmen.

(Schluß.)

Das wirtschaftliche Ziel jeder Kolonisation ist die Erschließung des ganzen Landes und die gewinnbringende Verwendung seiner Produkte. Hierzu ist die Arbeitskraft der Eingeborenen unentbehrlich. Man könnte ja versucht sein, durch strengen Arbeitszwang strafweise die unterworfene Bevölkerung den eigenen Zwecken so ausschließlich dienstbar zu machen, daß sie zu Leibeigenen oder gar zu Sklaven herabgedrückt würden. Man müßte aber dann das Wort Humanität aus dem Lexikon streichen und ein nach Tausenden zählendes Aufseherpersonal, mit der Nilpferdpeitsche ausgerüstet, über die weiten Landstrecken verteilen. Das hieße die Kolonie in ein großes Zuchthaus verwandeln. Etwas anderes ist die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit, bei welcher den Besiegten mit weiser Überlegung stufenmäßig ihre Freiheit zurückgegeben und durch Möglichkeit eigenen Besitzes die Freude an der Arbeit hervorgelockt wird. Nur in diesem Falle können sie auch kaufkräftige Abnehmer für die eingeführten Waren und durch langsame Hebung ihrer Bildung wertvolle Mitarbeiter an der Kolonisation ihres Heimatlandes werden. Hinter den persönlichen Zwecken liegt das große Gebiet einer allgemeinen wirtschaftlichen Interessengemeinschaft aller Bewohner des Landes, von dem nur Aufrührer, Ausbeuter und Abenteurer ausgenommen sind. Dies wichtigste Kulturfeld muß erkannt und angebaut werden, damit ein allgemeiner Wohlstand möglich wird.

Als staatlich-soziales Ziel möchten wir bezeichnen das geordnete Nebeneinanderleben der Angehörigen verschiedener Stände *und Rassen*, wo jeder vor Willkür und Ungerechtigkeit geschützt wird

und die Möglichkeit hat, durch Arbeit seine Stellung zu verbessern. Die Eingeborenen sollen erfahren, daß unter der neuen Regierung ihr persönliches Recht besser geschützt wird als unter der früheren Häuptlingsherrschaft, daß ihr Familienleben geachtet und die Erziehung ihrer Kinder durch Schulen gefördert wird. Wie die verschiedenen Stände der Eingewanderten, so sollten auch die Eingeborenen für ihre Angelegenheiten besondere Vertreter bei der Regierung haben. Von größter Bedeutung wäre, daß bei vollständiger Trennung von Verwaltung und Justiz die einzelnen Bezirksamtmänner in gleicher Weise das Vertrauen der Weißen und die Anhänglichkeit der Farbigen sich erwerben, was nur durch ein längeres Verweilen der tüchtigsten Kräfte auf ihrem Posten möglich ist.

Auf sittlich-religiösem Gebiet endlich erblicken wir das Ziel darin, daß Lüge und Roheit, Unmäßigkeit und Unzucht ohne Ansehen der Hautfarbe im öffentlichen Bewußtsein als Schande gebrandmarkt und Treue auch bei Farbigen anerkannt wird. Für beides geben wir ein bezeichnendes Beispiel. Der Bezirksverein in Gibeon hat einstimmig beschlossen, jedem der gewohnheitsmäßig und offenkundig, unbekümmert um das öffentliche Ärgernis, mit eingeborenen Weibern verkehrt, die Aufnahme zu verweigern Und als Gegenbild weisen wir hin auf einen Grabstein in Omaruru, auf dem unter dem Spruch Offb. Joh. 2, 10 die Worte eingemeißelt stehen: „Meinem bis in den Tod getreuen lieben Diener, dem Herero Sepp, . . . von Estorff, Major.“ Das sind erfreuliche Lebenszeichen aus der Kolonie!

Aus diesen kurzen Andeutungen möge man ersehen, daß die Schaffung und Pflege einer gesunden Interessengemeinschaft auf allen Gebieten der sicherste Weg zum Gedeihen der Kolonie ist. Werden diese Grundsätze und Ziele anerkannt, so ergibt sich daraus von selbst die Pflicht für die Obrigkeit und für jedermann, strengste Gerechtigkeit zu üben.

Vor Jahresfrist ist es vorgekommen, daß bei einem Distriktchef eine Anzahl Herero aus dem Felde sich stellten, weil er ihnen durch Vermittlung des Missionars schriftlich günstige Zusagen gemacht hatte. Von höherer Instanz jedoch wurden diese Bedingungen nicht anerkannt, und nicht nur die davon betroffenen Kriegsgefangenen, sondern auch der deutsche Name hatten darunter zu leiden. — An einem andern Platze hatten sich zwar die Eingeborenen nicht offen an dem Aufstande beteiligt, sie waren aber durch ihren verräterischen Kapitän in ein schlimmes *Licht* gebracht worden und mußten es durch Vieh-

abgabe büßen. Wenn nun aber bei der Ordnung der dortigen Wasserverhältnisse gegenwärtig für den Garten eines Eingeborenen wöchentlich nur 5 Stunden, hingegen für den Garten der Ansiedler wöchentlich 28 und für den Garten der Truppen wöchentlich 21 Stunden Wasserbenutzung festgesetzt werden, so bedeutet diese Maßregel eine wirtschaftliche Existenzvernichtung. Wir übergehen nachweisliche Fälle von ungerechtfertigter, harter Züchtigung, sowie von Entehrung gefangener Mädchen und Frauen, weil wir nicht in falscher Weise verallgemeinern möchten und weil wir wissen, daß das Gouvernement alles aufbietet, dergleichen Vorkommnisse weiterhin unmöglich zu machen; aber es ergibt sich für uns als zwingende Schlußfolgerung, daß wir das moralische Recht zur Kolonisation durch ernste Selbstzucht und strenge Gerechtigkeitsübung stets neu erwerben und erweisen müssen.

Daß ein Volk für seine eigenen Glieder sorgt, ist Pflicht der Selbsterhaltung. Aus solchem Motiv ist unterm 15. Dez. 1905 eine sehr bemerkenswerte Verordnung des Gouverneurs hervorgegangen. Durch das Zusammenströmen internationalen Gesindels waren die ruhigen Bürger von Swakopmund ihres Eigentums und ihres Lebens nicht mehr sicher. Deshalb wurde nicht nur das Polizeiaufgebot verstärkt, sondern auch eine strenge Kontrolle der Einwanderer eingerichtet: wer sich nicht genügend über seinen Beruf und Stand ausweisen kann, wird fortan nicht mehr zugelassen.

Eine allgemein wissenschaftliche Fürsorge tritt in den Bestrebungen der neu eingesetzten landeskundlichen Kommission des Kolonialrates zu Tag. Sie fördert die Erforschung der pflanzlichen, tierischen und menschlichen Bewohner der Gebiete, um den großen ursächlichen Zusammenhang aller einzelnen Erscheinungen verstehen zu lehren, der ein Land zu der organischen Einheit macht, die wir vor uns sehen. Wenn man sich die enge Zusammengehörigkeit schon vor Jahren von Land und Leuten klar gemacht hätte, wären manche verhängnisvolle Mißgriffe vermieden worden.

Weitgehende praktische Hilfeleistung hat die Regierung stets bei Rinderpest, Hungersnot und andern Plagen walten lassen. Vollends muß die jetzt eintretende Fürsorge für die Erhaltung der Familien, für die Schulerziehung der Jugend und für die Sicherung der wirtschaftlichen Existenz der Eingeborenen auf diese einen gewinnenden Eindruck machen. Der Naturmensch liebt es, der Gegenwart zu leben und sich über die Zukunft nicht allzuviel Gedanken zu machen; um so mehr bewundert er den vorausschauenden Weitblick des Europäers. Die Erfahrung aber, daß auch sein eigenes, des unterworfenen Feindes, Wohlergehen dabei berücksichtigt wird, wirkt wie eine

feurige Kohle auf dem Haupt. Edelmut ist nicht Torheit, sondern Weisheit, denn sie überwindet den Gegner innerlich. Durch Fürsorge der Regierung für die Stammesreste und durch Fürsorge der einzelnen Herren für ihre farbigen Leute werden die schönsten Siege gewonnen. Ihre langsam reifende Frucht wird das wiederkehrende Vertrauen und williger Gehorsam sein.

Zwar hat noch unterm 15. März 1905 der Höchstkommandierende unter ausdrücklicher Ermächtigung zur Veröffentlichung einem Missionar folgende Antwort gegeben: „Das von Ew. Hochehrwürden ausgesprochene Verlangen, daß die Herero wieder Vertrauen zur Regierung fassen müßten, lehne ich als eine falsche, auf nichts basierende Anschauung ab. Das deutsche Volk und die Regierung hat das Vertrauen zu der Tätigkeit der Mission wieder zu gewinnen, nicht ein barbarisches, mangelhaft geleitetes Volk zu der Regierung, welche die Herrin des Landes ist." Das war das Wetterleuchten eines abziehenden Gewitters. Seitdem hat sich der Himmel wieder aufgeklärt, und die Sonne des Friedens führt eine neue Zeit des äußeren und inneren Aufbaues und der Versöhnung herbei.

Die nationale Fürsorge für die Reinerhaltung des deutschen Blutes glaubt die bis jetzt bestehende Möglichkeit einer standesamtlichen Eheschließung zwischen weißen Männern und farbigen Frauen aufheben zu müssen, entgegen einer Entscheidung der Kol. Abt. d. Ausw. Amtes vom 8. Jan. 1900. Auch wir wollen keineswegs den Rassenmischehen das Wort reden. Aber so viel steht fest, daß durch die Verweigerung der staatlichen Anerkennung monogamischer Verhältnisse das Entstehen einer Bastardbevölkerung doch nicht unterdrückt werden kann. Es würden nur die Kinder von deutschen Bürgern mit Ausschließung von der öffentlichen Schule und vom Erbrecht bestraft, ohne daß irgend ein Delikt vorläge. Darum sei man in diesem Stück nicht stolzer als England, das in seinen Kolonien die Ehen mit Farbigen gesetzlich gestattet und nur auf sozialem Gebiet dagegen reagiert! Jedenfalls handelt ein solcher Weißer, der seine Beziehungen zu einer Eingeborenen öffentlich legitimieren möchte, viel ehrenvoller, als alle die weißen Männer, die sich selbst und die farbigen Frauen durch ungeordnete Beziehungen entwürdigen und sich der Fürsorge für ihre Nachkommenschaft kurzerhand entschlagen. Nur wenn es einigermaßen gelingt, die halbweißen Kinder auf die Kulturstufe ihrer Väter heraufzuheben, wird die Kolonie vor einem höchst gefährlichen Proletariat bewahrt werden. Für solche vaterlosen Kinder hat die Rhein. Mission eine Erziehungsanstalt in Okahandja eingerichtet, in der gegenwärtig 33 Pfleglinge im Alter von 1 bis 9 Jahren versorgt werden. Auch die kathol. Mission in Windhuk hat einige aufgenommen. Sollten die oben erwähnten Mischehen wirklich gesetzlich verboten werden, so könnte auch keine Trauung derselben stattfinden, und über die davon betroffenen Mitbürger würde im Namen des Deutschtums ein unerträglicher Gewissenszwang ausgeübt werden.

Zum Schluß sei noch die gegenwärtige Lage der Eingeborenen, die Verordnung über die Vermögenseinziehung und die konfessionelle Missionsfrage berührt:

a) Wir unterscheiden im Hereroland und Namaland 4 Gruppen von Eingeborenen, nämlich: Aufständische, flüchtige Feldbewohner, Gefangene und Zugelaufene, Treugebliebene.

Nachdem auch Kornelius von Bethanien sich unterwerfen mußte, steht nur noch Morenka mit etwa 3 bis 400 Gewehren als Feind im Süden der Kolonie. Wenn ihm die Verproviantierung in der Kapkolonie abgeschnitten werden könnte, müßte er sich wohl bald ergeben; aber es liegt auf der Hand, daß die Fortdauer des Kampfes für manche Händler über der Grenze von größtem Vorteil ist, und es ist glaubhaft, daß es bei der Nachricht vom Tode Hendrik Witbois in Rietfontein lange Gesichter gegeben haben soll, da man jetzt das Ende des Aufstandes und des Geschäftes befürchtete.

Die flüchtigen Feldbewohner sammeln sich allmählich wieder an ihren alten Plätzen; namentlich hat die Friedensproklamation des Gouverneurs an die Herero vom 1. Dezember 1905 den Erfolg gehabt, daß sich an den beiden nur von Missionaren besetzten Sammelplätzen Omburo und Otjihaënena von Weihnachten bis Anfang Februar über 2600 Herero gestellt haben. Missionar Kuhlmann hatte zeitweise 50 Boten zum Hereinholen der Flüchtlings unterwegs, und während noch vor Jahresfrist ein solcher Bote, der Hererochrist Nathanael, und einige Monate später 7 Boten aus Okahandja überfallen und getötet wurden, ist jetzt derartiges nicht mehr vorgekommen. Die Not im Felde, die väterlichen Worte des Gouverneurs und die freundliche Aufnahme auf der Station wirken zusammen. Übrigens stehen wir erst am Anfange dieser Rückbewegung.

Die Versorgung der Kriegsgefangenen und der Zugelaufenen, deren Zahl Anfang Februar 13000 betrug, stellte die größten Anforderungen an die Etappenkommandos. An Lebensmitteln brauchten die Gefangenen auf die Dauer nicht Mangel zu leiden; aber gerade die jetzt mögliche Sättigung, die ganz veränderte Lebensweise und die notwendige Entziehung der Freiheit verursachten viel Krankheit und seelische Depression. Dazu kam in Swakopmund das rauhe Seeklima, so daß dort in einem Jahre ca. 1000 Gefangene starben, und auch in Lüderitzbucht war in den ersten Monaten die Sterblichkeit sehr groß. Auch hier trat mit der Ankunft des neuen Gouverneurs

ein Fortschritt zum Besseren ein. Die Arbeitsunfähigen wurden von der Küste ins Innere des Landes geschickt, die Zurückbleibenden mit Kleidung versehen, und in den Gefangenen-Kraalen mehr Raum zur Bewegung geschaffen. Fleißigen Arbeitern wird auch ein kleiner Wochenlohn und ein Ausgang am Sonntag Nachmittag gewährt. Genaue Beobachter können jetzt bezeugen, daß die Lage und Versorgung der Gefangenen im allgemeinen trotz der damit verbundenen großen Schwierigkeiten sich gut und befriedigend gestaltet hat.

Zu den Treugebliebenen stellen den größten Prozentsatz die Bergdamra, wohl 20000 (fast nur Heiden), dazu kommt der Stamm der Bastards von Rehoboth 2000, und die Hottentottengemeinde Berseba mit 1000 Seelen; weiter sind hier zu nennen Eingeborene von Keetmanshoop, Otjimbingue, Karibib, Windhuk usw. über 3000, darunter auch mehrere hundert Herero. Die evangelischen Missionsgemeinden zählen gegenwärtig mindestens 7000 Christen (!), die sich vom Aufstand fern gehalten haben. Abgesehen von der Entwaffnung sind diese alle frei und werden mit Recht bevorzugt. Nur wo sie dem Landhunger des Einwanderers im Wege stehen, müssen auch sie sich zurückziehen, wie es auf dem Bergdamra-Filial Tsumamas geschah und auf Franzfontein zu befürchten ist.

Aber das darf mit dankbarer Genugtuung behauptet werden, daß heute kein friedlich gesinnter Eingeborener mehr durch Hunger oder Verfolgung umzukommen braucht, zumal da es auch in den letzten Monaten sehr stark geregnet hat, so daß das Land überall grünt und blüht. Die persönliche Existenz der Eingeborenen ist, so weit wie möglich, gesichert, und die Familien können sich wieder sammeln. Die Freien finden an den Plätzen der Weißen mannigfaltige Arbeit, die ihrer Entlassung entgegensehenden Gefangenen werden beim Bahn-, Hafen- und Wegebau beschäftigt. Von dem gleichförmigen Leben der Viehzüchter hinweg sehen sie sich zu anderen Berufsarten gedrängt; der einzelne kann und muß sich entwickeln. Was wird aber aus den weniger elastischen Volksresten, was wird aus den Stammesverbänden? Das führt uns zur Landfrage.

Bei der Bestrafung der Aufständischen muß man unterscheiden zwischen Sühne und Ersatzleistung. Wir nehmen an, daß nach vollzogener Unterwerfung in Windhuk über die überführten schuldigen Häupter des *Aufstandes Gericht* gehalten wird und daß dann eine

allgemeine Amnestie erfolgt. Dann erst kann die Frage der Ersatzleistung entschieden werden. Man scheint dabei am schnellsten zum Ziele zu kommen, wenn man alles Vieh und Land der Eingeborenen wegnimmt und diese selbst zu leibeigenen Arbeitern macht. Damit ginge aber die Atomisierung und die gewaltsame Proletarisierung der Stammesreste Hand in Hand, und daß dies kein wirtschaftlicher Nutzen für die Kolonie werden kann, haben wir oben dargetan.

In unserm Vaterland wird auch dem Verbrecher, wenn er erkrankt, die nötige Pflege zuteil, und für den entlassenen Strafgefangenen gibt es Fürsorge-Einrichtungen aller Art. Warum sollten wir draußen anders handeln? Wir treten darum ein für eine schonende Erhaltung der Stammesreste. Allerdings dürfen die früheren Besitzverhältnisse im Aufstandsgebiet nicht ohne weiteres wiederkehren. Ein geschlossener größerer Landbesitz könnte leicht zur feindseligen Absonderung oder gar Verschwörung führen. Das Auge der Regierung muß überall hinblicken, und ihr Arm schnell eingreifen können. Auch stehen die Eingeborenen selbst hinsichtlich ihrer Gesundheit, Arbeitskraft, Bildung und Tüchtigkeit durchaus nicht alle auf gleicher Stufe; darum wird sich auch nach Öffnung der Gefangenen-Kraale ihre Stellung und Lebensweise verschieden gestalten müssen. Leistungsfähige Leute, die bereits an Verkehr mit Weißen gewöhnt sind, mögen an den großen Plätzen des Landes, wie Windhuk und Keetmannshoop, sowie in den werdenden Hafenstädten, allein oder mit ihren Familien genügende Lohnarbeit finden.

Väter und Versorger größerer Familien werden auf diese Weise unmöglich ihren Unterhalt erwerben können. Für sie müssen an ihren alten Plätzen und in der Nähe zusammenstoßender Farmen Lokationen eingerichtet, d. h. jeder Familie ein Stück Garten- und Weideland in Erbpacht gegeben werden, das von den Frauen und Kindern bearbeitet wird, während die kräftigeren Familienglieder bei den Ansiedlern um Lohn dienen. Da aber auch für die besten Plätze die Aufnahmefähigkeit für Eingeborene, die sich selbst ernähren sollen, beschränkt ist, bleibt nur noch übrig, daß man die unkultivierten und weniger brauchbaren Stammeshaufen in verschiedenen kleineren Reservaten ansiedelt, damit ihnen Zeit und Gelegenheit gegeben wird, zu lernen und für die Zivilisation reif zu werden, ohne daß sie ihre Sprache und ihr Volkstum von vornherein aufgeben müßten und Versuchungen ausgesetzt wären, denen sie noch nicht gewachsen sind.

Diese Reservate stünden am besten unter Aufsicht der Mission, ohne daß den Heiden gegenüber ein Bekehrungszwang ausgeübt würde. Der Verkauf von Branntwein wäre auszuschließen; durch eingeborene verpflichtete Älteste und Vorsteher würde Ordnung gehalten; eine nahe gelegene Polizeistation genügte zur polizeilichen Überwachung. Das Land bliebe Eigentum der Regierung, aber so, daß entsprechend der Verordnung vom 10. April 1898 kein Weißer ohne Erlaubnis dort wohnen und Handel treiben darf und die Benützung des Landes den Eingeborenen nicht streitig gemacht werden kann. Ohne die Schaffung eines kleinen Viehstandes jedoch hätten die Reservate keinen Zweck. Hierüber hat der rheinische Missionar Irle, der 31 Jahre auf der jetzt zerstörten Station Otjosazu wirkte, in seinem empfehlenswerten Schriftchen „Was soll aus den Herero werden?“ (Gütersloh bei Bertelsmann) auf Seite 9 bis 16 eingehende Vorschläge gemacht, die die ernsteste Beachtung der Behörden und der Kolonialfreunde verdienen. Es leuchtet ein, daß nach unsern Vorschlägen ein Übergang aus den Reservaten auf die Lokationen und von da zu den freieren Stellungen stattfinden müßte, um das steigende Bedürfnis an Arbeitern an den Plätzen der Weißen zu befriedigen. Es wäre aber das Herausströmen aus den Reservaten nicht der Willkür der einzelnen, sondern der Auswahl der Ältesten und der Aufsichtsbehörde zu überlassen. In den Reservaten würden selbstverständlich Schulen mit eingeborenen Lehrern errichtet, die niedrigere Ziele haben als die Schulen an den großen Plätzen, die womöglich von weißen Lehrern geleitet werden. Jene Reservatschulen aber dürften gerade zur langsamen, sicheren Hebung des ganzen Volkes von der größten Bedeutung sein.

Freilich müßten zunächst Kosten zugunsten der Unterworfenen aufgewendet werden. Wenn man sie nicht verhungern lassen will, ist das unvermeidlich. So gut man aber in wirtschaftlichen Dingen Anlagen macht, die sich voraussichtlich erst in Jahrzehnten einigermaßen verzinsen, so darf man es getrost wagen, auch für den kostbarsten Besitz der Kolonie — denn das sind die Eingeborenen — zunächst die notwendigsten Aufwendungen vorzuschlagen. Es dürfte kaum einen anderen Weg geben, auf dem der Durchschnitt der Eingeborenen in einem Menschenalter wirklich zivilisiert und steuerkräftig gemacht werden kann. Es ist bestimmt zu erwarten, daß eine weitblickende, verständige Fürsorge in wenigen Jahren auch den

dies zu geschehen. Es dürfte aber auch der Billigkeit entsprechen, daß, wenn die Ausnahme stattfindet, dem unschuldigen Teil für die Aufopferung des Eigentums möglichst andere wirtschaftliche Vorteile zugewendet würden."

Zu § 3, Nr. 4 bemerken wir: Es ist anzuerkennen, daß den Eingeborenen eine Einspruchsfrist von 4 Monaten zugebilligt wird. Wie sollen sie aber ihren Einspruch wirksam begründen können, da sie selbst nicht gesetzeskundig sind und auch nicht die Mittel haben, ihre Sache tüchtigen Rechtsbeiständen zu übergeben? Auch die Mission kann nur ausnahmsweise und mit einer gewissen Beschränkung den Eingeborenen beratend zur Seite treten. Sollte deshalb nicht ein Eingeborenen-Anwalt in der Kolonie aufgestellt werden, der für die Eingeborenen eintritt? (Die Generalakte der Samoa-Konferenz in Berlin vom 14. Juni 1889, Artikel IV, Abschnitt 2, kennt bereits ein ähnliches Amt).

Zu § 4 wird mitgeteilt: „In Berlin bedarf es keines Eingeborenen-Anwalts, sondern nur eines juristischen Sachkundigen, der das Recht der Eingeborenen, ihre religiösen, ethischen und sozialen Anschauungen wirklich kennt und danach ihre Ansprüche zu beurteilen vermag. Dieser hätte den Reichskanzler im Falle der nach § 4 zu treffenden Entscheidung mit seiner Sachkenntnis zu unterstützen." — Von anderer Seite wird betont, daß alle Einziehungen, auch die unbestrittenen, vorher dem Reichskanzler gemeldet werden müßten.

§ 6 läßt die Frage offen, auf welche Weise den betroffenen Eingeborenen der Antrag und der Vollzug der Enteignung ihres Landes überhaupt bekannt wird. Das Rechtsverfahren kann bereits abgeschlossen sein, bevor sie noch überhaupt eine Ahnung haben, daß ihr Eigentum in Anspruch genommen wird! Damit geht ihnen dann auch die Benützung der Einspruchsfrist verloren.

Bei § 10 geben wir zu bedenken: Wenn auch gegen schuldlose Stammesreste das gleiche Verfahren angewendet wird, wie gegen die im § 1 bezeichneten Stämme, so darf dieses doch in keinem Fall unter dem Gesichtspunkt der Strafe geschehen. . . . „Mit solcher Entziehung von Rechten korrespondiert die Fürsorge für den Benachteiligten. Bei den Fragen, ob die Voraussetzungen des § 10 vorliegen und wie die Fürsorge sich gestalten könnte, dürfte es wertvoll sein, wenn sich, wie auf verwandten Gebieten, der Gouverneur einer begutachtenden Kommission bedienen würde, in der auch die Stimmen der Missionare zum Ausdruck kämen."

Zu § 12 empfiehlt es sich, daß irgend ein Zeitpunkt in der Vergangenheit, etwa der Beginn des Bondelzwarts-Aufstandes, bekannt gegeben würde, sodaß auf Handlungen, welche vor diesem Zeitpunkte liegen, die Verordnung nicht angewendet würde. Es liegt auf der Hand, daß durch die Angabe eines solchen Zeitpunktes einer unnötigen Beunruhigung der Eingeborenen vorgebeugt würde.

Die Verordnung atmet nicht den Geist des Gouverneurs von Lindequist oder der Proklamation, die einer der bewährtesten Truppenführer im Oktober 1905 in Gibeon an die zurückkehrenden Witboi richtete. Rücksichtslose Ausnützung der Siegesgewalt und willkür-

liche Handhabung des Rechtes dürfen beim Neubau in Südwestafrika nicht als Fundamentsteine verwendet werden. Die Person des Gouverneurs bürgt wohl dafür, daß dies nicht geschieht. Nach § 11 hat er auch die Vollmacht, schlimme Folgen zu verhüten. Aber die Öffentlichkeit ist berechtigt, nach objektiven Garantien zu fragen. Darum würden wir uns freuen, wenn der Reichstag eine Erklärung des Kolonialamts hervorrufen würde, wodurch die Besorgnisse über eine zu harte Ausführung der Verordnung vom 26. Dezember 1905 zerstreut würden.

c) Endlich sei auf den gegenwärtigen Stand der konfessionellen Frage hingewiesen. Noch zu Weihnachten 1903 brachte der zehnte Jahresbericht der Missionäre Oblaten M. J. auf S. 7 die von Präfekt Nachtwey unter dem 26. April 1903 über die Heiden am fernen Okavango im Nordosten unserer Kolonie geschriebenen Worte:

„Wenn wir diese Völker nicht gewinnen, sind neun Zehntel der schwarzen deutsch-südwestafrikanischen Bevölkerung für unsere heilige kath. Kirche verloren. Unsere Not ist groß, helfen Sie uns, aber helfen Sie schnell. Wir sind entschlossen, eher alle zu fallen, als von der neuen Mission abzustehen. Wer sein Vaterland liebt, das himmlische und das schöne, große deutsche Vaterland, das auch in Südwestafrika Wurzel gefaßt hat, der helfe den deutschen katholischen Missionären in Deutsch-Südwestafrika ein herrliches Missionsgebiet erobern, das der kath. Kirche eingegliedert werden soll."

Die Schätzung der Bevölkerungszahl jenes Gebietes lassen wir auf sich beruhen, aber das müssen wir entschieden konstatieren, daß noch im Jahre 1903 die katholische Mission sich durch diesen Aufruf mit der althergebrachten territorialen Scheidung der Missionsgebiete einverstanden erklärt hat. „Schiedlich, friedlich" war der Grundsatz des Gouverneurs Leutwein gewesen, und auch Exzellenz von Trotha, den gewiß niemand einer Voreingenommenheit für die Rheinische Mission beschuldigen kann, erklärte noch unter dem 15. März 1905: „Ich halte das Ineinandergreifen von Missionen verschiedenen Bekenntnisses für den sicheren Rückgang der Ausbreitung des Christentums. Ich habe mich Ihnen gegenüber also sicherlich nicht als den Planer eines solchen Mißgriffes bekannt."

Die bisherige Ordnung war, daß die evangelische Mission unter den Bastards, Herero, Naman, Bergdamra und Ovambo wirkte, während der katholischen Mission die Betschuanen, die Buschleute des Ostens und die Stämme am Okavango zufielen. Die katholischen Stationen

in Groß- und Klein-Windhuk und in Swakopmund dienten vornehmlich der Seelsorge an den Weißen und der Erziehung fremder hereingebrachter Kinder, so daß nur auf den beiden östlichen Stationen Aminuis und Epukiro eigentliche Eingeborenenmission in kleinem Maßstabe getrieben wurde, und zwar zumeist an Betschuanen, die früher schon auf englischem Gebiet von der Londoner Mission unterrichtet und getauft waren.

Erst seit Niederwerfung des Hereroaufstandes trat das unverhohlene Bestreben der katholischen Mission ans Licht, freie Hand auch gegenüber den Herero zu bekommen. Man berief sich auf § 14 des Schutzgebietsgesetzes vom 10. September 1900, wonach das Recht der Erbauung gottesdienstlicher Gebäude und der Einrichtung von Missionen seitens der im Deutschen Reich anerkannten Religionsgemeinschaften keiner gesetzlichen Beschränkung noch Hinderung unterliegt. Zugleich suchte man durch Errichtung von Musterfarmen im Hererogebiet und durch die Forderung, daß die Hälfte aller Kriegsgefangenen der katholischen Mission zugewiesen werden sollte, festen Fuß auf fremdem Gebiet zu fassen. Nach § 15 des gleichen Gesetzes aber ist der Reichskanzler befugt, für das Schutzgebiet polizeiliche und sonstige die Verwaltung betreffende Vorschriften zu erlassen. Daraus ist es zu erklären, daß das Gouvernement bis vor kurzem jene Scheidung der Missionsgebiete bei den unkultivierten Völkern von Südwest-Afrika für angezeigt und sich selbst aus Gründen der Verwaltung zur Aufrechterhaltung dieser im Interesse der Eingeborenen getroffenen Anordnung für berechtigt hielt. In der Zeitschrift für Kolonial-Politik, Dezember 1905, wird in dem Artikel „Kolonisator, Missionar und Kaufmann" von W. v. St. Paul-Illaire auf Seite 888 vor der konfessionellen Trennung einheitlicher Stämme energisch gewarnt. Indem wir auf unsere durch zwei Menschenalter gehenden Beziehungen zu den Herero und Nama hinweisen, dürfen wir auch erwähnen, daß die Rheinische Mission in den letzten drei Jahren je 200000 Mark durchschnittlich für die Missionierung von Deutsch Südwestafrika aufgewendet hat, so daß sie daher füglich von Wahrung berechtigter Interessen reden darf.

Da wiederholt der Reichskanzler die guten Dienste der Rheinischen Missionare öffentlich erwähnt hat und der neue Gouverneur seine Aufforderung an die Herero, nach Omburo und Otjihaënena zu kommen, mit den Worten begründet: „Dort werden Eure Mis-

are von mir hingeschickt", da endlich die Herero selbst spontan
ich zu verstehen geben, daß sie ihren alten Missionaren völlig
auen und von einer neuen Lehre nichts wissen wollen, so sollte
meinen, daß die katholische Mission aus praktischen, vernünf-
Gründen auf eine buchstäbliche Auslegung des § 14 verzichtete.
Sie tat dies jedoch nicht, sondern brachte es dahin, daß durch
ärischen Machtspruch im November 1905 die Hälfte der heid-
en Gefangenen einfach ihrer seelsorgerlichen Bedienung zuge-
n wurde. Da sah sich der Präses der Rheinischen Mission Eich
tigt, auch das Gesetz zu studieren und sich ebenfalls auf § 14
erufen, der in seinem ersten Teil Gewissensfreiheit gewähr-
t. Daraufhin wurde die Angelegenheit bis zur Ankunft des
verneurs vertagt, und unter seinem Vorsitz kam am 13. Dezember
hen den Vertretern beider Konfessionen die durch die Presse
nnte, überraschende Vereinbarung zustande, wonach 1. beiden
ionen gleiche Bedingungen der Missionstätigkeit im ganzen
tzgebiet zugestanden werden und 2. die Sonntagspredigt und
Unterricht bei den Gefangenen in regelmäßigem Turnus wech-
Schon in diesen beiden Punkten ist auf die ganze geschicht-
Entwickelung nicht die mindeste Rücksicht genommen, aber
schlimmer ist es bei dem 3. Punkt, daß eingeborene Kin-
die ihre Eltern verloren und keine Angehörigen haben, die
ihrem Unterhalte berechtigt oder verpflichtet oder dazu im-
de sind, von der Regierung zu gleichen Teilen den beiden
ionen zur Erziehung überwiesen werden sollen!

Wenn schon die evangelischen Missionare notgedrungen um des
dens willen ihre Zustimmung hierzu gaben, so sehen wir doch in der
nat die Sache anders an. Sollte es wirklich der Gerechtigkeit ent-
hen, daß nicht etwa nur die durch Soldaten hereingebrachten,
ern auch die in Omburo und Otjihaënena zugelaufenen Waisen zur
te einer andern Mission überwiesen werden, als derjenigen, bei
sie mit ihren Stammesgenossen Zuflucht suchten? Sollte die
großer Mühe gewonnene friedliche Fühlung mit den Überwun-
n durch solche Eingriffe in ihre persönliche Freiheit sofort
er zerstört werden? Muß es nicht jedermann einleuchten, daß
barmherzig ist, den ihrer politischen Selbständigkeit für immer
ubten Stämmen wenigstens das Band einer kirchlichen Einheit
lassen, daß es aber *unbarmherzig* ist, die Menge der heidnischen

Herero, die zwar längst von der Rheinischen Mission w
vielfach doch erst jetzt nähere Kenntnis vom Evangelium erh
bald mit den konfessionellen Differenzen zu verwirren? W
ten nicht, daß es der Agitaton der Patres Oblaten und ih
sekten gelingen wird, namhafte Teile des Hererovolkes sei
herigen Freunden und Lehrern zu entfremden, aber wir
bitten, daß sie auch den Versuch dazu unterlassen, und wie
deshalb den in der 4. Sektion des Kolonialkongresses an die
tigkeit und Friedensliebe der katholischen Vertreter gerichtete
öffentlich.

Wenn denn um jeden Preis paritätisch geteilt
soll, dann dürfte sich wenigstens der Vorschlag am meisten em
daß die unversorgten Hererowaisen der Mission zugeteilt
zu der ihre Eltern vor dem Aufstand nachweisbare freunds
Beziehungen hatten oder in deren Stationsbereich sie sich au
Hiernach könnten die Patres von Epukiro allenfalls auf di
hörigen der beiden dort angesiedelten Hererowerfte Anspruch
Im übrigen mögen sie statt mitten im Arbeitsgebiete der evan
Mission auf freiem heidnischen Terrain in geduldiger Pion
ihre eigne Kraft und Gabe entfalten. Auf dem Kolonia
schien der Weg zu einer schiedlich-friedlichen gegenseitiger
gebahnt zu sein; möchten jetzt die Vertreter der katholischen
in dem unglücklichen Deutsch-Südwestafrika durch die Tat b
daß es ihnen mit diesem friedlichen Wege ebensolcher E
wie den Vertretern der evangelischen Mission! Nur durc
verständnisvolles Zusammenwirken kann die Eingeborenenfra
günstigen Lösung entgegengeführt werden. Wir halten es für
daß es noch dazu kommt. Die Hauptaufgabe dabei fällt d
gierung und der Mission zu, denn sie gerade sollen di
zipien der Gerechtigkeit und der Liebe nicht nur verkündigen,
durch die Tat beweisen.

Möge es der Regierung gelingen, durch alle ihre Maß
gegenüber allen Bürgern und Bewohnern das Wort des A
Paulus zum Ausdruck zu bringen: „Willst du dich nicht fürch
der Obrigkeit, so tue Gutes! Tust du aber Böses, so f
dich, denn sie trägt das Schwert nicht umsonst!“ Den Ein
nen aber, die zerbrochenen Herzens für ihr Leben bangen un
richtig nach Frieden fragen, möchte die Mission nicht nur

es eigenen Berufes, sondern auch im Namen ihrer weißen christ-
en Mitbürger das Josephswort zurufen: „Fürchtet euch nicht,
in wir sind unter Gott!“

Die Indianermission

r Südamerikanischen Missionsgesellschaft im Gran Chaco.

Von D. G. Kurze.

(Schluß.)

Daß übrigens Grubb doch schon einen nicht geringen Ein-
ß auf die diebischen Indianer am Paraguay ausübte, zeigte sich
Anfang 1891, als die Lengua den Kaufladen einer englischen
ndkompagnie in Riacho Fernandez geplündert hatten. Grubb,
den Dieben nachgeritten war, überraschte sie 8 Stunden land-
wärts und vermochte sie dazu, die Kompagnie für die gestoh-
en Waren durch eine gleichwertige Menge von Fellen und Strau-
federn zu entschädigen. Die nächsten Monate hindurch nahm der
ssionar seine Wanderfahrten durch den Chaco wieder auf; im
i 1891 hatte er sich soweit orientiert, daß er daran denken
nte, die erste feste Missionsniederlassung im Innern des Chaco
begründen und zwar in der Tolderia (Indianerdorf) Thlag-
sinkinmith, ungefähr 12 Stunden landeinwärts vom Paraguay.
sammelte sich um den Stationsplatz eine beträchtliche Anzahl
gua-Indianer, von welchen Grubb einen Viehkraal anlegen,
us und Garten umfriedigen und Land zu Pflanzungen urbar
chen ließ. Zum Transport der Vorräte vom Paraguay ins
nere führte der Missionar einen Ochsenkarrendienst ein; diese
achtfuhren, sowie die Reisen überhaupt, waren in hohem Grade
chwerlich, weil unterwegs mehrere sumpfige Wasserläufe zu kreu-
waren und die Reisenden bei Tag und Nacht unsäglich unter
Insektenplage zu leiden hatten, der Gefährdung durch Gift-
ngen, von denen drei verschiedene Arten im Chaco vorkommen,
s zu schweigen.

Der Umstand, daß zwei neue Mitarbeiter, Hay und Pride,
denen der erstere seine Frau, die erste Weiße im Chaco, mit-
hte, aus England eintrafen, ermöglichte es Grubb, seine Pio-

nierfahrten durch den Chaco in größerem Umfange wiede
zunehmen. Um die Eigentümlichkeiten der einzelnen Indiane
pen besser studieren zu können, baute er sich bald da, bald d
mehrtägigem Aufenthalte eine Hütte als Unterschlupf und er
von den neugierig herbeieilenden Indianern allerlei inter
Mitteilungen über Land und Leute. Offenbar übten diese
kinder und der wagemutige junge Missionar eine geheime
hungskraft aufeinander aus; auf jeden Fall hatte Grub
vornherein das Vertrauen der Indianer gewonnen.

Infolge einer außergewöhnlichen Dürre im Jahre 18
darauf folgenden Überschwemmung sah sich die Mission zu
gabe von Thlagnasinkinmith nach nur 2jährigem Besteh
Station und zum Rückzug nach Caraya Vuelta genötigt.
nicht für lange. Grubbs Unternehmerlust ließ sich nicht z
denn schon im Jahre 1894 gründete er an einem Thlag
(„viele Wespen") genannten Orte — ungefähr 20 Stunden
landeinwärts von dem aufgehobenen Posten — eine neu
sionsstation. Eine große Aufmunterung war es für die
nare, daß sie sich bereits eine etwas größere Vertrautheit
Sprache der Lengua erworben hatten und an die ersten
Übersetzungsarbeiten heranwagen konnten. So empfing z.
Indianerjüngling namens Philipp, täglich zweimal Unter
über einen bestimmten Evangelientext und zeigte durch sein
Verhalten, daß die göttliche Wahrheit ihren umwandelnde
fluß auf ihn ausübte.

2. Die Gründung der Zentralstation und die Kri der Mission.

Den Winter 1895 benutzte Grubb dazu, weiter im
einen passenden Platz zur Anlage einer sogenannten Zentral
für den ganzen Chaco auszusuchen, und am 6. August 1895
er mit seinen Mitarbeitern und den Stationsindianern von
wakhe nach dem neuen Platze Waikthlatingmangyalwa
kunft des Armadills im Dorfe") übersiedeln. Grubbs Tatkr
lang es auch bald, einen leidlichen Karrenweg direkt nach der
stelle Riacho Negro am Paraguaystrome — der Stadt
cepcion gegenüber — fertig zu stellen. Die Zentralstation,
eine vortreffliche strategische Lage hatte, übte bald eine groß

hungskraft auf eine beträchtliche Anzahl von Indianern aus,
en Tolderias nach drei Seiten hin leicht zu erreichen waren.

Wie die Missionare, deren Zahl durch die zwei Neuankömm-
ge Hunt und Graham 1895 verstärkt wurde, erst später er-
ren, kam ihnen bei ihrer Arbeit eine alte Tradition der Chaco-
dianer zustatten, der zufolge diese das Kommen einer kleinen
har Männer erwarteten, die, ohne indianischer Abkunft zu sein,
re Sprache reden und sie über die Geisterwelt unterrichten würden.
eiter besagte die Überlieferung, daß etwaige Verachtung und
streibung dieser Imlah genannten Lehrer den Untergang der
dianer durch Seuchen und andere Landplagen nach sich ziehen
rde.

In eine recht schwierige Lage gerieten die Missionare auf
em einsamen Posten im Innern des Chaco, als in den Winter-
naten 1894/95 eine gewaltige Überschwemmung das ganze Land
einen großen Malariasumpf verwandelte und 1896 eine große
ockenheit den Chaco heimsuchte. Trotzdem hielten sie aus, und
s Grubb im Frühjahr 1897 mit 2 neuen Laienmissionaren, Haw-
ey und Mark von einer Urlaubsreise auf sein Arbeitsfeld zurück-
rte, fand er die eigentliche Missionstätigkeit in erfreulicher Ent-
klung begriffen. Die Missionare konnten es jetzt, dank ihrer
seren Sprachkenntnis, wagen, in öffentlichen Versammlungen
n Eingeborenen das Evangelium zu verkündigen und gegen die
lkssünden, namentlich gegen das Treiben der Zauberei, ihre
rnende Stimme zu erheben.

Auch die Arbeit an der Indianerjugend nahm allmählich
tere Gestalt an. Bisher hatte man es bei ganz vereinzelten Ver-
chen, der Kinder habhaft zu werden, bewenden lassen müssen, da
e an ein Nomadenleben gewöhnten Indianer ihre Kinder auf die
ufig stattfindenden Jagdzüge und Stammesfeste mitzunehmen
legten. Aber je mehr die Missionare ihr Vertrauen gewannen,
n so öfter kam es jetzt vor, daß einzelne Eltern auf unbestimmte
eit ihre Kinder auf der Station in der Obhut der Missionare
rückließen, von denen sie in biblischer Geschichte, Lesen, Schrei-
n und Rechnen unterwiesen wurden.

Da trat im Dezember 1897 ein Ereignis ein, das der Mis-
nsarbeit im Chaco mit einem Male ein jähes Ende zu bereiten
ien. Ein *Indianerjüngling*, namens Poït, ein langjähriger

Schüler Grubbs, der sich verschiedene Unterschlagungen hatte zu schulden kommen lassen, machte in der Nähe seines Heimatdorfes aus dem Hinterhalt plötzlich einen meuchlerischen Angriff auf den ahnungslosen Grubb, indem er ihm einen Pfeil aus nächster Nähe in den Rücken schoß. Wie durch eine Kette von Wundern wurde der Totwunde dem Rachen des Todes entrissen und auf die weit entfernte Zentralstation lebend zurückgebracht.

Die Lösung des Rätsels, wie sich Poït eines so schmählichen Verrates an seinem Lehrer und Wohltäter schuldig machen konnte, fanden die Missionare später in der eigentümlichen Anschauung der Lengua betreffs der Träume. Einige Zeit vor dem Attentat hatte nämlich Poït geträumt, daß ihn Grubb zur Strafe für seine Veruntreuung mit seinem Gewehr niederschösse. Da Traum und Wirklichkeit für den Lengua zusammenfallen, hatte Poït nun zunächst die Flinte gestohlen und, als der Diebstahl entdeckt wurde, Pfeil und Bogen benutzt, um sich seines vermeintlichen Gegners zu entledigen. Von dem Standpunkte des Indianers aus war demnach seine Untat nur ein Akt der Selbstverteidigung gewesen. Der Meuchelmörder überlebte seine Tat übrigens nicht lange; es wurde von seinen eigenen Landsleuten die Todesstrafe an ihm vollzogen.

Für die Mission und ihre Entwicklung gewann die Untat Poïts die Bedeutung einer Krisis. Bis zu den Indianerstämmen in weiter Ferne war die Kunde von der wunderbaren Errettung Grubbs gedrungen, und es kamen von weither Abgesandte, um den „Gottesmann" zu sehen und zu sprechen. Als Grubb, nachdem er sich in Buenos Ayres einer schweren Operation unterzogen hatte, im Juli 1898 auf die Zentralstation zurückkehrte, bereiteten ihm 200 Indianer, die Vertreter von 7 Tolderias, darunter auch die Dorfgenossen des Meuchelmörders, welche Sühnegeschenke brachten, einen begeisterten Empfang.

3. Inneres und äußeres Wachstum der Mission.

Daß die Begeisterung der Indianer kein Strohfeuer war, bewies die Folgezeit. Die Gottesdienste in der Lengua-Sprache wurden gut besucht, und die um die Zentralstation wohnenden Indianer bauten aus eigenem Antriebe unter Anleitung der Missionare aus Palmenstämmen ein nettes Kirchlein mit einem Turme, das

im Oktober 1898 seine Weihe erhielt. Eine Anzahl Indianerfamilien gab das Nomadenleben auf und baute sich auf der Station nach dem Vorbilde der Missionare aus Palmenstämmen solide Wohnstätten. Selbst einige Indianerfrauen, die sich bisher hartnäckig fern gehalten hatten, fingen an, den Gottesdiensten beizuwohnen. Auch die von durchschnittlich 20 Kindern besuchte Wochenschule, sowie die Sonntagsschule blühte auf, und die sichtliche Veränderung in dem Lebenswandel der Jugend blieb nicht ohne heilsame Rückwirkung auf die ältere Generation. Ein hoffnungsvolles Zeichen der inneren Umwandlung, die mit der Indianerjugend vorging, war auch die Gebetsversammlung, die zwei Indianerjünglinge, Philipp und Jakob, aus eigenem Antriebe mit einem Dutzend Kameraden regelmäßig nach dem Abendgottesdienste zuerst im Waldesdickicht und dann auf Anraten Grubbs in der Stationskirche abhielten.

Aus der Schar der Taufbewerber wählten die Missionare, deren Reihen 1898 durch einen kanadischen Geistlichen, Westgate, und den ärztlich ausgebildeten Missionar Bernau verstärkt wurden, nach jahrelanger Sichtung die oben genannten Jünglinge, Philipp und Jakob aus, im Juni 1899 die Taufe zu empfangen. Im Oktober des folgenden Jahres konnten weitere drei Indianerjünglinge getauft werden. Die Missionare hielten darauf, daß den um die Stationen sich sammelnden Indianern Arbeitsgelegenheit geboten wurde, um ihnen den Hang zum Nomadenleben allmählich abzugewöhnen. Auch die jungen Schüler mußten sich in ihrer Freizeit nützlich machen, indem sie in Haus, Küche und Garten halfen, das Vieh besorgten und bei der Bauarbeit hilfreiche Hand leisteten.

Die an Begabung hinter den Knaben zurückstehenden Indianermädchen lernten unter der Anleitung der beiden Missionarsfrauen Hay und Hunt, neben dem Unterricht in den gewöhnlichen Schulfächern, vor allem praktische Hausarbeit, wie Spinnen der Schafwolle und Weben grober Decken, Nähen und Behandlung der Wäsche.

Zu wiederholten Malen hatten die Missionare, besonders Grubb und Pride, gen Westen und Südwesten ihre Schritte gelenkt, um mit den dort wohnenden Stämmen der Suhin und Tuthli in nähere Berührung zu kommen. Die nächst erreichbare Tolderia des *Suhinstammes* war das 50 Stunden westwärts von

der Zentralstation gelegene Dorf **Elyoiamaak**, wo sich der spra
kundige Missionar Pride im September 1899 mit einigen Gefähr
niederließ. Aber infolge von Transportschwierigkeiten mußte
Suhinstation schon 1902 wieder aufgegeben werden. Dafür wu
die dortige Grenzbevölkerung von der Zentralstation und der
Oktober 1901 begründeten Station **Paisiamyalwa** (Mes
Toldo) aus auf direkten Evangelisationsreisen besucht. Ferner e
stand im Februar 1901 an einer Furt des Rio Negro halbw
zwischen der Zentralstation und Riacho Negro die sogenan
Paßstation, wo sich die Lengua, unterstützt durch Kollekten ih
Landsleute auf den übrigen Stationen, 1903 ein stattliches H
kirchlein erbauten. Einige Jahre hindurch war auch die für
südlichen Lengua bestimmte Station **Paisiamtawa** — eine Ta
reise südlich von der Zentralstation — im Betriebe.

Jedes Jahr mehrte sich das Christenhäuflein, 1901 durch
Taufe von 3 Indianerjünglingen, unter ihnen der Zauberdok
Manuel, 1902 durch 11 Täuflinge, darunter zum ersten M
3 Frauen, 1903 durch 4 Täuflinge, am meisten aber im Ja
1904, in welchem nicht weniger als 20 Erwachsene und 5 Kin
in die Gemeinde aufgenommen werden konnten. Die eingebore
Christen erlangten nun auf der Zentralstation das numerische Üb
gewicht über ihre heidnischen Landsleute. Wüste Gelage und näc
liche Beschwörungen seitens der Zauberdoktoren hörten fortan
Bereiche der Stationen auf. Die Unsitte des Kindermordes st
allmählich auch unter den heidnischen Lengua aus. Es bedeut
ferner einen völligen Bruch mit der Vergangenheit, daß m
Zwillinge, die 1904 auf der Zentralstation geboren wurden, ru
am Leben ließ.

Daß es den eingeborenen Christen nicht an Opferwillig
fehlt, zeigen die seit mehreren Jahren eingeführten Kollekten, wel
im ersten Jahre z. B. 600 Mk. ergaben; der christliche India
pflegt den 3.—6. Teil seines Verdienstes für kirchliche Zwecke
opfern. Am erfreulichsten ist der Eifer und das Geschick, mit d
die meisten erwachsenen Lengua-Christen als freiwillige Missio
gehilfen auf kürzeren oder längeren Wanderzügen unter ihren he
nischen Landsleuten das Evangelium auszubreiten suchen.

Inzwischen ist von den Missionaren, besonders von Pride u
Hunt, auch bereits der Grund zu einer christlichen Lengua-Litera

gelegt worden. Gedruckt liegen vor das Markusevangelium, 1. Buch Mose, 3 Lesebücher, 1 Liedersammlung und eine Naturgeschichte, für welche sich die Indianer besonders interessieren.

4. Konzentration der Mission und ihre Zukunftspläne.

Man ist auf seiten der Mission in den letzten Jahren davon zurückgekommen, die Kräfte auf 6 Stationen zu zersplittern, und hält zur Zeit nur noch 2 Plätze, die Zentral- und die Paßstation, wo sich festorganisierte Christengemeindlein befinden, stark besetzt, während Riacho Negro am Paraguay nur noch als Transportstation weiter besteht. Von den beiden Stationen aus unternehmen die Missionare mit ihren eingeborenen Gehilfen weite Missionsreisen zu den verschiedenen Indianerstämmen, wobei sie sich tage- und wochenlang in den einzelnen Dörfern aufhalten. Wenn auf solche Weise das Lengua-Volk in seiner Mehrzahl für das Evangelium gewonnen sein wird, dann erst gedenkt man, neue starkbesetzte Missionsmittelpunkte unter den übrigen Chacostämmen zu schaffen.

Um für die jungen Indianerchristen eine Stätte zu gewinnen, an der sie in gegenseitiger Anlehnung unter Leitung der Missionare tiefer in christliche Gemeinschaft und Erkenntnis eingeführt werden können, hat Grubb im Januar 1904 eine Stunde südöstlich von der Zentralstation den Grund zu einer sogenannten „Kolonie" Naktetingma („Lange Stadt") gelegt, die, zunächst auf 300 Einwohner berechnet, später eine Art Hauptstadt für die christlichen Chaco-Indianer werden soll. Auf der Zentralstation sind nur die ältesten Indianerchristen zurückgeblieben, um auf ihre zeitweilig dort ankehrenden heidnischen Landsleute förderlich einwirken zu können.

Unabhängig von der Mission, aber in herzlichem Einvernehmen mit ihr, arbeitet seit 1900 die „Chacoindianer-Gesellschaft" mit einem Betriebskapital von 200 000 Mk. an der wirtschaftlichen Hebung der Indianer; sie verhilft ihnen zu eignem Viehstande, verwertet ihre Boden- und Industrieerzeugnisse, regt neuerdings besonders den lohnenden Baumwollenbau an und führt im Lande die notwendigsten Gewerbe ein. Dank dem uneigennützigen Wirken dieser Gesellschaft, bequemen sich die Lengua gern zu einem mehr seßhaften Leben.

Wie hoch die leitenden Persönlichkeiten in Argentinien und

Paraguay die Erfolge der evangelischen Chaco-Mission einschätze
geht daraus hervor, daß die argentinische Regierung seit 1900 i
ihrem Chaco-Gebiete der Mission 3 große Reservate zwischen de
Flüssen Pilcomayo und Vermejo zur freien Verfügung hielt. D
Regierung von Paraguay aber hat seit einer Reihe von Jahre
dem Missionar Grubb in wohlerwogenem staatlichen Interesse da
Ehrenamt eines Comisario General del Chaco y Pacificador d
los Indios übertragen. Auch unterstützt die Regierung die Missio
durch reichliche Landüberweisung an die Indianer, und bei d
Eröffnung der vorjährigen Kongreßsitzung in Asuncion nannte d
Präsident die evangelische Mission die größte kolonisierende, zivil
sierende und christianisierende Macht im Indianergebiete.

Unter den beiden Missionssuperintendenten Grubb und Turn
arbeiten zur Zeit 11 Laienmissionare in der Chaco-Mission. D
beiden Indianergemeinden in der „Kolonie" und auf der Pa
station zählten im Jahre 1905 44 Christen und 37 Taufbewerbe
Aber weit über diese numerischen Erfolge hinaus, die unter
schwierigen Verhältnissen errungen worden sind, reicht der Einflu
den die Missionare bereits auf die noch heidnischen Indianerstämm
des Chaco ausüben.

Noch eine Korrespondenz mit dem Herrn Provinzial Acker.[1])

Knechtsteden, den 12. Februar 1906.

Sehr geehrter Herr!

In Beantwortung Ihres Schreibens von Ende Dezember, das e
im Februar-Heft der A. M. Z. mir zu Gesicht kommt, bitte ich, mir e
lauben zu wollen, folgendes zu erwidern.

Dieses Schreiben, sowie der Bericht über den Kolonialkongreß i
Dezember-Heft machen unwillkürlich den Eindruck, daß die evangelisch
Missionare, wenn alle denken wie Sie, nicht ganz von unserer Aufrichti
keit überzeugt gewesen sind bei unserer Zusammenkunft in Berlin. D
ist zu bedauern.

Im Bericht über den Kolonialkongreß hegen Sie Zweifel, „
wir nicht von unserer kirchlichen Organisation vorangeschickt worden seie

1) Vergl. A. M. Z. 1906, 77.

um in Berlin coram publico eine schöne Musik zu machen". Wir hätten also in Berlin so etwas wie eine Komödie gespielt im Auftrag unserer kirchlichen Organisation!!

Und in Ihrem Schreiben von Ende Dezember glauben Sie Ihrem Befremden Ausdruck geben zu müssen, ohne argen Gedanken Raum geben zu wollen, weil ich unsere Prinzipien, nach welchen wir handeln müssen, nicht vor der großen Öffentlichkeit des Kongresses vorgetragen und darüber geschwiegen habe.[1]) Also wiederum ein Zweifel über Mangel an Aufrichtigkeit unsererseits.

In dem zweiten Punkt Ihres Schreibens von Ende Dezember klagen Sie sogar uns alle an, daß unsere Prinzipien, die ich in meinem Schreiben vom 16. Dezember aufgestellt habe, „in schneidendem Kontrast stehen zu meinem und zu meiner Kollegen freundlichen Entgegenkommen in Berlin". Also wiederum die Anklage des Doppelspieles!! Kann es denn nicht möglich sein, daß man über eine Frage, oder über den Zweck eines Werkes verschiedener Ansicht ist, und dennoch in aufrichtiger Weise in wichtigen Punkten sich einigt, um gemeinsam vorzugehen, ohne daß man sofort Hinterlist, Hintertüre, Hintergedanken oder ähnliches voraussetzen muß?

Ich begnüge mich, Sie auf diese Erscheinungen nur aufmerksam zu machen und überlasse das Urteil den Lesern der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift". Wir haben nichts zu verhehlen und sind sehr gerne bereit zu einer Verständigung ebensowohl in unsern Prinzipien wie in deren praktischen Ausführung. Selbstverständlich kann das nie geschehen auf Kosten unseres Glaubens oder unseres Gewissens. Wenn die evangelischen Missionare in Berlin der Meinung gewesen sind, daß eine Verständigung nur möglich sein soll unter der Bedingung, daß wir Katholiken unsern Standpunkt aufgeben sollen und auf Befehl der evangelischen Missionare nur zu parieren haben, dann wird allerdings ein Zusammenarbeiten, sogar ausnahmsweise, sehr schwer sein.

In meinem Schreiben vom 16. Dezember finden Sie nicht einmal den Schein einer Anklage gegen Sie. Wenn ich klage, so sage ich nur im allgemeinen, daß Lügen, Verläumden, Ehrabschneiden, von welcher Seite es auch kommen mag, also auch von katholischer Seite, Sünde ist, und gerügt werden muß.

Auf das hin zitieren Sie mir eine ganze Reihe von Angriffen von Katholiken gegen Protestanten; Sie greifen nach Schriften bis zu Marshall (1870) zurück, um mir zu beweisen, daß es Gewohnheit der Katholiken sei, anzugreifen, wenn im Gegenteil die Protestanten „es nur ausnahmsweise tun und immer Person und Sache voneinander schei-

1) Ich habe das nicht getan aus dem einfachen Grunde, weil Ihre Kollegen, mit welchen ich diese Frage besprach, es für zwecklos gefunden haben und übrigens es die Zeit auch nicht erlaubt hätte. Ich hätte es auch ejtzt nicht getan, wenn Sie in Ihrem Berichte nicht die oben angegebenen Zweifel *aufgeworfen* hätten.

den". Ich habe Marshall schon 1872 gelesen und ihn seither nicht mehr zu Gesicht bekommen; ein Missionsklassiker ist er nicht bei uns, aber schon damals hat er mir und vielen andern mißfallen!

Wenn wir aber einen Preis aussetzen wollten für denjenigen, der am meisten unter Angriffen zu leiden hat, ob Protestanten oder Katholiken, so brauchen wir Katholiken nicht 36 Jahre zurückzugreifen. Wir öffnen die erste beste evangelische Missionszeitschrift, oder lesen einen Bericht über die erste beste Missions-Versammlung, und wir finden darin in Hülle und Fülle Material gegen die „Römlinge". So z. B. wird auf der Continental-Missionskonferenz vom Juni 1905 der Katholizismus „als die drohende Gefahr für unsere Kolonien" angegeben. (Also schlimmer noch als der Mohammedanismus.)

Bei derselben Gelegenheit gibt Professor Warneck den Rat, „die deutschen Kolonien mit europäischen Arbeitern so stark zu besetzen, wie es nur irgend möglich ist". Natürlich um uns überall den Weg zu versperren und uns auf der ganzen Linie den Vorwurf machen zu können, als ob wir uns rücksichtslos in evangelische Gebiete eindrängen würden.

Greifen wir ferner zum ersten besten Missions-Kalender, z. B. „Illustrierter Missions-Kalender für das evangelische Haus 1906", wo „von Raubzügen der belgischen Patres, von Betrug, Trinkergemeinden, grenzenlosem Schmutz, Habsucht und Liederlichkeit, Laxheit gegenüber Aberglauben usw." gesprochen wird, und auf 12 Seiten hindurch das Leben der Christen und der katholischen Missionare so schändlich und niederträchtig dargestellt wird, daß diese jedenfalls schlimmer wären als die Heiden und eher ins Zuchthaus gehörten als auf ein Missionsfeld, wenn das alles wahr wäre. Und solche Artikel sind bestimmt für das evangelische Haus! Mit einer solchen Art und Weise der Verteidigung kann ich mich nicht befreunden.

Wenn ich von „Achtung des gegenseitigen religiösen Standpunktes" sprach, so sollte damit selbstverständlich nicht gemeint sein, daß Sie unsern religiösen Standpunkt annehmen — das tun Sie nicht — und wir den Ihrigen — das können wir nicht —. Ich meinte damit nicht den objektiven Standpunkt, sondern den subjektiven, d. h. daß wir die Überzeugung haben müssen, jeder von uns vertrete seinen Standpunkt gewissenhaft und wenn der eine Teil dementsprechend handle, der andere es ihm deshalb nicht übel nehmen dürfe. Einen Gewissenszwang dürfen wir nicht begehren, unter keinen Umständen.

Sie haben es richtig getroffen, als Sie sagten: „Wir, (die Protestanden) haben eben keine alleinseligmachende Kirche, sondern nur einen alleinseligmachenden Heiland," und deshalb ist Ihnen eine Annäherung viel leichter. Es kann Ihnen also nichts im Wege liegen, wenn wir den alleinseligmachenden Heiland annehmen — und diesen nehmen wir von Herzen gern an — daß Sie unsere Tätigkeit als nicht so sehr schlecht ansehen. Ob Sie aber einen klaren Begriff haben über die alleinseligmachende Kirche??

Die Worte vom Papste Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom 3. Dezember 1880 stehen nicht im geringsten im Widerspruch mit meinem Schreiben vom 16. Dezember. Sie haben darin nur einen wichtigen Satz ausgelassen. Ich habe gesagt: „Wir Katholiken, wir möchten die ganze Welt katholisch haben. Wenn sie aber aus irgend einem Grunde nicht katholisch werden kann, so ist es uns doch hundertmal lieber, sie wird evangelisch, als daß sie heidnisch oder mohammedanisch bleibt." Diese Worte habe ich wohlbedacht geschrieben und brauche nichts davon zurückzunehmen und ich glaube, daß alle katholischen Missionare, sogar der Papst selbst, sie unterschreiben können, und ich begreife nicht, wie Sie sich über solche Worte verwundern können. Ein neuer Beweis, daß zwischen uns viel Mißverständnis liegt und jeder das seinige tun sollte, um diese Mißverständnisse zu beseitigen.

Wenn wir deshalb ehrlich, offen, gewissenhaft miteinander verkehren, nur aus Liebe zur Ehre Gottes und dem Heile des Nächsten, ohne Rücksicht auf unser eigenes Ich, so werden viele Vorurteile fallen, und wer weiß, wenn wir einmal in einigen Punkten einig geworden sind, ob wir dann, wenn auch langsamen Schrittes, nicht zur vollständigen Einigung gelangen werden, auch in unsern Prinzipien, und dem Wunsche unseres Heilandes nachkommen, wonach nur ein Hirt, ein Schafstall und eine Herde sein wird unter seiner liebevollen Führung, denn bei uns auch steht hoch oben an das Wort der heiligen Schrift: Non est in aliquo alio salus. Jesus allein ist der Erlöser und Seligmacher.

Es wird wohl zwecklos sein, auf mehrere andere Einzelheiten einzugehen. Mein Zweck ist erreicht. Ich wollte Ihnen nur kund tun, daß wir keine schöne Musik gemacht haben coram publico, um im geheimen andere Zwecke zu verfolgen, und keinerlei Anlaß zu Ihren Zweifeln gegeben haben. Wir haben es offen und ehrlich gemeint, und meinen es auch jetzt noch so.

Mit der Hoffnung, daß auch diese Zeilen bei Ihnen gute Aufnahme finden werden, und dieser kleine Zwischenfall hiermit beschlossen sein wird, bleibe ich in aller Hochachtung

Ergebenster in Christo
Acker.

Antwort.

Halle, den 9. März 1906.

Sehr geehrter Herr Provinzial!

Auch Ihre vorstehende zweite Zuschrift an Herrn P. Richter, obgleich sie kaum etwas Neues bringt, veröffentliche ich Ihrem Wunsche gemäß in der A. M. Z., um Ihnen einen Beweis für das Entgegenkommen zu geben, welches Ihr wie wir nicht zweifeln aufrichtiges Bemühen um gegenseitige Verständigung auf unserer Seite findet. Es geschieht auf Wunsch meines Mitarbeiters, daß ich statt seiner antworte, möglichst kurz, das Nebensächliche übergehend, und mit dieser Antwort die Debatte, wenigstens für jetzt, schließend.

1. Wenn Sie Ihr Schweigen auf dem Kongreß über das, was Sie Ihre „Prinzipien" nennen, damit entschuldigen, daß die Vertreter der protestantischen Mission, „mit welchen Sie diese Frage besprochen," die Darlegung dieser Prinzipien, wie sie in Ihrem ersten Briefe an Richter erfolgt ist, „für zwecklos gefunden haben," so muß hüben oder drüben eine Gedächtnisirrung vorliegen; denn wie mir mitgeteilt worden ist, ist eine solche Erklärung seitens der Vertreter der protestantischen Mission nicht abgegeben worden. — Ebensowenig ist Ihnen zugemutet worden, „auf Befehl der evangelischen Missionare nur zu parieren." Was gewünscht wurde war, daß katholischerseits die häßliche Eindrängung in evangelische Arbeitsgebiete und die so oft mit den unschönsten Mitteln betriebene Konkurrenz eingestellt werde. Geschieht das, so ist damit der Weg eingeschlagen, der zur Beseitigung des von Ihnen so schmerzlich empfundenen „Mißtrauens" führen wird. Die beste Gelegenheit dazu bietet jetzt Hereroland, wo, wie Sie persönlich zugeben werden, P. Nachtwey eine Rolle spielt, die — ich will es mild mit einem Fremdwort ausdrücken — nicht fair ist. (Vergl. A. M. Z. 1905, 480 und 1906, 1...) Daß das „Mißtrauen" nicht ganz unberechtigt ist, dafür will ich nicht auf alte Erfahrungen, sondern neben dem Vorgehen im Hereroland auf die Njassamission der Brüdergemeine hinweisen, wo die Weißen Väter sich zwar zu einem Abkommen mit dieser herbeiließen, nach welchem sie eine Station aufgaben, wofür protestantischerseits Gegenkonzessionen gemacht wurden, dann aber die Benediktiner kamen und die Station besetzten.

2. Daß Sie ein Buch wie das Marshallsche ablehnen, freut mich; aber bitte, tun Sie das auch in der katholischen Literatur und dringen Sie darauf, daß die Janssensche „Klassizitäts"-Erklärung dieses unqualifizierbaren Autors endlich auch öffentlich widerrufen werde. Das Buch ist noch immer das Zeughaus, dem die katholische Polemik Waffen entnimmt. Übrigens liegen auch aus neueren katholischen Quellen Zeugnisse die Fülle vor, welche Ähnliches behaupten wie der ältere Marshall. Wenn ich es unterlasse Beweise zu zitieren, so tue ich es, weil ich den Streit nicht vermehren, sondern schlichten helfen möchte. Darum will ich auch die Frage nicht erörtern, auf welcher Seite die gehäuftesten Angriffe sind. Nur das gestatten Sie mir zu sagen, daß wenn von unserer Seite ungerechtfertigte Anklagen gegen die katholische Mission erhoben werden, die wir nicht billigen können, so sind es Privatleute, die solches tun.[1]) Katholischerseits aber sind es autoritative Stimmen bis hinauf zu den Päpsten, welche uns und unsre Mission so übel behandeln. Was Sie über die betreffende Enzyklika Leos XIII. sag...

1) Ich habe den von Ihnen beanstandeten Artikel in dem betreffenden Kalender nachgelesen. In manchen Ausdrücken hat sich der Verfasser vergriffen; aber wenn der Gesamtton ein etwas schriller ist, so wird das dadurch begreiflich, daß Tatsachen vorliegen, welche wirklich empörend sind. Die Beweise finden Sie A. M. Z. 1884, 211 ...; 1890, 401 ff.; 1891, 41 f.; 1905, 93 ff.

wäscht die in ihr enthaltenen Verunglimpfungen nicht weg und der jüngste Katechismus Pius X. ist wahrlich uns gegenüber keine Friedensbotschaft. Auf der kontinentalen Missions-Konferenz wurde die katholische Mission nicht als „die drohende Gefahr für unsere Kolonien“ und vollends nicht „noch schlimmer als der Mohammedanismus“ erklärt; das letztere ist Ihr eigenster Zusatz, das erstere war im Blick auf die evangelische Mission gemeint, wie Sie aus den gedruckten Verhandlungen ersehen können. Auch mich persönlich zitieren Sie nicht ganz richtig und gar Ihre Interpretation legt nicht aus, sondern unter.

3. Wir sind wirklich nicht ganz so unwissend als wofür Sie uns halten. Auch „über die alleinseligmachende Kirche“ fehlt es uns nicht an „einem klaren Begriff“. Aber darin haben Sie recht, mit der Annahme des „alleinseligmachenden Heilandes“ könnten wir uns verständigen; aber wie reimt sich diese Annahme z. B. mit der Erklärung Pius IX. in dem Rundschreiben vom 2. Februar 1849, in dem es heißt: „Unser Heil ist auf die heilige Jungfrau gegründet seit Gott die Fülle alles Guten in sie gelegt hat, sodaß wenn es für uns eine Hoffnung und eine geistige Heilung gibt, wir sie einzig und allein von ihr empfangen.“ Und

4. woher wissen Sie, daß unser Herr Jesus Christus gesagt hat, es werde „ein Hirt, ein Schafstall und eine Herde werden“? Von dem Einen Schafstall steht in meinem griechischen Neuen Testamente nichts. Und dieser eine Schafstall, den Sie zwischen den Hirten und die Herde einschieben, ist es hauptsächlich, an dem katholischerseits eine ernste Verständigung immer wieder scheitert.

Immerhin ist es eine Freude, Männern in Ihrer Kirche zu begegnen, die, ohne von uns zu verlangen, daß wir „ihren religiösen Standpunkt annehmen“, aufrichtig ein gegenseitiges Achtungs- und Friedensverhältnis anstreben. Je mehr Sie dieses Streben in Taten umsetzen, desto weniger werden Sie sich über „Mißtrauen“ unsrerseits zu beklagen haben.

In aller Hochachtung
D. Warneck.

Antworten auf „das Schreiben des Ausschusses

der deutschen Missionen an die englischen Missions-Gesellschaften“

sind bis zum 18. März 9 eingegangen, die sämtlich für die gegebene Anregung herzlichst danken, ihr praktische Folge geben zu wollen freudig erklären und der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck geben, daß die Gefahr eines Krieges zwischen den beiden stamm- und glaubensverwandten Völkern dauernd beseitigt werde.

Nur drei dieser Antworten gebe ich in ihrem Wortlaute: 1. die der

Church Miss. Society. Sie lautet: „Teure und geehrte Brüder! Ihren Brief haben wir mit aufrichtiger Teilnahme empfangen. Wir verbinden uns mit Ihnen aufs herzlichste in dem Wunsche für die Fortdauer der Freundschaft und des brüderlichen Verkehrs, welche so lange nicht nur zwischen den Missionsgesellschaften Deutschlands und Großbritanniens, sondern auch zwischen den beiden großen Nationen bestanden haben. Wir betrachten Streit und Feindseligkeit zwischen ihnen mit dem stärksten Abscheu als eine Schande für unser gemeinsames Christentum und als eine Verunehrung unsres Herrn. Wir sind dankbar glauben zu dürfen, daß in diesem Lande (England) das ganze Gewicht der öffentlichen Meinung gegen einen Verlauf ist, durch welchen einem großen Volke Ärgernis gegeben werden kann, das mit uns stammverwandt ist und dieselbe Religion hat. Wir werden uns daher mit Ihnen in dem ernsten Gebete vereinigen, daß Er, dessen Namen wir beide tragen, uns in der Gemeinschaft des Evangelii behalte, damit unsre beiden Nationen durch ihr vereinigtes Zeugnis von Ihm in aller Welt Botschafter des Friedens und Bringer des Segens zu allen Völkern seien bis Er kommt, dessen Recht es ist, der Herr über alle zu sein.“

2. Die Antwort der Londoner Missionsgesellschaft: . . . „Wir befinden uns mit Ihnen in der herzlichsten Übereinstimmung bezüglich des Geistes und des Zweckes Ihrer Zuschrift an uns. Ja, die beiden großen protestantischen Nationen Europas haben so viele gemeinschaftliche Interessen und diese Interessen sind von so fundamentaler Art, daß ein Streit zwischen ihnen und selbst eine Trübung ihrer freundlichen Gesinnung als eine große Entehrung ihres gemeinsamen Herrn und Meisters und eine schwere Schädigung der Interessen der Welt betrachtet werden muß. Was wir tun können, um auf unsrer Seite die freundschaftlichen Beziehungen zu erhalten, welche in der großen Masse der intelligenten und ernst gesinnten Engländer gegen Deutschland bestehen, das wird mit Freuden geschehen. Wir müssen aber, lieben Brüder, Ihnen sagen, daß wir die Sache hier nicht so alarmierend ansehen, wie Ihr Schreiben sie auffaßt. Es gibt immer eine gewisse Zeitungspresse, welche unter dem Einflusse der selbstischsten und unehrenwertesten Motive nur zu bereit ist, Unheil unter Freunden anzurichten. Glücklicherweise hat sie wenig wirklichen Einfluß auf die Meinung und das Verhalten denkender Männer. Es ist allerdings eine Tatsache, daß die absolute Preß- und Redefreiheit, deren wir uns erfreuen und die wir als eine Art Ventil für alle Arten von unreifen Meinungen betrachten, oft mißverstanden wird bei unsern Nachbarn, welche eine Bedeutung Worten beilegen, die von dem großen englischen Publikum nur verlacht werden. Wir freuen uns von Herzen, eins zu sein mit Ihnen in den großen Interessen des Königreichs unsres Erlösers und begehren aufs ernstlichste, daß alle Glieder unsrer beiden großen Nationen sich persönlich und herzlich seiner Herrschaft unterwerfen.“

Und 3. die Antwort der China Inland-Mission: „Aufs innigste eilen wir Ihren Wunsch, daß nichts die friedlichen Beziehungen trüben dürfe, welche so lange zwischen Ihrem und unserem Vaterlande bestanden haben. Völlig stimmen wir mit Ihnen überein, daß ein möglicher Krieg zwischen den

führenden protestantischen Nationen Europas sowohl in seinen nächsten Konsequenzen wie in seinem Einflusse auf die heidnischen Völker ein schreckliches Unglück sein würde. Aber wir fühlen uns doch dankbar, annehmen zu dürfen, daß die Aussicht auf solch einen Krieg nicht in unserm unmittelbaren Horizonte liegt. Wir sind uns natürlich der Tatsache wohl bewußt, daß sowohl in Großbritannien wie in Deutschland von Zeit zu Zeit sehr alarmierende und hetzerische Zeitungsartikel erscheinen, aber wir sind ganz gewiß, daß ein Gedanke an Krieg zwischen diesen beiden großen Ländern der großen Majorität unsres Volkes fremd ist und wir glauben, daß es sich auch in Deutschland ebenso verhält. Während wir uns, wie Sie selbst, als ein Missionsorgan, aller Einmischung in Politik enthalten, werden wir sicherlich alles tun, was in unsrer Macht liegt, um die guten Beziehungen zwischen Ihrem geliebten Vaterlande und dem unseren zu erhalten, und vor allem mit Ihnen uns im Gebet vereinigen, daß Er, der der Gott des Friedens ist, uns bewahren möge vor dem Eintreten eines so großen Unglücks, wie ein Krieg zwischen uns wäre."

Literaturbericht.

1) **Westermann**, Missionar der Norddeutschen M. G., „Wörterbuch der Ewe-Sprache. I. Teil, Ewe-Deutsches Wörterbuch." Berlin 1905. D. Reimer. 35 und 603 S. Gr. 8⁰. 14 Mk. Die sprachwissenschaftliche Bedeutung des vorliegenden Werkes habe ich in der Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Jahrg. 1905, S. 77 ff. schon besprochen; dem wird eine Anzeige des fertigen Buches in derselben Zeitschrift folgen. An dieser Stelle sei es mir vergönnt, auf den sehr großen praktischen Nutzen des Buches für die Mission in Togo aufmerksam zu machen. Westermanns Arbeit zieht einmal das Fazit unter die bisherige sprachliche Arbeit der Bremer Missionare und schafft andrerseits die Grundlage für die Weiterarbeit. Die sämtlichen Versuche, die Ewesprache zu bemeistern, welche bereits vorlagen, sind hiermit benutzt. Durch ihre Bearbeitung ergab sich, was daran brauchbar, und was unzulänglich war. Es hat nun nicht nur einen linguistischen Wert, sondern eine eminente praktische Bedeutung, wenn Wortwurzeln, die tatsächlich verschieden sind, auch als verschieden erkannt werden. Kein Mensch kann die große Fülle der Vokabeln einer fremden Sprache — W. hat deren etwa 20000 — in sich aufnehmen, ohne den Versuch zu machen, das unter sich zu verknüpfen. Wenn er dabei nun nicht von richtigen Gesichtspunkten geleitet wird, wird er ganz sicher eine Anzahl Worte für identisch halten oder sich irgend einen Vers daraus machen, wie sie zusammen gehören, die tatsächlich nicht verwandt sind. Das scheint nun für die Praxis gleichgiltig zu sein, ist es aber nicht. Denn alle jene falschen Ableitungen und Beziehungen, die der praktische Arbeiter in seinem Kopf hat, werden ihn beim Gebrauch der

Worte bestimmen. Außerdem wird er durch falsche Rechtschreibung verlei
Worte gleich zu sprechen, die verschieden sind. Wenn das von seiner
meinde, seinen Schulkindern leidlich ertragen wird, weil sie mit der
merken, was er meint — die Heidenpredigt kann durch solche Barbarism
bis zur Unverständlichkeit entstellt werden.

Auch die sorgfältige Scheidung der Dialekte bei W. ist eine dankensw
Hilfe für den Praktiker. Es genügt nicht zu wissen, daß etwas Ewe ist, m
muß auch wissen, welcher Dialekt es ist, wenn man sicher sein will verstan
zu werden.

W. hat aber nicht nur zusammengetragen, gesichtet und geschieden, w
seine Vorgänger geleistet hatten, sondern er selbst hat begonnen die sich h
bei herausstellenden Lücken der Sprachenkenntnis auszufüllen. In der schr
lichen Fixierung der Worte ist ihm das, so viel ich sehe, in einem Umf
gelungen, daß man kaum noch erheblich darüber hinauskommen kann.
Bezug auf den Zusammenhang der Worte unter einander hat er ebenf
mehr gesehen, als seine Vorgänger. Hier wird indessen noch energische Wei
arbeit nützlich sein. Allerdings ist es mir zweifelhaft, ob man aus dem E
allein den Aufbau der Wortstämme noch weiter erkennen wird, als bis
geschehen ist; man wird durch sorgsame Vergleichung mit andern Sudansprac
versuchen müssen, diese Gesetze zu finden. Das stellt neue umfangreiche Ar
in Aussicht, aber es läßt uns hoffen, daß wir die Fülle der Ewewurzeln,
heute die Verzweiflung des Anfängers sind, sehr wesentlich reduzieren werd
und daß wir das Prinzip finden, nach dem sie zusammenhängen. Das wü
für die Erlernung und Beherrschung nicht nur des Ewe, sondern auch
andern Sudansprachen eine gar nicht hoch genug zu schätzende Hilfe geb
Hoffen wir, daß hier wie bisher Theorie und Praxis sich die Hand geben
Erreichung dieses für die Missionierung des Sudan überaus wichtigen Ziel

Karl Meinhof

2) „Die Einwurzelung des Christentums in der Heidenwel
Untersuchungen über schwebende Missionsprobleme. In Verbindu
mit den Pastoren Berlin, Gareis, Lic. Böhmer, Prediger Bechler u
Prof. Meinhof herausgegeben von Julius Richter. C. Bertelsma
Gütersloh. 3 Mk., geb. 3.75 Mk. Einer Gepflogenheit in der literarisc
Welt folgend, haben sich sechs Freunde D. Grundemanns vereinigt, um i
zu seinem siebenzigsten Geburtstag am 9. Jan. 1906 mit einer wissensch
lichen Festschrift ihren Glückwunsch darzubringen. Um ihrer Arbeit den C
rakter einer Gelegenheitsschrift abzustreifen, einigten sie sich dahin, ein missio
wissenschaftliches Problem zu bearbeiten und von verschiedenen Seiten aus
beleuchten. Die Rücksicht auf den Jubilar legte es nahe, dazu die Gruppe v
Problemen auszuwählen, welche D. Grundemann selbst bei den verschiedens
Anlässen und unter verschiedenen Gesichtspunkten behandelt hat: die E
wurzelung des Christentums in der Heidenwelt durch den Dienst der Missi
D. Buchner hatte es freundlichst übernommen, den einleitenden, theoretisch
Abschnitt zu schreiben und das Problem von den Prinzipien der Mission
wissenschaft aus zu behandeln. Leider ist er durch die Überfülle amtlic

Arbeiten in letzter Stunde verhindert gewesen, diesen Plan auszuführen; damit blieb im Rahmen der Untersuchungen eine fühlbare Lücke, die keiner der andern Mitarbeiter nun noch ausfüllen mochte. Dadurch traten an die Spitze zwei, freilich nur bruchstückartige Übersichten über die beiden größten und wichtigsten Missionsfelder des 19. Jahrhunderts, Indien und Südafrika, unter dem Gesichtspunkte: wie weit ist hier das protestantische Christentum lebenskräftig eingewurzelt? Die fleißige, auf großer Detailkenntnis beruhende und mit einem reichen statistischen Material operierende Arbeit von Jul. Richter behandelt Indien. Zuerst bespricht sie die sechs hier der Einwurzelung des Christentums entgegenstehenden Hindernisse: das Klima, die Kaste, die pantheistische Grundanschauung, den Islam, den einflutenden abendländischen Unglauben und die jahrtausendlange religiöse Gewöhnung. Dann wird eingehend der zahlenmäßige Missionserfolg und seine Verteilung auf die verschiedenen Bevölkerungselemente klar gestellt, ferner werden die Gründe untersucht, die es begreiflich machen, warum das indische Christentum noch so viel abendländisches Gepräge trägt und endlich die Tatsachen zusammengestellt, welche als Anzeichen dafür vorhanden sind, daß trotzdem ein Prozeß lebenskräftiger Einwurzelung des Christentums in das indische Volksleben sich im Gange befindet. Eine sehr lehrreiche und besonnene Studie. — Pastor Berlin in Zabelsdorf erörtert nach einer skizzenhaften Überschau über das in Südafrika bisher Erreichte, die dem Missionskundigen kaum etwas neues bietet, in lehrreicher Weise zwei Fragen: woraus ist es zu erklären, daß der Christianisierungsprozeß in Südafrika nicht schon weiter fortgeschritten ist? und welche Richtlinien ergeben sich aus dem bisher Erreichten für die Weiterarbeit der Mission? resp. welche Desiderien sind an die Regierung zu stellen? Berlin hat die Verhältnisse in den deutschen Missionen in Südafrika mit erfreulichem Fleiße erkundet; und soweit diese in Betracht kommen, wird man seiner Darstellung fast in allen Punkten zustimmen. Besonders für die im Bereiche von Berlin I angestrebte organische Weiterentwicklung des Missionsbetriebes sind des Verfassers Winke wertvoll. Für die Gesamtauffassung der missionarischen Lage in Südafrika ist jedoch der Gesichtswinkel zu eng, und es sind wichtige Faktoren nicht ausreichend eingeschätzt. — Lehrreich wie fesselnd ist die dritte Studie, Bechler's Aufsatz über „Einzelbekehrung und Volkskirche nach den Erfahrungen der Brüdermission." Bechler behandelt das Problem der Einwurzelung geschichtlich in einer Wanderung durch die gerade für diese Frage instruktive Geschichte der Brüdermission; er führt nacheinander die drei großen Perioden der Brüdermission, die zinzendorfische, die nachzinzendorfische und die neuere Zeit, in ihrer missionstheoretischen und -praktischen Eigenart vor: wie Zinzendorf und seine Mitarbeiter einseitig und ausschließlich auf Einzelbekehrungen und die Sammlung von Auswahlgemeinden ausgegangen seien; wie in der nachzinzendorfischen Periode zwar theoretisch dieser individualistische Standpunkt behauptet sei, aber daneben doch manche tüchtige Missionare wie Peter Braun auf Antygua, David Zeisberger unter den Indianern und Fischer unter den Arawakken auf die Beeinflussung des Ganzen ihrer Stämme ausgegangen sei; und wie schließlich sich die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, die theoretisch am klarsten in dem General-Synodal-Verlaß vom Jahre 1899 prak-

tisch am deutlichsten in der Nord-Queensländer und der Deutsch-Ostafrikanischen Mission der Brüdergemeine zum Ausdruck kommt. — Prof. Karl Meinhof behandelt das Thema: „Die Einführung des Missionars in das Volkstum der Heiden durch die Sprache.“ Es liegt ihm daran, die Tatsache zu erweisen, daß die Sprache ein ausgezeichnetes Mittel ist, um die Art eines fremden Volkes zu erkennen, und dann Winke zu geben, wie sich das Sprachstudium benutzen läßt, um in das Verständnis fremder Volksart einzudringen. Pastor Gareis in Buch nimmt von neuem ein wiederholt von D. Grundemann und anderen behandeltes Thema auf: „In wieweit können die in der heidnischen Welt einheimischen Kunstideale und Kunstformen zur Einbürgerung christlicher Lebensformen verwandt werden?“ Man wird gewiß des Verfassers mit vielen wertvollen Literaturnachweisen gestützten Ausführungen mit großem Interesse folgen und den Eindruck haben, daß er seine in der A. M. Z. 1892, 579 dargelegte Anschauung seither wesentlich bereichert und vertieft hat. Aber doch wird man urteilen, daß des Verfassers Schluß, die abendländisch-christlichen Kunstideale seien die vom höchsten Standpunkt aus einzig berechtigten, und alle Völker müßten sich diesen assimilieren, sicher noch nicht das letzte Wort in dieser Frage ist. — Lic. Dr. Boehmer endlich behandelt unter der Überschrift: „Wanderungen und Wandlungen einer religiösen Formel.“ die Formel „Gedanken, Worte und Werke.“ Er weist nach, daß diese uns so geläufige Formel in der altarischen Welt, speziell im Zendavesta daheim ist. Wie allerdings die Formel aus Persien und Vorderindien ihren Weg in die christliche Welt des Abendlandes gefunden hat, darüber vermag er nur einige Vermutungen zu geben. Dieser Gegenstand liegt von dem die Schrift beherrschenden Grundgedanken am weitesten ab. Die sechs Studien sind durchaus verschiedenartig; sie fassen das betreffende Problem von sehr verschiedenen Seiten auf und scheuen sich auch nicht, sich in einzelnen Punkten zu widersprechen. Gerade in dieser Mannigfaltigkeit beruht ihr Wert; Anregung, Bereicherung, neue Gesichtspunkte wird jeder aufmerksame Leser aus dem Buche schöpfen.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Das missionarische Sprachproblem.[1]

Von Prof. K. Meinhof.

Wenn ich kurz ausdrücken soll, was ich als das missionarische Sprachproblem ansehe, so ist es das: Die Mission hat die Aufgabe, das Evangelium den Heiden zu predigen. Diese Botschaft soll durch das Medium menschlicher Rede vermittelt werden. Wie ist es nun zu machen, daß den Heiden, die von uns durch die Sprachverschiedenheit getrennt sind, diese Botschaft in verständlicher Weise ausgerichtet wird? Das Problem ist damit allerdings noch nicht erschöpfend ausgedrückt, denn es ergeben sich nach der ersten Verkündigung eine Reihe weiterer Fragen in betreff der Sprachbildung und Sprachpflege im Unterricht, in der Ausbildung von Lehrern und Geistlichen, in der Schaffung nationaler christlicher Literatur; außerdem wird das alles durch die politischen Verhältnisse unter Umständen beeinflußt. Aber wenn wir unter Mission die Verkündigung des Evangeliums an Nichtchristen im weitesten Sinne verstehen und also nicht nur an die erste Verkündigung denken, wird alles weitere hier mit einbegriffen sein. Das allerdings kann man ja nicht leugnen: je tiefer man sich in dies Problem einläßt, desto mehr neue Fragen ergeben sich für den Theoretiker wie für den Praktiker, so daß man wohl nicht von einem missionarischen Sprachproblem, sondern von missionarischen Sprachproblemen reden könnte.

Es kann aber nicht meine Aufgabe sein, auf alle diese mannigfaltigen großen und kleinen Fragen aufmerksam zu machen, zumal ich ja nicht daran denken kann, in dem engeren Rahmen dieses Aufsatzes mit der Beantwortung dieser Fragen zum Ziel zu kommen, sondern es scheint mir besser zu sein, daß ich aus der Fülle des Stoffes einige besonders wichtige und uns besonders nahe angehende Probleme heraushebe und an ihrer Behandlung zeige, in welcher Richtung die Lösung zu suchen ist.

Die Punkte, die ich da für besonders wichtig ansehe, sind:

1. Ist das Mittel der Missionsverkündigung eine europäische Sprache oder die betreffende Heidensprache?

---

1) Vortrag auf der sächsischen Missionskonferenz. — Zur Ergänzung vergl. A. M. Z. 05, 82: Die Christianisierung der afrikanischen Sprachen.

2. Sollen alle kleinen Sprachtrümmer berücksichtigt werden, soll eine Gemeinsprache für große Bezirke angestrebt werden?

3. Welche Bedeutung hat wissenschaftliche Spracheinsicht n der praktischen Sprachfertigkeit beim Erlernen der Heidensprache

Ich habe bei dem allen in *erster* Linie Verhältnisse der af nischen Mission vor Augen.

I.

Jeder Mensch trägt in seinem Innern ein Abbild der Welt sich herum, eine Art Mikrokosmus. Die Sprache ist nun ein Mi und zwar das wichtigste, um dieses innere Bild andern Leuten zuteilen. Wir alle reden, wenn wir reden, von dem, was wi innerlich erleben.

Nun ist dieses innere Bild bei den Menschen sehr verschie Um das festzustellen braucht man die Leute, besonders Kinder, zu fragen, wie sie sich die Zahl 3 vorstellen. Der eine denkt d an 3 Punkte auf einem Würfel, ein andrer an eine bestimmte S in einer fortlaufenden Linie, ein dritter an das Wort „drei“, einen vierten ist drei notwendig verbunden mit einer bestimm Farbe z. B. gelb und dergleichen mehr.

Wenn diese verschiedenen Menschen von den Dingen spre so sind dabei diese inneren Vorstellungen geschäftig. Die Worte, sie sagen, sind nur der Effekt, wie der Druckbogen, der aus der schine kommt. Von dem eigentlichen inneren Getriebe erfährt Zuhörende nichts. Nur an gewissen sich wiederholenden Fehlern Eigentümlichkeiten kann er vielleicht einen Schluß darauf machen aber in der Regel wissen wir über diese inneren Vorgänge nicht wenn der Redende uns nicht selbst sagt, wie sich für ihn die D gestalten. Ist nun in *einem* Volk schon ein großer Unterschied dieser innern Welt bei den einzelnen Menschen, so ist dieser Un schied unendlich vergrößert, wenn wir Menschen *andrer* Rasse, and Zone, *andrer* Religion vor uns haben. Jemand, der in Grön aufgewachsen ist, hat andre Vorstellungen von den Dingen, a Bilder, andere Empfindungen als der, dessen Heimathütte u Palmen stand. Jemand, dessen Rasseneigentümlichkeit ihn auf templatives Betrachten der Innenwelt führt, baut diese Welt an aus, als der, dessen Anlage ihn auf Unterwerfung der äußern W leitet. Jemand, der sich von Jugend auf im Zusammenhang ge hat mit den Geistern seiner Vorfahren, trägt andere Befürchtun

und Wünsche in seinem Kopf mit sich herum als der persische Mystiker, der sich vertieft in das innere Anschauen der Liebe des Gottes, den er mit sich selbst und mit der Welt identifiziert.

Wenn nun die Sprache der Ausdruck dieser innern Welt ist, wie verschieden müssen da die Sprachen der Menschen sein!

Ich meine, sie sind nicht etwa nur verschieden in bezug auf den Vokabelschatz. Natürlich ist es ein Unterschied, ob ich das betreffende Tier Pferd, Roß, Gaul oder Mähre nenne, und der Sprachforscher sagt uns, wie man auf die eine oder andere Bezeichnung kam. Er sucht herauszubringen, welche charakteristische Eigenschaft an dem Tier den Leuten auffiel und sie bewog, ihm einen Namen danach zu geben. Aber das ist doch mehr untergeordnet. Wenn der Pommer Pferd, der Franke Gaul, der Salzburger Roß sagt, denken sie alle drei nur an das Tier im allgemeinen, und ihre Vorstellungen sind im wesentlichen identisch, freilich nicht ganz. Denn kein Franke und Salzburger hat das unmittelbar begeisternde und stolze Gefühl, das den Pommern und den Niedersachsen überhaupt bei dem Gedanken an das Pferd überkommt.

Aber wie viel größer sind diese Unterschiede, sobald es sich nicht um sichtbare Dinge, sondern um Abstrakta handelt. Was denkt sich z. B. der Deutsche unter Frieden und was der Afrikaner? Wir sind an friedliche Zeiten gewöhnt, uns liegt es näher bei dem Wort Frieden an den Frieden der Seele zu denken, von dem wir so oft reden und reden hören. Der Afrikaner, der die Schrecken des Krieges kennt aus eigener häufiger Erfahrung, denkt natürlich zuerst an Frieden nach dem Krieg. Seelenfrieden kennt er wohl im Gegensatz zu Furcht, bösem Gewissen, Grauen, aber er weiß davon nicht zu reden wie wir.

Was aber jene innere Welt bei den verschiedenen Menschen noch viel mehr unterscheidet als das alles, ist der innere Aufbau, durch den diese Dinge geordnet sind.

Kürzlich las ich erst wieder die Behauptung, das Pidgeonenglisch[1]) wäre nur eine regellose Anhäufung von Worten, die den Namen einer Sprache nicht verdient. In dieser Behauptung stecken zwei Irrtümer. Eine regellose Anhäufung von Worten kann kein Mensch verstehen. Wenn ich sage: „Mensch töten Hund schlagen Kind", so weiß doch niemand, soll das nun heißen: „Der Mensch tötete den Hund und schlug das Kind" oder, „der Mensch tötete

1) Pidgeonenglisch ist die Bezeichnung für das aus englischen Vokabeln und chinesischer Syntax hergestellte Sprachgemisch, das an den Küsten Chinas gebräuchlich ist.

den Hund, den das Kind schlug", oder „den Menschen, der den Hund tötete, schlug das Kind" oder „den Menschen tötete der Hund, das Kind schlug ihn" oder was sonst. So kann man sich nicht verständigen. Das Pidgeonenglisch hat natürlich seine Regeln, die doch da sind, auch wenn der Redende sie nicht kennt. Eine ähnliche Sprache ist das Negerenglisch in Suriname. Ich war davon überzeugt, daß auch diese Sprache ihre Regeln hat, und siehe da, Missionar Westermann hat gefunden, daß sie ganz in den Regeln afrikanischer Syntax sich bewegt. Also Ordnung muß in jeder Art menschlicher Rede sein, sonst kann niemand sich verständlich machen. Der zweite Irrtum in jener Behauptung ist, daß das keine Sprache wäre. Hier liegt die Idee vor, als wenn eine Art zu reden erst dann zur Sprache wird, wenn sie in einem Buch festgelegt ist. Jede Art der Rede, in der Menschen sich verständigen, ist eben Sprache. Es wird nicht erst eine Sprache durch den Grammatiker.

Die Ordnung der Dinge in der menschlichen Rede ist nun, wie schon angedeutet, überaus verschieden, aber irgend welche Ordnung muß darin sein. Wer nun gewöhnt ist die Worte in seiner Muttersprache in einer gewissen Weise aneinander zu reihen, der wird sich sehr schwer oder gar nicht an eine andre Fügung des Satzes gewöhnen. Es ist ungefähr so schwer, als wenn man bei einer Klaviatur die hohen Töne nach links und die tiefen nach rechts legen wollte. Dann würde auch der gewandteste Klavierspieler zunächst nicht spielen können und schwerlich jemals die alte Fertigkeit, wie er sie sonst hatte, erreichen. Oder wenn dies Gleichnis nicht ganz paßt, weil hier auf die größere Beweglichkeit der rechten Hand absichtlich Rücksicht genommen ist, denken Sie, daß bei einem Horn die Reihenfolge der Klappen geändert wurde oder bei der Notenschrift die Anordnung der Notenköpfe und dergleichen mehr, so haben Sie eine Analogie für die Verschiedenheit im Aufbau menschlicher Rede.

Eine fremde Sprache sprechen ist immer eine Art Maskerade. Man fährt aber nicht nur in ein fremdes Kleid, sondern man beginnt in seinem Innern sich ein neues Stübchen einzurichten, in dem es nun nicht mehr deutsch, sondern arabisch oder chinesisch zugeht. Wer das nicht kann, lernt niemals fremde Sprachen sprechen. Der Türke sagt von jemand, der fünf Sprachen kann: „Das sind fünf Menschen!" Und er hat ganz recht. Man ist ein andrer Mensch in einer andern Sprache.

Ein Volk, das seine Sprache aufgibt, gibt damit seine wesentliche Art auf, die Form seines ihm eigentümlichen Denkens. Der Plattdeutsche, der Hochdeutsch redet, nimmt wenigstens verwandte Art an, der Afrikaner der deutsch redet, nimmt Formen an, die seinem

innersten Wesen fremd, ja widersprechend sind, er mag sich das noch so gut aneignen, im letzten Grunde bleibt er da ein Fremdling. Daß die geistigen Leistungen von Nichteuropäern in europäischen Sprachen sich kaum einmal über den Durchschnitt erheben, liegt eben daran. Jener Virtuose ist vor der umgekehrten Klaviatur ein Stümper. Originale geistige Leistungen sind von solchen Leuten nicht zu erwarten, sie bleiben in den Schranken dessen, was sie gelernt haben — es sind eben Kunstprodukte, Treibhauspflanzen, die unter natürlichen Bedingungen hoffnungslos verkümmern.

Auch jene Mischsprachen, deren ich schon Erwähnung tat, beweisen nichts dagegen. Im Gegenteil. Sie sind ein Beweis, mit welcher Energie der Mensch die in seinem Innern vorhandene Ordnung der Begriffe innehält. Auch das Fremdwort macht er sich mundgerecht, und wenn ihm auch seine ganzen Vokabeln durch Fremdworte ersetzt sind, an dem Aufbau des Satzes zeigt er uns doch, wie es eigentlich in seinem Kopf aussieht. Mir kommt z. B. jenes Negerenglisch immer vor wie eine afrikanische Hütte, ausstaffiert mit europäischen Möbeln.

Übersieht man die erstaunliche sprachliche Zerrissenheit der Welt, und beobachtet man das Fortschreiten der europäischen Sprachen, so regt sich der Gedanke bei manchem Praktiker: aber wozu alle die Mühe mit den außereuropäischen Sprachen, man verbreite europäische Sprache und in ihr das Christentum; davon hat die Heidenwelt nicht nur einen religiösen, sondern zugleich einen eminenten Kulturgewinn. Der Gedanke ist nicht neu. Auch das römische Weltreich hat ähnliche Grundsätze gehabt, und im Anschluß daran vertritt sie die römische Kirche bis heute. Unter der Gewalt römischer Herrschaft verschwanden die Berbersprachen Mauretaniens, das Punische, die italischen, keltischen und iberischen Dialekte Westeuropas bis auf geringe Reste. Wen das mit Genugtuung erfüllt, der müßte konsequenterweise es auch bedauern, daß die Sprachen der Deutschen Skandinavier, Engländer nicht denselben Weg gegangen sind, wie die genannten und wie die Sprachen der Gothen, Longobarden, Vandalen, Burgunder. Wir wissen ja doch, welche befreiende Kraft in Luthers Tat lag, daß er den Deutschen das Evangelium gab, nicht nur in deutschen Vokabeln, sondern so grunddeutsch gedacht, daß sein Buch zu den klassischen Denkmälern unserer Sprache zählt. Wir wissen ja doch, was es für uns bedeutete, daß wir von dem Bann lateinischer

Terminologie und lateinischer Vorstellungen loskamen, die für
ganze römische Kirche in allen Nationen untrennbar mit dem Chri
tum verbunden sind.

Es widerspricht der universalen, weltumfassenden, eigenart
Bedeutung des Christentums, daß es in irgend einer Form der me
lichen Rede seinen erschöpfenden und abschließenden Ausdruck
funden hätte. Wie jedes Volk auf Erden eine Seite des Chri
tums in besonderer Weise zum Ausdruck bringen soll, so solle
tausenden von Sprachen die großen Taten Gottes gepriesen wer
und dabei wird jede ihren besonderen Rhythmus, ihre besondere Me
haben, wie sie gerade ihr gegeben ist. Jene Gedanken: der N
europäer versteht das Evangelium ja doch nicht wie wir, w
wir beiseit legen. Unser Verständnis ist nicht universal, son
europäisch, und jener Nichteuropäer wird im Evangelium Schönh
finden, die wir nicht sehen. Sein Verständnis wird das unsere
gänzen. Jedenfalls wird sein Verständnis nicht klarer, wenn
ihm das Evangelium in unserer Sprache bringen, sondern unkl
Der Irrtum begegnet dem Europäer immer wieder, daß man gl
etwas deutlich gesagt zu haben, wenn man sich europäischer
drucksweise bedient. Ich denke an Fälle, wo jemand so recht her
dringend sprechen will und dann an der betreffenden Stelle anf
deutsch oder holländisch zu reden, obwohl seine Zuhörer das nicht
stehen. Sagt doch ein Kongomissionar ausdrücklich, daß er sich e
Gemischs von Englisch und Kongo in der Predigt bedient, und
er hofft, er werde verstanden — eine ebenso befremdliche wie
sichtslose Hoffnung.

Diese Idee, nur in *einer* Sprache der Welt eine Religion
verkünden, ist am starrsten im Islam durchgeführt. Hier ist
arabisch, was sich auf Religion bezieht, und darf nicht übersetzt wer
Das stimmt überein mit der Starrheit des Islam überhaupt,
für das lebensvolle, wahrhaftige, nie veraltende Wesen des Chris
tums ist diese Idee unbrauchbar. Nicht in europäischen Spra
oder europäischen Formen soll die Welt das Christentum ha
sondern es soll sich eine große Schar zusammenfinden aus a
Völkern, Sprachen und Zungen.

Wir werden also uns hier unbedingt dafür entscheiden, daß
Wort Gottes den Heiden in ihrer *Muttersprache* verkündet wer

muß, da es nur so belebend auf das Volk wirken und es von innen heraus bilden kann.

Dabei muß ich noch auf eins aufmerksam machen. Es nützt nicht, daß man den Wortschatz der fremden Sprache anwendet, wenn man nicht in ihren Geist eingedrungen ist. Jener Vorwurf, den nach J. Richter's Mitteilung kürzlich jemand gegen die Hindiliteratur der Mission erhob, daß es eigentlich nur Englisch mit Hindivokabeln wäre[1]), wiegt meines Erachtens sehr schwer. Man kann das auch von manchen Bibelübersetzungen in afrikanischen Sprachen sagen, die man erst versteht, wenn man den europäischen Text daneben legt.

Wenn z. B. Matth. 17, 4: „Dir eine, Mose eine und Elia eine" wörtlich übersetzt wird, so kann der Deutsche wohl recht verstehen, weil er weiß, was es heißen soll, und er den Dativbegriff in den Text hineinträgt. In einer Bantusprache kann man aber den Dativ nicht anders ausdrücken als durchs Verbum. Die alleinstehenden Pronomina und Substantiva heißen dann: „Du eine, Moses eine und Elias eine" — und das wollte Petrus ja nicht sagen.

Dagegen hilft es auch nicht, wenn man allerlei Afrikanisches in den Text hineinflickt und die Dinge sozusagen afrikanisch aufputzt.

Wenn man z. B. statt „Wein" „Palmwein", statt „Schläuche" „Kalebassen" sagt, so wird Luk. 5, 37—39 nicht verständlicher. Ein geschlossener Schlauch kann wohl von dem gährenden Wein gesprengt werden, eine offene Kalebasse kaum. Auch ist alter Palmwein nicht milder, sondern stärker und wird bald so sauer, daß man ihn nicht trinken kann. Oder wenn man 1. Petri 1, 18 statt „Silber und Gold" „Ziegen und Kühe" sagt, weil das zur Zeit das übliche Zahlungsmittel ist, so wird m. E. nichts gewonnen, zumal die Leute bald genug den Wert des Geldes kennen lernen. Und wenn das geschehen ist, ist die Übersetzung schon ein Anachronismus.

Das führt nicht in die Sprache hinein, sondern da hilft nur ein sich Vertiefen in die Sprache, das weit über die bloß praktische Beherrschung hinausgeht, es hilft nur der beständige Austausch und lebendige Verkehr mit den Eingeborenen. Wie man sich in ein Bild erst hineinsehen muß, ehe man es versteht, so muß man sich in ein Volk hineinleben, hineinlieben, ehe man ihm das Wort Gottes in seiner Sprache verkündigen kann. Mag einmal ein großer Teil der heute gesprochenen Sprachen sterben und verschwinden, und mögen andere Formen an ihre Stelle treten, wir haben nicht die Aufgabe dabei mitzuhelfen, wir sind nicht berufen zu töten, sondern die Toten lebendig zu machen.

1) Missionar Haigh in Maissur, vergl. „Die Einwurzelung des Christentums in die Heidenwelt," p. 25 f.

Selbstverständlich darf man nicht übersehen, daß durch die Berührung mit europäischen Sprachen und dem Vorstellungskreis der Bibel die Sprachen der Heiden beeinflußt werden. Unsere deutsche Sprache hat auch die lateinische zur Lehrmeisterin gehabt, und biblische, also ursprünglich orientalische Bilder sind uns Deutschen geläufig geworden. Solche Beeinflussung der Heidensprache ist nicht zu vermeiden, ja sie ist nicht einmal als eine unangenehme aber leider unvermeidliche Zugabe anzusehen. Die Missionsarbeit geht ja doch mit vollem Bewußtsein darauf aus die Vorstellungswelt des Afrikaners zu beieinflussen, zu erweitern, zu vertiefen, und wo das mit den Vorstellungen geschieht, da geschieht es eben durch die Sprache und zugleich an der Sprache.

Nur das soll fest gehalten werden: das Ziel der Missionsarbeit ist nicht die Verdrängung der Eingeborenensprache und ihre Ersetzung durch europäische Idiome. Durch die Einführung europäischer Sprache wird das Volk zu dauernder Unselbständigkeit erzogen. Unser Ziel ist vielmehr die Ausbildung der Eingebornensprachen, daß sie brauchbare Werkzeuge für die Botschaft des Evangeliums werden.

II.

Die zweite unserer Fragen hat ihre Geltung für Sprachen mit geringer Ausdehnung, nicht für solche, die von Millionen gesprochen werden. Besonders in Afrika steht der Missionar oft genug vor der schwierigen Entscheidung: soll ich nun wirklich für dieses Sprachgebiet, das nur einige tausend Menschen umfaßt eine Schriftsprache schaffen? Soll für diese Menschen, die in Berlin in einer Straße wohnen würden, eine besondere Bibelübersetzung verfaßt, sollen Schulbücher und Gesangbücher hergestellt werden? Das ist eine Frage, bei der es sich nicht nur um ernste finanzielle Bedenken handelt, sondern um die Lebensarbeit eines Mannes, vielleicht mehrerer Männer. Wer sagt uns, daß nach hundert Jahren von dieser Sprache noch etwas existiert, und wenn all die viele Mühe ihr nur ein feierliches und kostspieliges Begräbnis verschafft, ja dann ist diese Mühe doch wohl in der Hauptsache vergebens aufgewandt.

Freilich denkt der Linguist hier anders. Der möchte jeden Sprachrest erhalten haben, ganz gleichgiltig, ob er von hunderten oder von Millionen gesprochen wird, aber ich rede hier nicht als Linguist, sondern als Missionsfreund. Wie in unserm Vaterlande

kleine Sprachreste z. B. bei den Kassuben und Wenden als ein Hindernis für das Reich Gottes angesehen werden, so und viel mehr draußen.

Diese Kleinheit der Sprachgebiete wird besonders als drückend empfunden, wenn nun eine weitere Ausbildung eingeborener Kräfte ins Auge gefaßt wird. Man kann ja doch nicht für jeden kleinen Synodalkreis ein besonderes Lehrer- und Predigerseminar einrichten. Dazu fehlt es an Mitteln, an Männern, an Lehrbüchern — und schließlich wird ein Seminar, das nur von 2 bis 3 Schülern besucht wird, seiner Bestimmung nicht gerecht werden können. Es bleibt gar nichts anders übrig, als ein Seminar für verschiedene Volksstämme einzurichten. Und damit erhebt sich dann sofort die Frage: Aber in welcher Sprache soll nun hier der Unterricht erteilt werden?

Die Sprachwissenschaft lehrt uns die Tatsache der Sprachverwandtschaft. Sie hat gefunden, daß eine Anzahl Sprachen sich in dem Aufbau ihrer Sätze, in den Formen ihrer Grammatik, in einem erheblichen Teil der Wurzeln, aus denen ihr Wortschatz besteht, gleichen, während andere Sprachen sich in dem allen mehr oder weniger unterscheiden. Hierbei handelt es sich aber nicht um irgendwelche Fündlein der Gelehrsamkeit, die etwa nur nur ein Gedankenspiel für müßige Leute sind, sondern lediglich um die wissenschaftliche Fixierung einer Tatsache, die auch ohne das in gewissem Maße bereits bekannt war und vor allen Dingen praktisch genutzt wurde. Ich weiß wohl, daß es eine Art von Sprachvergleichung gibt, die irgendwelche japanische, hottentottische und deutsche Worte, die zufällig ähnlich klingen, zusammenstellt. Das ist allerdings ganz wertlose und müßige Spielerei. Wenn jemand hebräische Vokabeln aus dem Griechischen erklärt — ich meine nicht die Lehnworte, die tatsächlich beiderseits vorkommen —, sondern willkürlich gewählte Worte, die ihm gleich klingen, so ist das solch müßiges Tun. Er verbringt edle Zeit damit und impft seinen Zuhörern Grundsätze ein, die später nicht mehr auszurotten sind. Dann werden sie später auch finden, daß Kaffersch und Hebräisch ähnlich ist, und das Herero aus dem Gotischen erklären, Dinge, die leider vorkommen. Diese Spielereien meine ich nicht, wenn ich von Sprachvergleichung rede. Dazu ermutige ich niemand, sondern wollte, es gäbe ein Mittel, diese Sucht gänzlich auszurotten. Dazu hat ein Missionar keine Zeit, und andere Leute sollten auch keine Zeit dazu haben.

Die Tatsache der Sprachverwandtschaft benutzt der Ungelehrte in allen Weltteilen. Der pommersche Matrose merkt sehr bald, daß pommersch Platt, Dänisch, Schwedisch, Englisch, Holländisch verwandt sind, und wenn er diese Sprachen auch nicht aus dem Grunde lernt, so viel, wie er braucht, eignet er sich in sehr kurzer Zeit an, aber das Arabische zwingt er nicht. Wenn ein Ewejunge in Togo von seinem Missionar einmal auf kurze Zeit mitgenommen wird ins Gebiet der Tschisprache an die Goldküste, so wird er nach kurzer Zeit sich vollkommen in Tschi verständigen können. Ebenso wird ein Schambalajunge in unfaßbar kurzer Zeit Suaheli lernen. Aber ein unglücklicher Suaheli ist einmal nach Togo verschlagen und kann nicht Ewe lernen, obwohl er seit Jahren da ist. Die Handwerker aus Togo und Akra, die in Kamerun leben, lernen nie ordentlich Duala. Einem sehr gescheiten Duala sollte ich Ewe beibringen, aber nach der zweiten Stunde schon gab er das Rennen auf.

Wohin wir in der Welt kommen, werden verwandte Sprachen durch den Gebrauch leicht angeeignet, nicht verwandte überaus schwer, wenn sie nicht von klein auf neben der Muttersprache gesprochen wurden. Lassen Sie mich ein etwas mechanisches Bild für diesen Vorgang gebrauchen.

Für jede Sprache ist gewissermaßen ein besonders eingerichtetes Telegraphenbureau im Kopf, von dem aus bei gewissen Vorstellungen bestimmte Bewegungen der Sprachorgane sich auslösen. Verwandte Sprachen können in dies Bureau einquartiert werden, weil ihr Bau im wesentlichen mit der Einrichtung des Bureaus übereinstimmt, nichtverwandte Sprachen sind da aber nicht unterzubringen. Sollen sie beherrscht werden, so gehört dazu eine ganz andere Tätigkeit, nämlich die Einrichtung eines neuen Bureaus.

Daß Englisch und Holländisch mit dem Deutschen verwandt sind, braucht uns kein Sprachgelehrter zu sagen, das fühlen wir selbst, weil wir eben diese Einrichtung der germanischen Sprachen im Kopf haben, aber für andre Sprachgebiete reicht der Instinkt nicht aus, da müssen wir theoretisch uns diese Erkenntnis aneignen.

Überall da, wo man findet, daß Eingeborene schnell eine andre Sprache erfassen, wird man sicher sein können, daß Sprachverwandtschaft vorliegt; wo dies nicht geschieht, wird man das Gegenteil annehmen dürfen. Mit diesem Grundsatz kriechen wir nun zunächst hinter der Einsicht der Eingeborenen her. Sobald wir aber die Sprachähnlichkeit bezw. -Verwandtschaft wissenschaftlich begriffen und in Gesetze gefaßt haben, sind wir dem Eingeborenen voraus und können von vornherein eine neue Sprache in allgemeinen Umrissen *begreifen, ehe wir* imstande sind, sie zu sprechen. Diese Erkenntnis

geht natürlich weit über den Horizont des Eingeborenen hinaus und ist ihm völlig rätselhaft. Sie ist aber für die Frage der Gemeinsprache von der allergrößten Bedeutung. Da in Afrika die sprachliche Zerrissenheit so groß und die Anzahl der Angehörigen eines Sprachgebiets im allgemeinen so klein ist, wird der Vorgang mit Naturnotwendigkeit eintreten und liegt im Interesse der Kolonisation wie der Mission, daß einzelne dieser Sprachen zu Volksdialekten herabsinken, während andere sich zu Einheitssprachen für große Bezirke entwickeln. So hat der Schwabe, der Bayer, der Pommer aufgehört, seinen Dialekt zu schreiben, und er bedient sich im Umgang mit Gebildeten auch in mündlicher Rede des Hochdeutschen. Nichtverwandte Sprachen werden allerdings hier anders reagieren als verwandte. Sind es kleine Sprachstämme wie z. B. das Mbugu in Usambara, so ist wahrscheinlich, daß die Volksgenossen auch der sie umgebenden, zu einem andern Gebiet gehörenden Sprache mächtig sind, und dann braucht man hier nicht erhebliche Unterschiede zu machen. Wo aber die Mission an die Grenze eines Sprachgebiets kommt, wie die Basler in Bali und die Leipziger unter den Masai, da muß man daran denken, daß die Gemeinsprache auch hier ihre Grenze finden wird.

Wir stehen heute in Afrika vor der wunderbaren Tatsache, daß die Einheit der sogenannten Bantusprachen, von denen uns fast 200 bekannt sind, immer deutlicher ins Licht tritt. Ein Sachkenner sprach kürzlich von ihnen als von Dialekten. Wenn diese Tatsache von den Missionen in ihrem ganzen Umfange gewürdigt wäre, wie es zum Teil ja geschehen ist, könnten sie unendliche Erleichterung ihrer Arbeit daraus gewinnen.

In andern Sprachgebieten liegt die Sache noch nicht so klar, aber die hier erreichten Erfolge ermutigen uns zur Weiterarbeit und sollten uns in der Überzeugung bestärken, daß die Linguistik gerade durch die Aufdeckung der Sprachzusammenhänge der Mission wichtige Dienste leisten kann. Freilich es ist nicht so, daß der Linguist jene Gemeinsprache konstruieren kann. Derartiges macht man nicht, sondern es wird. Man kann aber, wenn man dies Werden verständnisvoll beobachtet, mancherlei wichtige Hilfen geben, und man kann andrerseits, wenn man für die Natur dieses Werdens keinen Blick hat, falsche Maßregeln treffen, durch die Zeit und Mühe verloren geht.

Dahin rechne ich den Versuch, das Deutsche als Umgangssprache *in unsern Kolonien* einzuführen.

Ich komme zu dem Schluß: Die Mission hat ein wesentliches Interesse an der **Einführung einer Gemeinsprache für größere Gebiete**. Die Einführung von Sprachen, die dem Bau der zu verdrängenden Sprachen ganz fernstehen, ist, wo es sich nicht um unerhebliche, kleine Sprachtrümmer handelt, zu widerraten. Die lebendige und selbständige Entwickelung des Missionsgebiets wird durch solche Experimente gehindert und geschädigt.

Leider liegt aber in verschiedenen Missionsgebieten noch ein Moment vor, das die Gemeinsprache hindert, das nicht aus Afrika, sondern aus Europa stammt, das ist die **Verschiedenheit der Konfession, der Missionsgesellschaft und der Nationalität des Missionars**. Um mit dem letzten anzufangen, so hat jeder seine eigne Art, die Sprachen zu schreiben, die er von seiner Muttersprache mitbringt. Infolgedessen wird dann dieselbe Sprache von dem einen so, von dem andern anders in seinen Büchern dargestellt. Sprachen, die also eigentlich identisch sind, erscheinen dann im Buch verschieden, die Franzosen schreiben eben das Suaheli anders als die Engländer. Aber auch die Engländer der Universitäten-M. schreiben anders als die von der Kirchl. M.-G. Es handelt sich ja hier tatsächlich um zwei verschiedene Dialekte. Aber diese Dialekte hindern die Leute beider Sprachgebiete nicht, sich fließend miteinander zu unterhalten. Die beiderseitigen schriftlichen Darstellungen dieser Dialekte sind aber nun schon soweit auseinander, daß ein einfacher Mensch seine Not hat, sich in den Büchern der andern Gesellschaft zurecht zu finden. Wo schließlich noch die konfessionellen Unterschiede hineinspielen, da gibt es dann starke Abweichungen in der Sprachauffassung. Eine gründliche Sprach**einsicht** wird hier erst lehren müssen Wesentliches und Unwesenliches zu **unterscheiden**. Und damit kommen wir zum **dritten** Teil unserer Aufgabe.

❧ ❧ ❧

Ehrenzeugnisse für die Mission aus neuester Zeit.

Wieder einmal steht die Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse. Meist sind es die alten, viele male widerlegten, *phrasenhaften*, ohne Nennung von Orten und Namen gemachten Ver-

dächtigungen, die sich wiederholen. Nicht selten umgeben sich — wie dies beim Reden über überseeische Dinge heute Mode ist — die Schreiber auch mit dem Nimbus von „Kennern", ohne je einen wirklichen Einblick in das Werk der Mission getan zu haben. Vielleicht haben sie hier und da etwas gesehen oder auch nur gehört von den menschlichen Schwachheiten, die auch die Mission an sich trägt, dann wird generalisiert, schwarz in schwarz gemalt und kühn behauptet: so ist die ganze Mission. Ein Verfahren, das ungefähr so ist, wie wenn etwa ein Chinese eine Reihe Skandalgeschichten, die unsere Tagespresse leider in Menge zu bringen liebt, zusammenstellen und seinen Landsleuten schreiben wollte: das ist das Sittenbild des deutschen Volks. Wie die „Kenner" ja wissen müssen, gibt es sehr viel „Klatsch" in den Kolonien, überhaupt unter den Weißen in der überseeischen Welt, und viel von diesem Klatsch geht als Tatsachenbericht in die Heimat. Max Buchner, einer der fanatischsten und satirischsten Missionsgegner, bemerkte schon vor Jahren in seiner „Reise durch den stillen Ozean": „der zehnte Teil, das ist ungefähr der Quotient, den ich von den Erzählungen überseeischer Ansiedler — auch über die Missionare — zu glauben pflege." Diese Division durch 10 ist auch heute noch am Platze, auch bezüglich der Klatschgeschichten aus Afrika, China usw. Oft sind die erzählten Geschichten, besonders in der durch geradezu wilden Missionshaß sich hervortuenden „Kolonialen Zeitschrift" so geartet, daß sie das Gepräge der tendenziösen Karikatur an der Stirn tragen. Und es würde über ihre Unglaubwürdigkeit kein Wort verloren zu werden brauchen, wenn unser gebildetes Publikum nur ein wenig Missionskenntnis besäße.

Es ist aber nicht meine Absicht, dieses Orts eine Widerlegung der landläufigen Missionsverdächtigungen zu schreiben; die muß in der Tagespresse immer wieder versucht werden. Nur einige positive Zeugnisse zur Ehrenrettung der Mission aus neuester Zeit möchte ich zusammenstellen, und zwar Zeugnisse von autoritativen Behörden und Personen, die außerhalb der missionarischen Kreise stehen und die auf Grund wirklicher Sachkenntnis zu einem Urteil berechtigt sind; beliebiger Abdruck derselben ist erwünscht.

1. Die Rheinische Mission im holländischen Parlamente.

In den Verhandlungen des holländischen Parlaments im November 1905 kamen bei Gelegenheit der Beratung des Kolonialetats

verschiedene Redner auf die Rheinische Mission[1]) zu sprechen, und es ist interessant zu sehen, in welcher Weise diese wie der Kolonialminister sich darüber äußerten:

Alle Redner waren davon durchdrungen, daß die Kolonialregierung nur in ihrem eigenen Interesse handle, wenn sie der Mission möglichst die Wege für ihre Arbeit ebne. So sagte der Abgeordnete De Waal: „Wenn man mich fragt, welche Maßregeln ich als besonders heilbringend für die Zukunft Indiens halte, so antworte ich: es ist schon so vielerlei genannt worden (..... Einführung zweckmäßiger Industrie ..... Bewässerung, Auswanderung, Erziehung .....). Nun zu allem, was zur Hebung der Volkswohlfahrt empfohlen werden mag, will ich gern meine Mithilfe versprechen; aber das eine, wovon ich das meiste Heil erwarte und ohne das alles andere nicht zum Ziele führen kann, ist die Christianisierung unserer Kolonien. Es hat mich ungemein angenehm berührt, als unser gegenwärtiger Minister[2]) erklärte, in diesem Stück ganz den Fußstapfen seines Vorgängers folgen zu wollen. Ich verlange durchaus keine Aufdrängung des Christentums, keine Benachteiligung oder gar gewalttätige Unterdrückung des Mohammedanismus oder des Heidentums, sondern nur eine Ebnung des Weges, auf dem das Christentum mit seinen segensreichen Einflüssen seinen Einzug halten kann."

Vor dem Islam warnte ganz besonders Graf van Bylandt: „Ich glaube behaupten zu dürfen, daß nicht ernst genug auf den Islam als auf den größten Feind unserer ostindischen Besitzungen hingewiesen werden kann. Auch ich wünsche durchaus keine Unterdrückung des Mohammedanismus, aber als Gegengewicht halte ich eine kräftige Unterstützung der christlichen Mission für unbedingt notwendig. In diesem Stück haben unsere Vorfahren leider unendlich viel versäumt. Jetzt geht es damit ja besser. Ich frage einfach: wo herrscht mehr Ruhe, mehr Friede, in den christlichen Ländern oder etwa in den mohammedanischen? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Gerade in Sachen der Mission bewegen wir uns hier (in der Kammer) auf neutralem Boden, wir alle, sowohl die auf der rechten wie die auf der linken Seite, sind gewiß eins darin, daß die Mission sehr viel Gutes gewirkt hat. Ich hoffe aber, daß wir aus der neutralen Haltung noch in eine andere hineinkommen, nämlich in die der gemeinsamen kräftigen Unterstützung der Mission."

Graf van Bylandt wies dann weiter darauf hin, wie zu D. Nommensen (dem Präses der Rh. M. auf Sumatra) oft von weit her Häuptlinge kämen, auch aus den noch nicht annektierten Landesteilen mit der Bitte: wir haben eine Schule gebaut, gib du uns nun den Lehrer! Häufig müßten aber leider solche Gesuche abgelehnt werden, weil es an christlichen Lehrern noch fehle.

---

1) Bekanntlich ist dieselbe in Niederländisch Indien auf Borneo, Sumatra, Nias und einigen kleinen Inseln auf Sumatras Westküste tätig und besonders auf Sumatra und Nias mit großem Erfolge. Ende 1904 standen insgesamt in Niederländisch Indien 83000 eingeborene Christen in ihrer Pflege.

2) Der neue Kolonialminister Fock, vergl. A. M.-Z. 06, S. 143.

Die Rheinische Mission sei aber nach Kräften bemüht, dem Lehrermangel abzuhelfen;[1]) und er (der Redner) hoffe, daß sie auch dabei durchs Gouvernement kräftig unterstützt würde. Er bat dann weiter darum, die mohammedanischen Unterbeamten und Hebammen durch christliche zu ersetzen, und erinnerte daran, daß die Rheinische M.-G. jetzt in Verbindung mit ihrer ärztlichen Mission in Pea Radja ein Hebammeninstitut einrichten wolle, zu welchem Zwecke sie eine als Hebamme ausgebildete Schwester aussende. Er fragte an, ob sie, wenn sie kein holländisches Diplom besitze, dann nicht auch mit ihrem deutschen Diplom auskommen könne, und ob nicht daraufhin auch für ihr Institut Subsidien von der Regierung gezahlt werden könnten. „Ich meine, wenn das geschähe, wäre es doch ein großer Vorteil, da die Kosten für uns doch bedeutend geringer sind; denn eine holländische Hebamme bekommen wir doch auch nicht für nichts."

In der ersten Kammer rechnete der Abgeordnete Franssen der Regierung vor, wie ungleich in den Kolonien die direkten Regierungsinstitute und die Missionsinstitute in bezug auf die Subsidien behandelt seien, und wies das besonders an dem Seminar der Rheinischen M.-G. in Sipoholon nach. „Hierauf möchte ich den Finger legen, nicht um jemand etwas abzunehmen von dem, was er hat; aber ich möchte, daß mehr Gleichheit geschaffen werde. Hier könnte das Werk der Mission noch viel mehr unterstützt werden." Dann schloß er: „Ich greife gerade die Rheinische M.-G. heraus, weil sie eine nicht holländische ist und als solche unserer Regierung so ausgezeichnete Dienste geleistet hat und noch leistet. Von ihren Gesamtausgaben entfallen auf Niederländisch Indien 289 846 Mark; aus Holland erhielt sie nur 18 399 Mark, also blieben immer noch 270 000 Mark übrig, die zum Besten unserer Kolonien von Fremden (Nichtholländern = Deutschen) aufgebracht sind ..... Ich meine, es kommt unserer nationalen Ehre zu nahe, daß da, wo wir dieses Werk, bis jetzt wenigstens, nicht nach Gebühr selbst treiben können, wir nur mit bloßem Wortdank die Hilfe Fremder hinnehmen und diese den weitaus größten Teil der Kosten allein tragen lassen, während wir die Früchte ernten im Unterricht der Jugend, der Hebung der Bildung, in der ganzen geistigen und leiblichen Entwickelung des Volkes und in der Stärkung unserer Macht. Solche geistige und materielle Hebung unseres Volkes draußen bringt der Islam nicht zuwege: am allerwenigsten bringt er unserer Herrschaft solche Stärkung. Darum halte ich es auch im Staatsinteresse für sehr wichtig, diese Arbeit mit allen Kräften zu unterstützen."

Der Kolonialminister gab in seinen verschiedenen Antworten wiederholt seiner freudigen Zustimmung zu dem Gehörten Ausdruck und versprach, auf dem bisher von der Regierung beschrittenen Wege in der Unterstützung der Missionstätigkeit nicht nur fortzufahren, sondern noch weiter zu gehen. „Ich kann die Versicherung geben, daß wir die Winke der Rheinischen M.-G. in hohem Maße zu würdigen wissen und daß der Herr Generalgouverneur (in

---

1) Sie hat bereits allein in Sumatra 359 eingeborene Lehrer und in ihrem großen Lehrerseminar 100 Schüler.

nicht praktisch, irgend einen Vorschlag zu machen zur materiellen Unterstützung der geistlichen Seite der Missionstätigkeit, aber die Kommission empfiehlt die Mission in vollster Anerkennung ihres Nutzens und hat folgende Resolution gefaßt: 1. sie konstatiert mit Befriedigung, daß das Christentum ein großes Element in der Zivilisierung der Eingeborenen tatsächlich bildet und 2. sie ist daher der Meinung, daß regelmäßiger christlicher Religionsunterricht in allen Eingeborenen-Schulen erteilt werden soll." (Int. 05, 628).

4. Ein amerikanischer Gesandter über die Mission in China.

Col. Charles Denby, der von 1885—1898 Gesandter der Vereinigten Staaten in Peking war, hat ein sehr instruktives Buch über China and her people geschrieben, das nach seinem, vor Abschluß desselben erfolgten Tode von dem Sohne 1906 veröffentlicht worden ist (Page et Co., Boston Mass.). In diesem Buche hat Col. Denby sich auch ausführlich über die Mission in China ausgesprochen. Als er nach China kam, war er von ungünstigen Vorurteilen gegen die Mission erfüllt, aber je genauer er sie kennen lernte, und er hat mehr Missionsstationen persönlich besucht als irgend ein anderer Fremder, desto mehr änderte sich sein Urteil, und er geht nun scharf mit den „Touristen" ins Gericht, „die nie den Fuß in ein Missionskompound gesetzt und dennoch Bücher voller absprechender Kritik über Mission geschrieben haben."

„... Absolute Vollkommenheit, schreibt er u. a., existiert nirgends auf der Erde; aber meine Bekanntschaft mit den Missionaren zwingt mich, ihnen das höchste Lob zu erteilen. Schon 1886 besuchte ich persönlich fast jede Station an der Küste und später auch viele im Innern. Ich kann daher als ein unparteiischer Zeuge über sie urteilen. Ich kam zu dem Schluß, daß das Leben der Missionare ein sittenreines und die Hingebung an ihr Werk eine ideale ist, daß sie zahlreiche Bekehrte haben und daß diese Bekehrten durch ihren Unterricht in moralischer, geistiger und geistlicher Beziehung gesegnet sind." Dann wird im einzelnen durchsprochen, welche Wohltaten die Mission den Chinesen erwiesen hat durch ihre erziehliche, literarische und ärztliche Tätigkeit, wie sie die Repräsentation der Barmherzigkeit ist, und welchen segensreichen Einfluß sie auf die Hebung des weiblichen Geschlechts ausübt. „Ich beneide den Mann nicht, der das alles sieht, ohne daß sein Herz bewegt ist von freudigem Beifall für dies Werk." ... „Der Kaufmann kümmert sich wenig um die geistige und sittliche und noch weniger um die religiöse Förderung der Chinesen. ... Nicht wegen der Religion, die er verbreitet, wird der Missionar von dem Pöbel angegriffen, sondern weil er zu den Fremden gehört; das Jahr 1900 hat das deutlich gezeigt. ... Gerade wenn ich an die „Wirren" denke, muß ich sagen, sie liefern den stärksten Beweis für die Notwendigkeit der Fortsetzung der *Mission*. Eins der besten Mittel, China zu einer wirklichen Zivilisation

zu verhelfen, liegt in den Händen des Missionars.... Ihre selbstlose Arbeit ist eine gewisse Kompensation für das viele Unrecht, was die Fremden an China begangen haben." (Ass. Her. 06, 96).

5. Ein indischer Gouverneur über die Mission in Indien.

Auf dem Jahresfeste der großen englischen Kirchen M.-G. erklärte 1902 der Gouverneur des Pandschab, Sir M. Young, in einer langen Rede zugunsten der Mission u. a.:

„Hut ab vor dem einfachsten Missionar ... sein Wirken ist größer als das irgend einer Klasse von Menschen, die in Indien tätig sind. Wenn die Hindu irgend eine Vorstellung von dem haben, was christliche Liebe ist, wenn sie irgend etwas wissen von hohen selbstlosen Motiven und Selbstaufopferung, so sind es hauptsächlich die Missionare, von denen sie solches lernen. Die Stärke unserer Position in Indien hängt in viel weiterem Umfange von der Gutwilligkeit des Volkes als von der Stärke unserer Garnisonen ab. Und daß diese Gutwilligkeit vorhanden ist, danken wir zum großen Teile den freundlichen und selbstverleugnenden Bemühungen des christlichen Missionars in seinem Umgang mit dem Volke." (Int. 1902, 408.)

6. Dankbrief eines chinesischen Vizekönigs an die Missionare in der Mandschurei.

Tientsin, den 7. Juli 1905.

Mein lieber Dr. Christie![1])

Erlauben Sie mir, dem Vizekönige von Tschili, Ihnen im Namen der kaiserlichen chinesischen Regierung Dank zu sagen für die menschenfreundliche und rechtzeitige Hilfe die Sie den Heimatlosen und beraubten Einwohnern Mukdens und seiner Umgebung haben angedeihen lassen, indem Sie sie mit Nahrung, Kleidung und ärztlicher Pflege während des russisch-japanischen Kriegs so großmütig versorgt haben. Ich hoffe aufrichtig, daß Sie durch den Segen des Himmels instand gesetzt werden, Ihre Arbeit unter den Chinesen fortzusetzen, für welche Sie sich selbst durch die Beweise Ihrer allgemeinen Menschenliebe so innerlich berufen gezeigt haben. In der Hoffnung, daß Sie sich in guter Gesundheit befinden bin ich mit den besten Grüßen

Ihr
aufrichtiger Yuan Schih Kai,
Vizekönig von Tschili.
(Unit. Free Ch. Rec. 1906, 68).
Warneck.

---

1) Missionsarzt im Dienste der Vereinigten Freikirche von Schottland.

Batavi
wissen

Audien
ragend
unter a
Herrn
dieses
Bataks
Lebensg
stiges
völkerun
het Parl

2. Der

In
fundlan
einen a
führlich
geben.
vielfach
lischen
einen G
der scho
gewesen
Angeleg
folgende
und 40)
„
zu tun,
worden
Labrador
sind, au
fängnis
diese A
derwär
haltung
sion, w
auch fü

1)
Nommen

Die meiste Not in der Mission auf Java macht jedoch nicht der
mmedanische Fanatismus, sondern die in der ganzen Volks- und
tsart wie in der Geschichte des Volkes[1]) liegende Schwierigkeit,
avanen in größeren Scharen in den Bereich des Wortes Gottes
ingen, dann aber erst recht, wirklich mit dem Evangelium an die
en heranzukommen. Krankenbehandlung, Kindererziehung und
nlung der Eingebornen in Missionskolonien (dies unter Benutzung
iedener Möglichkeiten): das sind die Hauptmittel, welche neben der
ietung des Wortes in Predigt, Seelsorge und Schule von den Mis-
ren zur Überwindung jener Schwierigkeiten angewendet werden. (Eine
Weise werden wir weiter unten bei dem Irvingianer-Apostel Sadrach
n lernen.) In jedem Falle sind aber gerade unter den Javanen
eingeborne Gehilfen von der allergrößten Bedeutung. — Übrigens
en die Sundanesen in West-Java, welche überhaupt eine etwas
e Volksart haben und z. B. den Europäern gegenüber weit weniger
end sind als die eigentlichen Javanen in der Mitte und im Osten
Insel, auch für das Evangelium noch schwerer zugänglich als jene.[2])

a) West-Java: In Batavia treibt die Geref. Kerk neben ihrer
itigen Arbeit unter Europäern und Indo-Europäern (532 Gemeinde-
r, 277 Abendmahlsberechtigte) nur wenig eigentliche Missionsarbeit
Eingebornen (96 bezw. 64) und Chinesen (51 bezw. 24).

In Depok, einige Stunden südlich von Batavia, besteht bekanntlich
1714 eine eingeborne Christengemeinde, welcher seit 1887 der frühere
onar auf Halmahera und Ternate, C. de Graaf, als Regierungs-
prediger trotz seiner Erblindung in gesegneter Weise mit seiner

1) Vergl. 1898, 71 f. Eine recht klare, wenn auch vielleicht etwas
harf akzentuierte Darlegung dieser Schwierigkeit gibt Lion Cachet,
jaar op reis, S. 754—65, der Hauptsache nach übersetzt in „Missions-
Heidenbote" 1897, 56 ff. Eine kürzere Darlegung der Gedanken-
e der Javanen im Blick auf Wahrheiten des Evangeliums findet
im Beiblatt zu demselben 1906, 15 ff. Ich persönlich gewinne
und mehr den Eindruck, daß das javanische Volk wesentlich noch
anne der Zauberei gebunden liegt. Ein solcher Bann ist (auch nach
Erfahrungen der Rheinischen Missionare auf Sumatra) bei den Mo-
nedanern, wo er einen monotheistischen Firnis bekommen hat und
feiner auftritt, weit schwerer zu brechen als in der plumperen Form
heidentums.

2) Eine eigenartige Schwierigkeit bildet noch der unsichere Rechts-
nd der javanischen Christen. Das niederländisch-indische Gesetzbuch
et scharf zwischen Europäern und mit ihnen Gleichgestellten, und
bornen. Als letztere kennt es auf Java nur Mohammedaner,
für sie durchweg mohammedanisches Recht. So kann z. B. eine
giltige Eheschließung nur vor dem mohammedanischen Oberpriester
inden. Stillschweigend erlaubt die Regierung den Missionaren, in
Gemeinden *zu trauen*. Aber gesetzliches Recht haben sie dazu nicht.

Ev. Missionsstatistik (Ende 1904).

Missionsgebiete und Missionsgesellschaften	Haupt- und Neben-Stationen	Stand der Arbeit Ende 1904							Zahl der im Jahre 1904 Getauften			
						Abendmahlsberechtigte				Kinder		
		Männer	Frauen	Kinder	Zusammen	Männer	Frauen	Zusammen	Erwachsene	ehelich	unehelich	Zusammen
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
Borneo	8+ 15	*529	*534	*861	2011	*472	*491	1066	10	73	—	83
Sumatra	36+265	*13198	*14377	*32580	61764	*14233	*15049	26125	489	5097	—	7586
Nias	14+ 21	*2456	*2748	*4246	8360	*2142	*2408	4309	58	582	1	941
Mentawei	1+ 0	4	1	3	8	4	1	5	—	—	—	—
Engano	0+ 3	3	3	10	16	3	3	6	—	2	—	2
Rheinische Mission	59+304	*16190	*17663	*37700	72159	*16854	*17952	31511	2857	5754	1	8612
Mittel-Java												
Neukirchener Mission	9+ 21	*314	*291	*408	1122	*298	*278	682	64	35	—	99
Ost-Java	5+ 26	2394	2679	4901	9974	2394	2679	5073	131	418	1	550
Ost-Sumatra	3+ —	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Mittel-Celebes	1+ 6	192	34	66	292	42	19	61	1	2	2	5
Sabu	1+ 7	1004	1180	1148	3332	1004	1180	2184	15	77	—	92
Niederl. Missions-Gesellschaft	10+ 39	3590	3893	6115	13598	3440	3878	7318	147	497	3	647
Mittel-Java	2+ 5	418	494	975	1887	169	211	380	69	42	1	112
Sumatra	1+ 3	56	52	135	243	—	—	—	—	—	—	—
Mennoniten-Mission	3+ 8	474	546	1110	2130	169	211	380	69	42	1	112

Ost-Java	3+ 1	60	57	107	224	61	59	120	3	11	—	14
Sumatra	3+ 6	122	120	230	472	116	118	234	5	19	—	24
Java-Komitee	6+ 7	182	177	337	696	177	177	354	8	30	—	38
Sangir und Talaut-Inseln												
Sangir und Talaut-Komitee	10+177	13156	14180	27868	55204	4686	7921	12607	669	1094	1397	3160
West-Java												
Niederl. Missionsverein	9+ 20	*434	*494	*792	1979	*422	*487	1052	*29	*74	1	ca. 153
Süd-Celebes	2+ 1	5	2	2	9	2	1	3	—	1	—	1
Buru	2+ 10	366	361	1062	1789	164	137	301	28	85	—	113
Halmahera	5+ 35	789	955	869	2613	65	78	143	34	94	5	133
Neuguinea	4+ 2	99	90	100	289	82	77	159	2	9	—	11
Utrechter Missionsverein	13+ 48	1259	1408	2033	4700	313	293	606	64	189	5	258
Batu-Inseln												
Niederl. Luth. Missions-Gesellschaft	2+ —	61	70	113	244	61	70	131	33	30	—	63
Mittel-Java, Batavia und Surabaja	7+ 20	*144	*109	*110	870	*144	*109	415	*49	*36	—	*85
Sumba	3+ 6	—	—	—	554	—	—	—	*4	*12	—	*16
Mission der reform. Kirchen	10+ 26	*144	*109	*110	1424	*144	*109	415	*53	*48	—	*101
Gesamtsumme	129+640	*35804	*38831	*76586	153256	*26564	*31376	56056	*3993	*7793	1408	*22243

* An den so bezeichneten Stellen fehlten uns, da die Regierungsstatistik hier unvollständig war, teilweise die Einzelzahlen. Die angegebenen sind meist etwas zu niedrig. Die Gesamtsummen in der 6. und 9. Spalte sind maßgebend. (Letzteres gilt auch für die Rhein. Mission). — Die Zahl der Nebenstationen in der 2. Spalte ist auch nicht überall zuverlässig.

trefflichen Frau diente. Er ist nun aber am 31. Dezember 1905 heimgerufen worden. Die Gemeinde zählte Ende 1904 723 Glieder, darunter 420 Kinder und 354 Abendmahlsberechtigte; 1 Erwachsener aus den Mohammedanern wurde getauft.

Das Seminar zur Ausbildung eingeborner Missionsgehilfen und Lehrer für ganz Niederländisch-Indien, das seit August 1878 in Depok unter der Leitung des früheren Rheinischen Missionars Hennemann bestand und bis 1903 an 225 jungen Inländern und damit an der Mission im ganzen Archipel einen sehr bedeutsamen Dienst getan hat, sah im April 1905 seinen Direktor scheiden, der seitdem in Salatiga (Mittel-Java) noch in freier Weise zu dienen sucht. Missionar A. de Haan von der neuen Rotterdamer Mission ist Hennemanns Nachfolger geworden. Die 225 Zöglinge verteilen sich nach ihrer Heimat über die verschiedenen Gebiete folgendermaßen (die eingeklammerten Zahlen benennen die Ende 1904 vorhandenen 49 Zöglinge): 24 (6) Javanen, 15 Sundanesen, 5 aus Depok, 2 (1) Maduresen, (1 von Sigata), 4 Malaien, 74 (8) Bataks, 29 (5) Dajaken, 11 (2) Niasser, 3 von Pulo Tello, (1 von Mentawei), 13 Minahasser, 34 (18) Sangiresen, 8 (5) Talauresen, 3 (2) Papuas. — Die Einnahmen des Seminars betrugen außer den Zinsen des Stiftungskapitals (von 500000 Gulden) an Liebesgaben 1622 Gulden.

Seit Missionar Geißler vom Java-Komitee in Batavia (der Sohn des Goßnerschen Neuguinea-Pioniers) Oktober 1902 eine Ernennung als Hilfsprediger für die Minahassa annahm, und das Java-Komitee diesen Posten nicht wieder zu besetzen beschloß, steht die Nederl. Zendingsvereeniging (neue Rotterdamer Mission) für das weite West-Java mit mehr als 6 Millionen Sundanesen und einer großen Zahl Chinesen allein da. Als Frucht der 42jährigen Arbeit zählt der Jahresbericht bis Ende 1904 3347 Getaufte. Die Zahlen unserer Statistik weisen gegen die der vorigen Rundschau (für Ende 1900) eine Zunahme um 1 Außenstation, 255 Gemeindeglieder und 181 Abendmahlsberechtigte auf. Die Schülerzahl ist von 851 auf 1013 (die der Mädchen von 219 auf 333) gestiegen, die Zahl der eingebornen Gehilfen von 32 auf 52, darunter 9 Helferinnen, 6 aus den Inländern und 3 aus den Chinesen. Unter den 12 Zöglingen der Gehilfenschule in Bandung waren 3 Chinesen, unter den 1979 Gemeindegliedern 517 Chinesen. An 2 Orten waren Krankenhäuser. Verschiedentlich hatten die Missionare auch unter Europäern, Indo-Europäern und Soldaten zu dienen. Die Ausgaben betrugen 62152 Gulden. — Von den 11 Missionaren waren 2 zur Erholung in der Heimat, doch sind sie inzwischen wieder ausgegangen, und 3 junge Brüder sind hinzugekommen, wogegen freilich de Haan[1]) weggerufen wurde. Die Kon-

1) Er war 25 Jahre im Missionsdienst. Auf eine 43jährige Dienstzeit blickt Missionar Albers, und auf eine 29jährige Missionar Verhoeven zurück, Direktor Coolsma in Rotterdam auf eine 40jährige als Missionar, *Bibelübersetzer* und Missionsdirektor, alles ein besonderer Segen, welcher *dem Werk geschenkt* wurde.

ferenz der Missionare vom September vorigen Jahres bittet nun auch um Missionsschwestern. „Es wird unter den 6 Millionen Sundanesen und den unter ihnen wohnenden Chinesen noch zu sporadisch gearbeitet, und es ist dringend nötig, die Arbeitskräfte zu verstärken."

b) In Mittel-Java wenden wir uns zunächst zum Süden, wo die Geref. Kerken seit 1899 ihr von dem reformierten Missionsverein übernommenes Arbeitsfeld auf die Residentie Banjumas (mit Bagelen) und das sogenannte Kaiserreich Djokjokarta konzentriert haben. (Es verblieben ihnen da immer noch über 4 Millionen Javanen.) Pekalongan (mit Tegal) wurde 1904 an die Salatiga-Mission abgegeben, Kedoe blieb sich selber bezw. den Römischen überlassen. Die letzte Generalsynode von 1905 hat nun aber nach mehrjährigen Verhandlungen den Beschluß gefaßt, das zweite sogenannte Kaiserreich Surakarta oder Solo (mit nahezu $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen) ihrem Arbeitsfeld zuzufügen. Nur verweigert die holländische Regierung die Erlaubnis zur Missionsarbeit in Solo immer noch aufs bestimmteste. — Nach der Heimkehr von Pastor Adriaanse (1894—1902), der nicht mehr tropenfähig ist, haben die Geref. Kerken, abgesehen von dem Missionsarzt Dr. Scheuer und dem Lehrer und bisherigen Leiter der Gehilfenschule („Keucheniusschule") Zuidema, keinen Missionsarbeiter mehr, der vor 1900 in die Arbeit gekommen ist. Sie können also jetzt von Grund aus nach „reformierten Prinzipien" aufbauen.[1]) 1900 und 1901 wurden 3 Theologen ausgesandt, 1904/5 wieder je einer, und ein sechster steht zur Aussendung bereit. — Das Missionshospital in Djokjokarta hat schon seit 1902 einen zweiten Arzt, einige Jahre haben auch die Töchter von Ministerpräsident Kuyper und Professor Rutgers in Amsterdam an ihm als Krankenpflegerinnen gedient. Die Zahl der Betten ist auf 130 gebracht. Das Krankenhaus wie die Poliklinik werden sehr geschätzt und wirken augenscheinlich in Segen. Die geistliche Versorgung der Patienten hat der „Missionaire-Predikant"[2]) von Djokjokarta. — Ein zweites kleines Krankenhaus für Eingeborne mit durchschnittlich 40 Patienten ist seit 3 Jahren an einer warmen Heilquelle 2 Stunden abseits der Missionsstation Keboemen (Residentie Bagelen) errichtet worden und scheint auch mannigfache Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums zu bieten. — Die Keucheniusschule wurde von

---

1) Wie es scheint, geht es dabei nicht immer ohne Rückschläge her. Adriaanse hatte zu Beginn des „neuen Kurses" für die Predigt und wohl auch für die Bibel den Gebrauch des Hochjavanischen, einer von der gewöhnlichen Sprache mannigfach abweichenden Form, gefordert. Nun hat aber Missionar Janß jun. auf der letzten Allgemeinen Missionskonferenz in Depok mit wuchtigen Gründen nachgewiesen, daß diese Forderung durchaus unberechtigt sei. Daraufhin sind, soweit ich sehen kann, auch die Arbeiter der reformierten Kirchen wieder zu der hergebrachten und altbewährten Weise zurückgekehrt.

2) „Zendeling", das alte holländische Wort für Missionar, gebrauchen die Geref. *nicht mehr*, vergl. 1900, 259.

Purworedjo nach Djokjokarta verlegt, wo der Sultan entsprechendes Terrain unentgeltlich zur Verfügung stellte. Anfang 1905 konnten die neuen Gebäude bezogen werden. Ein für höhere Schulen geprüfter Leiter und einer der bisherigen Missionar-Pastoren sind an die Schule berufen worden. Dieselbe hat 2 Abteilungen, die untere mit fünfjährigem Kursus zur Ausbildung für Schul- und Hospital-, bezw. Krankendienst, die zweite speziell für den Dienst am Wort, wozu nur solche zugelassen werden sollen, die sich in der unteren Abteilung und im praktischen Schul- bezw. Krankendienst schon bewährt haben. 1905 zählte die Schule 34 Zöglinge in 4 Klassen; in diesem Jahre hofft man den Ausbau der unteren Abteilung zu vollenden und auch mit der oberen Abteilung einen Anfang zu machen. — Seit 1904 ist auch eine Schule für Kinder vornehmer Javanen, welche der frühere Missionar Horstman (1884—89 in Verbindung mit Neukirchen, bis 1897 im Dienst des reformierten Missionsvereins) in Temanggoeng (Res. Kedoe) errichtet hatte — sie zählt durchschnittlich 50 Kinder — vorläufig in loserer Weise an die reformierte Kirche angegliedert worden. — Die Statistik für 1904 weist etwa 710 Gemeindeglieder und 320 Abendmahlsberechtigte auf, bei etwa 30 Predigtplätzen und ca. 20 Helfern. Auf 2 der 5 Stationsgebiete sind 404 Schulkinder angegeben. — Die jährlichen Beiträge der reformierten Kirchen für die Mission betragen jetzt durchschnittlich 80000 Gulden. —

Hauptsächlich im Gebiet der reformierten Kirchen, doch auch zum Teil in den nördlich angrenzenden Bezirken wohnen, wie es heißt, ca. 7000 einst als reformiert gerechnete, jetzt aber „neu-apostolische" Anhänger Sadrachs, jenes merkwürdigen Javanen, dem Adriaanse ein Buch von 440 Seiten großen Formats gewidmet hat[1]), in der Hoffnung, seine Ehre wenigstens einigermaßen wiederherstellen zu können, nachdem Lion Cachet in seinem Inspektionsbericht an die Synode von 1892 und dann in Een jaar op reis (S. 364—70) die schwersten Beschuldigungen gegen Sadrach erhoben hatte. Dieser dankte Adriaanse seinen Liebesdienst damit, daß er sich um dieselbe Zeit offiziell der „apostolischen Gemeinde" anschloß, worauf er zum „Apostel des Stammes Sebulon" ernannt wurde. Januar 1902 meldete das Organ der apostolischen Gemeinde, der „Herold", daß das Apostolat Indien, Mittel-Java, in 63 Gemeinden 5954 „apostolische Christen" zähle. Neuere Angaben finde ich nicht. — Adriaanse hat in seinem Buch Lion Cachet vorgeworfen, er habe Sadrach und seine Anhänger unnötigerweise schroff zurückgestoßen; man hätte einen solchen Mann lieber weiter benutzen und ihn und seine Leute allmählich in die volle Wahrheit des Evangeliums hinüberleiten sollen. Lion Cachets plötzlicher Heimgang am 27. November 1899[2]) nahm ihm die zu einer Entgegnung auf Adriaanses Ausführungen schon gespitzte Feder aus der

1) Sadrachs Kring, Leiden, D. Donner, 1899. Adriaanse war damals kaum 5 Jahre auf Java.

2) Der alte „Buren-Pastor" wollte gerade auswärts für die Burensache reden, als ein Herzschlag seinem Kampfesleben ein Ende machte.

Hand. Soweit ich sehen kann, stehen seitdem die meisten, welche über Sadrach geschrieben haben, wesentlich auf Adriaanses Seite. (Z. B. Coolsma, Zendingseeuw, S. 171 ff., Orgaan 1904, 101 ff., auch die vorige Rundschau, S. 81 Vergl. dagegen Zendingsbl. v. d. Geref. Kerken 1905, 45.) Bei dem Interesse, welches die Sadrach-Frage angesichts der äthiopischen und mancher ähnlichen nationalen Bewegung beanspruchen kann, dürften einige nähere Ausführungen über Sadrach an dieser Stelle erwünscht sein.

Daß es schwer ist, über ihn ein allseitig gerechtes Urteil zu fällen, und daß auch ich nur „sehe, was vor Augen ist", dessen bin ich mir wohl bewußt. Man hat bei Sadrach oft von Javanismus gesprochen. Seine Art und die Art seiner Wirksamkeit ist zweifellos nur aus der javanischen Volksart zu verstehen. Der Javane liebt das Geheimnisvolle, Sagen- und Legendenhafte, vor allem das, was einen gewissen Nimbus hat; wem man übernatürliche Kräfte nachsagt, und wessen Auftreten dem entspricht, der gewinnt leicht Einfluß auf seine Volksgenossen. Vor allem, wenn er sich einer ngelmu (arabisch ilmu, eigentlich „Wissenschaft", von alima, wissen, abgeleitet) rühmt oder ihrer gar mehrere besitzen soll. Vom Glauben an ngelmus ist das Denken, Fürchten und Hoffen des Javanen sehr erfüllt. Man bezeichnet damit vielerlei, z. B. Zaubersprüche, geheimnisvolle Handlungen oder irgend welche anderen Mittel, um Zwecke zu erreichen, die mit natürlichen Mitteln nicht erreicht werden können.[1]) Der Javane weiß von einer großen Zahl solcher ngelmus und von allerlei Wettstreit unter den Inhabern derselben. Nur ein Beispiel aus dem täglichen Leben. Will einer stehlen, der eine ngelmu zum glücklichen Gelingen des Diebstahls hat, und er wird gefaßt, so wird er dies lediglich dem Umstand zuschreiben, daß der andere eine ngelmu zur Sicherung seines Eigentums hat, und daß dessen ngelmu stärker ist als die seinige. Sadrach war von Haus aus in solche ngelmus vielseitig eingeweiht. Bei der Gewinnung von Anhängern für seine Art des Christentums hat er von solch unheimlicher Wissenschaft mannigfach Gebrauch gemacht, und zwar ohne Gottes Wort dabei irgend zu gebrauchen, wie er selber sagt. (Missions- und Heidenbote 1904, 272 ff., wo auch die Quellen angegeben sind, ist eine entsprechende Erzählung von ihm aus dem Jahre 1896 nach Aufzeichnungen Adriaanses wiedergegeben.) Wie ich mich selbst im Jahre 1891 in einem mehrstündigen Zusammensein mit ihm überzeugen konnte, hat er, obwohl von Haus aus schlichter Reisbauer, etwas überaus Imponierendes, ich möchte sagen, etwas unheimlich Imponierendes in seinem Wesen. Schon eines Hauptes länger als alles Volk, tritt er so selbstbewußt und sicher auf, auch dem Europäer gegenüber, daß man merkt, er will etwas Besonderes sein und auch dafür gelten. Dabei hatte sein Blick

1) Ich erinnere zum Vergleich an die leider auch unter uns noch vielfach getriebene „Sympathie" zum Blutstillen und dergleichen. Wie es scheint, spielt auf Java auch die alte Mythologie mit ihren Sagen von Halbgöttern (*dewos*) 2c. vielfach hinein.

in der Unterredung mit unsern beiden Missionaren, die mich begleiteten, etwas so unheimlich Lauerndes, nach jedem Wort den Eindruck Berechnendes, vorsichtig Abmessendes, daß ich mich kaum erinnere, je ähnlichen Augen begegnet zu sein. Ich begreife, daß ein Sadrach auf die Javanen Eindruck zu machen und Einfluß auf sie auszuüben imstande ist.

Über seine mannigfach wechselnden Schicksale will ich mich nicht weiter verbreiten, bei Adriaanse, Cachet und Coolsma findet man an den angeführten Stellen das Nähere. Nur das will ich sagen, daß er nach den Mitteilungen von Missionar Janß sen. schon früh mit einem unlauteren Javanen aus dessen weiterer Umgebung in nähere Berührung gekommen ist, welcher unter dem Namen des Christentums ein Gemenge von christlichem und javanischem Wesen lehrte. Im Jahre 1868 kam er zu dem Vizepräsidenten des Appellationsgerichtes in Batavia, Anthing, auch einem merkwürdigen Mann, welcher 1870 seine Stellung aufgab, um sich der Evangelisation unter den Javanen zu widmen, dann aber um 1880 in Holland für die Lehre der Neu-Irvingianer gewonnen wurde und dieselbe als ihr Apostel nach Java brachte. († 1883.) Nach den mir vorliegenden Angaben ist Sadrach nur 1½ Jahr bei Anthing gewesen und 1870 auf dessen Veranlassung nach dem südlichen Mittel-Java gegangen, wo eine Frau Philipps in der Nähe von Purworedjo, wieder eine eigenartige Persönlichkeit, mit eingebornen Helfern unter den Javanen zu evangelisieren suchte. Beim Tode von Frau Philipps (1876) waren etwa 1000 Getaufte vorhanden, getauft teils von dem Pfarrer in Purworedjo, teils von dem Missionar des reformierten Missionsvereins Vermeer in Purbolinggo (etwa 16 Stunden nordwestlich gelegen). Sadrach gewann unter den Helfern und Pfleglingen der Frau Philipps, vor allem nach ihrem Tode, mehr und mehr die Oberhand und trat immer bestimmter als der auf, mit dem wir es hier zu tun haben. Er wohnt seit 1871 in Karangdjoso, einige Stunden südwestlich von Purworedjo, hat dort eine steinerne Kirche mit einer großen Halle gebaut und empfängt hier alle 100 Tage den weiten Kreis seiner Helfer und Ältesten, und in der Zwischenzeit alle die, welche zu ihm wallfahrten, um von den geheimnisvollen Kräften Gebrauch zu machen, über welche er verfügen soll. Meines Wissens werden ihm besonders 2 ngelmus nachgerühmt, nämlich: die Ehe durch seinen Segen fruchtbar zu machen, und Frieden ins Herz zu geben.[1]) Ohne Zweifel gebraucht er dabei christliche Formen und Formeln, aber daß er z. B. die Friedensuchenden' auf den erhöhten Heiland, auf sein Opfer am

---

1) Obwohl Adriaanse es bestreitet, muß Sadrach doch, wohl wesentlich durch die Geschenke seiner Besucher, ein sehr reicher Mann geworden sein. (Er war, als er nach Karangdjoso kam, sehr arm. Vergl. einen Brief von ihm, Missions- und Heidenbote 1904, 254 f. und die Bemerkung dazu S. 274 f.) Sadrach ist jedoch äußerlich Landbauer geblieben, hat auch, wenigstens in den letzten Jahrzehnten, von der Mission nie Gehalt oder Unterstützung angenommen.

Kreuz und die Kraft seines Blutes hingewiesen, die es im einfältigen Glauben zu ergreifen gilt, davon haben wir nie gehört. Im Gegenteil wurde unter seinen Anhängern immer wieder versichert, in Sadrach sei Christus selbst auf Erden erschienen,[1]) und die Titel, welche ihm beigelegt wurden, die Art, wie man ihm Ehre bezeigte, und sein Auftreten stimmen sehr gut dazu. Freilich war Sadrach — wenigstens früher — schlau genug, dergleichen nicht selber auszusprechen. Seiner öffentlichen Verkündigung war, wie auch 2 unserer Missionare bezeugten, die ihn einmal hörten, wohl so leicht nichts anzuhaben. Aber seine Helfer konnten ja dafür sorgen, daß die rechte Meinung von ihm unter seine Anhänger kam, und in solcher Beleuchtung konnte dann — zumal bei der javanischen Art, gerne in schwebenden Ausdrücken zu reden — seiner öffentlichen Verkündigung leicht noch eine ganz andere Deutung gegeben werden, als unbefangene Hörer wohl dachten.

Ich bemerke ausdrücklich, daß mir dergleichen schon 1891 von kundiger Seite über Sadrach mitgeteilt wurde. Seit ich mich nun etwas näher mit Lehre und Art der Neu-Irvingianer beschäftigt,[2]) ist es mir klar, daß Sadrach mit seiner ngelmu, Frieden ins Herz zu geben, und mit seinem Anspruch, der im Fleisch erschienene Christus zu sein, schon längst vor seinem Übertritt (1899) nur einen auf javanischen Leisten geschuhten Neu-Irvingianismus darstellte. Die Lehre von der Kraft und Wirkung der Versiegelung und der Selbstdarstellung Christi in den Aposteln, mit dem ganzen Zeremonien- und Formenwesen der „apostolischen Gemeinde", bildet eine so überraschende Parallele zu dem, was wir von Sadrach wissen, daß man entweder an eine direkte Abhängigkeit Sadrachs von Anthing und seinem Kreise glauben muß (obwohl Sadrach denselben schon 1869 verließ und Anthing erst 1880 apostolisch wurde), oder aber ein merkwürdiges Zusammentreffen der Art dieses christlich verbrämten Javanismus mit der des Neu-Irvingianismus anzunehmen hätte. Jedenfalls war Sadrachs offizieller Übertritt und die Zuerkennung der „Apostelwürde" in seinem Kreise innerlich längst vorbereitet. Was sich damit in der Art seiner Wirksamkeit und seiner Gemeinden etwa verändert hat, weiß ich nicht, da ich nur aus früherer Zeit nähere Berichte habe, doch hört man jetzt gelegentlich von der Geistestaufe durch Sadrach — natürlich in der Versiegelung —, welcher Ausdruck meines Wissens früher nicht gebräuchlich war, und die Leute Sadrachs nennen sich jetzt Kristen-karasullan (von dem arabischen rasul, Gesandter, Apostel).

Zur Aufnahme in seinen Verband gehörte von jeher wenig; die

---

1) Hier und da soll in den Kreisen der Anhänger Sadrachs auch die im javanischen Volk lebende Erwartung eines „Königs der Gerechtigkeit (radu adil) mit der Person Sadrachs verbunden worden sein. Ob dem wirklich so ist, weiß ich nicht.

2) Vergl. Missions- und Heidenbote 1904, 250 ff., wo auch die Quellen angegeben sind.

Kenntnis der 10 Gebote, des Glaubensbekenntnisses und des Unservaters war im allgemeinen ausreichend. Eine große Unwissenheit in geistlichen Dingen herrscht heute noch in den meisten seiner Gemeinden, doch hielt Sadrach über gewissen äußeren Ordnungen, wie der Sabbatfeier, und einem sittlichen Leben in allgemein christlichen Linien. Die Taufe wurde, wie es scheint, auch in der Zeit vor 1891 nicht immer für notwendig gehalten, obwohl da noch die Missionare des reformierten Missionsvereins für gewöhnlich zu diesem Dienst bereit waren. In jenem Jahre forderte der Inspektor Lion Cachet, daß die reformierten Missionare durchaus mit Sadrach und seinem System brechen müßten, und das führte — wohl gegen die Erwartung des Inspektors — zur Lossagung des größten Teils seiner Anhänger von der Mission. Von 1891 bis 1899 mußte Sadrach wohl ganz auf die Taufe der von ihm Gewonnenen verzichten. Jetzt läßt er wieder durch eigens bestellte Helfer taufen. Die Kinder der Gemeinde scheinen nur in einer besonderen Feier dem Herrn dargestellt, nicht aber getauft zu werden.

In der Weise weiter mit Sadrach zusammenzuarbeiten, wie Missionar Wilhelm in Purworedjo es ein Jahrzehnt lang getan — in bester Meinung, wie ich überzeugt bin — indem er für gewöhnlich auf seinen vielen und weiten Rundreisen die von Sadrach und seinen Helfern Gewonnenen taufte und ihnen nach Kräften das Evangelium zu predigen suchte: dafür hätte auch ich die Verantwortung nicht tragen können, vor allem, nachdem ich einmal (und zwar nicht lange vor Cachets Ankunft auf Java) einige Stunden mit Sadrach in Wilhelms Haus zusammen war und ihn im Verkehr mit seinem Missionar sah. Da war jedenfalls vom Missions*gehilfen* und einem, der *belehrt* zu werden bereit ist, auch nicht das Geringste zu bemerken.[1]) Sadrach selbst konnte

1) Wilhelm behandelte Sadrach nicht nur äußerst rücksichtsvoll (das wäre ja zu verstehen gewesen), sondern auch als einen mit ihm und uns *völlig Gleichgestellten* — was bei einem Javanen noch mehr heißt als sonst —, ja, er bat unsere Missionare, doch Hoch-Javanisch mit ihm zu sprechen. Er selbst redete Malaiisch mit Sadrach, in welcher Sprache die Rangunterschiede mehr zurücktreten. Ich fragte Wilhelm um sein Verhältnis zu Sadrach, was ihm augenscheinlich nicht gerade angenehm war. Er sagte, er sehe ihn nur äußerst selten, habe überhaupt kaum etwas mit ihm zu tun. Da ich Wilhelm als einen durchaus lautern Charakter kennen lernte (dazu als einen Arbeiter von viel hingebender Treue und sich selbst verzehrender Liebe zu den Javanen, nur vielleicht Sadrach gegenüber zu wenig argwöhnisch), so mußte ich ihm das aufs Wort glauben. Daß mir trotzdem allerlei Fragen blieben, liegt auf der Hand. Vielleicht löst sich auch hier das Rätsel so, daß allerdings Sadrach selbst den persönlichen Verkehr mit Wilhelm möglichst mied, und umgekehrt, daß aber seine Helfer, welche wohl auch zum Teil Wilhelms Gehilfen waren, die Sache vermittelten und das Band zwischen beiden bildeten. — Wilhelm starb am 3. März 1892, nicht lange nach Cachets Ab-

und kann ich nicht für einen mehr oder minder unbewußt Irrenden und darum Belehrungsfähigen und -willigen halten. Im Blick auf die vielen seiner Anhänger freilich, die vielleicht nur in den Irrtum mitgezogen sind und für eine bessere Belehrung offen sein möchten, muß einem das Herz bluten; sind sie doch jetzt der Mehrzahl nach aller rechten Beeinflussung völlig entzogen. — Möge des Herrn Barmherzigkeit dem lautern Wort der Wahrheit noch allerlei Weg zu ihnen bahnen!

Wenden wir uns zum nördlichen Mittel-Java, so treffen wir da die Arbeit der Neukirchener Brüder, die sogenannte Salatiga-Mission. Ihr Arbeitsfeld dehnt sich jetzt über die langgestreckten Residentien Pekalongan (mit Tegal), Samarang und Rembang aus, mit etwa 5 Millionen Javanen. In der erstgenannten Residentie waren bis jetzt als Frucht der langjährigen Missionsarbeit fast nur noch Anhänger Sadrachs vorhanden, über 1000 Seelen, und schon eine Reihe von Jahren kein Missionar. So hat die Übertragung dieses Gebiets seitens der reformierten Mission im Jahre 1904 der Salatiga-Mission eine große, schwere Aufgabe gebracht. (Bis jetzt haben sich 123 Seelen dem Missionar angeschlossen.) In dem angrenzenden Teil der Residentie Samarang arbeitet Missionar Heller seit 1894 auch unter früheren Sadrach-Leuten; eine Reihe von Jahren schienen sich diese, zumal Sadrach sich längere Zeit freundlich zum Missionar stellte (in dessen Hause er allerdings auch einmal sehr freundlich empfangen war), ihm und dem lauteren Evangelium in erfreulicher Weise zu erschließen. Aber im vorigen Jahre wurde der Fortgang der Arbeit durch einen der Gehilfen, einen früheren „Ältesten" Sadrachs, der unter Zucht gestellt werden mußte und sich daraufhin zu Sadrach zurückwandte, ernstlich gefährdet. Möchte Schlimmeres gnädig abgewandt werden. — Im äußersten Südosten ist noch eine neue Station hinzugekommen (jetzt 9 gegen 7 der vorigen Rundschau). Wir geben im Folgenden nur noch einige Zahlen für Ende 1904, die der vorigen Rundschau (1900) in Klammern zufügend. Missionare 13 (8), Helfer 61 (41), auch ein chinesischer Evangelist, Getaufte 1122 (935), im Taufunterricht 134 (114), 16 (11) Schulen mit 892 (424) Schülern, davon 117 (69) Mädchen. Man sieht, es geht langsam, aber stetig vorwärts. Als ein dringendes Bedürfnis hat sich eine Schule zur Vorbildung tüchtiger eingeborner Lehrer und Gehilfen erwiesen, deren viel mehr vorhanden sein sollten. Hoffentlich kann diese Schule nun bei der größer gewordenen Zahl von Arbeitern bald eingerichtet werden. Anfang 1903 hatte sich auch ein Missionsarzt, Dr. van der Ley, der Salatiga-Mission zur Verfügung gestellt, nachdem er vorher vertretungsweise ca. 2 Jahre am Hospital in Djokjokarta gearbeitet. Es zeigte sich aber bald, daß

---

reise von Java; soweit Menschen sagen können, aus Schmerz über die kalte Abweisung, welche er auf seinen neuen Rundreisen erfuhr, weil er sich von Sadrach losgesagt hatte; in den Augen der Sadrach-Leute gewiß wieder ein Gottesgericht, wie sie deren schon verschiedene glaubten aufweisen zu können.

Zum Schlusse noch die Hauptsummen der Missions-Statistik für Java: 16056 Getaufte, 7722 Abendmahlsberechtigte; im Jahre 1904 getauft 359 Erwachsene und 653 Kinder, zusammen 1012. Hierzu kommen auf Java noch als von der Kirche versorgte Inländer: 12833 Getaufte (davon aber 7305 Nicht-Javanen und 2597 javanische Soldaten), aus ihnen 2399 Abendmahlsberechtigte (darunter 1037 Soldaten). Damit würden wir (mit Einschluß der Nicht-Javanen) für ganz Java erhalten: 28889 Getaufte[1]) und 10121 Abendmahlsberechtigte, — gegenüber den 30 Millionen der Insel ein kleiner Prozentsatz, und doch im Blick auf die Schwierigkeiten der Arbeit gerade unter den Mohammedanern Javas auch eine dankenswerte Zahl. — 45 Missionare[2]) hat Java jetzt wohl, dazu 3 Missionsärzte, 1 Ärztin und 4 europäische Krankenpflegerinnen, 4 Schuldirektoren und 2 Reallehrer, endlich annähernd 200 Mitarbeiter aus den Eingebornen.

Das **übrige Niederländisch-Indien.** Die Insel Sumba, südlich von Flores, ist ein Arbeitsfeld der Geref. Kerken. Dort arbeiten zur Zeit nur 2 Missionare, der eine seit 1894, der andere seit 1903. Der erst 1903 hinausgekommene Pastor Wielenga hat vor einem Jahre schwere Zeiten durchlebt. Eben war seine Frau mit dem Kinde zur Erholung nach Java gereist, als ein seinem fürstlichen Herrn entlaufener Sklave, nachdem er bei ihm Unterschlupf gefunden, ihn selbst und 3 Eingeborne schwer verletzte, einen Gemeindeältesten tötete und das Missionshaus nebst Kirche in Brand steckte. Er soll darüber erzürnt gewesen sein, daß der Missionar auch seinen Feind, den Fürsten, freundlich aufnahm, was ihm wohl als Falschheit erschien, die ihm selbst keine Sicherheit verhieß. Die Tat zeigt, wozu die Sumbanesen fähig sind. Die 554 Christen sind an 9 Orten zerstreut und gehören zu 2 Gemeinden. (Die letzte Rundschau nennt 683 Seelen. Einen Grund für den Rückgang weiß ich nicht.) 92 Schüler wurden in 3 Schulen von 5 eingebornen Lehrern unterwiesen. Ein 1904 errichtetes Krankenhäuschen tut wertvolle Dienste. Man hofft dadurch auch an die eigentlichen Sumbanesen im Innern der Insel, die bis jetzt noch wenig von der Mission erreicht sind, besser heranzukommen.

Im Nordwesten von Neuguinea arbeitet die Utrechter Mission auf 3 Hauptstationen und 3 Außenposten, von denen einer Sträflingskolonie der Regierung ist. Missionar van Hasselt in Mansinam, der schon seit 1862 im Dienste steht, durfte im Februar 1904 auf 25 Jahre zurückblicken, die er ohne Heimaturlaub fortarbeiten konnte. Am 5. Februar 1905 waren 50 Jahre verflossen, seit Ottow und Geißler in Mansinam landeten. Zwei schöne Gedenktage, die auch entsprechend gefeiert wurden. Trotz der anfangsweisen Besetzung der Insel durch die Regierungsmacht

1) Die ca. 7000 Anhänger Sadrachs sind dabei unberücksichtigt geblieben.

2) Ohne die zur Erholung in der Heimat weilenden und ohne die *beiden Geref.* Pfarrer in Batavia und Surabaja.

wurden die Missionare und ihre Pfleglinge doch wiederholt durch die Furcht vor feindlichen Einfällen beunruhigt. Da Missionar van Hasselt jun. zur Erholung in der Heimat weilt, so waren Ende 1904 nur 3 europäische Arbeiter draußen, ihnen standen 3 eingeborne Gehilfen zur Seite. Nach der Regierungsstatistik weist die Zahl der Getauften gegen 1900 einen Zuwachs um 109 Seelen, die der Schulkinder aber nur um 2 auf. Die Missionare haben trotz der 50 Jahre immer noch schwere Geduldsarbeit zu tun. Möchte auch bald einmal eine reiche Freudenernte folgen.

Viel schneller hat sich die Utrechter Mission auf Halmahera entwickelt. Zwar hat sich die Befürchtung der vorigen Rundschau bestätigt, daß die Bewegung im Distrikt Tobelo nicht im gleichen Schritt weitergehen möchte. Es scheint tatsächlich manches zurückgegangen zu sein, denn die Gesamtzahl der Getauften auf Halmahera ist seit 1900 von 3663 auf 2613 zusammengeschmolzen. Aber doch geben die Berichte der 5 Missionare (ein 6. und 7. mußte in der Heimat weilen) mancherlei Anlaß zur Freude. Ende 1904 waren auf einem Posten 350 Taufkandidaten. Von den 5 Hauptstationen aus wurde an 35 Orten gearbeitet, wobei 21 Helfer dienten. 429 Kinder erhielten Unterricht. Ein besonderer Übelstand auf dieser Insel ist die zweiteilige Herrschaft. Die unter dem Sultan stehenden Großen von Ternate tun, was sie können, um den Fortgang der Mission zu hindern, aber die Bevölkerung ist im großen und ganzen dem Evangelium zugeneigt. So konnte mit Erfolg auch ein weiteres Vordringen ins Innere versucht werden. Ja, es kam zu einer kleinen Bewegung, unter welcher 40 Eingeborne Christen werden wollten. Der Missionar durfte es wagen, die Geisterwohnung des Häuptlings zu verbrennen. Doch was geschieht? Das Kind desselben wird krank und stirbt. Da hieß es natürlich: Das ist die Rache der Geister, und — eine neue Wohnung wurde für dieselben errichtet. Eine schwere Enttäuschung und Glaubensprobe für den Missionar.

Auf der Insel Buru arbeitet nur 1 Missionar mit 11 (8) Eingebornen an 12 (7) Orten. Zuwachs der Getauften 627, der Abendmahlsberechtigten 109, der Schulkinder 61. Eine Kokosnußpflanzung von ca. 9000 Bäumchen und eine Kaffeeplantage mit ca. 5000 Bäumchen sollen, wie man hofft, den äußeren Unterhalt der Arbeit tragen helfen.

In Süd-Celebes hat die Utrechter Mission auch nur 1 Missionar, mit 1 Helfer und 4 Gehilfenschülern. An 2 Orten wird Gottesdienst gehalten, doch zusammen nur vor 30—40 Zuhörern. 43 Schüler besuchten die beiden Schulen. 6 Taufbewerber meldeten sich im ganzen. Die Arbeit, die schon seit 1897 betrieben wird, macht noch sehr den Eindruck eines Geduldswerkes. Der Islam breitet sich schon im Süden von Celebes mit Macht aus. Man sucht zwar gerne die Hilfe des Missionars in Krankheiten, aber von seiner Seelenarzenei will man nichts wissen. Die Gesamtausgabe der Utrechter Mission für 1904 betrug 85687 Gulden.

Auf Savu (zwischen Sumba und Timor) ist die Arbeit der alten Rotterdamer Mission kürzlich der Kirche übergeben worden. Sie hat

1905 einen Hilfsprediger für die Insel ernannt, ihm jedoch erlaubt, des ungesunden Klimas wegen auf der benachbarten Insel Rotti zu wohnen. In der Statistik für 1903, welche wir für die fehlende von 1904 einsetzen müssen, rechnen wir Savu noch zur alten Gesellschaft, zumal die Regierungsstatistik dies auch für Ende 1904 noch tut. Die Zahl der Schulkinder betrug 179, davon 7 Mohammedaner.

In der Minahassa von Celebes hat die alte Rotterdamer Mission eine neue Arbeit aufzunehmen beschlossen, in der Landschaft Bolaang-Mongondou, südwestlich von der bis jetzt schon so dicht besetzten eigentlichen Minahassa. Schon 40 Jahre waren die Blicke der Missionsleitung auf diese Landschaft gerichtet. Jetzt ist der erste Missionar dorthin ausgesandt worden.

In der alten Minahassa hat die Mission nur noch das Schulwesen in der Hand, 152 (138) Schulen mit 7552 Kindern, darunter 3171 Mädchen. Die 10 Hilfsprediger nehmen sich auf Wunsch der Mission auch der Aufsicht über die Schulen treulich an. Die Arbeit am Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Missionsgehilfen (37 Zöglinge) und an einer Mädchenschule mit 80—90 Kostschülerinnen geht in erfreulicher Weise fort. Die Missionsdruckerei tut gute Dienste. Jetzt soll auch eine Handwerkerschule errichtet werden, für welche der Leiter schon ausgesandt ist. Im Dienst der Mission stehen außer dem Direktor der Helferschule und dem Leiter der Handwerkerschule noch 2 Diakonissinnen.

Der zuletzt zu nennende Posten der alten Rotterdamer Mission, Posso im mittleren Celebes liegt seit der Beurlaubung des Missionars Albert Kruyt auf dem jungen Missionar Hofman. Glücklicherweise steht ihm Dr. Adriani von der Niederländischen Bibelgesellschaft mit Rat und Tat zur Seite. Die Arbeit ist hier noch in den Anfängen. Die Angaben in der Statistik für Celebes gelten diesem Posten. (Seit 1900 Zunahme 172 Seelen.)

Wenden wir uns jetzt noch kurz zu den Sangir- und Talaut-Inseln, über deren Stellung in finanzieller Hinsicht und in bezug auf die Leitung des Werkes die Anmerkung auf Seite 143/44 Auskunft gibt. Die dort genannte Vereinbarung mit der Regierung, durch welche in dankenswerter Weise für die Mittel des Werkes gesorgt wird, besteht seit dem 1. Juli 1904. Leider fehlt es aber sehr an Arbeitern. Auf der Insel Siauw sind 33 Gemeinden mit über 10 000 Seelen, dazu die Helferschule. Für diese ganze Arbeit ist nur Missionar P. Kelling vorhanden. Mindestens 2 Arbeiter sollten ihm zur Seite stehen. Auf den übrigen Sangir-Inseln fehlen auch wenigstens 2 Arbeiter, und auf den Talaut-Inseln einer. Dabei möchte die Regierung gerne die 29 Regierungsschulen auf diesen Inseln mit über 5000 Kindern der Mission übertragen, welche schon 96 Missionsschulen mit mehr als 9600 Kindern hat. 6 Missionare standen Ende 1904 in der Arbeit mit einer größeren Zahl eingeborner Gehilfen. Die Statistik weist gegen 1900 eine Zunahme von 3454 Getauften auf.

Wir schließen unsere Rundschau mit einem Überblick über die **Arbeit der niederländisch-indischen Kirche** an den Eingebornen, wozu wir eine letzte Statistik bringen (der unten noch einmal die Hauptsummen aus der obigen Statistik angefügt sind, damit man gleich die Arbeit der Mission und der Kirche in ganz Niederländisch-Indien vor sich habe). Dazu noch einige Bemerkungen. (Die in Klammern hinzugefügten Zahlen gelten für 1893.) Die Gesamtzahl der evangelischen Europäer betrug 57241 (46311), darunter 7280 Soldaten. Auf Java waren 45161 (35655) evangelische Europäer, darunter 4708 Soldaten. 1893 zählte man 220052 Eingeborne in der Pflege der Kirche, davon 2789 auf Java. Die neuen Zahlen der eingebornen Christen auf Java erscheinen gegenüber den früheren unverhältnismäßig hoch. Dies kommt daher, daß neben 2931 Eingebornen und 2597 inländischen Soldaten 7305 „fremde Eingeborne aus dem Osten" gezählt wurden. (Meist bezeichnet man so die Chinesen. Woher diese große Zahl chinesischer Christen kommen soll — 7190 gehören zu den Gemeinden Magelang in Kedu und Surakarta — das kann ich nicht ergründen.) — Von den Posten außerhalb Javas nur ein paar Notizen. In Sumatra ist lediglich Atjeh genannt. In der Minahassa zählte man (nach den Angaben der alten Rotterdamer Mission) Ende 1904 neben 163617 Protestanten und 5580 Römischen nur noch 3950 Heiden und 4790 Mohammedaner. (Für den Unterschied zwischen diesen Angaben und denen der Regierungsstatistik in bezug auf die protestantische und römische Mission weiß ich keine Erklärung.) 115 Evangelische gingen zur römischen und 144 Römische gingen zur evangelischen Kirche über. 110 eingeborne Gehilfen und eine Anzahl eingeborner Lehrer standen den Hilfspredigern in der Minahassa zur Seite. Ternate, das vakant ist, wird von Batjam aus mit versorgt. Zu Amboina und Timor gehört je eine ganze Zahl der umliegenden Inseln, die ich wohl nicht einzeln zu nennen brauche. — Im ganzen waren 214 eingeborne Gehilfen im Dienst der Kirche, in der Ausbildung begriffen 86 eingeborne Jünglinge.

(Tabelle siehe nächste Seite.)

Die Gesamtsumme der holländischen **Missionsgaben** für Niederländisch-Indien beläuft sich (mit Einschluß von 7846 Gulden für die Luthersche und 11013 Gulden für die Rheinische Mission) auf ca. 450000 Gulden. (Was die Regierung für die Versorgung eingeborner Gemeinden nach der vorletzten Nummer beisteuert,[1]) ist hier außer Berechnung geblieben). Barmen fügt dazu noch ca. 160000 und Neukirchen ca. 16000 Gulden an deutschen Missionsgaben (ohne die Kosten für Ausbildung der Zöglinge und Verwaltung).

Da in Holland an nennenswerten weiteren Missionsbeiträgen nur noch für die Brüdergemeine-Mission in Suriname ca. 43000 Gulden, für die frühere Ermeloer Arbeit in Ägypten ca. 7500 Gulden und für die Pariser Mission ca. 10000 Gulden eingegangen sind, so brachte das

1) Auf Seite 145 ist in der obersten Zeile 1900 in 1890 zu verbessern.

Stand der prot. inländischen Christengemeinden Ende 1904.

	Zahl d. Hilfsprediger bezw. Missionare Ende 1904	Protestantische Eingeborene u. ihn. Gleichgestellte		Abendmahls-berechtigte		im Jahre 1904 Aufgenommene (Konfirmierte)		im Jahre 1904 Getaufte			1904 eingesegnete Ehen	Katechumenen	
		Insgesamt	Davon Soldaten	Insgesamt	Davon Soldaten	Insgesamt	Davon Soldaten	Kinder ehelich	Kinder unehelich	Erwachsene		Insgesamt	Davon Soldaten
1. Von der Kirche bedient: Java	1	12833	2597	2399	1037	28	—	20	—	7	10	294	75
Sumatra (Nordspitze)	—	1740	1113	1099	838	5	—	46	28	5	24	64	1
Minahassa (Celebes)	10	169282	1	48577	1	3250	—	6375	808	381	1205	9203	—
Ternate 2c.	1	919	3	396	—	11	—	29	6	5	9	60	—
Amboina 2c.	8	63074	16	27155	15	794	—	1557	312	29	548	6908	—
Timor 2c.	3	26287	9	2023	4	506	—	327	686	389	265	4102	—
Zusammen	23	274135	3739	81649	1895	4594	—	8354	1840	816	2061	20631	76
2. Sangir- u. Talaut-Mission [1])	6	55204	—	12607	—	1278	—	1094	1397	669	414	—	-
3. Holländische Missionen	53	24771	—	10256	—	474	—	810	10	403	287	—	—
Gesamtzahl für Holland	82	354110	3739	104512	1895	6346	—	10258	3247	1888	2762	20631	76
Dazu Rheinische Mission	86	72159	—	31511	—	1124	—	5754	1	2857	495	—	—
Salatiga-Mission (Neukirchen)	13	1122	—	682	—	12	—	35	—	64	31	—	—
Ganz Niederl. Indien	181[2])	427391	3739	136705	1895	7482	—	16047	3248	4809	3288	20631	76
Anhänger Sadrachs in Mittel-Java ca.		7000											

1) Zu 3/4 durch Staatsunterstützung unterhalten. (Vgl. die Anm. auf S. 143.) Daher ist sie gesondert aufgeführt.
2) Dazu 5 Missionsärzte, 1 Ärztin, 5 Schuldirektoren, 2 Reallehrer, 1 Handwerklehrer, 1 Kaufmann, 20 Missionsschwestern.

evangelische Holland 1904 insgesamt an Missionsgaben gegen 520000 Gulden auf, etwa 28 Pfg. auf den Kopf der Bevölkerung, bei dem großen Reichtum des Landes eine nicht annähernd so große Leistung wie z. B. in Württemberg, wo auf den Kopf 29,3 Pfg. entfallen. Leider ist lebendiges Missionsinteresse in Holland immer noch auf verhältnismäßig enge Kreise beschränkt.

Chronik.

Eine national-indische Missionsgesellschaft. 200 Jahre nach der Landung des ersten evang. Missionars, Barth. Ziegenbalg, und 100 Jahre nach der Ankunft Henry Martins in Indien, hat eine in der großen Bibliothek, die einst die Arbeitsstätte Dr. Careys war, tagende Konferenz angesehener indischer Christen eine national-indische Missionsgesellschaft ins Leben zu rufen beschlossen, deren Aufgabe sein soll: unter der Oberleitung eingeborener indischer Christen, nur mit eingeborenen indischen Sendboten und nur aus Mitteln, die von den indischen Gemeinden selbst aufgebracht werden, die noch nicht von der Mission erreichten Gebiete Indiens zu evangelisieren. Drei angesehene indische Christen: der Professor Sam. Satthianadhan in Madras, der Fürst Harnam Singh Allhuwalia von Kapurthala und der gelehrte Kali Charan aus Kalkutta, haben einen zündenden Aufruf an die Christen aller Kirchenabteilungen Indiens erlassen, in welchem sie ihnen das Missions-Gewissen schärfen und sagen, daß es jetzt an der Zeit sei, selbsttätig an dem Werke der Christianisierung ihrer Landsleute teilzunehmen, indem sie durch eigene Boten das Licht des Evangeliums dahin tragen, wo es bis jetzt nicht hingedrungen. Diese Arbeit solle geschehen nicht im Gegensatz sondern im brüderlichsten Einvernehmen mit den Missionsgesellschaften; sie solle auch keine neue Kirchengemeinschaft begründen, sondern ihre Mitglieder wie ihre Sendboten sollen in Verbindung mit den Kirchen bleiben, zu welchen sie gehören. Namhafte Christen aus allen Teilen Indiens hätten bereits ihren Beitritt erklärt und manche auch als Arbeiter sich schon zur Verfügung gestellt. Auch eine in 9 Artikeln verfaßte Konstitution hat sich die als The National Missionary Society of India bezeichnete Gesellschaft gegeben, nach welcher sie geleitet werden soll, von einem dirigierenden Rat (council), der sich zusammensetzt aus eingeborenen Christen aller indischen Provinzen, die nach einer bestimmten Anzahl von den Mitgliedern der Gesellschaft und den größeren organisierten christl. Körperschaften gewählt werden Dieser Rat bestellt ein Exekutiv-Komitee und besetzt die Ämter. Zur Beratung zieht er auch erfahrene europäische Missionare hinzu als einen Advisory Board. Nur geistliche Menschen sollen als Arbeiter angenommen werden (Int. 1906, 196. Unit Free Ch. Rec. 1906, 175). Obgleich wir die überschwänglichen Hoffnungen nicht ganz zu teilen vermögen, mit welcher mancherseits die Gründung dieser Gesellschaft gemeldet wird, und die ganz Indien umfassende Organisation ver-

selben wohl etwas gewagt, auch in ihrer Form ziemlich kompliziert ist, so freuen wir uns doch dieser Erscheinung als eines Zeichens des missionarischen Erwachens der indischen evangelischen Christenheit mit dem Wunsche, daß der Missionsgeist sich nicht bloß in der Sendung von Missionaren in bisher unbesetzte Gebiete, sondern auch in dem durch Wort und Wandel abgelegten Zeugnis der indischen Christen in ihrer nächsten Umgebung kräftigst betätigen möge.

* * *

Von zahlreichen Orten Indiens werden wieder religiöse **Erweckungen** berichtet, außer in Assam besonders in dem Witwenheim Mukti (Puna) der bekannten Pandita Ramabai, in Madras, Tinnevelli, Travankur, Arkot, im Pandschab und in den Zentralprovinzen. Neben sehr erfreulichen Zeichen der Kraft dieser Erweckungen: dem Bekenntnis geheimer Sünden, der Wiedererstattung mit Unrecht erworbenen Gutes, der Versöhnung mit alten Feinden, dem Hunger nach Gottes Wort und dem Gebetstrieb, fehlt es aber auch nicht an exzentrischen Erscheinungen, die nicht immer in gesunder Weise behandelt werden: an tumultuarischen Gebetsversammlungen, in denen viele zugleich und durcheinander beten, an Visionen, an Konvulsionen und dergl., gerade wie es in Wales — wo übrigens die Bewegung bedeutend abgeebbt ist — der Fall gewesen. In Madagaskar gehen die Erweckungen fort und auch in Mikronesien haben sie eingesetzt (Int. 1906, 118. Life and Work 1905, 278. Bapt. Her. 1905, Okt. ff., Chron. 1906, 56 Miss. Her. 1906, 29. Ass. Her. 1906, April. Miss. Rev. 1906, 244. 299. Calwer M. Bl. 1906, 18).

* * *

Zur Charakteristik des Buddhismus. In Ceylon waren in der letzten Zeit so schlimme Tatsachen bezüglich der unredlichen Verwaltung der buddhistischen Tempel und Klostergüter an den Tag gekommen, daß buddhistischerseits die englische Regierung, die sich bekanntlich in Religionssachen völlig neutral verhält, gebeten wurde, eine amtliche Untersuchung zu veranstalten und eventuell die Güterverwaltung in ihre eigne Verwaltung zu nehmen. Die Untersuchung brachte denn auch die gravierendsten Dinge ans Licht, sodaß selbst die buddhistischen Autoritäten öffentlich erklärten, sie müßten sich schämen, genötigt zu sein, sich unter englische Finanzkontrolle stellen zu müssen, da das Vertrauen auf die Ehrlichkeit ihrer Priester geschwunden sei. Christlicherseits wurde energischer Protest dagegen eingelegt, daß die religiös neutrale Regierung sich zur Verwalterin der buddhistischen Tempel- und Klostergüter machen lasse; aber trotz dieses Protestes hat sie die Verwaltung übernehmen müssen. Auch ein Zeichen des sittlichen Niederganges des in Europa so idealisierten Buddhismus (Bapt. Her. 1906, 22).

* * *

Wieder ist einer von den großen Missionaren der Gegenwart heimgegangen, dessen Name für immer mit der evangelischen Kongomission verbunden bleiben wird: **Dr. Holman Bentley,** gestorben am 27. Dezbr. 1905. 1879 trat er in den Dienst der Missionsgesellschaft der englischen Baptisten als einer der Pioniere ihrer Arbeit am Kongo. Durch welche Nöte, Gefahren und Opfer diese Anfangsarbeit gegangen ist, davon hat er uns selbst eine

anschauliche Beschreibung gegeben in dem 2bändigen Werke: Pioneering on the Congo (Vergl. A. M. Z. 1903, 105: Pionierarbeit der englischen Baptisten am Kongo). Ausgezeichnetes hat Bentley geleistet als eigentlicher Missionar, namentlich die südlich vom Stanley-Pool gelegene Station Wathen (Ngombe), deren Vorsteher er lange gewesen und die mit ihren über 800 erwachsenen Christen und vielen Außenstationen jetzt einer der blühendsten Missionsplätze am Kongo ist, ist ein schönes Denkmal seiner fruchtreichen Tätigkeit. Aber sein Hauptverdienst liegt auf dem Gebiete der Sprachforschung. Bentley war ein ausgezeichneter Linguist. Er war auch als Ethnologe und Geologe bedeutend. Doch haben seine sprachlichen Arbeiten diese Leistungen etwas in den Hintergrund gedrängt. Werke großen Fleißes sind sein Wörterbuch und seine Grammatik der Kongosprache, beide von großer wissenschaftlicher Akkuratesse, dazu hat er das Neue Testament ganz und von dem Alten die Hauptteile übersetzt. Wertvolle Dienste hat ihm dabei ein intelligenter Kongochrist namens Nlemvo geleistet, ein lebendiger Beweis von der umwandelnden Macht des Evangelii, der jahrzehntelang ein ständiger Begleiter Bentleys gewesen ist. Nicht bloß bei seinen Mitarbeitern und bei den Vertretern der Wissenschaft stand der vortreffliche Mann in hohem Ansehen, sondern auch bei den Beamten des Kongostaates, die gerade nicht zu den Freunden der Mission, sonderlich der evangelischen gehören. Seitens der Universität Glasgow wurde er zum Doktor der Theologie promoviert (Bapt. Her. 1906, 37).

* * *

Seite 104 dieses Jahrganges brachte ich ein Zitat aus den „Kath. Missionen" über die gewinnreiche zivilisatorische Tätigkeit der kath. Mönche auf Fernando Po, nach welchem allein der Kakaobau auf den Missionsländereien einen Jahresgewinn von 1 300 000 Franken abgeworfen. Jetzt meldet das Organ, dem ich das Zitat entnommen (S. 167): „Diese — von dem Blatt selbst gemachte — Angabe beruht auf einem Mißverständnis des spanischen Textes. Die betreffende Stelle in Las Missiones Catolicas (1903, 81) — heißt es dann weiter — lautet: „Um den wohltätigen Einfluß der Mission in dieser Richtung (Förderung der Landwirtschaft und kolonialen Entwicklung) zu zeigen, genügt die Angabe, daß, wie das Verzeichnis der vom Staate zugewiesenen Grundstücke dartut, das Maximum der bewilligten Ländereien seit dem Weggang der Jesuiten (1868) jährlich 20—30 Hektar betrug. Dieselben haben sich seit der Ankunft der Missionäre vom Herzen Mariä (1883) auf jährlich 2—300 Hektar erhöht. Die Übertragung des Eigentumtitels auf die Eingeborenen wurde durch die Missionäre vermittelt. So erklärt sich, daß, während bei der Ankunft der Missionäre die Einnahmen fast null waren, im Jahre 1900 die Einkünfte des Staatsschatzes allein von den Zollgebühren auf Kakao 1 100 000 Pesetas betrugen, die sich 1901 auf 1 300 000 Pesetas erhöhten" (folgt der spanische Text). „Der Artikelschreiber — schließt dann das Blatt — hat also die hübschen Millionen statt in die Kasse der Regierung irrtümlich in diejenige der Mission fließen lassen."

Ein solches „Mißverständnis", bei dem auch an die Stelle der „Zollgebühren" der Kakaoertrag auf den Missionsländereien gesetzt wird, ist doch

mindestens ein Zeichen großer Leichtfertigkeit in der Benutzung spanischer Quellen. Ganz aufgeklärt ist die Sache durch die wörtlich mitgeteilte Berichtigung übrigens keineswegs. Warneck.

Literaturbericht.

1) **Weber**, Lic.: „Die Beziehungen von Röm. 1—3 zur Missionspraxis des Paulus." Gütersloh. 1905. Heft 4 der Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. S. 152. 2.40 Mk. Diese Arbeit hat mir schon darum Freude bereitet, weil sie einen ernsten theologisch-wissenschaftlichen Versuch darstellt, sowohl Paulinische Gedankengänge von der Paulinischen Missionspraxis aus zu verstehen, wie aus diesen Gedankengängen auf die Paulinische Missionspredigt zurück zu schließen. Noch immer berücksichtigt die Theologie nicht in gebührender Weise die Tatsache, daß Paulus in erster Linie Missionar gewesen ist und verwertet den Gewinn nicht ausgiebig genug, der für das Verständnis seiner Briefe sich ergibt, wenn sie als Sendschreiben des Missionars betrachtet werden. Daß Weber in der vorliegenden Schrift die Missionspraxis des Paulus zur Geltung gebracht und von ihr aus für die Auslegung der Anfangskapitel des Römerbriefs Licht zu gewinnen und zugleich für den Inhalt der Missionspredigt des Paulus Anhaltspunkte zu finden gesucht hat, das ist schon an sich ein aller Beachtung werter Versuch, selbst abgesehen davon, ob die Ergebnisse derselben im einzelnen alle als gesichert betrachtet werden können. — Mit der Missionspraxis des Paulus beschäftigt sich die Untersuchung des Verfassers, nicht mit der Begründung des Rechtes wie der Pflicht zur Mission. Auch das hätte ja gerade bei dem Römerbrief nahe gelegen; denn in großzügiger Weise führt er den Nachweis, daß die Heilsoffenbarung Gottes in Christo den Charakter einer weltumfassenden Rettungsveranstaltung trägt und also die heidenapostolische Dienstverpflichtung im engsten kausalen Zusammenhange mit der Naturbeschaffenheit des Christusevangeliums steht, wie ich in meiner „Evang. Missionslehre" (I² S. 190 ff.) aufzuzeigen versucht habe. Aber nach dieser Seite hin hat sich der Verfasser seine Aufgabe nicht gestellt, und man kann es vielleicht beklagen, daß er den fundamentalen Zusammenhang der Missionsbegründung mit der Berechtigung der Geltendmachung der Missionspraxis zum Verständnis des Briefes gar nicht berührt hat. Doch wollen wir deshalb mit ihm nicht rechten, da sein Ausgangspunkt von vornherein ein anderer ist.

Um für das Christenleben der Paulinischen Gemeinden bezw. für die Pflanzung desselben das rechte Verständnis zu gewinnen, will er nämlich die Frage beantworten: wie hat Paulus das Evangelium verkündigt? Aber weniger um eine Untersuchung über den zentralen Inhalt dieser Verkündigung handelt es sich ihm als um Ausgang, Inhalt und Ziel seiner propädeutischen Missionsrede. Die Antwort soll gegeben werden auf Grund des Zeugnisses *der Briefe*. Der Römerbrief bezw. dessen Einleitungskapitel erschienen ihm als

die ergiebigste Quelle. Nun ist allerdings dieser Brief an eine christliche Gemeinde gerichtet; aber in dem Kap. 1—3 gelegten Unterbau verhandle Paulus auf Grund seiner Erfahrung als Missionar unter Heiden und Juden mit dem vorchristlichen Stande, und die Erinnerung an denselben solle ihm dazu dienen, den jetzigen christlichen Stand seiner Leser zu stärken und zu vertiefen. „Damit die Gerechtigkeitsoffenbarung des Evangeliums in ihrer vollen Bedeutung erfaßt werde, führt der Apostel den Leser zurück in seinen vorchristlichen Stand, um ihm die Verdammungswürdigkeit und Zornverfallenheit alles natürlichen Menschenwesens noch einmal in ihrer ganzen Tragweite ins Bewußtsein oder ins Gewissen zu schreiben." Die gerade nicht leichtverständlich geschriebene, aber sehr scharfsinnig und in sich konsequente Begründung der die These des Verfassers beweisenden Textauslegung kann ich hier natürlich nicht reproduzieren, zumal sie uns durch ein wahres Labyrinth von Erklärungen anderer Exegeten hindurchführt. Vielleicht wird sie manchen Widerspruch finden, im Ganzen aber stellt sie einen einheitlichen Gesichtspunkt auf, unter welchem namentlich eine einleuchtende Lösung der mancherlei Probleme ermöglicht wird, die die Exegese von Kap. 1—3 bietet. So das Verständnis für die Offenbarung des göttlichen Zornes 1, 18 ff.; die richtige Anknüpfung von 2, 1, nämlich daß die hier als Richter auftretende und selbst gerichtete Person nicht ein Jude, sondern noch der Heide ist, wodurch zugleich überraschendes Licht auf die bedeutungsvolle Mittelstellung der Übergangsverse 2, 1—5 fällt;[1]) die Klarstellung des Verhältnisses des Gerichts nach den Werken zu der Predigt der Glaubensgerechtigkeit 2, 5 ff.; später die viel umstrittene Bedeutung von 3, 1—9.

Der zweite Teil behandelt die „propädeutische Einwirkung" selbst in ihren Grundzügen. Hat der erste Teil wesentlich die Gerichtsverkündigung verständlich zu machen gesucht, indem sie die richterliche Gerechtigkeit Gottes, die eine durch ihre Sünde ihm zur Vergeltung verhaftete Menschheit notwendig richten muß, dem einzelnen zum erschreckenden Bewußtsein bringt, alle Stützen und Vorwände der Selbstentschuldigung ihm raubend, so wird hier zur Schaffung und Belebung des Schuldbewußtseins bei den Juden auf die ihnen anvertraute Gottesoffenbarung und das Gesetz, bei den Heiden an das verlorene Gottesbewußtsein angeknüpft, an das Bewußtsein von dem Einen Gott, der kein bloßes Gedankengebilde, sondern der lebendige, an den Werken seiner Schöpfung erkennbare Herr Himmels und der Erde ist. Und es sind wieder tiefe und für das Verständnis des Briefes wie für die Missionsrede fruchtbare Gedanken, die der Verfasser bei dieser Gelegenheit entwickelt. Auch in diesem Zusammenhange läuft wieder alles auf die Eindrücklichmachung der Gerichtspredigt hinaus, denn je überwältigender das Bewußtsein der Realität des lebendigen Gottes als des Richters wird, desto mehr wird der Weg gebahnt zum Verständnis der Rettungsbotschaft.

---

1) Zu den für das Verständnis dieses ganzen Passus beigebrachten Tatsachenmaterial hätte auch ausgebeutet werden sollen Baumgartens sehr instruktives Buch: „L. Ä. Seneca und das Christentum in der tief gesunkenen antiken Welt." Rostock. 1895.

Der dritte, „das Ziel der propädeutischen Einwirkung im Anschluß an Röm. 3, 1 ff." behandelnde Teil beginnt mit einer ziemlich verwickelten Feststellung des Problems Kap. 3, 1 ff: Wie Gott trotz der Untreue der Menschen seine Verheißungen erfüllen könne, ohne damit seiner Richtergerechtigkeit etwas zu vergeben. Der Widerspruch wird hier, wo der Apostel mit Bewußtsein auf vorchristlichen Standpunkt tritt, absichtlich noch ungelöst gelassen, um erst 3, 21 ff. gelöst zu werden. Der Zwiespalt, zu dem er die Verhandlung mit den Juden hinführt, ist das Ziel aller propädeutischen Einwirkung und soll gerade die Menschen aufwecken aus ihrem gottentfremdeten Leben ohne Christum und zum Glauben bringen. Zum inneren Gericht muß es kommen, in dem jeder einzelne die Reaktion der Heiligkeit wider die Sünde erschreckend empfindet. In dieses Gewissensgericht soll die propädeutische Missionsrede zuvor führen, bevor sie den grellen Widerspruch löst. Natürlich ist das Ziel der missionarischen Gerichtspredigt nicht Selbstzweck; Gerichtspredigt findet statt, weil die Botschafter der Versöhnung mit der Gnadenpredigt kommen; ja erst mit dem Glauben an den Gekreuzigten, in dem sich die Einheit von Gericht und Gnade darstellt, vollendet sich auch das Gericht. Die Gerichtspredigt schafft nur die Situation, aus der der Glaube an das Evangelium hervorwächst. Das letzte Ziel ist positiver Art: das Evangelium als die Gottesmacht zur Rettung jedes Glaubenden.

Für uns ist in der vorliegenden Schrift von besonderem Wert, was sie über die Missionspredigt selbst bezw. über ihre propädeutische Seite sagt. Es ist nicht die Meinung des Verfassers, daß die ersten Kapitel des Römerbriefes etwa ein Schema der Missionsrede des Paulus enthalten, sondern daß sie in ihren Grundzügen nur einen Einblick in sein propädeutisches Verfahren als Missionar geben, eine allgemeine Charakteristik, wie er die Widerstände zu überwinden sucht, die sich der gläubigen Annahme des Evangelii bei Heiden und Juden entgegenstellen. Mehr darf aber auch für die Missionspraxis des Paulus und für die heutige Missionspraxis aus dem Unterbau des Römerbriefes nicht herausgelesen werden. Die Anknüpfungen für die Missionsrede sind sehr mannigfaltig und sie erschöpfen sich nicht in der Gerichtspredigt. Vergl. „Evang. Missionslehre" Kap. 39: die missionarische Predigt. Ob Paulus immer von der Gerichtspredigt in seiner missionarischen Verkündigung ausgegangen, ist nach 1. Thess. 1, 9 f. verglichen mit Akt. 17, 22 ff., 1. Kor. 2, 2—4, 15, 1—11, Gal. 3, 1 f., von Akt. 14, 15 ff. abgesehen, doch sehr fraglich; in der Judenmissionspredigt ist es nach Akt. 13, 17 ff. nicht der Fall gewesen. Weitere sichere Anhaltspunkte fehlen leider. Vermutlich wird er es häufig getan haben, wie beispielsweise selbst im Gespräch mit einzelnen Personen Akt. 24, 25; selbstverständlich ist die Schuldüberführung die Voraussetzung für den die rettende Gnade voll ergreifenden Glauben; die Hauptwiderstände liegen fast immer auf dem sittlichen Gebiete; aber nach der Erfahrung geschieht die Gewinnung für den Glauben keineswegs immer durch Gerichtsverkündigung. Das heidnische Leben, an das der Missionar anknüpfen muß, ist ein Buch mit vielen Texten, unter denen z. B. die von dem Elendsgefühl, von dem Trostbedürfnis und von der vielleicht unbewußten Erlösungssehnsucht handelnden eine große Rolle spielen; dazu übt das positive Zeugnis von der in Christo er-

schienenen rettenden Liebe Gottes in seiner Vielgestaltigkeit selbst ohne vorhergegangene Gerichtsverkündigung, oft den mächtigsten Zug zum Glauben. Es ist nicht bloß der Missionar, der auf Grund seiner Erfahrungen Röm. 1—3 argumentiert, sondern auch der Systematiker, der in ihrem inneren Zusammenhange ein Ganzes der christlichen Heilsbotschaft gibt, von den Voraussetzungen aus, unter denen sie ihre Lebensmacht an dem Gläubigen beweist. Aber immer bleibt von fruchtbarer Anregung für den Missionstheoretiker und Missionspraktiker, was der Verfasser über die propädeutische Missionsrede sagt.

2) **Irle:** „Die Herero. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde." Mit 56 Illustrationen und 1 Karte. Gütersloh. 1906. S. 352. 5 geb. 6 Mk. Auf Grund eines 34jährigen Aufenthalts gibt uns in diesem auch schön ausgestatteten Buche ein wirklicher „Kenner' von Land und Leuten, der auch des Tages Last und Hitze reichlich dort getragen hat, einen Einblick zunächst in die Beschaffenheit des Hererolandes, wie nach allen Seiten hin in das Leben des Hererovolkes und dann einen Überblick über die Geschichte der an Schwierigkeiten überreichen Hereromission. Es ist ja im Laufe der letzten Jahre eine große Herero-Literatur ins Kraut geschossen, aber keiner unter den Verfassern derselben ist imstande gewesen, auf Grund einer so intimen Bekanntschaft mit der Eigenart der Herero zu schreiben wie Irle. Gerade sein Buch liefert wieder einmal den Beweis, wie schwer es ist, ein fremdes Volk wirklich kennen und verstehen zu lernen, und daß dazu neben einer gründlichen Kenntnis seiner Sprache und einem jahrzehntelangen Verkehr mit ihm auch ein Auge gehört, das kein Schalk ist, und ein wenig Liebe. Der alte Missionar ist daher in der Lage, vieles zu berichtigen, was selbst in den besten unter den vorliegenden Werken über die Herero geschrieben ist, so von v. François, Schinz, und Dove, und man muß es ihm zugute halten, wenn er manchmal gelegentlich dieser Berichtigungen etwas sarkastisch wird. Besonders der erste, sehr übersichtlich disponierte Teil des Buches, der aufs eingehendste und allseitigste von Land und Volk handelt, ist voll von Aufklärung, und vieles beklagenswerte wäre nicht geschehen, wenn man durch eine verständnisvolle Kenntnis des Charakters, der Religion, der Lebens- und Anschauungsweise, der sozialen Verhältnisse und der Rechtsbegriffe der Herero ihre richtige Behandlung erlernt hätte. Der Verfasser befleißigt sich einer großen Zurückhaltung, wenn er immer nur andeutungsweise auf die Verhältnisse zu reden kommt, die zu dem verhängnisvollen Aufstand zusammengewirkt haben; aber die Tatsachen, die er gelegentlich anführt, z. B. in dem sehr lehrreichen den „Handel" besprechenden Kapitel und die zahlreich eingestreuten Beispiele von falscher, auf Unkenntnis der Sitten, Anschauungen und Rechtsbegriffe der Herero beruhenden Behandlung derselben, enthalten Beiträge zur Beurteilung, die hoffentlich klären helfen werden. Jedenfalls sollten alle diejenigen, die mit den Herero amtlich und außeramtlich zu tun haben, und die darauf Anspruch machen wollen, einsichtsvoll und gerecht über die Hererofrage mitzusprechen, das Irlesche Buch mit Fleiß studieren. — Der zweite von der Mission handelnde Teil bringt ja dem Kundigen wenig Neues, aber der Verfasser hat nicht bloß für die Kundigen geschrieben, und gerade *unter denen*, welche am ungerechtesten über die Hereromission *geurteilt haben*, wird es sehr wenige geben, die ihre Geschichte wirk-

lich kennen. Wer aus dem ersten Teile des Buches die Herero kennen gelernt hat, wie sie gewesen sind, als die Missionare zu ihnen kamen, und aus dem zweiten, wie ihre greuelvollen fortgehenden Kriege die Arbeit der Missionare immer wieder zerstörten; wer die jahrzehntelange Leidensgeschichte verfolgt, die die Missionare durchlebten und die wahrhaft heroische Geduld sieht, die sie nicht ermüden ließ, der muß nicht nur mit Hochachtung erfüllt werden gegen diese mutigen und treuen Männer, sondern er wird auch aufhören verächtlich über das zu denken, was unter so enormen Schwierigkeiten und Widerständen dennoch erreicht worden ist. — Vielleicht hätte sich der 2. Teil fesselnder gestalten lassen, wenn er wie der erste seinen reichen Stoff unter eine Reihe von Grundgesichtspunkten gruppiert hätte, statt ihn chronologisch und stationenweise zu ordnen. Das ermüdet und gibt häufige Wiederholungen, an denen es auch sonst nicht fehlt. Auch die oft wiederkehrende Bemerkuug: darauf will ich nicht eingehen, das würde den Raum überschreiten und dergl. wäre besser unterblieben. — Von den Illustrationen sind die meisten gut; nur habe ich mich gewundert, daß statt des S. 233 gegebenen Bildes von Hugo Hahn, also des Begründers der Hereromission, nicht das weit bessere gewählt worden ist, das sich in Nr. 17 der „Geschichten und Bilder aus der Mission" findet. Dieses hätte das Titelbild des Buches bilden sollen.

3) „Geschichten und Bilder aus der Mission." Nr. 24. Halle. Waisenhausbuchhandlung. 25 Pf. Da das Jahr 1906 ein Jubiläumsjahr, das 200jährige, der alten dänisch-halleschen Mission ist, so bringt dieses Heft als Hauptartikel (von Pastor Raeder) eine in 8 Abschnitte gruppierte Übersicht über diese älteste deutsche Mission: wie die erste deutsche evang. Mission zustande kam; wie die ersten Missionare derselben für ihren Beruf zubereitet wurden; ein schwerer Anfang; ein Blick in die Arbeit und auf die Erfolge in der Gründungszeit; Trankebar eine Stadt auf dem Berge; der Mönchspriester von Madras; der Königspriester von Tandschaur; der Verfall der alten halleschen Mission — alles frisch und anschaulich erzählt. Der zweite geschichtliche Artikel: „Der Siegeslauf des Evangeliums auf Nias" von Missionsinspektor Kriele in Barmen führt uns auf eins der fruchtbarsten Missionsgebiete der Gegenwart, auf die an der Westküste von Sumatra gelegene Insel Nias, wo die Rheinische Mission mit viel Freude und Dank ein 30jähriges Jubiläum feiern darf. Auch sehr anziehend und fesselnd geschrieben. Eingeleitet wird das 40 Seiten umfassende durch 5 gute Bilder geschmückte Heft durch einen kurzen erbaulichen Artikel von dem Unterzeichneten über „den innersten Missionsantrieb." Warneck.

„Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses" 1905. Herausgegeben vom Redaktionsausschuß. Berlin. 1906. Reimer. 1055 S. 30 Mk. Die amtlichen Vertreter der deutschen Kolonialpolitik haben seit Beginn unserer Kolonialära der Mission Wohlwollen und wachsendes Verständnis entgegengebracht. Als Beweis dafür mögen nur die ausgedehnten Missionsberichte in den Weißbüchern und den anderen periodischen Veröffentlichungen der Kolonialregierung wie der Kolonialgesellschaft angeführt sein. Dem entspricht auch die Stellung der Mission bei den Kolonialkongressen, die eine Vereinigung aller derer darstellen, die in unsern überseeischen Gebieten ideale

Zwecke verfolgen. Die Missionsgesellschaften gehören zu ihren Veranstaltern und erhielten bei den beiden bisher gehaltenen Kongressen nicht nur eine besondere Sektion zugewiesen sondern auch die Möglichkeit, ihre Sache in einer der drei Vollversammlungen zu vertreten. Daher enthält der jetzt vorliegende vorzüglich ausgestattete Band der vorjährigen Kongreßverhandlungen eine ganze Reihe von Missionsvorträgen, an ihrer Spitze den von D. Buchner im großen Reichstagssaal gehaltenen über die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit. An den Verhandlungen der 4. Sektion, in der die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete eingehender besprochen wurden, sind namentlich D. Oehlers prinzipielle Darlegungen über die Schultätigkeit der evangelischen Mission in den Kolonien und die von einem evangelischen und einem katholischen Referenten (Jul. Richter und Dr. Froberger) behandelte Frage unserer Stellung zum Islam hervorzuheben. Daneben kam die äthiopische Bewegung (D. Merensky), die Mitarbeit der Mission an der vergleichenden Religionswissenschaft und anderes zur Sprache. Besonders interessant ist die jedem Vortrag folgende Besprechung, aus der zu ersehen ist, zu welch regem Gedankenaustausch zwischen Missionsleuten und Kolonialpolitikern dieser Kongreß geführt hat. Die Auseinandersetzung bewegt sich selbstverständlich in durchaus urbanen Formen. Wenn sich auch bei Erörterung einzelner strittiger Fragen z. B. der Behandlung der deutschen Sprache in den Missionsschulen oder wunder Punkte im Kolonialleben (sittenloser Wandel vieler Weißen) auf beiden Seiten eine etwas schärfere Tonart einstellte, wurden doch die parlamentarischen Regeln niemals übertreten; man fühlte es den Sprechern ab, daß sie bemüht waren, sich zu verständigen. Tatsächlich sind die Debatten in Sektion 4, an denen sich auch Schutztruppenoffiziere, Forschungsreisende und Kaufleute beteiligten, die lebhaftesten des Kongresses gewesen; man versteht es, daß sie besondere Anziehungskraft ausübten.

Mit den Vorträgen, die die Beziehung auf die Mission an der Stirn tragen, ist übrigens das Intresse der Missionskreise an den Kongreßverhandlungen nicht erschöpft. Vorträge wie die des Professors Meinhof über den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung und die Bedeutung des Studiums der Eingeborenensprachen für die Kolonialverwaltung oder der von Dr. Thieß: „die Fürsorge für die Auswanderung" fordern direkt zur Stellungnahme heraus. Für den praktischen Missionar sind auch solche, wie die von Dr. Nocht über Schwarzwasserfieber und Chinintherapie bei Malaria von großem Wert. Im Hinblick auf die letztjährigen Erlebnisse der Rheinischen Mission ist auch Dr. Hartmanns Vortrag über den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas besonders interessant, zumal da hier von ganz unparteiischer Seite betont wird, daß der Mission Unrecht geschehen und daß sie der gegebene Anwalt der Eingeborenen sei.

Für künftige Kongresse, die wohl einer ebenso zahlreichen Teilnahme aus den Missionskreisen sicher sind, wäre zu wünschen, daß die Vertreter der evangelischen Mission mit denen der katholischen sich von vornherein über das Programm verständigen, damit nicht wieder dasselbe Thema doppelt behandelt wird, wie diesmal in zwei Fällen. Auch dürfte es ratsam sein, rein

wissenschaftliche oder lediglich referierende Vorträge bei Seite zu lassen. Solche Beiträge wie von Missionar Spieth über die religiösen Vorstellungen der Eweer oder von Pf. Paul über Bestand und Arbeit der evangelischen Mission in unsern Kolonien lesen sich ja ganz gut, bei den Verhandlungen aber beschränken sie den wünschenswerten Raum für eine gründliche Aussprache über aktuelle Fragen.[1]) Eine sehr wertvolle Beilage der Verhandlungen sind übrigens die 5 von D. Grundemann gelieferten Karten, auf denen die Missionsstationen beider Konfessionen farbig unterstrichen sind und so scharf aus dem Kartenbild hervortreten, daß der Beschauer sofort einen Überblick erhält, wie weit die Missionstätigkeit in jedem einzelnen Schutzgebiet vorgeschritten ist.

Paul.

---

1) Wenn ich mir noch ein Urteil erlauben darf, so möchte ich überhaupt die Fülle der behandelten Gegenstände für eine zu große halten. Abgesehen von den sonstigen Ansprachen und den Debatten zu den 10 Resolutionen sind in den Hauptversammlungen und den 7 zu gleicher Zeit tagenden Sektionen 78 Vorträge gehalten worden. Das ist reichlich viel, und für eine folgende Tagung dürfte man vielleicht eine Einschränkung der Vorträge auf eine geringere Zahl für der Sache dienlicher halten. Der vorliegende vornehm ausgestattete Bericht über die Verhandlungen, der die Vorträge wörtlich und die Diskussion ziemlich ausführlich gibt, umfaßt 1052 Groß-Quartseiten und bildet eine Art kolonialwissenschaftlicher Enzyklopädie; aber als Stoff für eine 3tägige Kongreßtagung ist eine solche Material-Häufung doch kaum praktisch, zumal wenn die Vorträge, wie es fast ausnahmslos der Fall ist, ihren Gegenstand mit sachlicher Gediegenheit behandeln. Vergl. den Bericht über den Kongreß A. M. Z. 1905, 524. Warneck.

Die Adresse der Pariser Missionsgesellschaft lautet: La maison des missions évangéliques. — Paris. Boulevard Arago 102. Directeur Boegner. Ich teile dieselbe auf Wunsch mit, da infolge des Aufrufs Seite 105 ff. manche Leser der A. M. Z. Gaben an die bedrängte Gesellschaft senden möchten. Am 23. März fehlten noch 453000 Frcs. Selbstverständlich bin auch ich wieder zur Übermittlung von Gaben bereit. Warneck.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Das missionarische Sprachproblem.

Von Professor K. Meinhof.

III.

Die dritte Frage lautet: Welchen Wert hat die Spracheinsicht neben der Sprachfertigkeit für den Missionar? Daß der Missionar mit der Sprache zu tun hat, hat die evangelische Mission von Anfang an berücksichtigen müssen, da er ja nicht als Priester, sondern als Lehrer und Prediger zu den Heiden kam, der ihnen in ihrer Muttersprache das Wort Gottes verkündigen wollte. Allerdings davon hat man doch im Anfang keine klare Vorstellung gehabt, wie schwer diese Aufgabe ist — ja bis in die neuste Zeit begegne ich der Anschauung, als wenn das Erlernen der Heidensprachen, besonders wo es sich um kulturarme Völker handelt, doch nicht gerade schwer sein könnte. Um nur erst von der Sprachfertigkeit zu reden, so ist ihre Aneignung nicht gerade einfach. Wir alle, die wir hier sind, haben in der Schule mit heißem Bemühen Sprachen gelernt: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Englisch, Französisch. Es war ein Zeit harter Mühsal — und das Resultat? Wie viele von uns sind imstande, in diesen Sprachen einen einfachen Brief zu schreiben! Und wie viele können in ihnen sprechen, und gar fließend sprechen? Also alle die von uns seiner Zeit aufgewandte Mühe reicht nicht an die Arbeit heran, die der Missionar zu leisten hat. Er soll imstande sein, nicht nur über die Dinge des täglichen Lebens in fremder Sprache fließend zu reden, er soll darüber hinaus die Heiden unterrichten, er soll ihnen predigen. Man sagt: Im fremden Lande lernt sich die Sprache leichter. Ich weiß wohl, daß man sich eine gewisse mechanische Sprachfertigkeit allerdings im fremden Lande aneignen kann, wenn man überhaupt ein Ohr dafür hat. Aber ich habe Berliner gekannt, die ein Menschenalter in Bayern lebten, und Schwaben, die ein Menschenalter in Norddeutschland lebten, und die von dem dort gesprochenen Dialekt, den sie täglich hörten, sogut wie nichts annahmen. Ich habe Leute genug kennen gelernt, die jahrelang in unsern Kolonien oder sonst im Auslande gelebt haben und doch so gut wie gar nichts von den dort gesprochenen Sprachen aufgefaßt haben. Also so einfach ist die Sache nicht. Mancher ist freilich mit seinen Erfolgen

sehr bald zufrieden, wie ich erst kürzlich hörte, daß jemand behauptete, in einem halben Jahre könne man ganz gut chinesisch sprechen lernen! Sprechen lernen heißt in solchem Fall, sich über die einfachsten Dinge mühselig verständigen können.

Ein ernster Mann wird, je länger er an einer Sprache arbeitet, immer mehr überzeugt werden, wie viel ihm in der Erkenntnis der Sprache fehlt. Was ihm erst leicht schien, wird ihm jetzt schwer sein, und er wird mit Bedauern empfinden, daß er nicht mehr von der Sache weiß. Wenn er sich nun nicht entschließt, das Resultat seines ev. ein Menschenleben umfassenden Studiums schriftlich niederzulegen oder zu solchem Tun keine Zeit findet, dann wird diese ganze unerhörte Arbeit für seine Nachfolger völlig verloren sein. Sie müssen wieder da anfangen, wo er anfing.

Oder doch nicht da? Sind nicht inzwischen Fibel und Bibel und eventuell andre Bücher gedruckt? Kann nicht der Nachfolger die benutzen? Freilich kann er das, und diese Bücher sind in der Hand des Kundigen nützlich, für einen mechanisch lernenden Anfänger von sehr zweifelhaftem Wert.

Anstatt daß er gezwungen ist wie bisher die lebendige Sprache von den Menschen zu lernen, fängt nun die mechanische Lernerei aus dem Buch wieder an. Er hat nicht mit lebendigen Lauten, sondern mit Buchstaben zu tun. Das sind ihm bekannte Größen. Mit denen verbindet er natürlich nicht die Vorstellungen, die die Eingeborenen damit verbinden, sondern seine heimischen, bekannten Vorstellungen. Die Frage vollends, ob nun dieser erste Versuch, die Sprache schriftlich zu fixieren, recht ist, oder ob Fehler darin sind und, wo sie stecken, kümmert ihn dann nicht. Das nimmt er gutgläubig an.

Ähnlich steht es mit der Kenntnis des Sprachgebrauchs. Wo eine einheimische Literatur existiert, wird der junge Missionar noch eher dazu kommen, wirklich mit der Volkssprache sich zu beschäftigen. Wo aber nur die von der Mission geschaffene Literatur vorhanden ist, ist die Gefahr überaus groß, daß der junge Missionar eigentlich nur die Missionssprache kennt und von der Heidensprache wenig weiß. So kommt es dann, daß zuweilen die Kenntnis der ersten Missionare von den späteren angestaunt, aber doch nicht mehr erreicht wird. Wenn vollends, wie das in Afrika so oft der Fall ist, die eigentliche Heidenpredigt zur Seltenheit wird, ist man mit seiner künstlichen Kirchensprache vollkommen befriedigt.

Der Schaden, der dem Missionswerk hieraus erwächst, scheint mir auf der Hand zu liegen und also auch die Notwendigkeit nach Spracheinsicht zu streben und sich nicht mit bloßer Sprachfertigkeit zu begnügen.

Wenn Leute sieben Jahre in einem neuen Missionsgebiet sind und noch keine Grammatik zustande gebracht haben, so wäre es wohl geraten zu untersuchen, woran das liegt. Diese Grammatik mag noch so unvollkommen sein, sie stellt das Resultat der von den Anfängern geleisteten sprachlichen Arbeit dar. Es ist absolut notwendig, dies Fazit zu ziehen. Dadurch kontrolliert man sich selbst. Ist die Arbeit nicht druckreif, so wird man Fingerzeige geben können für die Weiterarbeit — kann sie gedruckt werden, so muß sie als Grundlage dienen für die weiteren Forschungen. Nach abermals sieben Jahren wird man dann ein brauchbares Buch zustande bringen. Dazu gehört aber nicht nur Sprachfertigkeit, sondern Spracheinsicht und zwar von einem recht hohen Standpunkte aus, von dem aus die klassischen Sprachen, die semitischen Sprachen, die modernen europäischen Sprachen nur als eine kleine Gruppe von Einzelerscheinungen in einer unbegrenzten Zahl von Möglichkeiten sich darstellen. Daß nicht jeder Missionar das leisten kann, weiß ich wohl, und es wäre unbillig, es von jedem zu verlangen, aber ich kenne auch Männer genug, die es geleistet haben. Was ich fordere, ist also keine Utopie.

Ähnlich steht es mit der Anfertigung des Wörterbuchs. Sie muß sobald als möglich in Angriff genommen und immer fortgeführt werden.

Man meine auch nicht, daß zur Anlegung eines Wörterbuchs keine Spracheinsicht nötig ist. Wir hatten bis zum Erscheinen von Westermanns Buch[1]) am Ewe den Beweis, wie nötig sie ist. Es gab handschriftlich hergestellte Wörterbücher. Die besonderen Eigentümlichkeiten dieser Sprache waren aber so abweichend von anderen Sprachen und so schwer zu fassen, daß man nicht zu einem klaren Einteilungsprinzip kam. Das Resultat war, daß die Sachen zwar meist in den Wörterbüchern standen, der Anfänger aber in vielen Fällen nicht das Glück hatte, sie zu finden. Zur Erleichterung des Lesers wurden nun seitenlange Wegweiser in das Wörterbuch ein-

1) D. Westermann, Missionar der norddeutschen Mission, Wörterbuch der Ewesprache. Berlin. Dietrich Reimer. 1905.

gefügt. Zuweilen waren sie sehr nützlich, zuweilen erwies sich aber auch die Medizin als gefährlicher denn die Krankheit. Damit soll kein Tadel gegen die Ewe-Missionare ausgesprochen sein, denn den verdienen sie nicht, sondern es soll veranschaulichen, daß man Spracheinsicht gebraucht, um ein Wörterbuch zu schreiben.

Um ein Beispiel aus bekannteren Sprachen zu nehmen:

Stellen Sie sich vor, daß jemand ein griechisches Wörterbuch schreibt, der den Unterschied von τ und ϑ, von εἰ und αἰ von οἰ und εὐ und dergl. mehr nicht kennt, dem ferner die Formen der griechischen Verba und Substantiva nur empirisch geläufig sind ohne vollständige Klarheit über ihre Entstehung, so wird die Notwendigkeit tüchtiger sprachlicher Einsicht für den Verfasser eines Wörterbuchs einleuchten. Um aber das Bild vollständig zu machen, müßten Sie sich in die Lage versetzen, daß Sie das Griechische nicht mit Bequemlichkeit aus dem Buch lernen könnten, so wie Griechen es aufgeschrieben haben, sondern daß Sie es erst aus dem Munde der Leute aufzeichnen sollten. Da würden die meisten nicht nur τ und ϑ, sondern obenein noch δ verwechseln und den Unterschied des Akut und Cirkumflex — ja wer würde den hören!

Außer einer gründlichen phonetischen und grammatischen Kenntnis muß der Verfasser eines solchen Wörterbuches eine Einsicht haben in das Wesen des Bedeutungswandels, damit er die Grundbedeutungen der Worte finden und die übrigen einigermaßen verständlich aufbauen kann. Auch muß er sehen, welche Worte fremden Ursprungs sind, damit er nicht deutsche, englische, arabische Worte aus afrikanischen Wurzeln erklärt. Das verlangt gründliche Spracheinsicht.

Die Abfassung eines solchen Wörterbuchs ist nun aber unerläßliche Vorbedingung für den Bibelübersetzer. Der Übersetzer, der auf seine zwei oder drei Sprachgehilfen angewiesen ist, hat ja nur ein armseliges Material zur Verfügung. Jedes Wort, das die paar Leute zufällig nicht präsent haben, ist für den Übersetzer nicht da. Hätte er ein Wörterbuch zur Hand, so würde er ihnen Worte vorschlagen können, an die sie gar nicht denken, die sie aber wohl kennen; denn jeder von uns hat außer dem Sprachschatz, dessen er selbst sich bedient, einen anderen, den er kennt, aber den er selten oder gar nicht gebraucht.

Außerdem ist der Sprachmeister mehr oder weniger an seinen Dialekt gebunden. Jede neu entstehende Schriftsprache strebt aber über den Dialekt hinaus zur Gemeinsprache. Durch das Wörterbuch, das mehrere Dialekte umfaßt, kann also die Gemeinsprache gefördert werden, indem die Worte verschiedener Dialekte der Gemeinsprache *einverleibt* werden, und wie Luther in seiner Bibel sich nicht ängst-

lich an einen deutschen Dialekt gehalten, sondern seine Sprache aus anderen bereichert hat, so wird es auch hier gehen. Dazu gehört aber ein von sachkundiger Hand gefertigtes Wörterbuch.

In der englischen Universitätenmission in Sansibar habe ich derartige sprachliche Arbeit gefunden und im Zusammenhange damit auch das, was mir noch besonders der Erwähnung wert scheint: Die fortgesetzte Fühlung mit der Heidensprache und stetig wache Kritik an der Übersetzungsliteratur. Derselbe Mann, Bischof Steere, der eine vortreffliche Suaheligrammatik und ein tüchtiges Wörterbuch schrieb neben einer ganzen Blütenlese von Vorstudien für eine große Anzahl von ostafrikanischen Sprachen, hat auch begonnen, eine vortreffliche Sammlung nationaler Texte herauszugeben. Seine Nachfolger sind ihm darin zum Teil gefolgt. Einer seiner Missionare, der früh vollendete Kind, gab eine kleine Sammlung Noten und Verbesserungen heraus, die das Resultat sorgsamer Beobachtung sind. Ähnliches ist an anderen Stellen geschehen, ich wollte es geschähe überall. Man kann hier gar nicht sorgsam genug sein. Es gilt immer wieder zu prüfen: Ist das auch wirklich afrikanisch, was wir reden und schreiben, oder ist es europäisch?

Diese Kritik muß besonders angewendet werden bei den Neubildungen von Worten. Wo neue Gedanken sind, gibt es neue Worte, das ist unerläßlich. Das Christentum hat immer und überall sprachbildend gewirkt. Wer eine Sprache nun nicht nur gelernt hat wie ein Papagei, der muß auch ihrer Wortbildung mächtig sein. Eine Sprache, in der ich nicht Worte bilden kann, kann ich nicht Als der Telegraph aufkam, sagte der Deutsche „telegraphieren", und jedermann verstand das, als das Telephon aufkam, sagte man „telephonieren." Das ganze Eisenbahnwesen steckt voller neuer Worte, das Maschinenwesen, die elektrische Industrie usw. Ich las vor Jahr und Tag die Wendung zum ersten Mal: „Wie kommt Herr N. dazu Sie zu ‚patronisieren'?" — ich wußte sofort, was es heißen sollte, und Sie wissen es auch. So muß man eine Sprache können, wenn man übersetzen will.

In der Muttersprache hilft uns da ein sicheres Sprachgefühl. Auf das kann man sich in fremden Sprachen nicht verlassen. Also eigne man sich die nötige Einsicht in den Bau der Sprache an, wenn man Übersetzungsarbeiten zu machen hat. Die bloße Fertigkeit ist dem gegenüber reine Gedächtnissache. Wo das Gedächtnis versagt,

liegt der Fall ebenso hoffnungslos, wie bei orthographischen Fragen. Weiß man die Regel, dann wird man nicht irren, verläßt man sich auf sein Gedächtnis, dann ist die Sache aus, sowie man zweifelhaft wird.

Selbst bei dem Befragen der Eingeborenen bedarf es der Spracheinsicht. Mir begegnet es immer wieder, daß man mir entgegenhält: „Kommen Sie her und hören Sie, wie die Eingeborenen hier sprechen!" Neulich wollte mir jemand damit sogar beweisen, daß man David mit einem v schreiben müßte. Daß der Heide von David nichts weiß, ist ja evident, und der Christ spricht eben wie sein Missionar, leider nicht nur in diesem Fall, sondern in vielen Fällen. Wo also ein Eingeborener befragt wird, gehört eine erhebliche Einsicht dazu, den rechten Mann zu fragen und richtig zu fragen. „Die Eingeborenen sagen so", das beweist gar nichts, wenn es sich um Leute handelt, die missionarisch beeinflußt sind; auch nichts, wenn man die Sache aus den Leuten mühsam erfragt hat, auch nichts, wenn den Leuten die betr. Kenntnis abgeht. Wie bei den Europäern Intelligenz und Korrektheit der Sprache sehr verschieden sind, so bei andern Völkern auch. „Die Berliner sagen so" — das beweist noch nicht, daß etwas gut deutsch ist, vor allem fragt es sich doch, welche Berliner. Dieses richtige Urteil: Wie man fragt, wen man fragt, wonach man verständigerweise fragen kann, muß der besitzen, der in die Beherrschung der Sprache eindringen, in die Lösung sprachlicher Probleme fördernd eingreifen will. Ich kann deshalb nicht genug und nicht oft genug darauf aufmerksam machen, daß die jungen Missionare sprachlich besser ausgerüstet als bisher hinausgeschickt werden. Das bezieht sich auch auf die asiatischen Kultursprachen. Wenn der Christenmissionar auch im Volksdialekt predigen soll, so ist es doch höchst mißlich, wenn er von der Sprache der Gebildeten nichts versteht. Er hat ja doch auch z. B. in China mit Behörden zu tun, und wie ich von einem deutschen Pastor erwarten kann, daß er gebildet genug ist, in verständlichem und fließendem Deutsch einen Bericht an die Behörden zu schicken, so sollte man ähnliches auch dort erwarten. Schreibt der Missionar nicht so, so setzt er nicht nur sich, sondern sein Amt herab. Hat er nicht Zeit, selbst sich einen guten chinesischen Stil anzueignen, so muß er wenigstens so viel Einsicht in die Sache haben, daß er sich seines Mangels bewußt ist *und* sich an sachkundiger Stelle Rat holt.

Im übrigen kann ich mir kein Bild davon machen, wie man auf die geistige Entwickelung eines Volkes Einfluß haben will, wenn man von seiner Geschichte und Literatur keine gründliche Kenntnis hat. Doch bin ich auf diesem Gebiete selbst nicht genügend unterrichtet. Aber lassen Sie uns eine wichtigere Frage als diese erörtern. Ich bin auf den Einwand gefaßt, daß alles das, was ich gesagt habe, doch nicht das missionarische Sprachproblem in seinem eigentlichsten Wesen trifft, so handgreiflich alle diese Dinge mit ihm zusammenhängen. Denn was wollen wir mit der Mission? Wir wollen nicht nur einzelne Leute aus allen Heiden für den Herrn gewinnen, wir wollen auch nicht nur unter den Heiden schwächliche Nachbilder europäischer Christengemeinden darstellen, sondern unser Ziel ist das: daß die Botschaft des Evangeliums von glaubenden, liebenden, hoffenden Herzen in aller Welt Enden aufgenommen wird, und daß alle diese Menschen, die den Namen des Herrn anrufen, in ihrem Gemüt einen Tempel Gottes aufbauen — nicht nach dem Muster europäischer Verhältnisse, sondern angemessen ihren Lebensbedingungen, ihren Gaben, ihren Aufgaben. Wir erstreben ein Werden *christlicher Gemeinden* um solche Persönlichkeiten herum, so daß wir in dem allen wohl das Wehen des Geistes Jesu Christi erkennen und doch wissen: Diese Menschen sind in hundert Dingen von uns verschieden und werden verschieden von uns bleiben. So allein sind wir bewahrt vor verkehrter Gleichmacherei, und doch in der Liebe Christi verbunden mit allen, die den Herrn lieb haben.

Soll das nun gelingen, soll wirklich der Asiate und der Afrikaner sich innerlich erbauen auf Christo, dann muß das Wort der Heilsverkündigung losgelöst sein von den europäischen Formen, wie sie uns selbstverständlich und geläufig geworden sind, und wir müssen darauf achten, wie nun die biblischen Berichte einen Widerklang finden in den Herzen der Heiden und der jungen Christen. — Kürzlich erfuhr ich erst, daß im Ewelande eine große Zahl *christlicher Lieder* vorhanden sind, ich meine nicht die, die nach europäischen Melodien von Missionaren gefertigt wurden, und die im offiziellen Gebrauch in Kirche und Schule da sind, sondern ich meine kurze Strophen, die nach afrikanischen Melodien von den Leuten bei der Arbeit, auf weiten Wegen, im Familienkreis gesungen werden. Man sagt mir: Der Inhalt dieser Lieder ist dürftig. Mag er so dürftig sein, wie er will. Diese Lieder sind zuverlässige Zeugen für das, was das

Volk aus dem christlichen Gedankenkreis verstanden hat, und was also an innerem geistigem Besitz wirklich assimiliert ist. Mit den Dingen kann man rechnen, die stecken nicht im Kopf, sondern im Herzen der Leute. Sie zeigen uns, was man voraussetzen kann in einer christlichen Gemeinde, was man zunächst als erreichbar anstreben kann, und vor allem zeigen sie uns, wie man christliche Gedanken in afrikanischer Sprache sagt. In dem Gedankenkreis dieser Lieder ist das missionarische Sprachproblem gelöst. Ich gebe einige Proben aus diesen Liedern.

1. In deinem Tod, in deinem Leben,
Glaube sei in deinem Herzen!
Glaube sei in deinem Herzen!
Niemand weiß deinen Todestag,
Glaube sei in deinem Herzen!
Christen, Brüder!
Glaube sei in euren Herzen!

2a. Wäre Christus nicht gekommen,
Wo würden wir sein, im Himmel oder auf Erden?
Wir Schuldner, wer würde uns retten?
Wäre Christus nicht gekommen,
Wo würden wir sein, im Himmel oder auf Erden?

b. Der Heiland ist nichts totes,
Christus der Lebensretter!
Er hat den Tod besiegt, das Leben uns geschenkt!
Wäre Christus nicht gekommen,
Wo würden wir sein, im Himmel oder auf Erden?

3. Dankt den Bremer Missionaren,
Danket dem Herrn Jesu!
Wären die Bremer Missionare nicht,
Nie hätten wir das Heil erlangt,
Nie, nie.
Wäre der Herr Jesus nicht,
So hätten wir kein Leben,
Kein Leben, kein Leben.

Gewiß die Lieder sind einfach. Aber wie einst das: „Gelobet seist Du Jesus Christ, daß Du Mensch geboren bist", aus der Tiefe der deutschen Volksseele hervorbrach unter der herzbewegenden Botschaft von dem Heil der Welt, so sind auch sie entstanden. Und wie jenes deutsche Lied unsre Herzen packt und erhebt, so oft wir es hören, so wirken jene Lieder auf Afrikaner — und das ist es, worauf es hier zunächst ankommt.

Hat der Deutsche im Lauf der Jahrhunderte gelernt, sein christliches Innenleben immer reicher und tiefer zu gestalten, wovon unsere herrlichen geistlichen Lieder Zeugnis geben, so dürfen wir hoffen, daß Gottes Geist auch die Herzen derer, die heute in den Anfängen christlicher Erkenntnis stehen, immer weiter führen und immer reicher begnaden wird. Dann wird das Sprachproblem auf diesem geistlebendigen Wege seiner Lösung immer näher geführt werden.

Noch ein Gedanke ist es, den ich Ihrer Erwägung besonders empfehlen möchte. Die große Frage in Afrika ist nicht, ob es christlich oder heidnisch sein wird, sondern ob es christlich oder mohammedanisch sein wird. Ganz zweifellos hat der Islam in der Überzeugungstreue seiner Bekenner, in ihrem regen Missionssinn, in seinen sozialen Einrichtungen, in seiner Erziehung zur Nüchternheit wertvolle nnd starke Stützen. Abgesehen von allem andern — darin sind wir ihm überlegen: der Islam ist nicht sprachbildend, sondern sprachzerstörend. Indem wir den Afrikanern ihre Muttersprache erhalten und pflegen, haben wir ein Hilfsmittel und einen Träger christlicher Gedanken, dem der Islam nichts ähnliches zur Seite stellen kann.

Auch das ist also ein Grund, die Beschäftigung mit sprachlichen Problemen, ja mit dem missionarischen Sprachproblem mit Ernst aufzunehmen. Gerade diese theoretischen Arbeiten erwartet die Welt von den Deutschen. Zeigen wir, daß wir Fleiß, Treue und Einsicht genug besitzen, um unsere Aufgabe zu lösen mit Gottes Hilfe.

❧ ❧ ❧

Die deutsche Blindenmission in China.

Von Luise Cooper.

Hervorgegangen ist diese Mission aus der Berliner Findlingsmission, die, durch den Missionar Karl Gützlaff angeregt, seit 1850 auf Hongkong arbeitet. Ihre Aufgabe ist, die von ihren heidnischen Angehörigen ausgesetzten kleinen Chinesenmädchen zu sammeln, in ihrem Findelhause Bethesda auf Hongkong bei guter Pflege christlich zu erziehen und so auszubilden, daß sie erwachsen als Ehefrauen an der Seite christlicher Männer aller Berufsarten unter ihr Volk zurückgehen und durch Wort und Wandel unter den Frauen und Kindern

ihres Volkes wirken können.[1]) Aus dieser Arbeit ist die deutsche Blindenmission hervorgewachsen. Stellen wir ihre Geschichte unter 4 Gesichtspunkte. 1. Die Not der blinden Chinesenmädchen, die um Hilfe ruft. 2. Was dem Hildesheimer-Verein Veranlassung wurde, Hilfe zu leisten. 3. Die Ziele, die er anstrebt. 4. Die Ergebnisse seiner Arbeit bis zur Gegenwart.

Jeder Missionar in China hat Gelegenheit, sich über die große Zahl blinder Männer und Knaben zu wundern, die ihm einzeln oder auch truppweise in den Straßen der großen Städte bettelnd begegnen. Der vorderste — noch nicht völlig erblindet — macht den Führer; und da auch in China Blindheit das Mitleid anspricht, so fehlt es diesen Bettlern nie an Almosen. Anders die blinden Mädchen. Über ihr Elend breitet sich der Schleier der Nacht. Augenzeugen, wie die der Frauenabteilung im Kerrschen Missionshospital in Canton vorstehende Missionsärztin, Miß Dr. Mary Niles, berichten trauriges. Auf ihren nächtlichen Berufswegen — wenn sie zu sterbenden Frauen gerufen wurde — begegneten ihr oft ein Dutzend blinder Mädchen, geputzt, von einer sehenden Frau mit einer Laute in der Hand geführt, um in den obskursten Straßen der Stadt zu verschwinden. — Der Missionsarzt Dr. Graves in Canton schreibt: „Jedes dieser unglücklichen Geschöpfe steht im Dienst einer alten Furie; ihr Los ist das denkbar traurigste und schlimmer als das einer Sklavin." Er erzählt, wie er gesehen, daß ein Weib unbarmherzig mit einem Holzscheit auf ein blindes Mädchen, das sie zu Boden gerissen, losgeschlagen, eine andere auf ihr Hilfegeschrei, als ihre Peinigerin sie ins Wasser geworfen hatte, von ihm gerettet worden sei, eine dritte habe öfter den Versuch gewagt, zu einer Missionsschule zu kommen, sei dafür aber von ihrer Herrin mit Brandwunden überdeckt.

Vergegenwärtigen wir uns das Leben dieser Unglücklichen vor ihrer Erblindung im Elternhause! In wie vielen Fällen von ihrem neunten Lebensjahre an in den Frauengemächern zurückgehalten, blieben sie unberührt von allem, was ihr Zartgefühl, ihre Weiblichkeit hätte verletzen können. Jede Chinesenmutter ist bemüht, ihre Tochter nach allen Regeln chinesischen Anstandes, der Keuschheit und Sitte mit der Aussicht auf eine gute Heirat groß zu ziehen. Die

---

1) Vergl. A. M. Z. 1886, 529: Das Findelhaus. Bethesda auf Hongkong. 1896, 572: Der Berliner Frauen-Verein für China.

Erblindung der Tochter bereitete allen Zukunftsplänen ein jähes Ende. Die gramdurchfurchten Züge mancher Mutter liefern Beweis von dem Kampfe, der in ihrem Innern tobte, ehe sie sich entschloß, ihr Kind zu verstoßen. Ihr einziger Trost sind die zwingenden Verhältnisse, an denen sie meint, nichts ändern zu können und die in China das Ausscheiden eines solchen Gliedes aus der Familie fordern. Der Giftbecher oder der Verkauf an eine der vielen Sklavenhändlerinnen entscheiden über das Schicksal der Erblindeten. Da verstehen wir den Notschrei, den der Chinese Wong muk szé, der frühere Lehrer und Hilfsprediger am Berliner Findelhause, 1890 für seine blinden Landsmänninnen nach Deutschland schickte: „Ich glaube, von allen Blinden in der Welt gibt es keine, die elender sind, als die blinden Mädchen in China. Zu der Zeit, wo sie die unzüchtigen Lieder lernen müssen, werden sie so grausam behandelt, daß man es nicht wagt, nachts in ihrem Schlafzimmer ein Messer oder einen Strick zu lassen; ja sogar das Band, mit welchem sie ihr Beinkleid befestigen, wird weggenommen, aus Furcht, daß sie sich in der Nacht umbringen möchten. Ach, wo ist ein Elend wie dieses!"

Als die Verfasserin im Jahre 1884 als Missionsschwester in die Berliner Findlingsmission auf Hongkong eintrat, hatte das Findelhaus einen Bestand von 80 Zöglingen, darunter 1 Taubstumme, 4 Blinde. 24 Töchter des Hauses waren schon unter ihr Volk zurückgegangen. Anfänglich hatte diese Mission sich nicht nur der eigentlichen Findelkinder angenommen, sondern auch solcher Mädchen, die wegen Leibesgebrechen von ihrer Familie verstoßen, heimatlos waren. Im Laufe der Jahre hatte sich jedoch die Unmöglichkeit einer gemeinsamen Erziehung der Blinden mit den Vollsinnigen herausgestellt. Dadurch, daß letztere durch ihre Heirat eine gewisse Selbständigkeit erlangten, fühlten erstere sich zurückgesetzt und gekränkt, weil, in der Anstalt zurückgehalten, sie sich wie jedes andere Kind der Hausordnung unterstellen und unter dem jungen Nachwuchs weiter leben mußten. Durch allerlei Unbotmäßigkeit und Auflehnung gegen ihre Erzieher verleiteten die älteren Blinden auch die jüngere Generation zu Ungehorsam und Heimlichkeiten. Dieser Übelstand hatte zur Folge, daß der Missionsvorstand in Berlin schon seit 1869 statutenmäßig bestimmte, kein blindes Mädchen sollte wieder in Bethesda aufgenommen werden. Damit verschloß sich diesen zwiefach Hilflosen die letzte Tür, wo sie Schutz und Hilfe hätten finden können. Eine alte

Findelhausschwester, die über 30 Jahre draußen in der Arbeit gestanden, versichert, daß man von dem wirklichen Elend der blinden Mädchen nichts gewußt, bis Wong muk szé auf Bitten der Verfasserin den „Notschrei" geschrieben und damit den Schleier gelüftet. Diese hatte schon wegen ernster Erkrankung 1886 China verlassen müssen, da nach ärztlicher Aussage für sie dort eine Genesung nicht zu erwarten stand. Wie manches Vöglein hat nach seines Schöpfers Rat und Willen ein Samenkorn in fremde Gegend tragen müssen, wo es fruchtbare Erde fand! Diesen Dienst mußten diesmal die schwachen Kräfte der heimkehrenden Missionsschwester in Hildesheim ausrichten. Wer hätte geahnt, daß noch mal ein blühendes Weizenfeld daraus hervorsprießen werde!

Bestrebt, für die ihr liebgewordene Findlingsmission im engen Vaterland zu werben, trieb der Stachel im Gewissen sie doch immer mehr dahin, besonders der Not der blinden Schwestern in China zu gedenken. So entstand 1889 das Buch: „Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlecht in China," dessen Erlös blinden Chinesenmädchen zugute kam. Im Herbst 1890 schloß sich ein Frauenkreis in Hildesheim zusammen, um Handarbeiten zum Verkauf zu gleichem Zweck anzufertigen. Der Schatz mehrte sich auf der Hildesheimer Sparkasse zusehends. Der damalige Vorsteher des Berliner Findelhauses, Pastor Hartmann, ebenso wie sein Nachfolger Missionar Gottschalck, taten ihr möglichstes eine Blindenmission zustande zu bringen. Leider lehnte der Berliner Vorstand unsere Bitten, mit der Findlingsmission eine Blindenmission zu übernehmen, als für ihn unausführbar ab. Das durfte dem kleinen Frauenverein nicht Grund genug sein, dies Werk in seinen schwachen Anfängen liegen zu lassen. Er befahl seine Sache Gott. — Inzwischen war Miß Dr. Niles in Canton in nähere Berührung mit den blinden Sklavenmädchen gekommen, als man sie krank ins Hospital brachte. Die herzbrechendsten Szenen spielten sich ab, wenn die Wiedergenesenen den grausamen Herrinnen wieder zurückgegeben werden mußten. Das veranlaßte Miß Dr. Niles zur provisorischen Errichtung einer Blindenschule, wohin Mütter ihre blinden Töchter bringen konnten, um sie nicht ins Elend verkaufen zu müssen. Die Begründerin tat es im Aufblick zu Gott mit der Bitte, einen Verein zu erwecken, der sich der blinden Mädchen im besonderen annehmen möchte; denn ihre Zeit und Kraft gehörte den Patientinnen. Das war im Oktober 1891,

als der Hildesheimer Verein einen ersten blinden Pflegling sein nannte. Für ein geringes Kostgeld wurde die blinde Yanlin, 15 Jahr alt, durch Missionar Gottschalck der Nilesschen Blindenschule überwiesen, vier weitere folgten ihr.

Durch die Not der Blinden und die Bitten der Missionsgeschwister in China vorwärts gedrängt, auch durch das Wachsen unseres Geldfonds, durch Missionsfreunde in der Heimat ermutigt, beschloß unser Verein in Gottes Namen selbständig vorzugehen. Dem Vorwurf zu begegnen, warum er sich damals keiner großen in China arbeitenden Missionsgesellschaft angeschlossen, bietet sich hier kein Raum. Jedenfalls sind wir den Weg gegangen, den Gott uns nicht nur gezeigt, sondern auch geebnet hatte. Im Mai 1892 war dem Verein ein Vorstand von drei Herren und drei Damen unter Vorsitz des Pastor Bartels in Hildesheim zur Seite getreten.[1]) Die Ziele, die wir von Anfang an erstrebt, sind: blinden Chinesenmädchen, denen Gefahr droht, in die Sklaverei verkauft zu werden, eine Zufluchtsstätte zu bieten, wo sie von deutschen Missionsschwestern christlich erzogen und für einen Erwerb herangebildet werden können.

Beweisen wir die Ergebnisse unserer jetzt vierzehnjährigen Arbeit demnächst durch Zahlen, so haben wir 74 blinden Chinesenmädchen ein schützendes Dach gegen Mord und Sklaverei bieten können. Davon starben im Laufe der Jahre 17 teils an Tuberkulose, Bery-Bery, Cholera, eins an der Pest. Nach den letzten Nachrichten unserer Schwestern hat unser Blindenasyl 50 Pfleglinge im Hause, sieben außerhalb desselben. Wieviel Gnade und Segen unseres Gottes schließen diese Tatsachen in sich!

Im Jahr 1896 hatten wir unsere erste Missionsschwester, Martha Postler aus Schwanebeck bei Halberstadt, aussenden können. Im Findelhause fand sie als Pensionärin die herzlichste Aufnahme, lernte sich dort in die chinesische Sprache, den Umgang mit Chinesenkindern und chinesische Verhältnisse ein. Schon ein Jahr später finden wir sie — von den Verhältnissen schnell vorwärts gedrängt — in einem von uns gemieteten Bungalow auf Hongkong, von ihren ersten fünf Pfleglingen, die sie sich aus der Nilesschen Schule geholt, umgeben. Dank des außerordentlichen Organisationstalents und der erzieherischen

1) 1902 wurde er auf zehn Personen erweitert und neue Statuten verfaßt; seitdem hat der Verein die Rechte einer juristischen Person und ist als „Milde Stiftung" anerkannt.

Gaben, mit denen Gott sie ausgerüstet, gelang es unserer Schwester, ihr Hauswesen praktisch und einfach einzurichten, und mit recht mütterlicher Liebe aber auch mit eingreifendem Ernst waltete sie unter ihren Kindern und Dienstboten. Die blinde Lin schau aus dem Findelhause, die auch deutsch versteht, war von ihr als Dolmetscherin, Sprachlehrerin und Lehrerin der Kinder engagiert; später, als der Kinder immer mehr wurden, nahm sie noch Hanna — eine sehende Tochter des Findelhauses — als Gehilfin hinzu. Im Herbst 1898 hatte unsere Blindenfamilie einen Zuwachs von vier Blinden, im Jahr darauf zählte sie schon 18. Durch die vielen Neuaufnahmen hatte sich die Bery-Bery eingeschlichen und das Haus bald so durchseucht, daß die Ärzte — die dem Feinde lange nicht auf die Spur kommen konnten, das Verlassen des ohnehin zu eng gewordenen Hauses forderten. In Hongkong war keine Wohnung aufzutreiben, so mußte Schwester Martha mit ihrer Schar im November 1899 nach Macao auswandern. Dort haben sie 2½ Jahr meistens in unzureichenden, gesundheitsschädlichen Mietswohnungen gewohnt, die Krankheiten und Sterbefälle unter den oft sehr elenden Kindern nach sich zogen. Die Sorge um die Erhaltung unserer glaubensmutigen, tapferen Schwester und ihrer Pfleglinge ließ den Hildesheimer Vorstand der englischen Regierung die Bitte um ein geeignetes Grundstück für den Bau eines eigenen Blindenasyls vortragen. Diese fand sich willig, unserer Mission einen reizend am Meere gelegenen Hügel in Kowloon—Hongkong gegenüber — zu schenken, wo seit 1902 sich unser stattliches Blindenheim „Tsankwong" („Kommet zum Licht") erhebt. Am 1. Mai d. J. bezog Schwester Martha mit ihrer im Herbst vorher eingetroffenen Hilfsschwester, Johanna Reinecke aus Hannover, zwei chinesischen Lehrerinnen, einem Koch, einer Magd, einem Kuli und 15 blinden Pfleglingen — ebenvorher hatte die Cholera unter ihnen noch mehrere Opfer gefordert — das neue Haus, über dem sich im Moment des Einzugs ein Regenbogen, das Gnadenzeichen unseres treuen Gottes, wölbte.

Seitdem sind kaum vier Jahr verflossen und es wird schon an einem Erweiterungsbau gebaut. — Am 26. Juli 1904 hat der Herr unsere liebe Schwester Martha Postler auf einer Erholungsreise nach Deutschland an Dysentrie abgerufen. Seitdem liegt die Leitung unseres Blindenasyls in den Händen der Schwester Johanne Reinecke, der seit Herbst 1905 eine frühere Hallenser Diakonisse, Schwester

Agathe von Seelhorst, helfend zur Seite steht. Welche Beurteilung unser bescheidenes Liebeswerk in den Augen der Chinesen findet, zeigen nicht nur die staunenden Blicke und Worte der vielen chinesischen Besucher über die Leistungen unserer Blinden in der Schule und im Handarbeitsunterricht, sondern auch ihre Spenden an unser Haus. Umstanden doch am letzten Weihnachtsfest 200 Chinesen, Christen und Heiden, Männer, Frauen und Kinder den brennenden Christbaum, den kleinen Blinden die Weissagungen des Alten Testaments und die heilige Geschichte von der Geburt Jesu gleichsam von den Lippen nehmend. Eine Anzahl Frauen beschenkte die Kinder mit 180 selbstgenähten Kleidungsstücken und brachte außerdem ein Geschenk von 25 Dollar bar. — Möchte es mit Gottes Hilfe unsern Schwestern immer besser gelingen, durch ihre stille selbstlose Arbeit den Chinesen den Weg zur Pflicht gegen ihre blinden Töchter zu zeigen, und möchten diese vielen, die noch sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, ein Geruch des Lebens zum Leben werden.

❧ ❧ ❧

Die ostafrikanische Mission

der „Evangelischen Vaterlands-Stiftung" in Stockholm.

Von P. Berlin.

Auf eine fünfzigjährige Tätigkeit kann die „Evangelische Vaterlands-Stiftung" in Stockholm in diesem Sommer zurückblicken. Auf dem Grunde des evang.-luth. Bekenntnisses 1856 gegründet, in einer Zeit, da in Schweden die freieren Regungen evang. Glaubenslebens und Gemeinschaftsdranges mit den strengen Bestimmungen des „Konventikelplakates" von 1726 noch in hartem Kampfe lagen, hat sie zur Belebung und Vertiefung des religiösen Lebens in Schweden viel beigetragen. Ihre Arbeit ist vielseitig: sie ist eine Gesellschaft für Evangelisation durch mündliche Verkündigung auch durch Laien, und zugleich eine Bibel- und Traktatgesellschaft, die durch Kolporteure im ganzen Lande wirkt; sie hat eine bedeutende Seemannsmission in ausländischen Häfen und betreibt seit einigen Jahren auch die Pflege der christlichen Jugend. Im Jahre 1861 hat sie die Heidenmission in ihren Arbeitsplan aufgenommen und arbeitet in Abessinien und in den Zentralprovinzen von Ost-

indien unter Hindu und Gonds. Am bekanntesten ist ihre afrikanische Mission geworden, opferreich wie nur eine, aber mit zäher Geduld festgehalten, trotz aller Rückschläge und scheinbarer Erfolglosigkeit. Lange Zeit hat sie auf der Felseninsel Massaua und im Glutofen Monkullu ihre Kräfte verzehrt; Lundahls Schule zur Ausbildung von Evangelisten war ziemlich das einzige, was sie dort ihr eigen nennen konnte. Erst die Festsetzung Italiens an der Küste des Roten Meeres und im nördlichen Abessinien 1885 brachte nach und nach bessere Verhältnisse. Seit 1889 ist in dieser Zeitschrift der Mission der Vaterlands-Stiftung nicht gedacht worden; die Jubelfeier bietet daher einen willkommenen Anlaß, eine Übersicht über den zeitigen Stand ihrer ostafrikanischen Mission zu geben, wobei wir der durch die Verschiedenheit der Sprachen gegebenen Gliederung folgen.[1])

1. Die Mission unter den Tigre redenden Stämmen.

Hier handelt es sich um die alten Stationen an der Küste, **Monkullu** und **Massaua**, und um das im Hochland gelegene **Geleb**, 1889 besetzt, nachdem Hedenström dort schon 1874—79 gearbeitet hatte. In Massaua wirkt ein eingeborener Evangelist, in Monkullu ist seit 1901 wieder ein Missionar, Renlund, stationiert, mit 2 Evangelisten. Geleb ist stärker besetzt (2 verh. Missionare, 3 Missionarinnen, 8 Evangelisten). Hier sind Erziehungshäuser für Knaben (54) und Mädchen (19) eingerichtet, um ihnen mit dem christlichen Unterricht auch eine christliche Erziehung zu geben und die Befähigten für den Missionsdienst auszubilden; Einrichtung und Lebenshaltung in diesen Häusern soll sie in ihrer nationalen Lebensweise erhalten. Diese Arbeit an der Jugend hat sich hoffnungerweckend gestaltet, sodaß für die Mädchen 1903 ein neues Haus gebaut werden mußte. Auch die Verkündigung des Evangeliums unter den umwohnenden Stämmen wird fleißig betrieben. Während der ältere Missionar, Rodén (ausgesandt 1884) mehr die Stations- und die literarische Arbeit[2]) hat, ist Missionar Sundström (ausgesandt 1897) außer

---

1) Eine kurze Geschichte der schwedischen Mission in **Abessinien** bis 1900 gibt **Paul** in der zweiten Auflage der Dietelschen Missionsstunden H. 5 S. 129 ff. Über ihre **indische** Mission s. Ev. Miss. Mag. 1905.

2) Durch die literarische Arbeit der Schweden ist die Tigresprache in die Reihe der Literatursprachen getreten. Professor Littmann, der zwei Monate in Geleb weilte, hat sich mit großer Anerkennung darüber ausgesprochen.

der Krankenpflege besonders mit der Evangelisation betraut und hat diese teils durch regelmäßige Besuche bei den nomadisierenden Stämmen der Nachbarschaft, teils durch kleinere und größere Reisen in den Landschaften Mensa, Marea und Bilen, ausgeübt, dabei unterstützt von den eingeborenen Evangelisten, die zum Teil auch selbständig solche Reisen unternommen haben. Auch die Arbeit unter den Frauen hat seit der Aussendung besonderer Missionarinnen ihre Pflege gefunden. Leider entsprechen die Erfolge in der Tigremission nicht immer dem Maße der Arbeit. Denn es ist hier ein harter Boden, nicht bloß des Nomadisierens wegen, das dauernde Einwirkungen erschwert, sondern namentlich des Islam wegen, der wie ein „verheerender Wüstenwind" daher weht. Früher sind diese Gebiete christlich gewesen. Das Christentum war freilich ohne besondere Kraft, mehr Gewohnheit als Erkenntnis und Überzeugung, mehr äußeres Wesen als Leben. Seit einer Reihe von Jahren hat der Islam dort viel Boden erobert. Wiederholt sind die Missionare in Gegenden gekommen, wo das Christentum noch nicht lange vom Islam verdrängt war, und doch wurde es schon offenbar, welche Kraft der Islam hat, die Herzen gegen das Christentum zu verschließen. Missionar Renlund klagt, daß die Scheiks sogar den Besuch der Poliklinik in Monkullu verbieten, auch über Ausbrüche mohammedanischer Leidenschaft gegen solche, die zum Christentum neigen, wird berichtet. Die Missionare sind daher zu der Erkenntnis gekommen, daß, um dem weiteren Vordringen des Islam zu wehren, hier eine kraftvolle Arbeit notwendig ist. Eine neue Station in Kheren, dem Hauptorte von Mensa, ist in Vorbereitung, südlich, in Ginda, am Fuße des Hochlandes, ist ein Evangelist stationiert worden, andere Pläne, etwa eine ärztliche Mission in Agordat, liegen noch in weiterem Felde. Eifrige Reisepredigt auch durch eingeborne Evangelisten und Erweisungen christlicher Liebe in den mancherlei Nöten des Lebens (wie bisher schon bei Hungersnöten) müssen den Boden weiter vorbereiten. Da Eritrea zu einer apostolischen Präfektur gemacht ist, finden sich hier auch katholische Einrichtungen. Kheren hat eine katholische Kirche, in Monkullu ist eine katholische Station, doch scheint mehr Gewicht auf die kirchliche Organisation als auf eigentliche Missionsarbeit gelegt zu werden. Die Entwickelung der Stationen zeigt folgende Übersicht:

	Monkullo.			Geleb.		
	Ende 1895	1900	1905	1895	1900	1905
Gemeindeglieder	20	13	20	28	54	117
Kommunikanten . . .	12	4	5	12	22	44
Schulen	1	1	1	2	2	2
Schüler	—	19	5	20	56	92

2. Die Arbeit in Abessinien.

„Durch Verbreitung der heiligen Schriften und mündliche evangelische Verkündigung, nicht am wenigsten durch eingeborne Zeugen, klingt das Zeugnis der Wahrheit in immer weitere Kreise hinaus und dringt sogar bis in das Herz des alten Abessiniens. Die Wirkungen des Wortes des Evangeliums dringen bis zu den abessinischen Klöstern, in welchen der Widerstand gegen das Evangelium seine Hauptfeste hat" — so charakterisiert der Jahresbericht von 1903 die Lage. Das erweckt die Hoffnung, hier ein inhaltreicheres und belebteres Bild zu sehen, als die Arbeit im Lande Mensa bietet, und die Einzelbetrachtung erfüllt diese Hoffnung. Festhalten müssen wir von vornherein, daß es sich hier um die Arbeit in einem alten christlichen Lande handelt, dessen Christentum zwar ziemlich äußerlich ist, aber durch den Gegensatz gegen den Islam doch ein gewisses Leben besitzt und dieses durch Ausbreitung unter den Gallastämmen an den Tag legt. Daher hat diese Arbeit mehr ein „reformatorisches Ziel".

Hier finden sich die Stationen Bellesa (seit 1890, schon 1872/5 besetzt gewesen), Asmara (seit 1890), Zazega (seit 1891). Die italienische Verwaltung hat die Plätze teils umsonst, teils für eine geringe Entschädigung überlassen. Die Stationen liegen über 2000 m hoch, sodaß die gesundheitlichen Verhältnisse günstig sind und die große Sterblichkeit, welche bei den 1865—85 ausgesandten 40% betrug, ein Ende nahm. Mädchenschule und Mädchenheim befinden sich in Bellesa, Knabenheim und Druckerei in Asmara, dem Hauptorte von Eritrea. Die Entwickelung der Stationen ergibt sich aus folgender Übersicht:

	Bellesa.			Asmara.			Zazega.		
	1895	1900	1905	1895	1900	1905	1895	1900	1905
Gemeindegl.	63	146	286	50	95	205	67	134	264
Kommunik. .	37	71	127	28	51	105	37	58	114
Schulen . .	2	6	12	—	3	6	2	2	9
Schüler . .	27	112	214	—	62	117	41	56	215

Auf diesen drei Stationen arbeiten vier ordin. und vier nicht ordin.

Missionare und sechs Missionarinnen, sowie 29 eingeborene Gehilfen. Diese Stationen, umgeben von einer Anzahl Außenstationen, bilden die Mittelpunkte für fleißig bearbeitete Evangelisationsbezirke[1]) — Evangelisation ist ja hier so sehr die Hauptarbeit, daß die Missionsleitung einmal meinte, auf die Bildung von Gemeinden verzichten zu können, bis es klar wurde, daß die Gemeindebildung doch nicht zu umgehen war; das Zeichen der Aufnahme in die Gemeinde ist für die getauften Abessinier die Konfirmation. Die Missionare und namentlich die eingeborenen Gehilfen, unter denen sich mehrere frühere abessinische Priester befinden, sind daher viel auf Reisen und besuchen die zahlreichen Dörfer in Hamasen, in denen die evangelische Richtung unter Männern und Frauen zahlreiche offene und geheime Anhänger findet und z. T. von den Eingeborenen selbst gebaute Kirchlein besitzt. Der Evangelisation dienen auch die halbjährlich abwechselnd auf den einzelnen Stationen gehaltenen Versammlungen, bei denen die Christen der anderen Stationen und der Umgegend sich einfinden und von denen mancherlei Anregungen ausgehen. Auch die Schulen helfen zur christlichen Belebung des abessinischen Volkes. Als Schulsprache ist seit 1894 statt des Amharischen das Tigrinja in Gebrauch — freilich mußte dazu erst die ganze Schulliteratur geschaffen werden. Von den Schülern kommen jetzt etwa $^2/_5$ auf das weibliche Geschlecht. Unter der Jugend ist viel Lerneifer vorhanden, sodaß die Schulen nicht Raum für alle haben. Manche freilich kommen mehr aus weltlichem Interesse, um in der Kolonie ein besseres Auskommen zu haben. Wie in der Tigremission, zeigt sich auch hier ein Drängen der älteren Mädchen in das Heim, von denen manche den Eintritt durch allerlei Drangsale von ihren Familien haben erkaufen müssen. Ein Ziel der Ausbildung ist besonders die Gewinnung von Evangelisten, wofür in Asmara eine besondere Klasse eingerichtet ist, die 1904 zehn Jünglinge entlassen hat. Auch eine lebhafte literarische Mission wird betrieben; die Verbreitung von evangelischen Schriften, die durch Kaufleute nnd Karawanen oft weit ins Land hineingetragen werden, hat hier eine große Bedeutung: nicht selten sind Leute aus dem Inneren durch evangelische Schriften nach den Missionsstationen hingezogen worden, um dort Antwort auf die ihnen entstandenen Fragen zu finden. Die Missionsdruckerei in Asmara hat daher viel Arbeit; daneben dient sie den allgemeinen Interessen durch den Druck eines 1904 vollendeten Wörterbuches (italienisch-tigrinja) und eines tigrinja-italienisch-arabischen Wörterbuches. Neben der geistlichen Arbeit steht auch eine ihr dienende leibliche Fürsorge, die ärztliche Tätigkeit, die hauptsächlich von Dr. Winquist (1883 ausges. und in Bellesa stationiert) ausgeübt wird, unter Mitwirkung von mehreren als Krankenpflegerinnen, auch als Hebammen ausgebildeten Gehilfinnen. Ein Krankenhaus mit Männer- und Frauenabteilung (das im Jahr 1904 69 Patienten aus allerlei Gegenden beherbergte), für schwerere Fälle, poliklinische Behandlung einer jährlich wachsenden Zahl von Patienten (1904: 7000), ärztliche Besuche in den näheren oder ferneren Dörfern haben der evangelischen Mission die Bahn bereiten und in den von den

1) In Asmara hat die Evangelisation wegen der zahlreichen Klöster dieses Bezirkes noch nicht recht Wurzel geschlagen.

Missionaren noch weniger berührten Gebieten die Vorurteile gegen sie zerstreuen helfen. Unterstützung in Notzeiten, Wegebauten (wozu die italienische Regierung Geld anwies), Kirch- und andere Bauten haben auch das ihrige getan, um die allgemeinen Lebensverhältnisse zu bessern.

Was die allgemeinen Verhältnisse angeht, unter denen die Mission hier arbeitet, so hat sie sich der Förderungen zu erfreuen gehabt, welche die italienische Verwaltung für das Land mit sich gebracht hat: Friede im Lande — ein früher ja unbekannter Zustand! — größere Sicherheit des Lebens und des Eigentums, Erleichterung des Verkehrs durch eine Eisenbahn, die, von Monkullu bis Ginda in Betrieb, bis Asmara verlängert werden soll usw. Die italienische Regierung hat der schwedischen Mission immer Anerkennung und Teilnahme entgegen gebracht, durch persönliche Beziehungen, Schutz bei Rechtsstreitigkeiten, Unterstützung bei Arbeiten für das Gemeinwohl ihr manche Förderung erwiesen, und das ist um so erfreulicher, als die leitenden Persönlichkeiten katholisch, und auch in Hamasen katholische Stationen vorhanden sind. In Asmara ist eine prächtige katholische Kirche, auch ein Kloster mit italienischen Mönchen und ein katholisches Kinderheim. Auch der Islam gewinnt Eingang. In Asmara soll es mehr Mohammedaner als Christen geben; viele von ihnen stehen in Regierungsdiensten, und eine Moschee ist dort im Bau. Die Hauptschwierigkeit für die Arbeit in Hamasen liegt aber in der Stellung der abessinischen Kirche. Hauptsitz des Widerstandes sind die abessinischen Klöster, von denen das in der Nähe der schwedischen Stationen gelegene Kloster Debra Bisen („Der Vatikan von Hamasen") besonderes Ansehn besitzt. Mönche und Priester nehmen das Volk gegen „die Feinde Marias" ein, trotzdem hat die evangelische Bewegung Boden gefunden. Nicht bloß, daß die Gemeinden gewachsen sind, daß insonderheit durch die Jugend ein neuer Zug nach Erkenntnis geht: auch eine Anzahl Priester und Diakonen haben sich dem Evangelium zugewandt, zunächst innerlich, vielfach aber auch öffentlich. Wiederholt sind Priester und Diakonen, nicht selten nach heftigen Drangsalierungen, aus ihrer Kirche ausgestoßen und haben sich dann an die evangelischen Gemeinden angeschlossen. Einzelne Priester haben auch angefangen, durch bessere Pflege der Predigt ihren Gemeinden mehr zu bieten als die üblichen leeren Zeremonien, ja, in den Gemeinden ist hie und da das Verlangen nach besserer Bedienung mit Gottes Wort laut geworden, und auch unter den Höherstehenden regt sich etwas davon.

So hat ein „Fürst“ in Hamasen etliche Evangelisten vor seinen Leuten predigen lassen und offen erklärt: „Es ist lange her, daß ich zum erstenmale von diesen Männern das Evangelium habe verkündigen hören, ich bin auch überzeugt von seiner Wahrheit. Menschenfurcht und Schmähungen haben mich zurückgehalten, mich öffentlich dafür zu erklären, aber hierin habe ich sehr unrecht getan.“ Auch die Gelehrten reden eine neue Sprache. So erklärte 1895 ein Debtera bei der Einweihung einer „Bundeslade“ durch den Abt von Debra Bisen ganz öffentlich: „Daß diese Leute zwischen Schöpfer und Geschöpf unterscheiden können, ist nicht euer Verdienst. Nicht ihr habt uns das gelehrt, sondern die, die ihr Marias Feinde nennt. Bevor diese unter uns zu predigen anfingen, war die Unkenntnis groß, aber jetzt wissen sie alle, wer sie geschaffen hat.“ Aus neuester Zeit wird von einem Gelehrten berichtet, der Mohammedaner im Christentum unterrichtet hat, aber sie durch die abessinischen Priester nicht getauft bekommen kann.

Solche Wahrnehmungen deuten darauf hin, daß die unermüdliche Verkündigung des Evangeliums an den Grenzen und in den nördlichen Teilen Abessiniens doch nicht ohne Einfluß geblieben ist. Auch in dem mittleren Abessinien ist eine Bewegung zugunsten des Evangeliums vorhanden. Die Tätigkeit des in der schwedischen Mission ausgebildeten Evangelisten Tajelenj in Amhara, die s. Z. zu einer theologischen Disputation vor Ras Mengescha Anlaß gab, ist weiter gegangen.[1]) Zwar hat er Widerstand erfahren, aber er hat auch gefunden, daß die jüngeren Priester sich zu der evangelischen Bewegung freundlicher stellten, und hat nach wie vor der Gunst von Kaiser Menelik sich erfreut. Der Abuna, der ihm früher mit Mißtrauen begegnete, ist ihm mit der Zeit günstiger geworden. Tajelenj ist seit Juni 1905 auf Meneliks Veranlassung als Lektor am Orientalischen Seminar in Berlin angestellt. Dadurch hat seine Predigttätigkeit vorläufig ein Ende genommen, aber durch zwei andere Evangelisten wird die Bewegung weitergeführt; ihr Mittelpunkt ist Jfag am Tanasee; in zwei Schulen werden 34 Knaben unterrichtet. Die schwedische Missionsleitung wünscht natürlich dringend, daß Tajelenj möglichst bald wieder in seine Heimat zurückkehren und sein unterbrochenes Evangelisationswerk weiterführen kann. Menelik kann mit seinem Bestreben, sein Land durch fremde Einflüsse der Kultur zu erschließen, das ihn jetzt auch mit Deutschland in nähere Beziehung gebracht hat, vielleicht noch das Mittel werden, seinem Lande

1) Ausführlicher dargestellt im Miss. Mag. 1902, Heft 1 und 2: „Evang. Regungen in Abessinien“.

auch zu einer religiösen Neubelebung zu verhelfen, zumal der katholische Einfluß in Abessinien jetzt abgenommen hat.

3. Die Mission in Kunama.

Kunama war der Anfangspunkt der schwedischen Mission 1866 gewesen. Dort hatten Karlsson, ihr Begründer, Lager u. a. gearbeitet; Oganna, Frida, Tendere waren die ersten Stationen gewesen. Dort hatte sie ihre ersten Gräber gehabt, ihre ersten Märtyrer gewonnen. Da war es natürlich, daß die Augen einer späteren Missionarsgeneration nach der Festsetzung im Hochlande mit Verlangen sich auf Kunama richteten.

1893 kam Rodén auf einer Reise an die Grenze des Landes; aber die Verhältnisse waren noch nicht geklärt genug, als daß die italienische Behörde ihre Zustimmung zum Besuch des Landes hätte geben können. Bei dem Vorstande in Stockholm stand schon 1894 der Entschluß fest, sobald Kunama unter italienische Gewalt komme, die Arbeit dort wieder aufzunehmen, in der Hoffnung, daß die einstige Tränen- und Blutsaat nicht vergebens sein werde Sein Plan war, in der fieberfreien Zeit des Jahres dort einen Missionar zu stationieren, der in der Fieberzeit nach Geleb sich zurückziehen und hier womöglich Kunamajünglinge zu Evangelisten für ihr Volk ausbilden sollte. Ließ sich dann ein hochgelegener fieberfreier Platz auffinden, so sollte eine dauernde Station errichtet werden. Ein neuer Versuch Rodéns 1895 führte auch noch nicht zum Ziele. Aber als 1897 die Derwische sich von Agordat wieder zurückgezogen hatten und dann durch die englische Besetzung von Kassala und eine spätere Niederlage unschädlich gemacht waren, konnte Missionar Nilsson, der Bahnbrecher der neuen Kunamamission, mit Unterstützung des dortigen italienischen Befehlshabers, zunächst in Agordat festen Fuß fassen; sein erster Diener war der Neffe eines mit zwei schwedischen Missionaren ermordeten Kunamamannes. Ende 1897 machte er eine Untersuchungsreise durch das Land, die ihn an die Stätten der früheren Stationen führte und ihm zeigte, daß noch eine Erinnerung an die frühere Zeit vorhanden war und das Volk die Niederlassung von Missionaren in seinem Gebiete lebhaft wünschte. Er konnte auch wahrnehmen, daß der Islam im nördlichen Kunama erst wenig Eingang gefunden hatte, weiter im Inneren noch garnicht — und das war ebenso günstig für die Aussichten der Mission wie eine Mahnung, nicht länger zu zögern, um dem Islam zuvorzukommen. Weitere Untersuchungsreisen von Nilsson und dem ihm zur Unterstützung gesandten August Andersson führten zu der Erkenntnis, daß die Station in der Nähe von Kulluko (im südlichen Teile von Nordkunama, nicht weit von Gasch), wo einst Missionar Lager seine Station gehabt hatte, angelegt werden müßte, als an einen zentral belegenen Platze, von dem aus nach Norden und Süden Vorstöße gemacht werden konnten. „Hier haben deine Brüder früher gewohnt, hier kannst du soviel Land nehmen, wie du wünschest," sagte der Oberhäuptling zu Nilsson. Außerdem empfahl sich Kulluko dadurch, daß in der Gegend ein reines Kunama

gesprochen wird, während in dem sonst auch günstig gelegenen Tendere eine Mischsprache (Barea) vorherrscht, ein Übelstand, mit dem schon die ersten Missionare zu kämpfen gehabt hatten. 1898 wurde durch den Bau eines Steinhauses auf einem Hügel die Station Kulluko gegründet.

So war ein Anfang gemacht, das Land wieder einzunehmen, das durch acht Gräber ein Eigentum der schwedischen Missionsgemeinde geworden war. An Aufmunterung fehlte es nicht; wiederholt zeigte es sich, daß dankbare Erinnerungen an die früheren Missionare noch vorhanden waren, ja einmal erlebte es Missionar Andersson, daß er von einem aus entfernter Gegend kommenden Manne mit einigen schwedischen Worten angeredet wurde, die dieser vor 30 Jahren von Lager gelernt hatte. Anderssons ärztliche Tätigkeit brachte den Missionaren viel Vertrauen und großen Zulauf. Aber auch an Schwierigkeiten fehlte es nicht. Der Aberglaube des Volkes, der durch den Bau der Missionsstation das Ausbleiben des Regens verursacht wähnte, wurde durch den dann reichlich fallenden Regen als Torheit erwiesen. Schlimmer war das Klima; bald war dieser bald jener der Missionare krank, 1901 war die Station ein großes Krankenhaus, eine Missionarsfrau starb, Erholungsreisen ins nahe Hochland wurden nötig, einmal auch eine Heimkehr — gut, daß es nicht jedesmal eine Heimreise galt! Die Sprache, noch kaum bearbeitet, machte viel zu schaffen, Räubereien und Diebstähle kamen auch vor — trotzdem ist es vorwärts gegangen, namentlich seit 1902, als das ganze Kunamaland bis zum Takase (Bahr Setit) der italienischen Kolonie einverleibt wurde. Das Vertrauen zu den Missionaren wuchs; je mehr sie der Sprache mächtig wurden, desto mehr konnten sie in die Sinnesweise des Volkes eindringen und seine Sitten verstehen, ihnen Gottes Wort darbieten und versuchen, die Lust zum Lernen in ihnen anzuregen, auch allerlei sprachliche Arbeiten (Übersetzung der Evangelien, Wörtersammlungen, Lesebuch, Lieder) vornehmen und einen Anfang mit dem Unterricht junger Leute machen. Ja, sie waren auf Erweiterung der Arbeit bedacht, um möglichst die vier Provinzen des Landes unter den Schall des Evangeliums zu bringen und dem vordringenden Mohammedanismus zu wehren. So wurde 1903 die Station Ausa Konoma in der Provinz Marda (nördlich von Kulluko) gegründet. Für andere Stationen fehlt es nicht an Plänen, aber vorläufig noch an genauerer Kenntnis des ganzen Landes, auch an Kräften; aber der Trieb zum Vor-

bringen ist da und Aufforderungen, zu kommen und zu lehren, sind auch da. Ganz besonders wirksam zur Heranziehung des Volkes ist die ärztliche Tätigkeit von Aug. Andersson. Wege, die durch das Dorngestrüpp — früher der Schutz des Volkes gegen die abessinischen Reiter — gehauen sind, erleichtern den Verkehr und bezeugen den Frieden im Lande. Eine Schule hat sich noch nicht in Gang bringen lassen, teils weil die Kinder sich davor scheuen, teils weil die Väter Bezahlung dafür verlangen, und der Unterricht der Jünglinge leidet unter ihrer Unfähigkeit auszuhalten. So steht diese Mission noch in ihrem ersten Stadium, aber sie erweckt Hoffnung: nach dem letzten Berichte scheinen sich einzelne Leute einer Entscheidung zu nähern.

4. Die Gallamission.

Von Anfang an waren die Gallastämme das Ziel der Mission der Vaterlands-Stiftung. Aber Abessinien sperrte den Weg, und die Mission wurde andere Wege gewiesen. Doch hat die Stiftung den alten Gedanken festgehalten und wiederholt versucht, den Weg zu den Galla zu erschließen. 1877 gingen einige Galla und ein Abessinier, die in Lundahls Schule ausgebildet waren, mit einer Handelskarawane durch Abessinien ins Gallaland, sie kamen auch nach Djimma; aber sie waren dann eine Reihe von Jahren wie verschollen, und ein Weg war nicht gebahnt, bis 1892 bekannt wurde, daß sie eine kleine Gemeinde von 60 Seelen gesammelt hatten, die trotz ihrer Isolierung treu aushielt und unter dem Schutze des Fürsten auch Verfolgung mutig bestand. Vergeblich war der Versuch von Arrhenius und Pohlman, 1881, den Weg durch Ägypten zu nehmen, vergeblich blieb auch der Versuch von Pohlman und Bergman, durch Schoa nach Djimma zu gelangen. Aber der Gedanke an die Gallamission war damit nicht ertötet, dazu war schon zu viel Vorarbeit getan.

Der Erstling der schwedischen Mission war ein Gallajüngling gewesen, wie eine Verheißung, daß die Gallamission nicht umsonst sein sollte. Er nannte sich Onesimus und dieser Name ist von der Mission der Stiftung nicht zu trennen. Auf der Missionsschule in Stockholm weiter ausgebildet, leistete er der Mission große Dienste. Er unterrichtete die jungen Galla, die, wie er selbst einst, als Sklaven an das Rote Meer gekommen und dort befreit waren, und machte die leidens- und gefahrenreichen Expeditionen von 1881 und 1885 mit. Von letzterer zurückgekehrt, fand er 30 von den Italienern in Freiheit gesetzte und der schwedischen Mission zur Erziehung überwiesene junge Galla vor. So in steter Verbindung mit der Sprache seiner Heimat, wurde er für die Stiftung das Werkzeug, auch fern vom Gallalande Kinder

desselben christlich auszubilden und in ihnen Träger einer künftigen Gallamission zu gewinnen. In dieser Tätigkeit und im Hinblick auf die Zukunft schuf er eine von Jahr zu Jahr wachsende Gallaliteratur. „Das Menschenherz" (eine von der schwedischen Mission viel verbreitete erbauliche Schrift), Luthers Katechismus und eine Sammlung von 100 Liedern waren schon 1884 gedruckt. Weitere Sammlungen von Gallaliedern und -erzählungen folgten, dazu ein Galla-Wörterbuch, eine Fibel und ein Lesebuch, das zum Teil einheimische Sagen, zum Teil übersetzte Stücke enthielt, und Barths biblische Geschichte. 1891 hatte er das Neue Testament fertig übersetzt[1]), dessen einzelne Teile in der Missionsdruckerei gedruckt wurden, bis 1893 das ganze Neue Testament gedruckt vorlag. Dann ging der unermüdliche Mann ans Alte Testament, das 1897 fertig übersetzt und in St. Chrischona gedruckt wurde, wo Onesimus selbst mit Pastor Nilsson den Druck überwachte. 1899 wurde es, zugleich mit einer revidierten Ausgabe des Neuen Testaments fertig. So konnte also dem Gallavolke die ganze Bibel dargeboten werden — gewiß etwas seltenes bei einem Volke, unter dem die Mission eigentlich erst beginnen soll.

Im Jahre 1893 machte sich nach langer, sorgfältiger Vorbereitung eine neue große Expedition auf, um den Weg zu den Galla zu suchen. Ihr Leiter war Missionar Cederquist, ihre Mitglieder Missionar Hylander (seit 1890 schon mit dem Studium der Gallasprache beschäftigt), Missionar Nyström (unordin.) und ein junger Galla, Stephanus.[2]) Welches war nun der beste Weg zu den Galla? Der nördliche über Harrar war der abessinischen Verhältnisse wegen ungangbar, der südliche den Juba (ev. den Tana) aufwärts schien durch die Festsetzung der britisch-ostafrikanischen Kompagnie dort offen, hatte doch einer ihrer Beamten den durch v. d. Deckens Tod berüchtigten Juba in vollem Frieden passieren können. So ging denn die Expedition zuerst nach Lamu, um dort die erforderlichen Untersuchungen und Vorarbeiten anzustellen. Aber bald kam eine Enttäuschung: die britisch-ostafrikanische Kompagnie war bankerott, und man mußte sich mit der Hoffnung begnügen, daß die englische Regierung ihr Gebiet zwischen Juba und Tana übernehmen werde. Also langes Warten in dem heißen und ungesunden Lamu! Ein Besuch auf der Freimethodistenstation Golbanti gab Hylander wohl einen Eindruck von der Arbeit unter den Galla, aber für eigene Missionsarbeit war noch kein Raum; seine Gallagrammatik war der Ertrag

1) Die Krapfsche Übersetzung erwies sich für die nördlichen Gallastämme nicht verständlich.

1) Pastor Riggers aus Hannover trat 1894 wieder aus.

dieser Zeit. Ein anderer Weg mußte nun gesucht werden. Hylander schlug den Weg Mombasa-Baringosee zum Rudolf- und Stephaniesee vor, aber der Vorstand konnte sich für diesen weiten und wenig bekannten Weg um so weniger entschließen, als man es auch dort mit der bis zum Rudolfsee ausgedehnten abessinischen Herrschaft zu tun bekam, und wollte erst festgestellt sehen, ob nicht der nördliche Weg über Zeila-Harrar benutzbar sei. Er beauftragte daher Hylander, diesen Weg zu untersuchen. Hylander kam Anfang Februar 1895 nach Harrar. Dieser Ort liegt schon innerhalb des weiten von Gallastämmen bewohnten Gebietes und stellte bei der zu erwartenden Öffnung Abessiniens bessere Verkehrsverhältnisse in Aussicht.

Hylanders Aufenthalt in Harrar (Februar 1895 bis Oktober 1896) war in mancher Beziehung bedeutsam. Es gelang ihm mit Hilfe des dortigen Agenten der englischen Bibelgesellschaft, Gobao Desta, bei Ras Makonnen und auch sonst in einflußreicheren Kreisen Vertrauen zu gewinnen und so den Boden für künftige Weiterarbeit zu ebnen, wenn ihm auch jede Lehrtätigkeit verboten war. Er trat in Verbindung mit den einst nach Djimma gesandten Galla in Djiren, sodaß dieser fast verlorene Posten wieder ein Faktor für eine künftige Gallamission werden konnte; leider wurde es dabei klar, daß in Djimma inzwischen der Islam großen Einfluß gewonnen hatte, eine Tatsache, die dazu mahnte, die Gallamission mit Ernst anzufassen. Er gewann einen Einblick in die politischen Verhältnisse des sich nach Süden mächtig ausdehnenden abessinischen Reiches und seine mannigfach sich kreuzenden Beziehungen zu Italien, Frankreich, England, Rußland, aber er hatte darunter auch zu leiden. Er erlebte in Harrar den Zusammenbruch des italienischen Protektorates, sah den Einfluß der Franzosen und Jesuiten wachsen und mußte ihm trotz der Gunst von Ras Makonnen weichen. Krank kam er nach einer beschwerlichen Reise mit Frau und Kind nach Schweden zurück und hat seitdem um seiner Gesundheit willen nicht wieder nach Afrika kommen können.[1])

So war denn auch diese Episode der Gallaexpedition zu Ende, ohne sichtbaren Erfolg; das ganze Unternehmen schien vereitelt zu sein. Und doch nahm es von zwei Seiten her Fortgang, wenn auch nur bescheiden. Von Hamasen aus machten sich 3 Evangelisten, die beiden Abessinier Gebra Egsiabiher und Gebra Istatius, und der Galla Daniel Ende 1896 bezw. Anfang 1897, von Onesimus für die Gallamission begeistert, im Anschluß an Handelskarawanen nach Djimma auf, um das dortige Christenhäuflein zu stärken — als Eingeborene konnten sie ja den für Europäer unmöglichen Weg

---

1) Ausführlicheres über seinen Aufenthalt in H. siehe Kirchl. Monatsschrift 1899 Februar.

durch Abessinien nehmen. Da in Djimma der Mohammedanismus ein Hindernis für eine freie christliche Verkündigung war, ging Gebra Jstatius — und später Daniel — nach Nekemti in Leka Galla, wo sie an dem Fürsten Didjas Gebra Egsiavihier einen Freund und Beschützer fanden, während Gebra Egsiavihier nach Amhara ging, um Tajelenj in seiner Evangelisation zu unterstützen. So bilden die in Amhara arbeitenden abessinischen Evangelisten eine Art Bindeglied zwischen Hamasen und Djimma.

Ebenso geschah von Süden her ein neuer Versuch zum Vordringen. Am 1. Juli 1895 hatte die englische Regierung wirklich das Gebiet der britisch-ostafrikanischen Kompagnie übernommen und suchte einen Weg von Kismayu ins Land der Borannagalla zu eröffnen. Cederquist, in Lamu unermüdlich im Suchen nach dem besten Wege zu den Galla und im Laufe der Zeit immer mehr mit der Ausdehnung und den Zuständen des Volkes bekannt geworden, riet, von Süden her den Eingang zu versuchen. Der Vorstand, vor übereilten und daher vergeblichen und schädlichen Schritten sich scheuend, wollte erst die Ergebnisse von englischen Untersuchungsreisen im Gebiet der Borannagalla (am Juba) abwarten und veranlaßte Cederquist, sich während dieser Zeit in Geleb mit allerlei praktischen Arbeiten und besonders bei Onesimus mit der Gallasprache bekannt zu machen. Im Jahre 1898 erfuhr Cederquist von dem englischen Generalkonsul Hardinge in Mombasa, daß die englische Hoheit über die Borannagalla sich erstrecken werde, die, einen „griechischen Freiheitskampf" gegen die Abessinier führend, die Hilfe der Engländer angerufen hatten, und erhielt daraufhin die Anweisung, in Kismayu ein Haus zu bauen, um einen Ausgangspunkt für die Mission unter den Boranna zu gewinnen, ein Werk, das freilich von dem dortigen Kommissioner Jenner nicht gerade mit freundlichen Augen angesehen wurde. Der Bau zog allerlei Leute herbei, auch Galla, und brachte Cederquist viel Gelegenheit, Menschen kennen zu lernen. Im Dezember 1899 erhielt er Unterstützung durch Pastor Olson (der auch in Geleb bei Onesimus die Sprache gelernt hatte) und Frau und durch Pastor Engdahl, der direkt aus Schweden kam. So kann denn Kismayu als die erste von schwedischen Missionaren besetzte Station für die Gallamission bezeichnet werden — endlich war ein fester Punkt gefunden und gut besetzt, von dem aus die Arbeit unternommen werden konnte!

Bald wurde auch ein Versuch dazu gemacht. Die Verhältnisse lagen günstig. Zwar hatten die Eroberungs- oder Plünderungszüge der Abessinier in das Land der Boranna und bis nach Lugh (am Juba) im Innern Unruhe bereitet, — die englische Regierung hatte, durch den Burenkrieg völlig in Anspruch genommen, nicht so schnell und nachdrücklich, wie man erwartet hatte, ihre Posten vorgeschoben, — aber doch war im Lande der berüchtigten Somali eine gewisse Ruhe eingetreten, und die schwedischen Missionare hatten durch ihre ärztliche Tätigkeit und sonst sich das Vertrauen der Leute weithin erworben. So unternahmen denn Cederquist und Engdahl Anfang Juli 1900 unter Zustimmung des Generalkonsul Hardinge mit einigen Somali eine Reise am Juba aufwärts, hatten in Afmadu mit dem dortigen Somali-Sultan und seinen Leuten ein Zusammentreffen, das ihnen die besten Hoffnungen für die Zukunft einflößte, und machten sich dann auf, um nach Wajir (bei El Wak), der ersten Gallaniederlassung zu kommen, wohin sie eingeladen waren. Auf dem Wege dorthin wurden sie durch Soldaten eingeholt, die den Befehl Jenners überbrachten, zurückzukehren. Ihre Begleiter, eingeschüchtert durch die Drohungen der Soldaten, wollten nicht weitergehen, so mußten sie zurück nach Afmadu, wo sie von dem Sultan erfuhren, daß er von Jenner angewiesen sei, sie auszuweisen. An die Küste zurückgekehrt, wurden ihre Leute in Eisen gelegt und die beiden Missionare für Gefangene erklärt. Cederquist ließ sich nicht einschüchtern und reiste nach Mombasa, um sich bei dem Generalkonsul zu beschweren. Dieser stand auf seiten der Missionare, mochte aber wohl Jenner nicht allzuschroff entgegen treten, sondern suchte zu vermitteln und den Missionaren die Reisemöglichkeit wieder zu verschaffen. Die Schwierigkeit fand aber eine andre Lösung: Jenner, der eine Expedition gegen die Somali vorbereitet hatte, wurde von den gegen ihn erbitterten Somali ermordet.

Durch das brutale Verhalten Jenners war die Gallamission wieder um einen traurigen Zwischenfall reicher und in einem hoffnungsvollen Anfange gestört. Vermutlich hat Jenner als selbstherrlicher Kolonialbeamter sich durch die europäischen Missionare geniert gefühlt und darum die Politik befolgt, ihnen nicht bloß direkte Hindernisse zu bereiten, sondern sie auch um die Sympathie des Volkes zu bringen und ihnen damit den Boden zu entziehen — ein trauriges Beispiel dafür, „welche Steine des Anstoßes für die Einge-

borenen die europäischen Beamten sind. Man weiß verschiedenes von ihren Roheiten und Grausamkeiten, aber nicht den zehnten Teil von dem, was wirklich passiert."

Aber mit Jenners Tod waren die Schwierigkeiten nicht zu Ende. Die Bestrafung seiner Mörder wurde (nach Anschauung der schwed. Missionare) zu einer unnötig großen Unternehmung gestaltet und in Kismayu der Kriegszustand proklamiert; alle hölzernen Gebäude wurden abgerissen und das vor der Stadt gelegene steinerne schwedische Missionshaus als für Kriegszwecke erforderlich militärisch besetzt. Die Missionare mußten sich in der Stadt ein Unterkommen suchen und erhielten nur mit Mühe von dem stellvertretenden Generalkonsul Oberst Ternan die Erlaubnis, ihr Haus, wo sie alle ihre Vorräte hatten, nach Bedarf zu besuchen. Trotzdem hatten sie nicht bloß allerlei Scherereien, sondern Olsson und (der inzwischen eingetroffene Laiengehilfe) Knutsson wurden eines Tages nicht ins Haus gelassen und auf ihre Beschwerde von der englischen Ortsbehörde ausgewiesen! Olsson und Knutsson begaben sich wohl oder übel nach Hamasen (Ende 1900), Engdahl mußte im Februar 1901 seiner Gesundheit wegen abreisen, und so war Cederquist allein in Kismayu, bereichert in seinen Erfahrungen, wie Kolonialbehörden manchmal mit Missionaren umgehen.

Erst im Juni 1901 konnte er sein Haus wieder in Besitz nehmen. Eine Entschädigung für die von den Soldaten angerichteten, auf 1000 Rup. geschätzten Beschädigungen erhielt er nicht, er mußte sich mit der Genugtuung begnügen, daß alle Beamten und Offiziere entrüstet über Oberst Ternan waren und daß der neue Subkommissioner Mac Dougal ein entgegenkommender Mann war. Freilich an Missionsarbeit war wenig zu denken. Die Beamten befürchteten immer noch einen Krieg mit den Somali, obwohl Cederquist (soweit es unter den Verhältnissen möglich war) in vollem Vertrauen mit ihnen verkehren und eine Anzahl Jünglinge unterrichten konnte, von denen einer, Stephanus, getauft wurde. Anfang 1902 kehrten Olsson (mit Frau) und Knutsson nach Kismayu zurück und Cederquist konnte nach Schweden gehen, um Erholung nach den anstrengenden Jahren zu suchen. Er brachte einen Somalijüngling mit, der 1903 in Schweden getauft wurde und in die Missionsschule in Johannelund eintrat. Knutsson baute das Missionshaus fertig aus und sandte den Stephanus auf seinen Wunsch zu einer Erkundungsreise zu den

Boranna aus, deren Ertrag wenigstens zuverlässige Kunde über Wege und Wasserplätze war. Da die Boranna noch nicht zu erreichen waren, so richtete man das Auge nach der Provinz Gosha am Juba, die mit ihrer seßhaften Bevölkerung und auf dem Wege zum Boranna-land gelegen, besonders zur Arbeit einlud. Olsson und Engdahl (1904 zurückgekehrt) konnten 1905 auf der Regierungsschaluppe dort-hin reisen und sich sechs Wochen dort aufhalten. Von einer Reise weiter hinaus nach Ogaden und zu den Boranna wollte der General-konsul aber noch nichts wissen, es sei dort noch nicht sicher genug. Man vermutet in Schweden hier irgend welche Hintergedanken, da die Somali in Ogaden sich seiner Zeit freundlich zu Cederquist ge-stellt und auch in der letzten Zeit in Kismayu verkehrt haben, auch der Sultan von Afmadu, und da im Borannalande inzwischen die abessinische Herrschaft aufgerichtet ist. So ist denn Kismayu ein zweites Monkullu geworden, ein Ort, wo junge Leute, Somali und Galla, unterrichtet werden, in der Hoffnung, daß sie einst zu Evan-gelisten unter ihren Völkern sich entwickeln werden, eine Arbeit, die durch die Notwendigkeit erschwert wird, in drei Sprachen (Galla, Somali, Suaheli) zu unterrichten. Hilfsmittel zum Unterricht wurden geschaffen: ein Kisuaheli-Katechismus ist in Asmara gedruckt, ein biblisches Geschichtsbuch in Übersetzung.[1]) Eine wichtige Verstärkung hat Kismayu 1904 erhalten, indem ein Arzt, Dr. Friberg, mit einer Krankenpflegerin dort eingetroffen ist. Die Gottesdienste werden gut besucht, trotz der Versuche der Araber, es zu hindern. Ende 1905 waren 30 Knaben und Jünglinge und acht Mädchen in Unterricht, meistens Stationsleute; fünf sind im Jahre 1905 getauft, sodaß sieben Christen vorhanden sind. Ein eingeborener Gehilfe arbeitet in Schule und Predigt mit. Leider haben haben kürzlich katholische Missionare sich in Kismayu niedergelassen.

Während so im Süden die Tür zum Gallalande so gut wie verschlossen blieb, hatte sich im Norden wieder eine neue Hoffnung gezeigt. Onesimus hatte nämlich 1899 nach seiner Rückkehr von St. Chrischona in Asmara etwa 500 Galla vorgefunden, die dort teils in Arbeit standen, teils mit Karawanen Aufenthalt hatten, Mohammedaner, abessinische Christen und Heiden, aber alle in gleichem

1) Der Dialekt von Mombasa eignet sich für K. nicht; die in Kisuaheli vorhandenen biblischen Geschichten erschienen wegen ihrer Mängel nicht brauchbar.

Maße unwissend: die von abessinischen Priestern ohne jede Vorbereitung Getauften kannten nicht einmal den Namen Christi! sie trugen ihre blaue Seidenschnur und aßen kein Fleisch, das von Mohammedanern geschlachtet war — das war ihr ganzes Christentum! Onesimus begann unter ihnen zu arbeiten. Die Arbeit war mühevoll, auch wegen des häufigen Wechsels der Teilnehmer, aber sie war nicht vergeblich: 1903 konnten einige dieser Galla getauft werden, und so gab es eine Gallamission außerhalb der Grenzen des Gallalandes. Auch das Kommen und Gehen der Galla hatte sein Gutes: einer von Onesimus früheren Schülern brachte ausführliche Nachrichten von Gebra Istatius und Daniel: sie hatten bei dem Fürsten der Gallaprovinz Leka freundliche Aufnahme gefunden, die Fürstin las selbst das Galla-Neue Testament und der Fürst hielt darauf, daß seinem Volke in der eigenen Sprache gepredigt würde. Sie hatten an zwei jungen Leuten Gehilfen gewonnen und an einem abessinischen Debtera Unterstützung gefunden, wünschten nun aber weitere Gehilfen, zumal Daniel viel krank war. Auch andere Gallastämme, berichtete der Bote, verlangten nach christlichem Unterricht. Das war für Onesimus eine Freudenkunde, und nun entschloß er sich, mit seiner Familie und fünf christlichen Galla in seine Heimat zu ziehen, um dort zu wirken; bisher hatten ihn seine Übersetzungsarbeiten (zuletzt Isenbergs amharische Kirchengeschichte) in Anspruch genommen. Die Reise ging über Djibuti und Harrar nach Adis Abeba. Hier traf er den uns aus Hylanders Aufenthalt in Harrar bekannten Gobao Desta, der ihm den Zutritt bei dem Abuna Mateus vermittelte. Onesimus konnte diesen wiederholt besuchen, ihm seine Gallabibel und biblische Geschichte vorlegen und religiöse Gespräche mit ihm führen. Nach seinen Berichten ist der Abuna kein engherziger abessinischer Christ, wenigstens sagte er zu Onesimus: „Wenn du von Herzen bist, was dein Mund sagt, so wünschte ich hundert deinesgleichen zu haben, um das Evangelium auszubreiten.“ Er ist auch kein Freund der Katholiken, wie Onesimus überhaupt merken konnte, daß die Katholiken (und die Franzosen) nur geringen Einfluß besaßen. Schließlich verhalf der Abuna Onesimus zu einer Audienz beim Negus und zu einem Paß für die Reise nach Leka. Etwa im März 1900 kam er dort an und wurde vom Fürsten freudig begrüßt; viele drängten sich zu ihm, die lernen und Christen werden wollten. „Hätte ich nur einen guten Hilfslehrer und ein passendes

Lokal, so könnte ich die Kinder zu hunderten sammeln und unterrichten", schrieb er; so aber mußte er sich zunächst mit 20 begnügen, sowie damit, daß die angesehenen Leute seine Freunde wurden und die mißgünstigen Priester durch die Rücksicht auf Negus und Abuna im Zaum gehalten wurden. Bei den geringen Kräften war der Tod des Lehrers Daniel (August 1904) ein schmerzlicher Verlust — aber nun wurde es offenbar, daß in Hamasen nicht vergeblich für die Gallamission gearbeitet und gebetet war: zwei junge Evangelisten machten sich, feierlich abgeordnet, mit mehreren Lasten christlicher Bücher von dort auf, um im Gallalande für den Verstorbenen einzutreten, und die Gemeinden in Hamasen und in Mensa übernahmen ihren Unterhalt sowie den einer Anzahl von Gallachristen, ein schönes Zeichen von Missionseifer in den kleinen und ökonomisch selbst nicht gut gestellten Gemeinden.

Der Stand der Gallamission in den nördlichen Gebieten ist also jetzt folgender: 1) Djiren in Djimma: hier arbeitet der Abessinier Negusie seit 1882; Gemeinde von etwa 60 Seelen, eine Schule. König Abadjifar (derselbe, der einst Arrhenius sehnsüchtig erwartete), ist ein treuer Freund geblieben. 2) Korkoro in Leka. Hier arbeitete Gebra Estatius, bis er im April 1905 beim Retten aus einer Feuersbrunst seinen Tod fand, mit ihm arbeiten drei junge Galla und der abessinische Debtera. Der Gallafürst Debaba, ein alter Mann, hat angefangen lesen zu lernen. 3) Nädjo in Wallega (4—5 Stunden von Nr. 2 entfernt), Onesimus' Arbeitsstätte. Vorsichtig in der Kritik des abessinischen Christentums, obwohl die Priester sehr unwissend sind, ist er von diesen doch beim Fürsten wegen Irrlehre verklagt worden, doch ist durch das Eintreten des Beichtvaters des Fürsten seine Lehre als biblisch anerkannt. Der Fürst ist ihm nach wie vor gewogen, hat ihn mit Land versehen und läßt seinen Sohn und 13 seiner Diener von ihm unterrichten. Onesimus hält es für möglich, bei ausreichenden Kräften in 10 bis 15 Jahren Wallega zu evangelisieren. Seine Haupttätigkeit ist freilich der Unterricht; öffentliche Predigt ist noch nicht möglich. In 2) nnd 3) sind sieben eingeborene Gehilfen, vier Schulen mit 73 Knaben und Jünglingen und zwei Mädchen, 27 Christen, darunter 16 Kommunikanten.[1]) Die Verbindung dieser Christen mit den Gemeinden in Abessinien ist rege, und wenn einst die kleine Schar in Djimma trotz ihrer Isoliertheit sich so treu gehalten, so ist nun, da Verbindung besteht, erst recht zu hoffen, daß diese Anfänge sich kräftig weiter entwickeln werden.

1) Nach einem kürzlich mitgeteilten Gerücht soll der Fürst seinen Wohnsitz von Nädjo nach Nakemti in Leka verlegt haben, sechs Tagereisen weiter, womit die Verschiebung der Mission dorthin verbunden sei, sodaß Wallega dann unbesetzt bliebe. Onesimus ist verboten zu lehren; er muß nach Adis Abeba, um mit dem Abuna zu verhandeln.

Inzwischen ist noch ein neuer Versuch gemacht, von Norden aus das südliche Gallaland zu erreichen, da die Grenzschwierigkeiten zwischen England und Abessinien den Weg zu den Boranna von Süden her ungangbar machen. Cederquist hat sich 1903 nach allerlei Schwierigkeiten nach Adis Abeba, der jungen Hauptstadt Meneliks, begeben und die Erlaubnis erhalten, dort zu wohnen und Reisen in die Galländer zu unternehmen. Adis Abeba empfahl sich aus verschiedenen Gründen als Ausgangspunkt, namentlich als Zentrum des Handels für die Gegend zwischen Ankober und dem Sudan, der die Galla zu Tausenden dorthin führt, aber auch als Zentrum der Verwaltung, da jeder Fürst des weiten Reiches jährlich einmal nach Adis Abeba kommen muß, um über sein Gebiet zu berichten (selbst ein Fürst der südlichsten Boranna war dort gewesen), und diese Fürsten bringen immer viel Gefolge mit. Dazu ist das Klima dort wegen der Höhenlage günstig, die im Bau begriffene Eisenbahn Djibuti-Harrar-Adis-Abeba erleichtert die Verbindung mit dem Auslande, und die Verbindung mit Djimma und Leka-Wallega läßt sich leicht aufrecht erhalten. So wird denn geplant, hier eine feste Station zu errichten, vielleicht auch für ärztliche Mission. Zwei größere Reisen (1904 nach Westen an den Gudar und Omo, 1905 nach Süden und Südosten zu den Arussigalla) haben Cederquist in den Stand gesetzt, das Land weithin kennen zu lernen, die verschiedenen Gallastämme zu vergleichen, ihren Kulturstand, ihre Handelswege, ihre religiösen Verhältnisse usw. zu beobachten. Er hatte dabei auch reichlich Gelegenheit zu sehen, wie die Abessinier die Galla christianisieren: Kirchenhütten werden gebaut und Priester eingesetzt, die da taufen und Gottesdienst halten; die Getauften müssen am Gottesdienst teilnehmen, die Fasten halten und ein Marienbild annehmen, — von Lehre und Unterricht selten eine Spur, und dann in äthiopischer Sprache! Er bekam von dem Lande, der Zugänglichkeit des Volkes und den Aussichten für die Mission einen guten Eindruck; möchten nur die Verhältnisse es gestatten, daß die Arbeit in Angriff genommen wird, ehe es zu spät ist, ehe die abessinische Kirche völlig Besitz von den Galla genommen hat.

Was also erreicht ist, das ist ein Beobachtungsposten in Adis Abeba, eine Unterrichts- und Vorbereitungsstätte in Kismayu und drei kleine Herde im nördlichen Gallalande; das ist nicht viel, aber die Vaterlandsstiftung hat es aus ihren früheren Erfahrungen

in Monkullu gelernt, daß die Arbeit, die im Herrn getan ist, nicht vergeblich ist. Möge sie in dem zweiten Halbjahrhundert ihres Bestehens eine ähnliche Erfahrung endlich auch in ihrer Gallamission machen; ihre Treue und Ausdauer sind es wert, Erfolg zu haben.

Missionsrundschau.

Amerika.

Von D. G. Kurze.

Grönland. — Seitdem sich die Brüdergemeine vor sechs Jahren aus Grönland zurückgezogen hat, fließen die Quellen über die Entwickelung und den Stand des kirchlichen Lebens in den dortigen Eskimo-Christengemeinden etwas spärlich. Wenn sich auch der Übergang der bis dahin von deutschen Missionsarbeitern gepflegten Christengemeinden unter die Leitung der dänischen lutherischen Kirche ohne wesentliche Störung vollzogen hat — ein besonderes Verdienst gebührt dabei der verständnisvollen Wirksamkeit des dänischen Pastors F. Balle, — so ist doch leider unserem Dafürhalten nach eine gesunde Weiterentwickelung jenes Missionsgebietes durch die besonderen organisatorischen Maßnahmen, die Anfang vorigen Jahres der dänische Reichstag betreffs der Grönländer Missionsgemeinden beschlossen hat, in Frage gestellt. Man geht nämlich staatlicherseits mit der Absicht um, die jetzige aus den 11000 christlichen Westgrönländern sich zusammensetzende Missionskirche in einen selbständigen Zweig der dänischen Volkskirche umzuwandeln. In Kirche und Schule sollen künftighin nur Grönländer tätig sein, die ihre Ausbildung zunächst in ihrer arktischen Heimat und dann in Dänemark erhalten würden. Für die Oberaufsicht über das gesamte grönländische Kirchen- und Schulwesen, glaubt man, würden ein paar dänische Geistliche genügen. Bei dem unselbständigen Wesen, das dem Grönländer eignet, und in anbetracht der sittlichen Schwächen, an denen das dortige Gemeindeleben noch krankt — auch die dänischen Geistlichen klagen darüber, daß selbst eine Anzahl Katecheten wegen unsittlichen Lebenswandels entlassen werden mußten, — erscheint uns jenes Vorgehen, auch wenn es von den besten Absichten diktiert ist, doch recht bedenklich. Auch aus Herrnhuter Missionskreisen werden besorgte Stimmen laut, die vor einer verfrühten Selbständigmachung der grönländischen Missionskirche warnen. Man sollte meinen, daß als klassisches Beispiel, was eine vorzeitige Selbständigmachung von Missionsgemeinden für verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen kann, die Missionsgeschichte von Hawaii genügend abschreckend wirken müßte. Hoffen wir, daß das dänische Kultusministerium, das sich bisher in so fürsorglicher Weise der Grönländer angenommen hat, zur rechten Zeit noch einlenkt. Sehr anerkennenswert sind die Bemühungen der dänischen Kirche, auch den zerstreuten Häuflein heidnischer Grönländer im hohen Norden das Licht des Evan-

geliums zu bringen. Auf der eisgepanzerten Ostküste Grönlands hat in Angmagssalik, das durchschnittlich nur alle zwei Jahre von einem Schiffe angelaufen werden kann, Pastor Rüttel, unterstützt von einem grönländischen Katecheten, in achtjähriger treuer Arbeit aus der Zahl der 400 heidnischen Ostgrönländer bereits 30 Erwachsene taufen können. Seit zwei Jahren ist er aus Gesundheitsrücksichten nach der Station Lichtenau in Südwestgrönland übergesiedelt, an seine Stelle ist ein Grönländer, der Oberkatechet Rosing getreten, der früher längere Zeit Lehrer am Seminar in Godthaab war und nach einjährigem weiteren Studium 1904 in Kopenhagen ordiniert wurde. Es war sein besonderer Wunsch, unter seinen heidnischen Landsleuten zu arbeiten; er hatte die Freude, daß gleich nach seiner Ankunft im August 1904 sich 50 Heiden, teilweise von weit her, auf der Station zum Taufunterricht einfanden.

Außer den heidnischen Ostgrönländern leben noch 200 Heiden bei Kap York im hohen Norden auf der Westküste. Unter ihnen hielt sich vom Frühjahr 1903 bis Anfang 1904 die sogenannte literarische Grönland-Expedition unter Leitung des Schriftstellers Mylius Erichsen auf. Die Expeditionsmitglieder paßten sich während ihres Aufenthaltes ganz den Lebensverhältnissen der Eingeborenen an und gewannen ihr Vertrauen. In seiner Schrift „Kap-York" (Varde 1905), sowie in öffentlichen Vorträgen ist Erichsen mit anerkennenswerter Wärme dafür eingetreten, daß das Christentum zu diesen Polargrönländern gebracht werden möchte. Der Ruf ist nicht vergeblich verhallt; denn seit vorigem Herbst weilt ein westgrönländischer Missionsgehilfe unter seinen heidnischen Landsleuten und hat damit den nördlichsten Missionsposten auf der ganzen Erde besetzt.

Britisch-Nordamerika. — Nach dem neuesten Jahresbericht, den der Chef des Indianerdepartements der Dominion, Frank Pedley, veröffentlicht, läßt sich bei der Indianerbevölkerung Britisch-Nordamerikas eine langsame Zunahme feststellen; dieselbe betrug für die gegenwärtig auf ca. 108000 geschätzten Vollblut-Indianer im letzten Jahrzehnt ungefähr 10000 Seelen. Freilich verteilt sich diese Zunahme nur sehr ungleich über die von den Indianern bewohnten Gebiete. Da, wo die Mission festen Fuß gefaßt hat und tiefgehenden Einfluß ausübt, pflegt die Bevölkerungsziffer zu steigen, wenn nicht außergewöhnliche Epidemien die Eingebornen dezimieren. Dagegen sterben die Indianer auch jetzt noch rasch an all den Orten hinweg, wo sie in unmittelbare Berührung mit einer gottlosen Zivilisation gebracht werden. Die zunehmende Aufschließung und Besiedlung der Nordwestterritorien, sowie der in Angriff genommene Bau einer zweiten nördlicheren Pazifikbahn haben einen starken Prozentsatz zweifelhafter weißer Elemente ins Land gebracht, welche die Indianer in verderblicher Weise beeinflussen.

Infolgedessen hat in den letzten Jahren die evangelische Indianermission nur wenige Fortschritte zu verzeichnen gehabt, ja auf einzelnen Gebieten hat die Mission sogar Einbuße erlitten; so ist z. B. in den weit verzweigten Indianermissionen der Kirchen-Missionsgesellschaft innerhalb der letzten vier Jahre die Zahl der Getauften um 813 (von 14326 auf 13513) und die der Abendmahlsberechtigten um 150 (von 3259 auf 3109) zurückgegangen. Dafür

haben allerdings die Methodisten auf den Indianerstationen an der Pazifikküste und die Presbyterianer eine mäßige Zunahme von Getauften zu verzeichnen. Mitten im Bereich einer sogenannten Zivilisation, z. B. in den dicht besiedelten Gegenden Manitobas gibt es noch vereinzelte Indianergruppen, die zäh an ihren alten heidnischen Sitten und Gebräuchen festhalten. Sie erklären dem Missionar, daß des weißen Mannes Religion nicht so gut sei, wie ihre eigene. Charakteristisch ist auch die Antwort, die ein Indianerführer einem Reisenden gab, der ihn beim Aufschlagen des Lagers bat, er möchte ja recht sorgfältig sein Gepäck vor Dieben bergen. Er sagte: „Seid unbesorgt; es wird nichts wegkommen; auf 100 Meilen in der Runde lebt kein weißer Mann."

Verhältnismäßig am blühendsten sind einzelne anglikanische Indianermissionen in Athabasca, z. B. die von White Fish Lake und Lesser Slave Lake. Besonders schwierig ist die Versorgung der entlegenen Missionsposten in den Diözesen Moosonee und Mackenzie River. In der ersteren entbehrt leider zur Zeit das Ungavagebiet auf der Ostküste der Hudson-Bai mit seiner Eskimo-Bevölkerung von ca. 2000 Seelen, die dem Evangelium ein williges Ohr leihen, der regelmäßigen Bearbeitung durch geeignete Missionskräfte. Auf dem entlegensten Missionsposten im äußersten Nordwesten der Dominion, der Herschel-Insel im nördlichen Eismeer, die nur im Hochsommer gelegentlich von Walfängern besucht wird, ward das Leben der beiden Stationsmissionare Whittaker und Young von aufgeregten Eskimos ernstlich bedroht; es gelang aber dem ruhigen und geduldigen Verhalten der beiden Männer immer wieder, eine Katastrophe abzuwenden.

Der durch seine eifrige Tätigkeit unter den Küstenstämmen Britisch-Kolumbias weithin bekannte Bischof Ridley hat nach 25jährigem Missionsdienst sein Amt einer jüngeren Kraft, dem Bischof du Vernet übertragen müssen. Er hatte vor seinem Rücktritt noch einmal die Freude, alle Missionsstationen an der Küste besuchen und die nach dem großen Brande in Metlakahtla neuerbaute Kirche einweihen zu können. Die Indianer hatten die Zimmermannsarbeit an dem neuen Gotteshause, die einen Wert von 8000 Mk. darstellte, aufs bereitwilligste umsonst verrichtet.

Die christlichen Indianer in Alert Bai auf der Vancouver-Insel zeigten sich gelegentlich des Unterganges eines Küstendampfers als barmherzige Samariter, indem sie auf dreimaliger gefährlicher Fahrt mit dem Missionsboot „Evangeline" vom Wrack die Bemannung und die Passagiere, darunter 186 Indianer, und deren Habe retteten. Der Häuptling der Geretteten sandte später aus seiner 200 Meilen nordwärts gelegenen Heimat dem Stationsmissionar noch ein herzliches Dankschreiben.

Von einem glühenden Eifer, den zerstreuten Eskimohorden im hohen Nordosten Britisch-Nordamerikas das Evangelium zu bringen, ist der anglikanische Missionar Peck beseelt. Unter unsäglichen Mühen und Gefahren hat er in den letzten Jahren von der Station Blacklead-Insel aus unter den Eskimos am Cumberland Sund (Grönlands Westküste gegenüber) gearbeitet, wobei ihn zwei Mitarbeiter unterstützten. Es ist herzbewegend, die Auszüge aus dem Tagebuche Pecks wie sie der Church Missionary Intelligencer (1905, S. 32 f.) veröffentlicht, mit ihrem jähen Wechsel von Freud und Leid, von

Todesgefahr und wunderbarer Errettung zu lesen. Auch in jener Eiswüste grünt und blüht ein kleiner Gottesgarten bekehrter Eskimoseelen; vor seiner Heimreise im vorigen Herbst hat Peck einen seiner Getauften zum Missionsgehilfen einsetzen können. Da das schottische Handelshaus, an dessen Niederlassung sich diese Mission angeschlossen hatte, in der Auflösung begriffen ist, so ist die Fortführung der Mission solange in Frage gestellt, bis eine nicht allzu kostspielige Schiffsverbindung ausfindig gemacht ist. Vielleicht bietet sich ein Ausweg, wenn die kanadische Regierung ihren Plan, in jener Gegend einen Kommissar zu stationieren, durchführt. Ein solcher Aufsichtsposten täte bitter not; denn innerhalb der letzten 50 Jahre ist die Eskimo-Bevölkerung im Westen der Davis-Straße infolge der Verderben bringenden Berührung mit der Bemannung der Walfängerschiffe von 1400 Seelen auf ca. 350 zurückgegangen. Nach einer ungefähren Schätzung Pecks leben im arktischen Teile von Britisch-Nordamerika noch 8000 Eskimos. Sein Lieblingsplan ist es, nun eine Kette von Missionsstationen quer durch das Eskimogebiet von Osten nach Westen anzulegen. In einem Schreiben an die Direktion der Brüdergemeine-Mission spricht er den Wunsch aus, daß deren Missionsschiff, die „Harmony“, über Labrador hinausgehen und einen Teil der Arbeit unter den Eskimos im hohen Norden auf sich nehmen möchte.

In absehbarer Zeit ist freilich daran nicht zu denken. Die Brüdergemeine ist schon froh, daß sie im Herbst im äußersten Norden von Labrador auf der Insel Killinek bei Kap Chudley eine neue Eskimostation hat begründen können. Der früher hier wohnende anglikanische Stewart gedenkt den Schauplatz seiner Tätigkeit weiter nach Südwesten in die Ungavabai nach Fort Chimo oder an den Walfluß zu verlegen. Auf den älteren Missionsstationen der Brüdergemeine in Labrador ist die Arbeit ohne Unterbrechung und im Segen fortgegangen. Übrigens ist Labrador nicht mehr so abgelegen und vereinsamt wie früher. Mehr und mehr kommen die dortigen Eskimos mit Neufundländern, Amerikanern und Europäern in Berührung. Nicht nur die Zahl der Fischer, die im Sommer an der Küste kreuzen, mehrt sich, sondern auch der Zuzug von Bergarbeitern. So beschäftigt wenige Stunden von der Station Rama entfernt eine amerikanische Gesellschaft 60 Arbeiter mit der Gewinnung von Schwefelkies. Der Einfluß, den die Weißen auf die Eskimos ausüben, macht es den Missionaren leider schwer, diese bei der rechten Einfachheit ihrer Lebensweise zu erhalten, die ihnen für ihr leibliches und geistiges Wohlergehen allein zuträglich ist.

Ein seltener aber um so angenehmerer Besuch war der des Gouverneurs von Neufundland im vorigen Sommer; er nahm mit liebevollem Interesse von der Missionstätigkeit der Brüdergemeine Kenntnis und richtete in Nain selbst eine Ansprache an die in der Stationskirche versammelten Eskimochristen.

Um das Lesebedürfnis der Missionsgemeinden zu befriedigen, haben die Missionare eine Zeitschrift „Aglait illunainortut“ (Zeitschrift für Alle) gegründet, welche belehrende und erbauliche Artikel bringt. Fraglich bleibt's, ob die Brüdergemeine imstande sein wird, für die nur etwa 1300 Seelen, die an der Lab-

radorküste wohnen, einen so großen und kostspieligen Apparat, wie ihn der dortige Missionsbetrieb erfordert, aufrecht zu erhalten. Es dürfte wesentlich davon abhängen, ob die Londoner Hilfsgesellschaft (S. F. G.) mit Hilfe ihres Handels die bedeutenden Kosten, wie bisher, weiter tragen kann.

Vereinigte Staaten. — Die Indianerfrage nähert sich allmählich ihrer friedlichen Lösung unter dem Sternenbanner; nicht etwa in dem Sinne des berüchtigten Wortes: „Der beste Indianer ist der tote." Die Indianerbevölkerung, als ein Ganzes betrachtet, und die halbblütigen mit eingeschlossen, zeigen gar keine Neigung zum Aussterben, womit nicht geleugnet werden soll, daß in einzelnen Indianerbezirken Krankheiten, besonders Tuberkulose, große Verheerungen unter der allen hygienischen Vorsichtsmaßregeln abholden Bevölkerung anrichten. Die Ethnologen in der Union sind jetzt der Meinung, daß auch in früheren Jahrhunderten die Zahl der Indianer — allerdings gab es damals nur Vollblutindianer — innerhalb des Territoriums der Vereinigten Staaten nicht wesentlich die der gegenwärtigen Indianerbevölkerung — ca. 325000, Mischlinge inbegriffen — überstiegen hat (?). Trotz vieler Mißgriffe im einzelnen hat die Regierung der V. St. in den letzten Jahrzehnten den guten Willen gehabt, der Indianerbevölkerung gegenüber die Rolle eines fürsorglichen Vormundes zu spielen. Wenn trotzdem oft sehr grobe Ungerechtigkeiten mit untergelaufen sind, so lag das zumeist an unheilvollen politischen Beeinflussungen, welche das vom Ministerium des Innern abhängende Indianerdepartement nicht immer von sich abwehren konnte, und an unwürdigen Indianeragenten, die von politisch einflußreichen Hintermännern, denen sie früher Wahldienste geleistet hatten, gehalten wurden.

Wenn jetzt die meisten dieser Schäden beseitigt sind, so kommt das Hauptverdienst davon der kleinen, aber einflußreichen Vereinigung von meist evangelischen Freunden der Indianerbevölkerung, die gewöhnlich mit dem Namen „Mohonksee-Konferenz" bezeichnet wird, sowie dem vom besten Willen beseelten Präsidenten Roosevelt zu, der auch eine glückliche Hand in der Wahl des Chefs des Indianerdepartements bewiesen hat.

Wie splendid die Union jetzt gegen ihre Mündel ist, geht schon aus den Geldsummen hervor, die sie für Indianerzwecke aufwendet; so betrug z. B. für das Jahr 1905 der Gesamtaufwand für die kaum 3 Millionen Indianer 9918824 Dollars. Besonders freigebig zeigt sich die Regierung in der Förderung des Unterrichts und der Erziehung der Indianerjugend. Seit dem Jahre 1882, wo der Grund zu dem gegenwärtigen Schulsystem gelegt wurde, ist das Indianerschulbudget von 135000 Dollar auf vier Millionen Dollar im Jahre 1903 gestiegen. Im vorigen Jahre zählte man — abgesehen von den New-York-Indianern und den 14335 Schulkindern der sogenannten „fünf zivilisierten Stämme" — 30106 Indianerschüler. Diese verteilten sich auf folgende Schulgattungen: 9736 Schüler in 25 außerhalb von Indianerreservationen gelegenen Schulen; 11402 Schüler in 93 Regierungskostschulen innerhalb der Reservationen, 4399 Schüler in 139 Regierungsvolksschulen, 3363 Schüler in 45 Missionsschulen, 997 Schüler in 9 aus Indianermitteln subventionierten Missionskostschulen, 125 Schüler im Hampton-Institut und 84 Schüler in

öffentlichen Volksschulen für Weiße. Von dem 2400 Personen umfassenden Lehrerpersonal ist ein drittel indianischer Abkunft.

Die 9 Missionskostschulen, welche aus Kapitalien, die von der Regierung zugunsten bestimmter Indianerstämme verwaltet werden, eine jährliche Subvention von 102780 Dollar beziehen, verdanken ihre Existenz dem Finanzgenie des „Katholischen Indianerbureau" in Washington. Gestützt auf das in der Union gehandhabte Prinzip der Trennung von Kirche und Staat, hatte es zum großen Schmerz der katholischen Mission, die aus dem Staatsschatz ganz gewaltige Zuschüsse für ihre Missionsschulen empfing, die evangelisch gesinnte Partei unter den Indianerfreunden durchgesetzt, daß aus Staatsmitteln überhaupt keine Subventionen an Missionsschulen mehr gezahlt werden sollten. Die katholische Mission, unterstützt von geriebenen Advokaten, wußte sich indeß zu helfen, indem sie sich durch Vermittelung einflußreicher Indianer aus Stammeskapitalien Beiträge bewilligen ließ. Der Unwille über dieses Vorgehen ist aber so groß, daß der Kongreß wohl bald sein Veto dagegen einlegen wird.

Seitdem im Jahre 1887 die nach dem Senator Dawes genannte „Severalty Bill" Gesetzeskraft erlangt hat, hat sich von Jahr zu Jahr immer mehr die Selbständigmachung der einzelnen Indianer-Familienhäupter vollzogen. Der Kollektivgrundbesitz ist auf den meisten Reservationen in Einzelbesitz aufgelöst worden, und zwar sind es jetzt ca. 80000 Indianer, die einen regelrechten Besitztitel auf eigenes Land in den Händen haben, letzteres ist auf 25 Jahre steuerfrei und unverkäuflich, sowie unverpfändbar, eine heilsame Bestimmung, die den sorglosen Indianer vor landhungrigen Weißen schützt. Zu jenen 80000 Indianern kommen noch ebensoviele im Gebiete der „fünf zivilisierten Stämme." Denn dieses bisher einen Staat im Staate bildende Gebiet hat mit dem 4. März dieses Jahres, infolge freier Vereinbarung zwischen jenen Stämmen und der Unionsregierung, aufgehört als solches zu existieren; das Land ist unter die Indianer aufgeteilt und der überschüssige, teilweise sehr wertvolle Grnndbesitz wird zugunsten der Indianer von der Regierung meistbietend verkauft. Das bisherige Indianergebiet aber wird mit dem schon früher von ihm abgetrennten Territorium Oklahoma zusammen einen regelrechten Staat bilden. Die Freunde der Indianer dringen im Kongreß darauf daß das bisher im Indianergebiet geltende Spirituosenverbot auch in das Statut des jungen Staates aufgenommen wird. Gewiegte Juristen behaupten leider, daß die neue Staatslegislatur das Recht habe, eine solche Bestimmung alsbald wieder aufzuheben.

Ein Fortschritt in der Behandlung der Indianer ist es auch, daß man auf den noch bestehenden Reservationen die entwürdigende Rationenverteilung an gesunde Indianer beseitigt und dafür Arbeitsgelegenheit gegen gute Bezahlung dargeboten hat. Die „Mohonksee-Konferenz" hat gelegentlich ihrer letzten Zusammenkunft im vorigen Herbst einen warmen Appell an die verschiedenen Kirchgemeinschaften ausgehen lassen, nun mit neuer Kraft an der völligen Christianisierung der Indianer zu arbeiten. Soweit es möglich ist, genauere Zahlen zu erlangen, dürfte jetzt eine Schätzung der evangelischen Indianer

auf 100000 Getaufte und 35000 Abendmahlsberechtigte der Wirklichkeit am nächsten kommen. Am blühendsten sind zur Zeit die Missionen der Presbyterianer, Kongregationalisten und Episkopalen unter den Dakotastämmen.

Mittelamerika und Westindien. — Aus diesen beiden Gebieten des Kontinentes ist von eigentlicher Heidenmission nur verhältnismäßig wenig zu berichten. So arbeitet seit einer Reihe von Jahren ganz in der Stille ein zu den Plymouth-Brüdern gehörender Missionar unter den verkommenen Indianerstämmen in den beiden mexikanischen Staaten Tabasco und Chiapas. Als Grenznachbar gen Südosten hat er einen zu der gleichen Denomination gehörenden Mitarbeiter, der sich den Quiche-Indianern im westlichen Teile der Republik Guatemala widmet. Die sogenannte „Zentralamerikanische Mission", die in sämtlichen fünf mittelamerikanischen Freistaaten Missionsposten gegründet hat, kommt nur gelegentlich mit heidnischen Indianern in Berührung, von denen übrigens noch immer 30000 in Nicaragua, 5000 in Honduras und 2700 in Costarica leben.

Daß es der mexikanischen Zentralregierung gelungen ist, die bis vor kurzem noch völlig unabhängigen Indianerstaaten im südlichen Yukatan durch einen siegreichen Feldzug zur Unterwerfung zu bringen, ist für die evangelische Indianermission nicht ohne Bedeutung, denn dieselbe kann nun von Britisch-Honduras aus ungehemmt ihre Wirksamkeit über die Grenze in jenes Gebiet ausdehnen, sie hat dabei allerdings stark mit einer römischen Konkurrenzmission zu rechnen.

Die dunklen Wolken, die über der Moskito-Mission der Brüdergemeine lagerten, seit die Moskitoküste als Provinz Zelaya von dem Freistaate Nicaragua annektiert worden war, scheinen sich endlich lichten zu wollen. Man scheint regierungsseitig die Grundlosigkeit des Verdachtes, daß die deutschen Missionare als gefährliche politische Agenten im geheimen Dienste Englands stünden, eingesehen zu haben. Dank der freundlichen Vermittelung des deutschen Konsuls ließ sich der Präsident dazu bewegen, zwei Vertreter der Mission, die Brüder Berkenhagen und Martin in Managua zur Audienz zu empfangen. Die dort geführten Verhandlungen sind derart verlaufen, daß wohlbegründete Hoffnung auf eine Zeit der Ruhe und des Friedens für die Moskito-Mission vorhanden ist. Trotz der kritischen Lage der letzten Jahre konnte die Arbeit auf allen Stationen ohne Unterbrechung weitergeführt werden. Ein erfreuliches Wachstum zeigte besonders die Gemeinde auf der jungen Station Kap Gracias a Dios. Missionar Großmann, der durch seine ärztliche Tätigkeit einen großen Einfluß auf die Eingeborenen ausübt, machte einen erfolgreichen Vorstoß tief in das Wanksflußgebiet hinein zu dem Indianerstamm der Sumu.

Der Evangelisationsarbeit unter den farbigen Christen des amerikanischen Westindiens sei nur im Vorübergehen gedacht. Die Zahl der amerikanischen Missionsarbeiter — es ist eine wahre Musterkarte von großen und kleinen Denominationen dort vertreten — in der Republik Cuba und auf Portorico hat in den letzten Jahren wieder beträchtlich zugenommen und damit auch die Seelenzahl der Farbigen, die sich zu den evangelischen Missionsgemeinden halten; besonders rasch war das Wachstum der baptistischen Missionsgemeinden.

Die Brüdergemeine konnte am 8. Dezember 1904 das 150jährige Bestehen ihrer Jamaika-Mission unter allgemeiner Anteilnahme begehen. In Kingston beteiligte sich an der Jubelfeier auch der anglikanische Erzbischof, der die Verdienste der Brüdermission in Jamaika, in warmen Worten anerkannte. Leider sind die wirtschaftlichen Nöte auf Jamaika und anderen westindischen Inseln noch immer nicht ganz behoben. Trockenheit und niedrige Preise der Bodenprodukte haben auf einigen Inseln eine ziemlich starke Auswanderung hervorgerufen.

Dänisch-Westindien erfreut sich, seitdem sich die Verkaufsverhandlungen mit den Vereinigten Staaten definitiv zerschlagen haben, einer besonders regen Fürsorge seitens des dänischen Volkes. Dies kommt natürlich indirekt auch der Mission zu Gute. Missionar Greider in St. Jan wurde gelegentlich der 150jährigen Jubelfeier des Bestehens der dortigen Mission von dem König durch Verleihung des Danebrog-Ordens ausgezeichnet. Da die Brüdergemeine neuerdings eine ziemlich starke Diaspora in der Dominikanischen Republik zählt, so ist seit vorigem Jahre dort ebenfalls ein Missionsposten begründet worden.

Der rasch niedergeschlagene Aufstand in Trinidad hat die Mission glücklicherweise nicht geschädigt. Eine besonders erfreuliche Entwickelung hat die Kanadische Presbyterianermission unter den auf Trinidad so stark vertretenen indischen Kulis genommen, auch die Zahl tüchtiger eingeborener Mitarbeiter hat sich gemehrt.

Südamerika. — Der wirtschaftliche Druck, unter dem infolge einer die Kakaopflanzungen heimsuchenden Krankheit die Kolonialbevölkerung von Suriname in den letzten Jahren litt, ist auch an der Mission der Brüdergemeine nicht spurlos vorübergegangen. Daneben hat Krankheitsnot vielfach hemmend auf die Missionsarbeit eingewirkt. Trotzdem ist in Paramaribo, sowie auf den Plantagen und in den Landbezirken die Missionsarbeit regelmäßig getan worden. Auch auf mehrfachen Reisen in das ungesunde Buschland seitens europäischer und eingeborener Missionare konnte eine Anzahl Eingeborener getauft werden. Doch bleiben diese periodischen Besuche immer nur ein Notbehelf. Aus der für Paramaribo geplanten chinesischen Mission ist nichts geworden, da der betreffende Katechist sich nicht dazu eignete. Dafür gedenkt die Brüdergemeine unter den aus Java eingeführten Kulis die Missionstätigkeit in Angriff zu nehmen; einstweilen erhält zu diesem Behufe ein Missionar in Holland die nötige sprachliche Vorbildung. Eine recht hoffnungsreiche Entwickelung hat die Mission der Brüdergemeine unter den indischen Kulis genommen. In einer von 26 Kindern besuchten Schule geben zwei indische Evangelisten Unterricht. Die Kuligemeinde zählt bereits 93 Seelen; im letzten Berichtjahre konnten allein 40 Erwachsene und 15 Kinder getauft werden.

Wie in früheren Jahren, so sind auch in der neuesten Zeit der anglikanischen Mission in Britisch-Guyana unter den Indianerstämmen der Kolonie reiche Erfolge beschert gewesen. Man kann jetzt mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß von den 20000 Seelen, die die Indianerbevölkerung Britisch-Guyanas umfaßt, nur noch verschwindend kleine Reste — und zwar sind dies

meist Stämme, die teilweise auf dem venezolanischen und brasilianischen Grenzgebiete hin und her wechseln — an dem Heidentum ihrer Väter festhalten. Aber gerade dem reichen Segen gegenüber, die die anglikanische Indianermission aufzuweisen hat, ist es doppelt bedauerlich, daß es der „Guyana Diözesan Kirchen-Gesellschaft“ an genügenden Kräften gebricht, um die jungen Christengemeinden auch gehörig pflegen zu können. Auch geht dadurch die äußerst günstige Gelegenheit verloren, von dem Gebiete der christianisierten Indianerstämme aus einen Vorstoß in die Indianerterritorien der benachbarten Staaten Venezuela und Brasilien zu unternehmen. Auch der in viel bescheidenerem Maßstabe betriebenen Indianermission der Plymouth-Brüder hat es in den letzten beiden Jahren nicht an Segensfrüchten gefehlt.

Verhältnismäßig reich ist die Ernte, die die Anglikaner unter den chinesischen Plantagenarbeitern eingeheimst haben, von denen über zwei Drittel — 4300 — der evangelischen Kirche angehören. Bei den indischen Kulis ist der Prozentsatz der Getauften bei weitem nicht so stark (vier Prozent), doch haben auch sie die Zahl 4000 bereits überschritten.

Ein Missionsproblem, das seiner endgiltigen Lösung noch harrt, ist die Missionierung der auf mindestens 1 Million geschätzten heidnischen Indianer innerhalb der Grenzen Brasiliens. Die verschiedenen kleinen Missionsunternehmungen, die evangelischerseits kurz vor der letzten Jahrhundertwende ins Leben gerufen worden waren, haben durch den Tod oder die Erkrankung ihrer Begründer, wohl auch infolge Mangels an genügender Unterstützung durch heimatliche Missionskreise ein vorzeitiges Ende gefunden. Auch die von seiten der Deutsch-Evangelischen Synode von Rio Grande do Sul unter die Bororo-Indianer entsandten zwei Zöglinge des Berliner Johannesstiftes haben ihre Station wieder aufgegeben, weil die Indianer von katholischer Seite gegen sie aufgehetzt worden waren.

Neuerdings haben die italienischen Salesianer, deren Orden im letzten Jahrzehnt überhaupt eine hervorragende Tätigkeit in Südamerika entfaltet, auch unter den Coroados-Indianern im Staate Matto Grosso mehrere Missionsposten begründet, wobei sie sich wesentlicher Unterstützungen seitens der Staatsbehörden zu erfreuen hatten. Ähnliche Unternehmungen seitens einheimischer brasilianischer Ordensgeistlicher haben bisher jämmerliches Fiasko gemacht. Zu den Salesianern haben wir allerdings das Zutrauen, daß sie solider arbeiten.

Nach den bisherigen Erfahrungen wird man allen kleinen Denominationen und besonders sogenannten Freimissionaren dringend abraten müssen, sich an der Lösung des schwierigen Problems einer Missionierung der Indianerstämme im zentralen Südamerika aktiv zu beteiligen. Es ist das eine Arbeit, die unseres Erachtens nur von einer großen, wohlfundierten und über ausreichende persönliche Kräfte verfügenden Missionsgesellschaft unternommen werden kann. Schade, daß die anglikanische „Südamerikanische Missionsgesellschaft“ zur Zeit noch zu sehr mit Missionsarbeitern und Geldmitteln kargen muß, sonst wäre sie, nach der vortrefflichen Pionierarbeit, die sie im letzten Jahrzehnt unter den Indianerstämmen des Chaco geleistet hat, zu urteilen, die geeignetste evangelische Missionskörperschaft, um vom Paraguay-Chaco aus all-

mählich ihre Wirksamkeit auf die Indianerstämme in Brasilien, Bolivia und Argentinien auszudehnen. Ein weiteres Eingehen auf die evangelische Chaco-Mission ist nicht nötig, da dieselbe in einem besonderen Artikel der „A. M.-Z.“ (06, 129) behandelt ist.

Doch möchten wir noch zweier anderer Indianermissionen der eben erwähnten Gesellschaft gedenken und zwar zunächst der Mission unter dem durch Intelligenz und eine gewisse persönliche Würde ausgezeichneten Volke der Araukaner im südlichen Chile. Die Regierung hat die 150000 Araukaner nach ihrer Unterwerfung auf bestimmten Reservationen angesiedelt, deren Grenzen freilich von chilenischen und fremden Ansiedlern nicht immer respektiert werden. Trotzdem daß unter den Araukanern seit längerer Zeit eine über zahlreiche Kräfte und starke staatliche Subventionen verfügende katholische Mission arbeitet, hat diese doch das Vertrauen des Volkes nicht gewinnen können. Die evangelische Mission ist bisher noch auf die beiden Stationen Maguehue (Quepe) und Cholchol beschränkt, auf deren ersterer eine Ackerbau- und Industrieschule für Jünglinge und ein Internat für Mädchen ist. Im ganzen sind auf beiden Stationen 177 junge Araukaner gesammelt. Maguehue zählt eine Christengemeinde von 27 erwachsenen Eingeborenen, darunter die beiden hervorragenden Häuptlinge Paillalef und Namunkura, welche den englischen Missionaren als wirksame Mitarbeiter zur Seite stehen. Auf Predigtreisen und durch heimkehrende Schüler wird das Evangelium in die Ansiedlungen der ackerbautreibenden Araukaner hineingetragen. Trügt nicht alles, so steht der evangelischen Araukanermission eine hoffnungsreiche Entwickelung bevor.

Im Feuerlande beschränkt sich die Missionsarbeit immer mehr darauf, am Sterbelager eines dahinschwindenden Volksstammes Samariterdienste zu tun. Die Yahgan, unter denen die Südamerikanische Missionsgesellschaft bisher hauptsächlich gearbeitet hat, sind auf 130 Seelen zusammengeschmolzen, von denen sich die Hälfte um die Station Tekenika auf der Holste-Insel gesammelt hat. Da die Station aber zu abgelegen ist und den Eingeborenen nicht genügende Arbeitsgelegenheit bietet, soll sie nach der Ostküste der Insel Navarin verlegt werden. Die Missionsstation Uschuwaja ist inzwischen eingegangen. Auch die andern beiden Stämme der Alakaluf (800 Seelen) und der Ona (600 Seelen) scheinen dem Untergange geweiht zu sein. Matrosen, Pelzjäger, Goldsucher, Züchtlinge — Uschuwaja ist Deportationsort geworden — und Viehzüchter führen einen erbarmungslosen Krieg gegen die eingeborne Bevölkerung. Es gehört mit zu den verborgenen Wegen Gottes, daß einer von so geheiligten Erinnerungen verklärten Mission, wie der Feuerländer, ein solch trauriger Ausgang beschieden ist.

Chronik.

Die studentische Missionsversammlung zu Nashville, der Hauptstadt von Tennessee, in den Vereinigten Staaten vom 28. Februar bis 4. März dieses Jahres war ein Ereignis von missionsgeschichtlicher Bedeutung.

Nach seiner Begründung im Jahre 1886 war es das fünfte Mal, daß das Student Volunteer Missionary Movement in Nordamerika und Kanada seine von 4 zu 4 Jahren sich wiederholende Konvention abhielt: 1891 in Cleveland, 1894 in Detroit, 1898 wieder in Cleveland, 1902 in Toronto — jedesmal mit steigender Beteiligung, der größten 1906 in Nashville, einer so großen, wie sie überhaupt noch niemals eine Missionsversammlung gehabt hat. Und die ganz überwiegende Majorität dieser Konferenz bestand aus „Studenten", d. h. nach dem amerikanischen Sprachgebrauch sowohl aus Studierenden der eigentlichen Universitäten und der Seminare, wie aus Schülern der Kolleges und überhaupt der nichtuniversitätlichen höheren Lehranstalten und zwar beiderlei Geschlechts. Außer den morgendlichen und abendlichen Hauptversammlungen in dem 5000 Personen fassenden Ryman-Auditorium mußten Nebenversammlungen veranstaltet werden, die auch noch von über 1000 Hörern besucht wurden. Es habe, schreibt der Redakteur des Miss. Rec. of the Unit. Free Church of Scotland, D. Robson, der der Versammlung als Deputierter seiner Kirche beiwohnte, das Herz aufs tiefste bewegt, wenn man von der Plattform in die gespannt aufmerksamen Angesichter dieser Tausende der ringsumsitzenden jungen Leute geblickt und darüber nachgedacht habe, was für Kräfte in Bewegung gesetzt werden könnten durch eine solche Menge jugendlicher Leben die sich dem Dienste Christi geweiht hatten.

Von 700 höheren Lehranstalten waren — außer 286 Professoren — 3060 allein als Delegierte anwesend, dazu 144 Missionare von 26 Missionsgebieten, 149 Abgeordnete von 95 Missionsvereinigungen, 44 Vertreter der Presse und 397 von auswärts gekommene Gäste, unter ihnen 8 Studenten aus China, Japan und Korea — ungerechnet die mehreren Tausend von nichtoffiziellen Besuchern. Meisterhaft wurden die Verhandlungen geleitet von dem Führer der ganzen Bewegung, Mr. Mott, dessen Ansprachen, wie immer, zu den zündendsten gehörten. Das Programm war reich und sehr vielseitig; neben Professoren, Missionsdirektoren, Sekretären des Stud. Vol. Movement und Studenten kamen auch Politiker, Kaufleute und Zeitungsredakteure zu Wort und — soweit mir die Berichte bereits zugegangen sind — mit gediegenen Ansprachen und Referaten. Besonders hervorgehoben werden die Reden des britischen Gesandten in Amerika, Sir Mortimer Durand, des Chefredakteurs des Toronto Globe, Mr. Macdonald, und des Direktor der Presbyterianer-Mission, Rob. Speer, die ich — wenigstens im Auszug — mitzuteilen gedenke. Namentlich das Referat des letzteren über „die Unzulänglichkeit der nichtchristlichen Religionen zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse der Welt" machte tiefen Eindruck. In besonderen Sektionen wurden des Nachmittags missionarische Spezialfragen behandelt, in den allgemeinen Abendversammlungen Berichte von den verschiedensten Missionsgebieten erstattet und für Frauen, Ärzte usw., wie für die auf der Konferenz vertretenen verschiedenen kirchlichen Denominationen besondere Sitzungen veranstaltet. Von den 400000 Mk. Betriebsunkosten, die für die Arbeit der nächsten 4 Jahre veranschlagt waren, wurden ohne jede Pression in Kurzem 365000 Mk. gezeichnet. Die Haltung der Konferenz war von Anfang bis zu *Ende würdevoll*, alle Beifallsbezeugungen unterblieben, ernster und freudiger

Gebetsgeist beherrschte alle Verhandlungen. Der über die bisherige Tätigkeit des Movement erstattete Bericht ist bereits in einem besonderen Schriftchen: The first two decades of the Student Vol. Movement erschienen, aus dem nur hervorgehoben sei, daß seit 1886 2953 volunteers (mit Einschluß der Frauen, wohl auch der verheirateten) in den Missionsdienst getreten seien, innerhalb der letzten 4 Jahre ca. 1000. Besonderer Fleiß ist auf die Einrichtung von Missions-Studienklassen verwendet worden, deren es jetzt 1049 gibt, in welchen auf Grund von zu diesem Zweck besonders verfaßten Textbüchern einheitliche Missionslehrkurse veranstaltet werden, an denen sich 12629 Schüler höherer Lehranstalten beteiligen. An der Yale-Universität ist ein besonderer Missionslehrstuhl errichtet worden, auf welchen der sehr rührige Educational Secretary of the Student Vol. Movement, der Verfasser verschiedener jener Textbücher und der Geography and Atlas of Prot. Miss., Harlan P. Beach, berufen worden ist. (Rec. of the Unit. Free Church 1906, 203).

Literaturbericht.

1) **Murray Mitchell:** „The great religions of India." Edinburg. 1905. S. 278. Bekanntlich veranstaltet die Duff Missionary Lectureship von 4 zu 4 Jahren in Edinburg und Glasgow Serien von Missionsvorlesungen, welche stiftungsgemäß veröffentlicht werden müssen. Wiederholt sind hervorragende Missionare die Vorleser gewesen, so das vorletzte Mal der seitdem heimgegangene James Stewart von Livingstonia (Dawn in the dark Continent or Africa and its missions cf. 1903, 489), das letzte Mal (1905) M. Mitchell, ein indischer Missionsveteran, der noch vor der Veröffentlichung seiner lectures im hohen Alter von 90 Jahren gestorben ist. Er war schon nicht mehr imstande, die Vorlesungen selbst zu halten und mußte das seinem Neffen (James Mitchell) übertragen, der auch die Buchausgabe besorgt hat. Aber ausgearbeitet hat sie der Greis noch selbst, sodaß die vorliegende Veröffentlichung durchaus seine eigene Leistung ist. Wie der Herausgeber mitteilt, hat M. M. schon in der frühesten Periode seines langjährigen Aufenthalts in Indien die dortigen Religionen zum Gegenstande seines Spezialstudiums gemacht, und man war bei seiner hohen Begabuug, seiner gediegenen wissenschaftlichen Bildung und seiner langen missionarischen Erfahrung berechtigt, etwas Ausgezeichnetes zu erwarten. Ich griff daher begierig nach dem Buch; denn namentlich der Hinduismus ist eine für uns Abendländer, trotz der großen über ihn bestehenden Literatur eine so schwer durchsichtige und unserem Denken so unkongeniale religiöse Erscheinung, daß man nicht aufhört zu wünschen mehr Licht über ihn zu erhalten. Aber ich muß ehrlich gestehen, meine diesbezüglichen Erwartungen sind nur mäßig erfüllt worden. „Philosophie (heißt es p. 71) durchdringt tief den Hinduismus und es ist hohe Zeit, daß ich mich ihr zuwende. Aber so etwas wie eine eingehende Diskussion über diesen Gegenstand muß ganz außerhalb dieser Vorlesungen bleiben; wollte ich sie

versuchen, sie würde Sie zu Tode ermüden. Alles was ich vornehmen kann ist, Umrisse von einem oder zwei Systemen der indischen Gedankenwelt zu geben." Gerade das erwartete ich aber, in diese uns so fremdartige Gedankenwelt in der Weise eingeführt zu werden, daß ich ihrem Verständnis wirklich näher kam. Was der Autor gegeben hat ist ja lehrreich und lichtvoll, aber es ist wesentlich Bekanntes, sowohl was die religionsgeschichtliche Entwickelung wie was die allgemeine religiöse Charakteristik des Hinduismus angeht, für Vorlesungen vor einem jugendlichen Auditorium gewiß sehr nützlich und besonders durch die zahlreichen Einflechtungen von eignen Erlebnissen, Illustrationen usw. instruktiv, aber nur im beschränkten Maße eine literarische Bereicherung unserer Kenntnis des Hinduismus. Doch ich bin wohl zu anspruchsvoll in meiner Erwartung gewesen; die Vorlesungen waren auf Studenten berechnet und der greise Lektor hat Recht: die subtilen Gedankengänge der Hindu-Theosophisten zu verfolgen, ist in ihrer Schwerfaßlichkeit leicht ermüdend. Kein anderes Religionssystem macht in dieser Beziehung solche Schwierigkeiten. Daher sind auch der „Zoroasterianismus", „Buddhismus", „Mohammedanismus" und „die Religionen der wilden Rassen" Gegenstände leichterer Behandlung. Bei dem Buddhismus wäre ein genaueres Eingehen auf den gegenwärtigen Zustand zu wünschen gewesen, in welchem er sich in den von ihm beherrschten Ländern befindet und der von dem ursprünglichen Wesen dieser in Europa so fälschlich idealisierten Religion so grundverschieden ist. Bei der geringen Anhängerzahl, die der Zoroasterianismus noch hat, ist die ihm zuteil gewordene Behandlung besonders dem Buddhismus gegenüber fast zu umfangreich. Über den Dschainismus und den Sikhismus ist das nötige kurz und klar gesagt, ebenso über den Animismus, nur daß hier z. B. die Kols und die so erfolgreiche Goßnersche Mission unter ihnen zu kurz gekommen bezw. ganz übergangen sind. Was über die neueren religiösen Bewegungen innerhalb des Hinduismus und Mohammedanismus bemerkt ist, ist zwar auch nicht unbekannt, aber lichtvoll, während der buddhistischen Sekten nur aphoristisch gedacht ist. — Das Buch ist leicht lesbar, so daß es auch deutschen Lesern keine Schwierigkeiten bereitet.

2) **Lutschewitz**: „Die religiösen Sekten in Nordchina mit besonderer Berücksichtigung der Sekten in Schantung. Ostasiatischer Lloyd. 1905. S. 56. In dem Artikel: „Gottsucher unter den Chinesen" (S. 38 ff.) hat Missionar Genähr den Lesern dieser Zeitschrift bereits einigen Einblick in das chinesische Sektenwesen gegeben, nach einer orientierenden Einleitung sich aber auf die eingehende Behandlung nur einer dieser Sekten, der Lung-Hwa-Sekte, beschränkt. Auch Missionar Lutschewitz (in Tsimo) gedenkt dieser wie der ihr verwandten Sien-Tien-Sekte verhältnismäßig ausführlich, und zwar unter Benutzung derselben Quelle wie Genähr: De Groot, Sectarianism and religious persecution in China, aber er zieht sich die Grenzen weiter, doch gibt er, obgleich er eine stattliche Reihe von Sekten nennt und charakterisiert, keine Gesamtübersicht über sie, selbst nicht über die nur von Nordchina; das chinesische Sektenwesen ist so ausgedehnt und eine Einsicht in dasselbe so erschwert, daß eine solche Übersicht zur Zeit wohl überhaupt noch nicht gegeben werden kann. — Abgesehen von dem ersten kaum etwas Neues bietenden

Teile der Broschüre über den Konfuzianismus und seine Intoleranz, den Buddhismus und Taoismus wie über die Gründe der Verfolgungen, denen beide ausgesetzt gewesen sind, und über die Entstehung der Sekten, werden die letzteren im 2. Teile in 4 Hauptkreise gruppiert: den buddhistischen, den taoistischen, den konfuzianischen und die Verzweigungen der „Weißen-Lotos-Sekte", eine Einteilung, die sich freilich nicht streng durchführen läßt. Wie mit den Religionen Chinas so ist es auch mit den Sekten: der religiöse Gehalt ihrer Lehren und Gebräuche ist sehr gemischter Natur; von Aberglauben überwuchert sind mehr oder weniger alle, die Stellung der Regierung gegen sie ist fast ausnahmslos eine unduldsame, aber eine scharfe Scheidung zwischen den rein religiösen Gemeinschaften und den geheimen Gesellschaften von halbreligiösem Charakter, die politische, ja revolutionäre Ziele verfolgen, läßt sich nicht durchgehends durchführen. Am sektenreichsten und religiös am gehaltvollsten ist der buddhistische Kreis, am abergläubischsten der taoistische, am revolutionärsten die Familie der „Weißen Lotos-Sekte." Jedenfalls ist es sehr instruktiv, einen Blick in dieses Sektengewirr zu tun; man lernt daraus wieder, wie schwer es ist, sich von dem religiösen Leben eines fremden Volkes, speziell dem der Chinesen, eine der Wirklichkeit entsprechende verständnisvolle Kenntnis zu verschaffen. Von den wunderlichen Namen, die sich die Sekten gegeben haben, seien der Kuriosität wegen, wenigstens einige aus dem buddhistischen und taoistischen Kreise angeführt: die vorhimmlische Religion; die Drachen-Blumen-Sekte; die Gemeinschaft der tugendsamen Leute; die Sekte des überströmenden Glücks; die Ein-Weihrauchstock-Gemeinschaft; die zur Klarheit erwachte Gemeinschaft; die Sekte der verwandelten Seele; die Lehre des reinen Glücks; die Sekte der acht Diagramme; die Religion der goldnen Pille; die Religion des Urprinzips; die Weiße Wolken-Sekte.

3) **Zange**: „Das Johannesevangelium oder Christentum und Griechentum, Evangelium und moderne Weltanschauung auf der Oberstufe höherer Lehranstalten." Gütersloh. 1905. 2 Mark. Diese eigenartige, aus der jahrzehntelangen Praxis eines erprobten Schulmannes und der Erfahrung eines gläubigen Christen herausgewachsene Behandlung des Johannesevangeliums vor den Schülern der Oberprima, die das sechste Heft seines „Leitfadens für den evangelischen Religionsunterricht" bildet, bringen wir dieses Ortes darum zur Anzeige, weil sie mit ihrer tiefgründenden Auslegung des „pneumatischen" Evangeliums in der Gestalt, wie es uns Johannes berichtet hat, in einer Weise Religionsvergleichung verbindet, die gerade den idealsten nichtchristlichen Religionsvertretern und -Anschauungen gegenüber die einzigartige Herrlichkeit der Person wie des Werkes Jesu Christi überzeugend ans Licht stellt. Speziell ist es die Beziehung auf das Griechentum, die der Verf. im Auge hat, und über die er in dem Schlußabschnitt: „Gesamt-Rückblick und Gewinn" unter Nr. III auf nur 8½ Seiten eine präzise und behaltliche Charakteristik gibt. Aber auch was er anhangsweise in prägnanter Kürze (S. 111 f.) über „die indischen Erlösungs-Religionen" sagt, trifft die Hauptpunkte. Diese Inbeziehung-Setzung der Schriftauslegung zur Vergleichung mit nichtchristlichen hochstehenden oder für hochstehend gehaltenen Religionen ist zeitgemäß gerade vor den Schülern der Oberstufe der höheren

Lehranstalten und daher der Vorgang des vorliegenden Leitfadens vorbildlich. Der reiche Inhalt desselben schließt sich nicht an eine fortlaufende Erklärung des Evangeliums, sondern er ist nach großen Gesichtspunkten gruppiert: Inhalt und Ziel des Ev.; die Auferstehung Jesu und ihre Bedeutung; was Jesus im Johannes-Evang. vom heil. Geist lehrt; dann vornehmlich in geschichtlicher Folge und in vielseitiger Beziehung Jesu Unterricht über seinen Tod. Den Schluß machen die letzten Worte Jesu (Kap. 17—19) und der schon erwähnte knappe resümierende Gesamt-Rückblick.

4) Die Februar-Nummer des zu Lovedale erscheinenden Monatsblattes Christian Express bringt in einer Großquart-Ausgabe von 72 Seiten ein von kundigster Hand (Dr. Roberts) geschriebenes: In memoriam Dr. James Stewart for forty years Principal of Lovedale, das in seinem ersten Teile eine prägnante Skizze des Lebens und Wirkens Stewarts enthält, die seine Bedeutung nicht bloß für Lovedale, sondern für die Mission Südafrikas überhaupt klar herausstellt, und im zweiten Teile alle die Sympathie-Bezeugungen und Nekrologe zusammenstellt, welche in Privatbriefen wie in der Presse über den Wert des Mannes in seltener Einmütigkeit sich ausgesprochen haben. Ein missionsgeschichtliches Dokument, das in dem Literatur-Bericht einer Allgem. Miss.-Zeitschrift besondere Erwähnung verdient.

Berichtigungen.

1) Bezüglich meiner Bemerkung S. 198 oben schreibt mir Herr Provinzial Acker, daß „seinerseits keine Gedächtnisirrung vorhanden war in bezug auf den Grund seines Schweigens in Berlin. Herr Missionsinspektor Haußleiter wird sich wohl noch erinnern, daß wir zusammen über diese Frage sprachen als wir uns zu dem Versammlungslokal begaben." — Auf meine Anfrage hat Herr Inspektor Haußleiter geantwortet: „Herr P. Acker hat Recht, wenn er sich auf ein Gespräch mit mir beruft, das wir vor Beginn der Sitzung auf dem Wandelgang mit einander führten. Es war kein dritter Teilnehmer dabei. Ob deshalb der Plural „Kollegen" in der Anmerkung auf S. 195 genau ist, weiß ich nicht. Was mich betrifft, so finde ich den Inhalt unseres Dialogs richtig gekennzeichnet." — Die Zuschrift des Herrn A. war reichlich lang und ging in katholische Dogmatik, Apologetik und Exegese zu weit ein, als daß ich sie hätte abdrucken können, zumal sie auch nichts wesentlich Neues brachte. Ich hätte eine ziemlich umständliche Entgegnung schreiben müssen, dazu fehlte in einer Missions-Zeitschrift der Raum und es war auch nicht abzusehen, daß die weitere Diskussion ein fruchtbares Ergebnis liefern würde. Warneck.

2) In der statistischen Tabelle S. 226 f. ist zu lesen in Spalte 10 Z. 2 und 3 statt 459 und 58: 2489 und 358. Und in Spalte 13 Gesamtsumme statt 22243: 13243

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die dänisch-hallesche Mission

in ihrer Bedeutung für die evangelische Missionsgeschichte.

Von Julius Richter.

Am 9. Juli werden es 200 Jahre, daß Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau auf der Rhede von Trankebar landeten. Ein bedeutungsvoller Gedenktag; denn die evangelische Kirche sieht in den Arbeiten jener Pfadfinder in Trankebar die Grundlagen des Heidenmissionswerkes, die sie heute noch festhält; und sie erkennt in den Antrieben, aus welchen damals die Missionstat herausgeboren wurde die Quellen und Kräfte, aus denen sich seither die Mission daheim und draußen genährt und verjüngt hat. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auch nur im engsten Rahmen einen Abriß der Geschichte der dänisch-halleschen Mission zu schreiben; es liegt darüber eine ausgedehnte Missionsliteratur vor. Auch in dieser Zeitschrift ist darüber wiederholt gehandelt worden.[1]) Es liegt uns vielmehr daran, die als eine große Episode abgeschlossen hinter uns liegende Geschichte der d.-h. Mission als ein Ganzes zu betrachten und das hervorzuheben, was an ihr für die evangelische Missionsgeschichte bedeutungsvoll ist.

---

1) Ferd. Fenger, Geschichte der Trankebarschen Mission, deutsch von Dr. Franke. Grimma 1845. Daneben vor allem die drei großen Biographien von Germann, Ziegenbalg und Plütschau, die Gründungsjahre der Trankebarschen Mission, Erlangen 1868; Joh. Phil. Frabricius, seine fünfzigjährige Wirksamkeit im Tamulenlande und das Missionsleben des 18. Jahrhunderts daheim und draußen, ebenda 1865; Missionar Christian Friedrich Schwartz, ebenda 1870. Plitt-Hardeland, Geschichte der lutherischen Mission I, 33—221. Zu dem diesjährigen Jubiläum verfaßt Pastor Raeder im Auftrag der Ostindischen Missionsanstalt eine zusammenhängende und abschließende Geschichte der d.-h. Mission; sie soll noch in diesem Jahr erscheinen. Von Aufsätzen in dieser Zeitschrift sei hingewiesen auf folgende: Bartholomäus Ziegenbalg als Bahnbrecher der lutherischen Mission 1883, 481, 529; 1900, Bbl. 49; Christian Friedr. Schwartz 1900 Bbl. 67; die Bedeutung A. H. Frankes und des Halleschen Waisenhauses für die evang. Heidenmission 1898, 241; der Ausgang der d.-h. Mission in Indien 1886, 345. Vgl. auch Evang. Missionen 1898, 121, 145, 181, 217, 278. Geschichten und Bilder a. d. Heidenmission Heft 16 u. 24 und die Jubiläumsnummer des Evang.-luth. Missionsblatts Nr. 11. Auch Handmann, die ev.-luth. Tamulenmission in der Zeit ihrer Neubegründnng. Leipzig 1903. Kap. 3.

I.

In der Heimat hat die d.-h. Mission neue Wege aufgezeigt, indem sie zum ersten Male eine heimatliche Missionsgemeinde sammelte und die Mission zu einer gemeinsamen Angelegenheit der gläubigen Christen machte. Es war bereits früher, in beträchtlichem Umfang von Holland aus in seinem indischen Inselbesitze, in kleinerem Maßstabe von den Engländern unter den nordamerikanischen Indianern Mission getrieben; im ersten Falle hatte sie sich gegründet auf die altprotestantische Anschauung, daß es die Pflicht der christlichen Obrigkeit sei, den heidnischen Untertanen der Kolonien das Christentum zu bringen, und auch im zweiten Falle stand die Mission in der Hauptsache unter dem Gesichtspunkte kolonialer Verpflichtung. Die Mission war von Holland aus als Staatsaufgabe betrieben; die zuständigen kirchlichen Behörden hatten wohl die Missionare gesucht und ordiniert; aber die Kolonialbehörden sandten sie aus, besoldeten und beaufsichtigten sie; die Mission war ein Departement der Kolonialverwaltung. Auch die d.-h. Mission ging zunächst von dieser Anschauung aus; seine christliche Regentenpflicht legte dem König Friedrich IV. von Dänemark den Gedanken nahe, in den überseeischen Besitzungen der dänischen Krone Mission zu treiben. Das in Kopenhagen 1714 eingesetzte Collegium de cursu evangelii promovendo war eine königliche Verwaltungsbehörde; die Mittel für die Mission floßen erst aus der königlichen Privatschatulle und später (seit 1711) aus den Einkünften der königlichen Postkasse. Die dänische Kirche hatte, außer einer vorübergehend eingesammelten Kirchenkollekte, mit der Mission nichts zu tun; in ihr hatte sie keinen Boden, und es entwickelte sich auch kein heimatliches Missionsleben. Das Missionsinteresse blieb in Dänemark auf die Hofkreise beschränkt. Deshalb scheiterten auch die zweimal gemachten Versuche, in Kopenhagen ein Seminar zur Ausbildung dänischer Missionare zu gründen, und auch der Versuch des Königs Christian IV., in Verbindung mit dem von ihm gegründeten Studentenkonvikte Regentzianum eine Inspektion für Missionskandidaten einzurichten, mißglückte. Die Mission war nicht volkstümlich.

Anders in Deutschland. Nachdem der dänische Hofprediger Dr. Lütkens die ersten Missionare durch Vermittlung der Berliner Pietisten erhalten hatte, liefen bald die Fäden, die von Kopenhagen nach Deutschland hinübergesponnen wurden, in A. H. Franckes

Händen und in dem von ihm begründeten Halleschen Waisenhause zusammen. A. H. Francke, der durch die tatkräftige Grundrichtung seines Christentums, durch seine Beziehungen zu Leibniz und durch seine Bestrebungen zur Belebung der orientalischen Kirchen der Mission innerlichst nahe stand, ergriff diese Verbindung mit der dänischen Kolonialmission mit Freuden, und da er neben und nach Spener das anerkannte Haupt der pietistischen Richtung in Norddeutschland war, prägte er den sich um ihn scharenden Kreisen die Missionsliebe ein und sammelte sie um die Trankebarsche Mission. Das in Kleinstaaterei zerrissene Deutschland hatte keinen Kolonialbesitz. Es mußte an die Stelle der altprotestantischen dogmatischen Begründung eine neue, tiefere Fundamentierung der Mission als allgemeine Christenpflicht aus dem Wesen und dem Universalismus des Christentums treten. Da in Deutschland keine Kolonialbehörde und keine kirchliche Instanz als Sendungsorgan vorhanden war, wurde die Mitarbeit an der Mission eine Tat freier, selbstloser Liebe, die sich vertrauensvoll an A. H. Francke und über seinen Tod hinaus an die Francke'schen Stiftungen anschloß und ihre Gaben dorthin sandte. Zu einer gesellschaftlichen Organisation ist es in diesen Halleschen Missionskreisen nicht gekommen; die Missionsliebe blieb formlos, im freien Flusse. Aber die Grundlagen, aus welchen sich das heimatliche Missionsleben des 19. Jahrhunderts entfalten sollte, waren gegeben: Missionsfreunde, welche die tätige Teilnahme an der Mission als notwendigen Bestandteil ihrer Christenpflicht erkannt hatten; ein lebendiger Mittelpunkt in Halle, A. H. Francke und seine Nachfolger, zu denen diese Missionsfreunde als zu ihren geistlichen Vätern und Führern aufschauten; und eine regelmäßige Verbindung zwischen der Zentralstelle und den zerstreuten Missionsfreunden durch gedruckte Missionsberichte. A. H. Francke und seine Nachfolger riefen ihre Freunde immer wieder zur Fürbitte für die Missionare und ihr Werk auf, wurden nicht müde, um Gaben für das Missionswerk zu bitten, und veröffentlichen in der seit 1710 unter mehrfach veränderten Titeln bis 1880 fortgesetzten ersten periodischen Missionsschrift fortlaufend die von dem Missionsfelde einlaufenden Berichte, um dadurch das Feuer der Missionsliebe zu unterhalten. Diese in der Stille sich bildende Missionsgemeinde war in besonderem Sinn eine ecclesiola in eccelsia, wie denn auch die pietistischen ecclesiolae hin und her im Lande ihre Stützpunkte waren; die Kirchenregierungen

standen ihr, wenige Ausnahmen abgerechnet, verständnislos gegenüber. Die lutherische Orthodoxie befehdete anfänglich die aus den Pietistenkreisen kommende Missionssache heftig und verhielt sich auch später kühl ablehnend; in den in wohlerzogener Kirchlichkeit erhaltenen Gemeinden ist sie — von der Brüdergemeinde abgesehen — nicht festgewurzelt. Um so wurzelechter war das Missionsleben in den pietistischen Kreisen; zwei Beweise dafür sind besonders erfreulich: was sich in Dänemark nicht finden wollte: ein geeignetes Personal von Missionaren, das stellten diese deutschen Pietistenkreise in hervorragender Qualität. Auch in Halle war kein Missionsseminar. Die Liebesarbeit an den Waisen und Armen, die gesunde, zur Liebestat drängende Atmosphäre der Franckeschen Stiftungen und der tiefgreifende, persönliche Eindruck und Einfluß Franckes ersetzten das. Solange nach Trankebar Missionare ausgesandt wurden, welche geistliche Schüler Franckes waren, finden wir dort ausgezeichnete Männer, die der evanglischen Mission zur Zierde gereichen. Und in diesen Halleschen Kreisen sind die ersten wirklichen Missionslieder entstanden, vor allem Bogatzkys köstliches: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen", „das den Missions- und Reformationsgedanken Franckes einen poetisch-klassischen Ausdruck gab" (Warneck, Abriß [8], 57).

Es war eine freundliche Fügung der Vorsehung, daß sich schon früh durch Franckes Freunde, den Hofprediger Boehme und den Staatsmann Ludolf, Verbindungen mit England anknüpften. Allerdings waren die Missionskreise in diesem Lande damals noch eng begrenzt. Auch für die Trankebarsche Mission ist das Interesse über die Londoner Hofkreise und die bereits seit 1698 bestehende „christliche Erkenntnis-Gesellschaft" kaum hinausgegangen. Aber einerseits war es für diese Kreise, welche nach einer vorübergehenden Begeisterung für Eliots Indianermission die lebendige Verbindung mit dem Missionswerke, fast verloren hatten. von Bedeutung, daß sie durch Vermittlung Frankes an der Trankebarschen Mission beteiligt wurden; andererseits war es für die letztere, sobald sie über den engen Rahmen der dänischen Kolonie hinauswuchs, wichtig, daß sie bei ihrer Arbeit in den englischen Besitzungen in England Unterstützung fand. Und es war providentuell, daß so fast von dem Anfang der d.-h. Mission lebendige Beziehungen zu dem Volke bestanden, das ein Jahrhundert später einen großen Teil ihres Werkes übernehmen und fortführen sollte.

Das heimatliche Hinterland der d.-h. Mission erstreckte sich

mithin über drei Länder Dänemark, Deutschland und England. Aber in Dänemark war es so wenig wurzelhaft, daß die Trankebar-sche Mission, auf die Hofkreise allein angewiesen, wahrscheinlich schon im 2. Jahrzehnt wieder eingegangen wäre. In England war die Teilnahme auch für die „englischen" Stationen doch nur so mangelhaft, daß die Missionare hätten verhungern können, wenn sie weiter nichts erhalten hätten, als die schmalen Gehälter der SPCK. Rückgrat und Halt der Mission war Halle. In den damit verbundenen Kreisen war das Missionsinteresse am geistlich lebendigsten, am opferfreudigsten und am dauerhaftesten. Der Hallesche Pietismus ist das Saatbeet der deutsch-evangelischen Heidenmission geworden. Und es war providentiell, daß so fast von dem Anfang der D. h. Mission lebendige Beziehungen zu dem Volke bestanden, das ein Jahrhundert später einen großen Teil ihres Werkes übernehmen und fortführen sollte.

II.

Haftet in der Heimat der Blick an A. H. Francke als dem eigentlichen Schöpfer des hinter der d.-h. Mission stehenden Missionslebens, so ziehen an der Arbeit draußen in erster Linie die Missionare unsere Aufmerksamkeit an. Es ist nicht zufällig, daß Germann seine umfassenden Arbeiten über diese Mission in drei großen Biographien zusammengefaßt hat; die hervorragenden Missionare sind in der Tat ihre bemerkenswerteste Zierde. Wir erwähnten schon, daß weder in Kopenhagen noch in Halle ein Missionsseminar bestand; einige Missionare wurden von Kopenhagen ausgesandt; weitaus die meisten aber wurden von Halle gesucht und vorgeschlagen. Mit nur drei der späteren Zeit des Niedergangs angehörenden Ausnahmen wurden nur Theologen mit der vollen Qualifikation für den heimatlichen Kirchendienst gesandt. Das erleichterte die Position der pietistischen Missionsfreunde gegenüber den Angriffen der Orthodoxie, deren Hauptargument gegen die Trankebarsche Mission das Fehlen einer kanonischen Vokation bei den Missionaren war; es war auch günstig bei der schwierigen Stellung der Missionare zu den kolonialen Behörden in Indien und angesichts der speziellen Missionsauf-aufgabe an dem hochkultivierten Tamulenvolke. Aber diese Beschränkung auf Theologen mit abgeschlossener Vorbildung hatte doch auch Nachteile, und diese machten sich bald störend geltend. Nicht nur, daß die Versuche der Dänen und Engländer, Missionare ihrer Nationalität

und kirchlichen Färbung auszusenden, viel peinliche Korrespondenz veranlaßten. Soweit die Direktoren des Waisenhauses in diesem Amte oder als Theologieprofessoren auf den theologischen Nachwuchs einen tiefgehenden Einfluß ausübten und unter ihm eine bis in das Heiligtum des Betkämmerleins reichende, ausgedehnte Bekanntschaft hatten, konnten sie tüchtige vollqualifizierte Männer vorschlagen. Selbst da aber brauchte es oft viel Suchens und Schreibens, bis man geeignete Leute fand. Je länger je mehr versagte aber diese Quelle des Bekannten- und Schülerkreises, und nun mußte man oft zugreifen, wo man junge Theologen fand, die willig waren, sich aussenden zu lassen. Dabei kamen aus Mangel an genauer Bekanntschaft mit dem Werdegange und dem Charakter der Kandidaten schwere Mißgriffe vor; es wurden auch manche schwach begabte oder ganz unqualifizierte Männer hinausgesandt, die draußen viel Not machten. Vor allem aber mußte dies so zusammengeführte Missionspersonal erst in der Arbeit versuchen, sich miteinander einzuleben, eine bei dem Fehlen eines gemeinsamen Frömmigkeitstypus und des Korpsgeistes bisweilen schwierige und nur unvollkommen gelöste Aufgabe. In dieser Richtung ist deshalb die neuere deutsche Mission dem Vorbild der d.-h. meist nicht gefolgt. Aber allerdings führte dieser Sendungsmodus der Mission eine nicht unbeträchtliche Anzahl hervorragend tüchtiger Männer zu, von denen einige zu den bedeutendsten deutschen Missionaren gerechnet zu werden verdienen.

Ziegenbalg, der Pfadfinder, war bei zartem Körper ein Feuergeist, leicht aufbrausend zum Zorn, aber noch häufiger brennend in heiligem Eifer, ein echter Pietist in dem verzehrenden Verlangen, Seelen zu retten, dabei ein Mann mit weitem Gesichtskreis und wissenschaftlichen Interessen. Walther (1725—1739) überragte seine Kollegen an Gründlichkeit und Umfang der Bildung, wohl auch an Gegründetheit in lutherischer Rechtgläubigkeit, er war ein sorgfältiger Kenner der tamulischen Sprache und Grammatik. Sein gleich tüchtiger Mitarbeiter Pressier (1725—1738) machte sich besonders um die Heidenpredigt und die Ausbildung der Katechisten verdient, er führte mit Walther die Glanzzeit der Mission in und um Trankebar herauf. Joh. Phil. Fabricius (1740—1791) war eine zarte, tiefinnerliche Natur voll wurzelechter Frömmigkeit; wie ein demütiger, treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse „durchkroch er den Grundtext der Bibel immer wieder als ein armer Sünder und Bettler und

erwog, wie jedes Wort am bequemsten zu geben sei;“ er hat denn aber auch eine noch heute von den lutherischen Gemeinden in Ehren gehaltene Bibelübersetzung geschaffen. Daneben hat er zahlreiche geistliche Lieder gedichtet von solcher Innigkeit, daß er darin nach dem Urteil des sprachkundigen Gundert von keinem andern Missionsdichter erreicht ist. Sie alle überragte um Hauptes länge der „Königspriester“ Christian Friedrich Schwartz (1750—1798). Zwar war er von Hause aus keineswegs glänzend begabt; er ist auch in seiner Missionsarbeit in der Hauptsache keine neuen Wege gegangen. Aber der jüngere Francke, der ihn aussandte, hatte recht gesehen; was ihn auszeichnete, war die „eigentümliche Munterkeit und hervorstechende Reinheit seines Wesens“. Während andere Missionare leicht im Laufe der Jahre durch den zehrenden Einfluß des sie umgebenden natürlichen und vielleicht mehr noch des geistlichen und sittlichen Klimas Schaden leiden, schien ihn jede neue Aufgabe nur mit neuer „Munterkeit“ zu erfüllen und ihm zu innerem Fortschritt zu verhelfen; er wuchs zusehends mit seinen größeren Zielen. Und dabei waren die „Reinheit“ seines Herzens, seine Unzugänglichkeit für Schmeicheleien, seine Unbestechlichkeit, seine schlichte, einfache Treue, seine offene Geradheit im Verkehr mit Hoch und Niedrig so offenkundig, daß er sich wie kaum je wieder ein Missionar in Indien des allgemeinsten Vertrauens erfreute. Daß unter der verhältnismäßig kleinen Zahl der d.-h. Missionare so viele hervorragende Männer waren, hat dieser Mission Ansehen verschafft. Die wieder und wieder erzählten Lebensgeschichten dieser Männer haben eine werbende Kraft für die Mission besessen und haben dem Stande eines Missionars in der Christenheit Achtung und Ehre gebracht. Auch die Mission unseres Jahrhunderts hat von diesem Kapital gezehrt.

III.

Nachdem man in Kopenhagen anfänglich beabsichtigt hatte, die Missionare nach den dänischen Inseln in Westindien oder nach den Faktoreien an der Guinea-Küste hinauszusenden, wurde ihnen als ihr Arbeitsfeld die kleine dänische Kolonie Trankebar angewiesen. Damit wurde die d.-h. Mission nach Indien, speziell dem Tamulen-Lande geführt. Es ist ein Gewinn für sie gewesen, daß sie sich auf diese eine Sprache und dieses Volkstum beschränkt hat. Der vorübergehende Missionsversuch auf den damals dänischen Nikobaren-Inseln und die wenig erfolgreichen Missionsanfänge in Bengalen

haben glücklicherweise die ohnehin kleine Missionskraft nicht zersplittert. Nur langsam hat sich die Mission über Trankebar hinaus ausgedehnt; die englischen und holländischen Besitzungen und die kleinen, im Tamulen-Lande zerstreuten Garnisonen waren die Anknüpfungs- und Stützpunkte. Nach unserem heutigen Maßstab hatte die Mission selbst in ihrer Blütezeit keinen großen Umfang; sie zählte nur fünf Hauptstationen (Trankebar, Madras, Kuddelur, Tritschinapalli und Tandschaur); daneben waren einige Plätze zeitweilig besetzt und andere wurden als Außenstationen gelegentlich besucht und von Katecheten bedient. Eine Missionsarbeit ohne Anlehnung an die europäische Kolonisation war damals noch in Indien kaum möglich. Daß diese Anlehnung, sobald die Missionare tastend ihre Schritte über die kleine dänische Kolonie hinaussetzten, hauptsächlich an die englischen Besitzungen stattfand, war in der politischen Lage des Tamulen-Landes gegeben; es war aber auch providentiell; dadurch wurde gleich von Anfang die evangelische Mission in Indien hineinverwoben in das eben damals aufstrebende anglo-indische Kolonialreich, das im 19. Jahrhundert in Indien den Rahmen für die sich großartig entfaltende protestantische Mission bilden sollte.

Übrigens war die politische Konstellation fast während des ganzen 18. Jahrhunderts der Mission ungünstig; das Tamulen-Land war zerrissen von dem kriegerischen Wettbewerb der englischen und französischen Kolonialmacht, von den unerquicklichen Verwickelungen der in beständiger Feindschaft lebenden einheimischen Reiche und von der Beute- und Eroberungslust der durch Verrat und Treubruch emporgekommenen Herrscher Haider Ali und Tippu Sahib von Maisur. Selbst die Stützpunkte der europäischen Kolonisation, wie Madras, Kuddelur, Pondischerry wurden abwechselnd belagert, erobert und zurückgewonnen. Das Friedenswerk der Mission konnte in diesen beständigen Kriegsstürmen nur schlecht gedeihen; und es war eine besondere Gnade, daß ihr eigentliches Heim in Indien, Trankebar, wie eine Friedensinsel in der Hauptsache mit diesen Kriegsnöten unverworren blieb. So hinderlich in Madras und Kuddelur sich den Missionaren die politische Unsicherheit geltend machte, so sollten doch auch gerade diese kriegerischen Verwirrungen der Mission Türen aufschließen, an die sie sonst vergeblich geklopft hätte: Nach Tritschinapalli und Tandschaur, nach Madura und Tinevelly, selbst nach Welur und Pulikat wurde die Mission durch die Kriege und die politischen Wirren geführt.

IV.

Auf diesem Felde und unter diesen schwierigen politischen Verhältnissen hat die d.-h. Mission gearbeitet. Es war ein Mangel, daß eine eigentliche, zielbewußte Missionsleitung nicht vorhanden war. Zwar über die Arbeit in dem dänischen Trankebar übte das Kopenhagener Kollegium eine oft bis ins Kleinliche gehende Aufsicht. Eine Zeitlang, als Wendt ihr Sekretär war (1714—1719), vertrat diese Behörde auch ein bestimmtes Programm und versuchte den Missionsbetrieb danach zu gestalten; allein dabei jagte sie in phantastischer Weise einem vermeintlich „apostolischen Missionsideale" vollkommener Armut der Missionare nach, eines Verzichts auf den Bau von Kirchen, Schulen und Missionshäusern und einer einseitigen Beschränkung auf die Heiden- und Reisepredigt; der Versuch, diese Ideen mit Gewalt in Trankebar durchzuführen, kostete Ziegenbalg und Gründler das Leben. Seither hat sich das Kollegium mit Einmischungen in die Interna der Mission zurückgehalten. Auf die außerhalb Trankebars liegenden Stationen und Missionsposten hat sich die Aufsicht und Leitung des dänischen Kollegiums nie erstreckt. Die englische SPCK, der die englischen Stationen dem Namen nach unterstanden, hat nur einmal in Madras versucht, ihren kirchlichen Standpunkt geltend zu machen; sie beschränkte sich in der Hauptsache darauf, die kärglichen Gehälter der ihr angeschlossenen Missionare aufzubringen. A. H. Francke und seine Nachfolger erhielten zwar durch einen lebhaften und sehr eingehenden Briefwechsel die Verbindung mit den Missionaren aufrecht und berieten sie in allen Schwierigkeiten und Nöten mit viel väterlicher Weisheit und missionarischer Einsicht. Aber sie waren doch nicht die Vorgesetzten der Missionare, und volles Verständnis für ihre missionarische Aufgabe bewiesen sie auch nicht in allen Fällen. So waren die Missionare in der Hauptsache darauf angewiesen, sich selbst ihren Weg zu suchen und ihre Arbeitsweise auszugestalten. An der nahen holländischen Kolonialmission auf Ceylon, welche sie übrigens erst relativ spät (1760) aus eigener Anschauung kennen lernten, an der römischen Mission, mit deren Vertretern sie von Anfang an in heftigem Gegensatze standen, hatten sie kein einladendes Vorbild.

Trotz dieses Mangels einer zielbewußten heimatlichen Leitung, trotz der schlechten Vorbilder in Indien und Ceylon, trotz des jugendlichen Alters der Pfadfinder war ihre Missionspraxis von Anfang an in der Hauptsache gesund; den Heiden wurde fleißig

das Wort Gottes gepredigt; die Taufkandidaten wurden überaus sorgfältig vorbereitet; man legte Wert darauf, so bald als möglich Gotteshäuser zu bauen und diese auch als Baulichkeiten ansehnlich zu machen (besonders die Neue Jerusalems-Kirche in Trankebar 1718 ist bis heute ein schönes Denkmal aus dieser alten Missionszeit). Die Gottesdienste wurden reich ausgestaltet. Auch in Nebengottesdiensten wurde Sonntags und Wochentags das Wort fleißig verkündigt, teils in Predigtform, mit Vorliebe jedoch katechetisch. Auf die Erlernung der für die Missionsarbeit wichtigsten Sprachen, des Tamulischen und Portugiesischen, wurde viel Fleiß verwendet; in beiden Sprachen wurde baldmöglichst die Bibel im Druck hergestellt und besonders an die Bibelübersetzung in der tamulischen Sprache viel Fleiß gesetzt; auch für Gesangbuch und Katechismus und eine zwar beschränkte, aber gut ausgewählte und gut übersetzte kirchliche Literatur in tamulischer Sprache wurde früh gesorgt. In der Seelsorge an den Gemeindegliedern waren besonders die großen älteren Missionare sehr treu. Auf allen Hauptstationen und auf einigen Außendörfern wurden so bald als möglich Schulen eingerichtet; die auf den Hauptstationen waren mit Kostschulen für Knaben und Mädchen verbunden, in welchen die Kinder unentgeltlich verpflegt und erzogen wurden. Die Katecheten und Lehrer erzogen sich die Missionare nach ihrem Bedürfnis; ein Lehrerseminar (nach unsern Begriffen) existierte nicht; doch hatte z. B. Ziegenbalg 1716 acht junge Leute, Schwartz zu Zeiten zehn Jünglinge zugleich in Vorbereitung zum Katecheten-Amte, und man nannte diese Kurse auch wohl „Gehilfenseminare". Die bewährtesten unter den Katecheten ordinierte man nach sorgfältiger Vorbereitung, behielt sie aber auch dann unter steter Aufsicht. Als Schullehrer benutzte man Europäer und Eingeborene oft in kümmerlicher Weise. Der Unterricht war auf die Elementarfächer und auf die tamulische (resp. portugiesische) Sprache beschränkt. Der Religionsunterricht stand weitaus als das Hauptfach im Vordergrunde; vielfach erteilten ihn die Missionare selbst. Auch für das irdische Fortkommen der Christen sorgte man nach Kräften; kleine Industrien (Mattenflechten, Strumpfwirken, Papiermühle und dergl) wurden frühzeitig eingerichtet; besonders sah man es als selbstverständlich an, daß die Kolonialobrigkeit die evangelischen Christen bei den Anstellungen in ihrem Dienst bevorzugen müsse. Das war ein zwar einfacher und nach den heu-

tigen Anschauungen unentwickelter Missionsbetrieb; aber es lag ihm viel geistliches Verständnis der Missionsaufgabe zugrunde. Sowohl im Gegensatze zu der viel umstrittenen und sehr anfechtbaren jesuitischen Missionsmethode wie im Vergleich mit der Praxis des holländischen Kolonialgeistlichen auf Ceylon bezeichnet dieser neue missionsmethodische Anfang einen glücklichen Fortschritt. In der Weiterentwicklung dieser gesunden Bahnen hat in der Hauptsache die evangelische Mission bis heute gearbeitet. Das ist neben der Sammlung einer heimatlichen Missionsgemeinde und den einzelnen großen Missionaren das dritte Bedeutungsvolle an der d.-h. Mission; ein Grund, warum die Wiederversenkung in jene Tage des Anfangs für die Missionsleute von heute so erquicklich und lehrreich ist. Unmittelbar wertvoll für die heutige Mission sind neben einigen schönen und soliden Bauten, vor allem der Jerusalemkirche in Trankebar, hauptsächlich die literarischen Arbeiten, zumal des Joh. Phil. Fabricius; seine Bibelübersetzung und seine Kirchenlieder sind noch heute ein Schatz der lutherischen Gemeinden im Tamulen-Lande.

Dabei finden sich auch schon Ansätze einer weitergehenden missionsmethodischen Entwicklung: Chr. Fr. Schwartz ging mit Verständnis auf den Plan des Tandschaurer Residenten Sulivan ein, der durch gehobene Schulen in jedem der großen Bezirke des Tamulen-Landes, sogen. Provinzialschulen, die Kenntnis der englischen Sprache einbürgern wollte. Schwartz half selbst mit, drei solcher Schulen ins Leben zu rufen — die Vorläufer der neueren Schulmission. Auch mit ärztlicher Mission wurde ein Anfang gemacht; befanden sich doch unter den im ganzen ausgesandten 58 Missionaren bereits fünf Missionsärzte, die in Trankebar an den Missionarsfamilien und an den tamulischen Christen im Segen gearbeitet haben, — der bescheidene Anfang der neueren ärztlichen Mission.

Allerdings fehlt es auch nicht an methodischen Mißgriffen. So war die von Ziegenbalg gewünschte Einsetzung eines gemischten „Konsistoriums“ (1717) mit dem dänischen Kommandanten an der Spitze ein wenig geeignetes Mittel, um die Kirchenzucht in der gesammelten Christengemeinde durchzuführen. Auch der Versuch Ziegenbalgs, die heidnischen Götzen vor einer Pagode kurzer Hand zu zerschlagen, „um den armen Leuten zu zeigen, daß es solche ohnmächtige und nichtige Götzen wären“, ist glücklicherweise nicht wiederholt worden.

V.

Bei dem Mangel zuverlässiger Statistik ist es nicht möglich, den Missionserfolg der d.-h. Mission zahlenmäßig einwandfrei festzustellen.[1]) Man wird die Gesamtzahl der Christen in der Blütezeit unter Schwartz auf etwa 20000, um die Jahrhundertwende auf 15000 veranschlagen müssen; bis 1825 war allerdings — aus nachher darzulegenden Gründen — die Zahl auf wenig mehr als 10000 zusammengeschmolzen. Das ist kein glänzendes Ergebnis, vergleichen wir es mit dem Bestande so mancher südindischen und nordindischen Mission schon um 1850 oder gar heute. Nicht die zahlenmäßige Fruchtbarkeit ist der Ruhm dieser Mission. Wir haben es in der d.-h. Mission nur mit Missionsanfängen zu tun. Trotzdem sind diese nicht gerade imponierenden Gemeinden über ihre relative Kleinheit hinaus bedeutungsvoll. In den Anfangsjahren lag den Missionaren die Versuchung nahe, ihre Gemeinden vorwiegend aus den durch die portugiesische Sprache und ihre Europäisierung leichter zugänglichen Mischlingen (den „Portugiesen") zu sammeln; noch 1825 war die portugiesische Gemeinde mit 132 Personen fast so stark wie die tamulische mit 147 Personen. Es war für die Einwurzelung des Christentums wichtig, daß der Schwerpunkt bald entschieden in

1) Wir geben nur einige sichere Zahlenangaben. Bei Ziegenbalgs Tode 1719 bestand in und um Trankebar eine Gemeinde von 250 Seelen. Bis zu Walthers Abgang 1739 war die tamulische Stadtgemeinde auf 1021, die portugiesische auf 299 angewachsen, und dazu kamen noch in den Landgemeinden 2446 Christen, also insgesamt 3766 Seelen. Nach Ausweis der Kirchenbücher waren in dem Jahrhundert von 1707—1806 getauft in der Gesamtgemeinde Trankebar-Poreiar nebst den zugehörigen Landdistrikten 20014, in Tandschaur 3000, in Tritschinapalli 2463, in Tinevelly 4518, in Kuddelur 2104, in Madras 4465, insgesamt 36564. Darunter sind die Taufen christlicher Kinder eingerechnet. Aber wir wissen nicht, wieviele davon 1806 noch gelebt haben. Nach einer wahrscheinlich zuverlässigen Angabe (Ev. Miss.-Mag. 1817, 46) gehörten 1812 zur Gemeinde Madras 383, zu Tritschinapalli 478 Seelen. Zu Trankebar gehörten 1834, als die Landgemeinden abgezweigt und zu Tandschaur gelegt waren, nur noch 1400, zu Tandschaur im gleichen Jahre etwa 7000 Seelen. In Tinevelly fand der englische Kaplan Hough 1816 etwa 3100 Christen vor. Als die SPCK die sog. „englischen" Stationen — in der Hauptsache die ganze d.-h. Mission außer dem Trankebarer Gebiete — 1825 an die SPG abgab, zählte man in Verbindung mit ihnen 8552 Christen, 68 Katecheten, 72 Lehrer und 1322 Schüler. Dazu die etwa 1400 Christen auf dem Trankebarer Gebiet gerechnet, ergibt im Jahre 1825 eine Gesamtzahl der Christen von 10000.

die tamulische Gemeinde gelegt wurde und dagegen die portugiesische mehr und mehr zurücktrat. In dieser tamulischen Gemeinde wiederum war es von Wert, daß während des ganzen 18. Jahrhunderts nicht die Paria, sondern die sozial und an Kastenrang etwas höherstehenden niedern Sudrakasten sich ihr anschlossen. Von den 250 bis 1725 in der tamulischen Gemeinde Getauften waren fast 150 Sudra, und die beigesetzten näheren Kastenbezeichnungen ergeben, daß eine ganze Reihe sogar höheren Sudraabteilungen zuzuzählen sind (Germann, Ziegenbalg 284). Chr. Fr. Schwartz bemerkt gelegentlich, daß zu seiner Zeit 2/3 der lutherischen Gemeinden aus Sudra bestehen. Es ist auf diese Zeit der gesunden Anfänge zurückzuführen, daß noch heute die alten Gemeinden in Tandschaur, Tritschinapalli, Trankebar und Madras vorwiegend Sudra-Gemeinden sind. Das soziale Niveau der Christengemeinden im Tamulen-Lande ist seither hinabgeglitten.

Vor allem hat die d.-h. Mission bereits einige Quellen angeschlagen, die sich für den Zuwachs als besonders ergiebig erwiesen haben. So setzte schon Schwartz große Hoffnungen auf die Mission in Tinevelly, und Jaenick (1791—1800) urteilte: „Es ist aller Grund zu hoffen, daß in Tinevelly in späterer Zeit das Christentum die vorherrschende Religon wird," eine Hoffnung, die sich später, aber nicht durch die dänisch-hallesche Mission, zu erfüllen begann.

VI.

Es gehört zu den bedauerlichsten und wehmütigsten Erfahrungen der Missionsgeschichte, daß diese so hoffnungsvolle Mission verdorrt ist wie ein Baum, der keine Lebenskraft mehr hat. Die Gründe dieses Verfalls liegen dabei so offensichtlich zutage, daß man geradezu die Augen verschließen muß, will man sie nicht sehen und daraus die Schlüsse auch für die heutige kirchliche Lage ziehen. Der Pietismus war in der Heimat die Wurzel und Kraft der Missionsliebe gewesen; diese zur Liebestat drängende Verinnerlichung des Luthertums hatte die Arbeiter geworben und geistlich ausgerüstet und hatte um sie eine Schar von gläubigen Betern und opferwilligen Gebern gesammelt. Diese pietistische Bewegung wurde nun in der Heimat abgelöst durch den Rationalismus. Und während der Herrnhuter Pietismus einen Schutz gegen die seichten Wasser der neuen Richtung hatte, wurde gerade Halle die Hochburg des Rationalismus.

Mit dieser nüchternen Verständigkeit, welche an alle Mysterien des Christentums und des geistlichen Lebens die kurze Elle ihres beschränkten Menschenverstandes anlegte, erlahmte die Missionsbegeisterung. Es steht schlimm um eine Missionsleitung, wenn ihr Sekretär H. Wadum schreiben konnte: „Katholiken und Juden, die zu uns übertreten, tun diesen Schritt gewiß nur, um zeitliche Vorteile zu erlangen; und meine Meinung ist überall die, daß man demjenigen, wer er auch sei, welcher seiner Religion untreu wird, niemals trauen kann und darf, da ich dafür halte, daß ein solcher, wenn es die Umstände fordern, ohne Scham fertig wird, die Religion zu verändern, so oft es ihn gelüstet, und frechhin die niedrigsten Bubenstreiche zu begehen." Von einem solchen Missionssekretär kann die Mission keine Hilfe erlangen.

Die nächste Folge war, daß die Missionsgaben in bedauerlicher Weise abnahmen. Wo sollte auch die Opferwilligkeit für ein derartig zweifelhaftes Unternehmen, als wie die Mission den Rationalisten erschien, herkommen! Aus England kam kaum noch das Gehalt der Missionare auf den englischen Stationen. Die Halleschen Direktoren konnten nur noch mit Unterbrechungen kärgliche Geldsummen senden. Von Dänemark konnte man auch nur noch auf das Gehalt mit Sicherheit rechnen. Im Jahre 1815 stand es schon so schlimm, daß die Trankebarer Missionare sich demütig an den anglikanischen Bischof Middleton wandten und ihre gesamte Mission mit allen Liegenschaften und Gebäuden ihm anboten, wenn er sie nur ausreichend finanziell unterstützen wollte.

Noch bedenklicher war, daß sich nun keine Männer mehr fanden, die sich als Glaubensboten zu den Heiden hinaussenden ließen; und die wenigen, die hinausgingen, waren zum Teil so untüchtige Leute wie Stegmann oder so unqualifizierte wie Fürchtenichts. Da schrieb denn selbst ein John nach der Heimat: „Ein neuer redlicher Missionar würde uns zu großer Hilfe gereichen; findet man aber keinen zuverlässigen Mann, so lasse man uns aussterben."

Es war kein Wunder, daß der Rationalismus sich auch unter den Missionaren ausbreitete. John fand es nicht mehr gut, daß solche Kernstellen wie Joh. 3, 16 und 3, 3 in einem Katechismus für Heidenkinder so nacheinander abgedruckt wurden; den von Ziegenbalgs Zeiten benutzten lutherischen Katechismus wollte er beseitigen und dafür lieber einen Katechismus eingeführt wissen, „der aus der Natur genommen

sei". Die Bibel sollte nicht mehr vollständig, sondern nur noch ein Auszug gedruckt werden, um die Pressen mit anderen Schriften beschäftigen zu können. Gemeinnützige und pädagogische Kenntnisse sollten die Hauptausrüstung eines Missionars sein und den Katechismus mit seiner Dogmatik überwiegen. (Germann, Schwartz. 333 Anm.) Der Däne Möhl ging noch weiter: er leugnete auf der Kanzel die Gottheit Christi und ließ in den Missionsschulen eine Spruchsammlung brauchen, aus der alles Christliche, besonders der Name Jesu, ganz ausgemerzt war. So lautete der Spruch Joh. 1, 18: „Niemand hat Gott je gesehen" (Punktum!). (Handmann, Tamulen-Mission. 34. Anm.).

Da war es denn doch ein recht dürftiger Ersatz für die mangelnde missionarische Tüchtigkeit, daß die Missionare sich bemühten, durch Pflanzen-, Muschel-, Vogel- und Insektensammlungen sich den europäischen Gelehrten nützlich zu erweisen, und es nutzte der Mission nichts, daß die gelehrten Gesellschaften sie als ihre Mitglieder aufnahmen. Ja einer der Missionare, Hüttemann, bekam allmählich einen förmlichen Haß gegen die Tamulen, welche bis in den Grund hinein verderbt und unverbesserlich wären, und konnte schreiben: „Der Kirche Jesu ist an solchen Proselyten wie Malabaren, Nikobaren, Grönländern, Lappländern und Eskimos wenig gelegen. Alle diese Nationen sind ein Affengeschlecht, die erst zu Menschen gemacht werden müssen, ehe ihnen das Christentum mit Nutzen gepredigt werden kann!"

Da verweltlichte denn auch die Missionspraxis, und es wurden Wege eingeschlagen, die man im Vergleich mit der gesunden Praxis der älteren Missionare nur als methodische Fehler bezeichnen kann. So richtete John in Trankebar ein vornehmes Knaben- und Mädchenpensionat ein, welches viel Geld in die Taschen der Missionare brachte, aber missionarisch fast wertlos war. Daneben verlegte er den Schwerpunkt seiner Arbeit in zahlreiche Elementar-Heidenschulen, die sog. National-Freyschulen, die wohl allerlei nützliche Kenntnisse vermittelten, aber nicht zur Ausbreitung des Christentums dienten. Damals lernten auch nicht mehr alle jungen Missionare die für die Missionsarbeit grundlegende tamulische Sprache; und die vordem so sorgfältig gepflegten Gemeinden wurden unverantwortlich vernachlässigt und den nicht immer zuverlässigen eingeborenen Gehilfen überlassen. Es ist charakteristisch, daß diese methodischen Mißgriffe sich in demselben Maße häuften, als der echte, alte Missionsgeist erlahmte.

Es war nur der Abschluß dieses allgemeinen Niedergangs der d.-h. Mission, daß 1825 auf Antrag der Kolonialbehörden in Trankebar eine königliche Resolution bestimmte, daß die Mission nur als Schulanstalt zum Unterricht heidnischer Kinder fortbestehen solle. Der ehrwürdige Name „Mission" und „Missionar" solle bleiben, jedoch solle kein Geld mehr für die Ausbreitung des Christentums bewilligt werden, und man solle nur da missionieren, wo man mit Grund hoffen könne, etwas auszurichten. Unter solch betrübten Umständen beging die Mission 1806 ihr 100jähriges Jubiläum. Der Festtag wurde von John in einen Buß-, Bet- und Festtag umgewandelt. Zum Jubeln war ja keine Ursache. „Ob etwa Gott im neuen Jahrhundert die Mission von neuem segnen wolle," das war die Frage, welche an diesem Tage die Herzen der Missionare bewegte.

Von den drei Instanzen, welche im 18. Jahrhundert die dänisch-hallesche Mission getragen und zur Blüte geführt, hat keine Anteil an ihr behalten. Zwischen Halle und der Mission war das Band der Gemeinschaft so sehr gerissen, daß der Direktor des Waisenhauses Dr. Niemeyer nach vergeblichen Erkundigungen in Kopenhagen 1829 einen Missionar auf der Durchreise nach Trankebar sandte, um dort doch endlich einmal den Zustand der Mission zu erforschen. Die dänischen Hofkreise verloren das letzte Interesse an der Trankebarer Mission, als die dänische Kolonie 1845 an die Engländer verkauft wurde. Die englische SPCK trat 1825 alle ihre Missionsinteressen im Tamulen-Lande an die SPG ab.

VII.

Und doch war es ein wertvolles Erbe, das von der d.-h. Mission hinterblieben war, und es läßt sich dasselbe auch heute am Schlusse des 2. Jahrhunderts noch deutlich verfolgen: Im äußersten Süden des Tamulen-Landes, in der Landschaft Tinevelly, auf deren Missionsanfänge Schwartz und Jaenicke mit so großer Hoffnung blickten, trat, nachdem ein Vierteljahrhundert lang die Gemeinden nur mangelhaft und mit Unterbrechungen bedient waren, der deutsche in Jaenickes Missionsschule vorgebildete Rhenius in die Arbeit ein und brachte die Anfänge zu reicher Entfaltung. Durch ihn hat die englische CMS, in deren Dienst er stand, ein wertvolles Stück von dem Erbe angetreten, und es war erfreulich, daß im Wetteifer auch die SPG, welcher der Grundstock der aus der d.-h. Mission stammenden Christen angehörte, sich anspornen ließ, diese lange vernachlässigte Kirchenprovinz sorg-

fältiger zu pflegen. Rhenius war ein Mann von großer missionarischer Tüchtigkeit und in seiner Arbeitsweise vielfach den alten Missionaren ähnlich, nur daß er gegen die Kaste eine schroff ablehnende Haltung einnahm. Bei seinem Tode 1838 zählte man in den beiden anglikanischen Tinevelly-Missionen etwa 10000 Getaufte und 20000 Anhänger, also auf diesem abgelegenen Zipfel des d.-h. Missionsackers allein soviel, wie 1/3 Jahrhundert zuvor sein gesamter Missionsertrag ausmachte. Auch die damals fröhlich aufblühende Londoner Süd-Travankor-Mission hängt mit dem d.-h. Erbe zusammen; durch Familienbeziehungen zu Christen dieser Gemeinden waren die ersten aus diesem Gebiete dem Christentum zugeführt, und der eifrige, wenn auch exzentrische Tob. Ringeltaube, der Pionier dieser Mission, war zuvor ein halbes Jahrzehnt mit der Pflege des d.-h. Erbes befaßt gewesen und hatte sich dort in die Missionsarbeit eingelebt. Im mittleren und nördlichen Tamulen-Lande ist mit Ausnahme des ehemals dänischen Gebietes das Missionserbe zunächst durch Vertrag an die SPG übergegangen, und die letzten Missionare haben freiwillig ihre Rechtsansprüche an die Liegenschaften, Vermögen und Gebäude der Mission an diese hochkirchliche Gesellschaft abgetreten; ein wertvolles Erbe. Allein das von Schwartz, Gericke und Pohle hinterlassene Kapital betrug etwa 200000 Rup. Dazu kamen die schönen Missionshäuser und Kirchen, besonders in Tritschinapalli und Tandschaur. Wertvoller war das Gedächtnis so großer Männer wie Chr. Fr. Schwartz, der den Christennamen in jenen Gebieten zu Ehren gebracht hat. Man hat leider auch beim Weilen an jenen ehrwürdigen Stätten nicht den Eindruck, daß diese Mission das ihr zugefallene Erbe mit rechtem Verständnis und Geschick gepflegt hat. Die Überführung aus den schlichten, aber missionsmäßigen Formen der lutherischen Väter in die verwickelten, starren Formen des hochkirchlichen Anglikanismus einerseits und die durch die entgegengesetzte Kastenpraxis, besonders durch Bischof Dan. Wilson heraufbeschworenen Kastenstürme andrerseits haben es in diesen Gemeinden zu Krisen und Brüchen gebracht, welche das Wachstum zum Stillstand haben kommen lassen; und es ist kein ausreichender Ersatz, wenn sich in Tandschaur und Tritschinapalli die SPG-Missionare auf die Pflege des höheren englischen Schulwesens gelegt haben. In dem auch von den englischen Missionsgesellschaften viel umworbenen Trankebar trat gerade noch rechtzeitig 1841 die Dresden-Leipziger evang.-luth. Mission ein, und es gelang der Ausdauer des ersten Missionars Cordes in

Indien und dem Geschick der heimischen Leitung in Verhandlungen mit Dänemark, zunächst diese Mutterstadt der alten Mission, ein besonders wichtiges Stück des ehrwürdigen Erbes, für die deutschen Missionsfreunde zu retten. Mit den alten Missionaren durch das Band der gleichen lutherischen Grundanschauung verbunden, mit ihnen auch vor allem einig in der gleichen duldsamen Stellung gegen das Kasteninstitut, die sie auch wissenschaftlich begründeten und in heißen Kämpfen verteidigten, waren diese Leipziger Missionare besonders geeignet, das Erbe der alten Mission verständnisvoll zu pflegen. Es hat sich ihnen auch, freilich nach zum Teil unerquicklichen Streitigkeiten, etwa die Hälfte von dem verbliebenen Grundstock der alten d.-h. Gemeinden angeschlossen. Diese Leipziger Mission ist es auch vor allem, welche nunmehr das 200jährige Jubiläum der d.-h. Mission daheim und draußen pietätvoll begeht und überall die deutschen Missionsfreunde zur Mitfeier auffordert. Wir haben ein Recht zu solcher Feier. Die d.-h. Mission ist nicht nur eine Episode der Missionsgeschichte; sie hat in der Heimat den Weg gebahnt zu der Neugestaltung des Missionslebens auf dem Grunde der Missionspflicht aller gläubigen Christen; sie hat im Tamulen-Lande die gesunden Grundlagen gelegt, auf denen in der Hauptsache die Mission dort — wenigstens die weitaus wichtigste anglikanische und lutherische — bis heute ruht; sie hat Missionare hervorgebracht, deren Leben und Wirken den Missionaren aller Zeiten zum Vorbild und Ansporn dienen kann; und sie hat einen echt evangelischen Missionsbetrieb entwickelt, in dessen Bahnen sich seither die Missionspraxis durch zwei Jahrhunderte bewegt hat.

❧ ❧ ❧

Sauberzweig Schmidt.

In piam memoriam!

Von Lic. theol. Axenfeld, Missionsinspektor.

Die telegraphische Nachricht vom Heimgang des Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt in Hongkong, welche wir am 15. Mai erhielten, hat nicht nur uns Nächstbetroffene, sondern die ganze heimatliche Missionsgemeinde tief erschüttert. An dem Grabe dieses

hochbegabten, unermüdlichen, gereiften, charaktervollen, noch in der Vollkraft seines Lebens stehenden Mannes betrauern wir alle einen schwer ersetzlichen Verlust. Seit mehr als einem halben Jahr hatte der Heimgegangne mit den Folgen einer nicht überwundenen, Dysenterie-Erkrankung zu kämpfen. Es ging ihm wider sein Gewissen, sein Visitatationswerk unvollendet zu lassen und heimzukehren. Mit eiserner Willenskraft zwang er dem leidenden Körper den angreifenden Dienst ab, bis ihn die Anstrengungen übermochten.

Vor Anderen schien Sauberzweig-Schmidt von Gott ausgesondert für die Aufgaben eines heimatlichen Missionsleiters. Auf dem Missionsfelde als Sohn eines südafrikanischen Missionars geboren, war er mit der Mission vertraut von früher Jugend an und der Dienst in ihr war schon ein Wunsch seiner Kindheit. Als er zur Erziehung nach Deutschland gesandt wurde, verließ er die afrikanische Heimat mit der festen Hoffnung, sie einst wiederzusehen. Im Hause Wangemanns und Kratzensteins verlebte er seine Schuljahre. Von einem ungewöhnlichem Wissenshunger und Arbeitstrieb erfüllt, saß der Knabe über Büchern und Aufgaben, die er sich oft selbst gesucht hatte. Bezeichnend für ihn war schon damals eine Gründlichkeit, welche nicht eher von dem Stoff abging, als bis sie ihn ganz überschaut hatte, und daneben eine innerliche Freiheit, mit welcher er diesen reichen Stoff zu bemeistern und bei seiner Verwertung das Charakteristische mit sichrem Urteil herauszuheben wußte. Derselbe Knabe aber, welcher stundenlang ohne Geheiß über den Büchern saß, war in seiner freien, offenen, fröhlichen Art der Liebling der Kameraden und Lehrer. In dem zarten Körper lebte ein mächtiger Wille. Furcht hat Schmidt nie gekannt. Sein klarer Verstand, sein scharfer Blick, sein freimütiges Wort und seine rücksichtslose Energie sicherten ihm überall, auch im jugendlichen Spiel, eine führende Rolle, ohne daß er sie gesucht hätte. Seine Freunde haben von ihm übereinstimmend gesagt, daß zu den hervorstechendsten Zügen seines Wesens eine große Wahrhaftigkeit ohne Menschenfurcht gehört habe: man habe auf sein Wort sich unbedingt verlassen können und sei dessen gewiß gewesen, daß er genau so dachte, wie er sprach. Nach einer gründlichen Vorbildung auf dem „Grauen Kloster" in Berlin studierte er in Leipzig und Berlin Theologie und wandte sich mit Vorliebe unter Leitung von Delitzsch alttestamentlichen Studien zu, nachdem er bereits auf dem Gymnasium sich mit semitischen Sprachen

abgegeben hatte. Er hatte die Absicht gehabt, sich für den Missionsdienst in Südafrika zu melden. Wangemanns Abneigung gegen Anstellung akademisch gebildeter Missionare hatte ihn zurückgeschreckt. Im Pfarramt aber in Triebel und von 1885 ab in Zaatzke trieb er emsig heimatliche Missionsarbeit. Man sagte von ihm, daß seine Seele zu glühen anfange, wenn er auf der Kanzel von der Mission zu reden beginne. Dann strömten ihm die Worte, schlicht, ungekünstelt, klar, hinreißend. Von Jahr zu Jahr auf Missionsreisen in Pommern und Brandenburg feuerte er die Gemeinden und Pastoren an und gewann die Herzen durch die selbstlose Begeisterung und die rückhaltlose Ehrlichkeit seines Wesens und seiner Worte. So konnte der Berliner Mission, als es sich 1897 um einen Ersatz für D. Kratzenstein handelte, kaum ein anderer in Frage kommen, und er sah diesen Ruf als die Erfüllung seines liebsten Wunsches und als die natürliche, ja fast notwendige Entwickelung seines Lebens an.

Die 9 Jahre seines Inspektorats haben eine eingreifende Bedeutung für die Berliner Mission erlangt. Im Unterricht am Seminar trat eine nicht gewöhnliche Lehrbegabung zutage. Obschon er auf straffe Zucht hielt und viel forderte, hingen seine Schüler mit begeisterter Liebe an ihm. So erzielte er in seinen Unterrichtsfächern, besonders im Hebräischen und in der Auslegung des Alten Testamentes, hervorragende Resultate. Eine Frucht dieser unterrichtlichen Tätigkeit ist seine von der wissenschaftlichen und pädagogischen Kritik als treffliches Unterrichtsmittel beurteilte „Schulgrammatik der hebräischen Sprache“ (Berlin, Missionsbuchhandlung 1903). Daß er imstande war, neben der ungeheuren missionarischen Arbeit auch noch dieses gelehrt-sprachliche Werk zu schreiben, legt für den Fleiß und die schier unerschöpfliche Arbeitskraft des Mannes ein Zeugnis ab.

Auch die Herzen der Missionare gewann der Missionarssohn schnell. Er besaß ihr Vertrauen, und sie hörten gern seinen gegründeten Rat. Auch an sie stellte er große Anforderungen und mit Kritik hielt er nicht zurück. Aber weil man ihm anmerkte, wie gänzlich es ihm auf die Sache ankam, für die er die eigene Person rückhaltlos einsetzte, wirkte sein Verkehr mit den Missionaren nicht entmutigend und verbitternd, sondern anfeuernd und stärkend.

In richtiger Erkenntnis der besonderen Gaben Schmidts beauftragte die Missionsleitung ihn, trotz seiner jugendlichen Jahre, mit einer Visitationsreise nach Süd- und Ostafrika, deren ersten An-

laß die Einladung seiner Geburtsstation Amalienstein zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens bildete. Sauberzweig-Schmidt war in der Tat ein Visitator von Gottes Gnaden. Seinem scharfen Auge schien nichts zu entgehen. Er sah Mißstände und Fehler, Arbeitsmöglichkeiten und neue Mittel, hatte ein schnelles, sicheres Urteil über die Personen und ihre Gaben. Selbst die kleinsten Äußerlichkeiten beobachtete er mit gewissenhafter Sorgfalt. Sein Visitationsbericht über Usaramo, dem engeren Kreis deutscher Fachkollegen durch Vervielfältigung vertraulich zugänglich gemacht, ist bezeichnend für Schmidts Arbeitsweise. Dieser Bericht gibt ein erschöpfendes, klares und übersichtliches Bild von der bisherigen Arbeit, den gegenwärtigen Zuständen und den künftigen Aufgaben. Er hat für viele Jahre die Grundlinien unsrer dortigen Arbeit gezogen und darf wohl als vorbildliches Muster eines missionarischen Visitationsberichtes gelten. Neben der Gründlichkeit tritt in Schmidts Visitationsberichten die Wahrhaftigkeit hervor. Der Heimgegangene hat die Dinge und Menschen gesehen, wie sie wirklich waren, und ganz so, wie er sie sah, sie der Heimat geschildert. Eben darum war sein Urteil so eindrucksvoll. Aber trotz aller Schärfe, mit welcher er Dinge und Menschen prüfte, hat er mit seiner wohltuenden Art es vermocht seine visitatorische Anwesenheit zu einer Freude und Erquickung für die Missionare werden zu lassen. Sein Eifer wirkte elektrisierend, seine Vorschläge, nüchtern, sachlich und klar, wurden getragen von der begeisterten Zustimmung der Missionare. Es war wehmütig, daß große Pläne, welche er für Süd- und Deutsch-Ostafrika h eim brachte, an der schweren Finanznot seiner Gesellschaft scheitern mußten. Sein früher Tod hat ihm die schmerzliche Erfahrung erspart, auch mit seinen großzügigen chinesischen Entwürfen ein gleiches Geschick zu erleben.

Unser chinesisches Missionsgebiet, bisher noch niemals visitiert, bedurfte aus zahlreichen Gründen des Besuches eines Mitgliedes der Missionsleitung. Schon vor der afrikanischen Reise war Schmidt als Dezernent für Südchina und als hervorragender Kenner ostasiatischer Verhältnisse mit einer Reise nach China beauftragt. Er wollte auch nach persönlichen Beobachtungen draußen die letzte Hand an seine im Manuskript fertig liegende „Geschichte unsrer Mission in China“ legen.

Nachdem er kaum die Früchte der afrikanischen Reise verar-

beitet hatte, trat er die chinesische Reise an. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn er sie noch um ein Jahr verschoben und seinem durch den Klimawechsel und übermäßige Arbeit angegriffenen Körper erst Erholung gegönnt hätte. Von der chinesischen Visitation liegen bisher nur Bruchstücke von Berichten vor. Auch diese sind reiche Fundgruben. Mit erstaunlichem Fleiß hat Schmidt hier gearbeitet; auf die einzelne Station hat er etwa einen Monat verwandt, auf den Synoden, welche er wochenlang ausdehnte, den eingeborenen Gehilfen durch die Zähigkeit, mit welcher er den Problemen auf den Grund ging, höchste Bewunderung abgenötigt. Wie wir hören, hat er die Fülle seiner Beobachtungen und Forschungen in stenographischen Notizen aufgespeichert. Wir hoffen, dieselben sichten, verarbeiten, daraus dem Heimgegangenen auch ein literarisches Denkmal setzen und der Mission in China den Segen seiner Aufopferung zuwenden zu können.

Was er unsrer Mission hätte sein können, wenn er, der unsre sämtlichen Missionsgebiete aus eigener Anschauung kannte, arbeitsfroh und -kräftig, wie früher, heimgekehrt wäre, — wer will es aussagen? In unsrer mannigfachen Bedrängnis haben wir seit Monaten mit Sehnsucht auf den Tag gewartet, da dieser tatkräftige Mann wieder in unsre Mitte träte. Es hat dem Herrn anders gefallen, und es gebührt den Knechten, sich unter den Willen ihres Herrn zu beugen, auch wenn sie ihn nicht verstehen. Die Menschen sterben, aber das Werk bleibt, weil der Herr bleibt! Er kann und wird sein Werk auch darin nicht verlassen, daß er ihm die Knechte vorenthielte, welche seine Arbeit auszurichten haben. Möchte aus dem tiefen Schmerz um das Erlöschen dieses brennenden und scheinenden Lichtes, von dem wir leider nur eine kleine Weile fröhlich sein durften, in vielen der Entschluß geboren werden, die eigne Liebe zu diesem Werke nun um so stärker brennen und um so heller leuchten zu lassen!

Sauberzweig-Schmidt hat sich im Dienst der Mission verzehrt. Von Kind auf hatte er seinen Körper abgehärtet, an Entbehrungen und Strapazen gewöhnt und zum widerspruchslosen Werkzeug seines eisernen Willens gemacht. Er hat sich unerhörte Anstrengungen lange Zeit scheinbar ohne Schaden zumuten können, aber die Kraft seines Willens hat doch leider ihn und uns über die Widerstandskraft seines Körpers getäuscht. Wenn es seine geliebte Mission

galt, so trat für ihn alles zurück, seine Ruhe und sein Behagen, auch seine Familie, auch die Rücksicht auf seinen Körper. Wir mögen es jetzt beklagen, daß dies kostbare Gefäß nicht geschont und erhalten wurde. Aber ohne Ehrfurcht und Bewunderung vor der selbstlosen Aufopferung und verzehrenden Liebe dieses Mannes und ohne einen Antrieb zur Hingabe der besten Kraft an das gleiche Ziel wird keiner von uns von seinem Grabe Abschied nehmen.

Die Religionen Japans.

Von Pfarrer **Martin Ostwald** in Tokyo.[1])

I. Shinto — Shintoismus.

Shinto oder Kami no michi — Weg der Götter — heißt die nationale Religion der Japaner. Der Name hat ursprünglich mit der Religion nichts zu tun, sondern ist ihr erst zur Zeit der Einführung des Buddhismus (585) zum Unterschied von dieser fremden

[1]) Die wesentlich geschichtliche Behandlung, welche der Verfasser dem Gegenstande hat zuteil werden lassen, wird ergänzt durch die anschauliche Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der betreffenden Religionen im japanischen Volksleben, welche der frühere Missionar **Munzinger** gibt in seinen beiden vortrefflichen Schriften: „Die Japaner. Wanderungen durch das geistige, soziale und religiöse Leben Japans“ (Berlin, 1898), Kap. 7 und 8 und „Japan und die Japaner“ (Stuttgart, 1904), Kap. 7. D. H.

Literatur.

I. **Deutsch.** 1. **Chantepie de la Saussaye**, Lehrbuch der Religionsgeschichte. 3. Auflage. Tübingen, 1905. 1, 115—171: Die Japaner von **Prof. Dr. Lange**, Berlin. 2. **Munzinger**, Die Japaner. Berlin, Haack 1898. Kap. 5. 7—8. 3. **Prof. Inazo Nitobe**, Buhido, die Seele Japans. Tokyo. 1901. 4. **H. Haas**, Nemmon Kyo, die Lotustorlehre. Z. M. R. 1903 73 ff. 5. **Derselbe**, Die Sekten des japanischen Buddhismus. Z. M. R. 1905. 8. und 9. Heft. 6. **E. Schiller**, Das heutige Japan und das Christentum. Z. M. R. 1903. 289 ff.

II. **Englisch.** 1. **Griffis**, The religions of Japan. New York, Charles Scribners Sons. 1901. 4. edition. 2. **Hearn**, Japan, an attempt at interpretation. New York. The Macmillan, Company. 1905. 3. **Gulick**, Evolution of the Japanese. London and Edingburgh, Fleming H. Revell Company. 1904 4. A. **Lloyd**, Development of Japanese Buddhism. Transactions of the Asiatic Society, Tokyo. Vol. XXII. 3. 5. **Griffis**, Dux Cristus. New York, The Macmillan Company. 1904. chap. 3. 6. Greene,

Religion gegeben worden.[1]) Es wird heute von vielen gebildeten Japanern behauptet, daß der Shintoismus überhaupt keine eigentliche Religion, sondern nur eine Sammlung von ethischen und sozialen Vorschriften sei. Das ist ein Irrtum. Der Shintoismus hat in seinen Anfängen durchaus das Gepräge einer Religion, nur daß deren weitere Entwickelung infolge der Einführung des Buddhismus unterbrochen wurde. Über den Ursprüngen und Anfängen des Shintoismus liegt freilich das Dunkel der vorgeschichtlichen, schriftlosen Zeit, die für Japan erst mit dem 7. Jahrhundert ihr Ende nahm, also erst dann, als der stärkere und siegreiche Gegner bereits auf den Plan getreten war. Unsere Kenntnis der Anfänge der nationalen Religion Japans beruht darum mehr oder weniger auf Rückschlüssen, die wir von den spärlichen Überresten vorgeschichtlicher religiöser Gebräuche machen können. Nur der vergleichenden Religionswissenschaft ist es möglich gewesen, auf Grund der Kenntnis der ursprünglichen Religionen der übrigen Völker des östlichen Asiens auch die Spuren der nationalen Religion Japans bis in ihre Anfänge zurückzuverfolgen. Der These von der Einwanderung verschiedener Volksstämme in Japan, eines malaiischen vom Süden und eines koreanischen vom Westen, die über die Urbevölkerung Japans — von den Japanern Ainu oder Ebisu (Barbaren) genannt — den Sieg davon getragen haben, ist bisher noch keine andere mehr einleuchtende entgegengesetzt worden. Daraus erhellt, daß auch die Anfänge der nationalen Religion der späteren Mischbevölkerung Japans auf verschiedene Quellen zurückweisen müssen. Daß diese

---

D. D., Tenrikyo or the teachinge of th heavenly reason. Transactions of the Asiatic Society ,Tokyo, vol. XXIII, 1. 7. Eliot Howard, The religions of Japan. Int. 1905, 161.

III. Französisch. 1. Bushido. Mèlanges, Librairie Sansaisha, Tokyo Nos. 4/5. 1904/1905. 2. L'esprit Japonais. Mélanges, No. 6 (Avril 1905).

Inzwischen erschienen, doch vom Verfasser noch nicht benutzt wurden folgende Arbeiten der anerkannt besten Kenner der japanischen Religionen: 1. Karl Florenz, Der Shintoismus, 2. Hans Haas, Der Buddhismus der Japaner. Beide Arbeiten sind Beiträge zu dem großen Sammelwerk: „Die Kultur der Gegenwart" herausgegeben von Hinneberg, Berlin und Leipzig B. G. Teubner 1905. 3. W. G. Aston, Shinto, the way of the Gods. Longmans, Green and Co. 1905.

1) Letztere wurde in gleicher Wortbildung Butsudo oder Weg Buddhas genannt.

Religion den ausgesprochenen Charakter der Ahnen- und Geister-verehrung trägt, zeigt uns der erste Blick, den wir auf sie werfen. Aber daneben stoßen wir noch heute auf Spuren von Naturdienst, Baum- und Schlangenverehrung, und auf solche von Schamanismus, Fetischismus und besonders von Phallizismus, so sehr sich auch die Regierung des neuen Japans bemüht hat, die des letzteren zu verwischen oder ganz auszulöschen.

Ahnenverehrung war die Religion der vom Westen kommenden Einwanderer, und wie diese die Sieger im Kampfe um die Vorherrschaft im neuen Lande blieben, so hat auch ihre Religion der späteren nationalen Religion des Mischvolkes der Japaner den charakteristischen Stempel aufgedrückt. Die innere Entwickelung dieser Religion hat sich in einer fünffachen Stufenfolge vollzogen. Die Grundlage war die Anschauung von dem Verbleiben der Geister der Toten in dieser Welt, und zwar in der Nähe ihrer früheren Wohnstätten; eine Unterwelt ist dieser ersten Stufe unbekannt. Von hier schreitet die Entwickelung weiter fort zu dem Glauben, daß diese Geister Abgeschiedener Götter sind oder werden. Die dritte Stufe lehrt, daß das Wohlbefinden der Geister und der Menschen von einander unmittelbar abhängig ist. Der nächste Schritt ist der, daß alle Ereignisse, gute oder böse, als Werk der Toten angesehen werden. Auf der letzten Stufe unterstehen schließlich alle Handlungen der Menschen der Prüfung und Kontrolle der Geister der Verstorbenen. Die drei ersten Stufen gehören in die Zeit vor der Zivilisation Japans, d. h. vor der Einigung der Stämme zu einer geschlossenen Nation, sind aber die Grundlage des Kultus, wie er noch heute im Volke lebendig ist. Die vierte und fünfte Stufe mußten notwendigerweise zur Mythologie und zum Polytheismus führen. — Mit dieser inneren Entwickelung der Religion hält die äußere gleichen Schritt und hat sich in einer dreifachen Stufenfolge vollzogen. Ursprünglich Familienkultus wurde sie allmählich mit der fortschreitenden Zivilisation und Einigung des Volkes zum Stammkultus und zuletzt zum Staatskultus oder Mikadoismus.

Das Zentrum der Ahnenverehrung und die Grundlage derselben war auch in Japan die Familie, zu der allerdings immer hundert bis tausend Häuser gehörten. Da die Geister der Toten in ihren alten Behausungen blieben, war die Familie gezwungen, sich immer *wieder neue* Häuser zu bauen, um nicht den Zorn der

Geister zu reizen oder ihr Wohlbefinden zu stören. Dem muß auch die jedesmalige Verlegung der Residenz eines neuen Kaisers nach dem Tode seines Vorgängers zugeschrieben werden, welcher Sitte erst durch den Buddhismus ein Ende bereitet wurde. Je fester nun die Wohnsitze der Familien wurden, um so mehr machte sich das Bedürfnis nach abgesonderten Wohnsitzen für die Geister geltend, und so entstanden die Trauerhäuser (moya), die Vorbilder des späteren Shintotempels (miya). Zu bestimmten Zeiten mußten besondere Zeremonien an diesen gemeinsamen Wohnstätten der Geister vollzogen werden, sie bestanden in Verlesung von feierlichen Gedichten und in heiligen Tänzen. Da die Geister auch die Bedürfnisse der Menschen teilen, wurden ihnen täglich Opfer dargebracht, die der Speise der Lebenden entsprachen. Auch gab man ihnen allerlei Geräte mit in das Jenseits, Geräte, die sie während ihres menschlichen Daseins gebraucht hatten. Daß es in diesem Zusammenhang auch zu Menschenopfern gekommen ist beim Tode eines hohen Familienhauptes oder eines sonstigen Großen, damit diesen die gewohnte Bedienung auch im Geisterleben nicht fehle, sollte man annehmen dürfen. Zu finden sind diese denn auch in den hitogaki — Menschenzäunen — einer recht grausamen Art des Menschenopfers, wobei eine ganze Anzahl Diener oder Sklaven rings um das Grab ihres Herrn eingegraben nnd dann ihrem Schicksal überlassen wurden. Erst im Jahre 646 n. Chr. machte Kaiser Kotoku diesen Menschenopfern durch ein Edikt ein Ende, während die Selbstopfer — junshi — von Rittern und treuen Untertanen beim Tode ihres Herrn noch von Shogun Iyeyasu (1600 n. Chr.) durch ein strenges Gesetz verboten werden mußten. Der Familienkultus, d. h. die Verehrung der Ahnengeister, hat sich in Japan durch all die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag erhalten. Es wird in ganz Japan kaum ein Haus zu finden sein, in dem nicht der Ahnenschrein aus weißem Holz — mitamaya — mit den Ahnentäfelchen — mitamashiro — zu finden ist.

Sind nun die Geister in den Anfängen der Religion an besondere Wohnstätten gebunden, so hört das auf in der zweiten Stufe der Entwickelung, wo sie als Götter — kami = die Oberen, Höheren — verehrt wurden. Hier sind zugleich die Anfänge eines gemeinsamen religiösen Kultus für jeden besonderen Stamm zu suchen. Der Tempel des Stammes wird der Mittelpunkt dieses

Kultus, und ein gemeinsamer Ahnherr wird zur Stammgottheit erhoben. Es entstehen eine Art fester Kirchspiele oder Pfarreien — ujigami —, deren Pfarrkinder — ujiko — unter Leitung besonderer Priester — kannushi — die Stammgottheit verehren. Solche ujigami finden wir fast in jedem Dorfe oder Flecken, da die Stämme zunächst gesondert ihre Wohnsitze aufschlagen. Bei Eintritt Japans in das Licht der Geschichte sind es 1182 Stämme und Kulte gewesen. Dem Kultus des Stammgottes war das ganze häusliche und äußere Leben der Pfarrkinder unterworfen. Jede Verletzung des Kultus mußte die Strafe oder Rache des Gottes über den ganzen Stamm herabrufen, sie wurde daher mit Strafen verschiedenen Grades bis zur Ausstoßung oder Verbannung belegt. Der Gebannte hatte ein furchtbares Los, denn in keinem anderen Stamme fand er wieder Aufnahme, er wurde ein hinin = Nichtmensch. Bis zum heutigen Tage haben sich in Stadt und Land die besonderen Festtage der ujigami erhalten, die matsuri, an denen der Schrein des Stammgottes durch den Ort getragen wurde, um alle Übertretungen des letzten Jahres offenbar zu machen und zu strafen.

Vom Stamm-Kultus zum Staats-Kultus war schließlich nur ein kleiner Schritt, den die Geschichte selber vollzog, als sich die Stämme zu einem gemeinsamen Ganzen unter Führung eines besonderen einflußreichen Stammes und dessen Oberhauptes zusammenschlossen. Es ist das Verdienst des deutschen Gelehrten, Professors Dr. Florenz, die Entstehung des Staatskultus oder Mikadoismus auf diese Weise zuerst bewiesen zu haben. Hinter den Geistern der Verstorbenen einzelner Familien standen die Myriaden der Götter oder Geister der Stämme und des Volkes. Sobald es nun zur Bildung einer mythologischen Geschichte dieser Götter kam, waren die Vorbedingungen für die Behauptung der Abstammung der Bewohner des Landes, vor allem ihres obersten Herrn und seines Geschlechtes, von den Göttern ohne weiteres gegeben.

Niedergelegt ist diese Mythologie der Götter und der Bewohner Japans in zwei Werken, die aber erst der Verteidigung der alten nationalen Religion gegen den mächtig vordringenden Buddhismus ihre Entstehung verdanken, wobei viele zur Zeit dieser beiden Werke bestehenden Verhältnisse wohl auf das vorgeschichtliche Altertum übertragen worden sind. Die beiden Werke sind: 1. Das Kojiki = Berichte alter Dinge (712). 2. Das Nihongi = Chronik von

Japan (720). Sie enthalten die Kosmogonie und Theogonie, eine mythologische Geschichte der Götter und Menschen d. h. der Bewohner Japans.

Izanagi und Izanami sind die Schöpfer Japans, die Ahnherrn sämtlicher Götter des Himmels und der Erde. Aus den Augen Izanagis entstehen die Sonnengöttin Amaterasu no oho kami und der Mondgott Tsuki yomi no mikoto, aus seiner Nase wird Susanoo no mikoto, der Gott der unsichtbaren Welt, der Toten und Geister, geboren. Der Herrscher Japans und sein Geschlecht stammen ab von der Sonnengöttin Amaterasu, die damit zur Hauptgottheit des Landes erhoben wird. Ihr Tempel steht in Ise und daneben der den Ahnengeistern des kaiserlichen Geschlechts geweihte Schrein. Aus dem weißen Holze — hinoki = Kryptomerienholz — dieses etwa alle 30 Jahre neu erbauten Tempels der Sonnengöttin werden die kleinen kamidana oder Götterschreine hergestellt, die sich in jedem japanischen Hause neben den Ahnentäfelchen der Familie finden. Der Herr des Geisterreiches, der auch als Gott des Meeres oder des Mondes verehrt wird, hat seinen Tempel in Kitsuki, in der Provinz Izumo, wo er zuerst seinen Fuß auf Japan gesetzt haben soll. Es ist natürlich auch nicht annähernd möglich, die Geschichte auch nur der Hauptgötter Japans in dieser kurzen Abhandlung zu verfolgen. In ihre Zahl wurden bald auch hervorragende geschichtliche Personen nach ihrem Tode aufgenommen. Wir können hier nur auf die religiösen Grundgedanken des ganzen Kultus, der nun den Namen Shinto trägt, und seiner hauptsächlichsten Gebräuche eingehen.

Der Grundgedanke des Shinto ist der der absoluten Reinheit in allem, was den Verkehr der Menschen mit den Göttern angeht. Diese Reinheit erstreckt sich nicht nur auf die äußeren Dinge des Kultus, sondern auch auf das sittliche Leben der Menschen.

Aus weißem, ungefärbtem Holz ist der Shinto-Tempel gebaut, in dessen Innerem wiederum absolute Reinheit das Hauptzeichen des Heiligtums ist. Der Tempel ist dem altjapanischen Hause mit seinem einfachen Strohdache in allem nachgebildet. Viel ist gestritten worden über die Bedeutung des Spiegels, Schwertes und der Edelsteine, die in vielen Shinto-Tempeln als einzige Kultusgegenstände aufbewahrt werden. Die beste Erklärung wird noch immer die sein, daß sie mythologischen Ursprungs sind, ebenso wie die dicken Seile aus Reisstroh — shimenawa — die über den Tempeleingang gespannt werden und mit Fransen und gezackten Papierstreifen — gohei — geschmückt sind, die die ursprünglichen Zeugopfer ersetzen. Besondere Eigentümlichkeiten des Shinto-Tempels sind weiter das aus weißem Hinokiholz gebaute Eingangstor — tori i —, dessen Querbalken den Hähnen zum Sitze dienen sollten, die den Aufgang der Sonne verkünden; ferner die Tanzbühne kagura —, auf welcher an den Tempelfesten von den Priesterinnen — miko — feierliche Tänze zur Unterhaltung der zuschauenden Götter ausgeführt werden; schließlich das

große Wasserbecken, in dem der Gläubige sich zum mindesten die Hände und den Mund zu waschen hat, bevor er den vorderen Gebetsraum des Tempels betritt und durch Schlagen einer Glocke und Händeklatschen die Aufmerksamkeit des Gottes auf sein Gebet lenkt. Absolute Reinheit ist auch das Haupterfordernis für den Priester, der im weißen Gewande, einen Streifen Papier vor dem Munde, dessen unreiner Hauch das Opfer nicht beflecken darf, Reis, Fisch und Wein vor dem Tempelschrein aufstellt, um darauf das feierliche Ritual an einem der 9 großen nationalen Festtage zu verlesen. Allgemeine öffentliche Sühne- und Reinigungstage für das ganze Volk werden zweimal im Jahre, und zwar im sechsten und zwölften Monat, gehalten. Dabei werden die sogenannten **hitogata — Figuren aus weißem Papier —, die menschliche Gestalten** vorstellen, an den Strohseilen — shimenawa — vor den Häusern aufgehängt, und zwar für jedes Familienglied eins. Jedes Familienglied berührt sich selbst mit seinem hitogata, das dann ins Feuer geworfen wird.

Was das tägliche Gebetsleben des Gläubigen angeht, so werden von den neueren Shinto-Gelehrten des 18. und 19. Jahrhunderts täglich 10 Gebete, von besonders geschäftigen Personen wenigstens eins am Morgen gefordert. Bei diesem letzteren verneigt sich der Beter zunächst außerhalb seines Hauses vor der aufgehenden Sonne und in der Richtung zum Kaiserlichen Palaste, um dann im Hause vor dem kamidama — dem Gottsitz — und dem mitamaya — dem Ahnenschrein — diese Verneigung zu wiederholen. Mit einem Gebet an den Gott seines ujigami und an seinen besonderen Schutzheiligen beendigt er seine Andacht. Zu den besonderen Frauentugenden gehört es schließlich in Japan, immer für Blumenschmuck und frische Opfer vor dem Ahnenschrein und Göttersims zu sorgen.

Poetische Aufzeichnungen von Sitten und Gewohnheiten, Gedanken und Gefühlen des alten Schinto-Kultus finden wir in dem Manyoshu (760) oder Tausend Gedichten, eine ganze Anzahl feierlicher Ritualgebete — norito — in dem Zeremonienbuch, das Engish'ki genannt wird, weil es in der Engi-Periode (901—920) verfaßt wurde.

Der weiteren Entwickelung des Shintoismus wurde nun durch den Buddhismus ein Ziel gesetzt. Letzterer hat mit dem Jahre 1200 den Sieg über seinen schwächeren Gegner davongetragen, aber freilich nur infolge seiner ungeheuren Akkomodationsfähigkeit. Der Shintoismus lebte im Buddhismus ruhig weiter fort und es ist sehr die Frage, ob wir im Ryobu-Shinto, wie diese Mischreligion heißt, mehr buddhaisierten Shintoismus oder shintoisierten Buddhismus vor uns haben.

Mit der Wiedereinsetzung des Kaisers in seine vollen Herrscherrechte bei dem Beginn der neuen Zeit Japans in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erlebte auch der Shintoismus eine Neugeburt und wurde wiederum zur einzigen Religion des jungen Staates erhoben. Das war allerdings das Werk der Staatsmänner Neu-Japans, war aber lange in stillen Gelehrtenstuben vorbereitet, in denen man die lang vernachlässigten alten Quellenwerke des reinen Shintoismus neu zu studieren begonnen hatte. Die berühmtesten Namen aus dieser Gelehrtenschule sind die folgenden: Priester Keichu (1640—1701), Erforscher des Manyoshu; Kada Atsumaru (1669—1736), der Gründer der Schule des reinen Shintoismus; Mabuchi Kamo (1697—1769), Motoori Norinaga (1730—1801) und Hirata Atsutane (1776—1843), deren stilles langjähriges Wirken unter der Kriegerkaste die Kämpfe für die Wiedereinsetzung des Kaisers in seine alte Herrschergewalt mittelbar herbeigeführt hat.

Im Jahre 1868 wurde der alte Jin gi kwan — Rat der Götter — wieder eingesetzt, und es begann eine große Buddhistenverfolgung, die sich allerdings zumeist nur auf die Reinigung einer ganzen Anzahl der größeren Tempel von allem buddhistischen Beiwerk erstreckte. Der Einfluß dieses Jin gi kwan, das ursprünglich gleichberechtigt neben dem Dai jo kwan — Rat der Regierung — bestand nahm aber bald genug wieder ab, und es wurde aus ihm ein bloßer Ausschuß, zuletzt sogar nur ein bloßes Verwaltungsbureau.

Von den verschiedenen Sekten, die auch im neuen Shintoismus bestehen, können wir hier nur zwei erwähnen, die die jüngsten sind und besonders unter dem niederen Volk in den letzten Jahren größeren Einfluß gewonnen haben. Es sind die Tenrikyo oder Kirche der himmlischen Vernunft und die Remmonkyo, die Kirche der Lotustorlehre. Beide Sekten und Lehren sind die Gründungen weiblicher Propheten, von denen die eine noch heute in Tokyo lebt. Besondere Eigentümlichkeit bei der einen ist die religiöse Ekstase, bei der anderen die Gebetsheilung.

In der neuesten Statistik von 1902 gab es 195 256 Shinto-Tempel und 16 365 Priester. Über 138 000 unter diesen Tempeln sind aber unbedeutend, und für 53 037 Dorftempel gibt es nur 9228 Priester, so daß man sich nicht wundern darf, so viele Tempel in verfallendem Zustande überall im Lande anzutreffen. Um die *Priesterstellen überhaupt* besetzen zu können, hat man die frühere Erb-

lichkeit der Priesterwürde aufgegeben und besondere Priesterschulen und Prüfungen eingeführt.

Vom Shintoismus als der einzigen Staatsreligion Japans kann man heute aber nicht mehr reden, wenn auch alle kaiserlichen Erlasse und Handlungen der Regierung Shintogeist atmen. Die Verehrung des Kaisers beschränkt sich heute auf ein Grüßen seines Bildes in allen Schulen an besonderen Festtagen, wie Neujahr und Kaisersgeburtstag, das alle Schüler und Lehrer auszuführen haben, gleichviel welcher Religion sie angehören. Das Ideal des Neu-Shintoismus ist ein vierfaches: a) das Volk lauter und rein zu machen; b) eine einfache, ehrenhafte, liebevolle Lebensführung zu erzielen; c) Vaterlandsliebe zu wecken; d) die Verehrung des Kaisers und den Gehorsam gegen ihn zu fördern. Niemand, der Japans Geschichte kennt, wird leugnen, daß der Shintoismus manche Beispiele edler Männer und sittlich hoher Charaktere hervorgebracht hat.

II. Butsudo = Buddhismus.

Aus demselben Lande, aus welchem einst der westliche Eroberer-stamm nach Japan eingewandert war, kam tausend Jahre später der zweite Sieger herüber, die Religion des Buddhismus. Im Jahre 534 nach Christus soll das erste Buddhabild nach Yamato gebracht sein, doch wird das Jahr 552 allgemein als das Jahr der Einführung des Buddhismus in Japan angenommen. In diesem Jahre sandte der Herrscher von Hakusai (Kudara) in Korea goldene Buddhabilder und heilige Bücher an den Mikado, die noch heute im berühmten Tempel Zenko-ji (ji = Tempel) in Nagano aufbewahrt werden sollen. Dieser ersten Sendung folgten in den Jahren 572 bis 584 weitere, und es kam danach zu den ersten Kämpfen zwischen den Vertretern der alten und der neuen Religion, die bald am Hofe einflußreiche Minister zu Anhängern gewonnen hatte.

Die Einführung des Buddhismas in Japan ist aber vor allem an den Namen eines Mannes geknüpft, den des Prinzen Shotoku (Taishi = Kronprinz), der für seine Tante, die Kaiserin Suiko (593—628), die Regentschaft führte. Unter ihm gelangte die neue Religion wenigstens am Hofe und unter der höheren Klasse zum Siege, sodaß bei seinem Tode im Jahre 621 schon 46 Tempel und 1385 Priester und Nonnen gezählt wurden. Später wurde dieser eifrige Jünger Buddhas kanonisiert und zu einer Inkarnation

Buddhas erhoben. Unter ihm wurden auch die beiden hochberühmten Tempel Tenno-ji in Osaka und Horyu-ji bei Nara erbaut.

Das 7. Jahrhundert bringt dann neuen buddhistischen Zufluß aus China, von wo chinesische Mönche und ihre japanischen Schüler immer tiefere Anregung zum Studium der buddhistischen Lehre der japanischen Tochterkirche zuführen. 710 verlegte der Mikado seine Residenz nach Nara, wo eben das große Kloster vollendet war. Bis 785 blieb die Residenz des Mikado hier in Nara und wurde dann zu einem letzten Male verlegt, und zwar nach Kyoto, wo sie bis 1868 geblieben ist. Kyoto wurde damit zugleich die Zentrale der neuen Religion und ist es all die Jahrhunderte hindurch geblieben. Hatte nun auch der Buddhismus am Hof und in dessen näherer Umgebung schon einen vollen Sieg gewonnen, so war das im Volke selbst durchaus noch nicht der Fall. So leicht ließ sich diese Million von Jägern, Fischern und Landleuten ihre alte Religion, ihre Götter und Feste nicht nehmen. Dazu bedurfte es erst eines weiteren Schrittes, der die neue Religion der alten bedeutend näher bringen mußte, wenn sie zum Siege über den alten Glauben im Volke kommen wollte.

Die Vorbedingungen zu diesem Schritte waren allerdings in dem Buddhismus, wie er nach Japan gebracht wurde, durchaus vorhanden. Auf dem langen Wege, den er durch die nördlichen Völker Asiens zurückzulegen hatte, ehe er nach China und Korea und don da nach Japan kam, hatte er bereits Gelegenheit genug gehabt, sein Adaptions- und Assimilationsvermögen an den Naturreligionen und auch am Ahnenkultus dieser Völker zu erproben und zu üben. Das ist umsomehr verständlich, da er ja seine weite Missionsreise nach dem Osten schon von vornherein in einer Gestalt angetreten hatte, unter der sein einstiger Stifter Gautama Çakyamuni (japanisch: Shaka, Oshaka Sama = der hohe Herr Shaka) ihn gewiß nicht mehr als das Werk seines Geistes erkannt haben würde.

In Indien hatte die Religion Buddhas etwa 5 bis 6 Jahrhunderte nach dem Tode ihres Stifters das Feld wieder räumen müssen vor dem einst ihr unterlegenen Brahmanismus. Sie hatte ihren festen Sitz längst in Ceylon aufgeschlagen, als sich die erwähnte Veränderung und Verschiebung ihrer einstigen Lehre im hohen Norden Indiens vorbereitete und auf den Missionsfeldern von Kaschmir und Nepal vollendete. Nach dieser Zeit teilen wir den Buddhismus

ein in einen südlichen und einen nördlichen Zweig. Der erstere wird Hinayama (japanisch: Shojo = kleines Fahrzeug), der nördliche Mahayana (japanisch: Daijo = großes Fahrzeug) genannt. Während sich im südlichen Zweig die reinere Lehre Cakyamunis einigermaßen noch erhielt und von Ceylon nach Barma und Siam verpflanzt wurde, wurden die nördlichen Länder Asiens, Nepal, Tibet, die Mongolei, die Mandschurei, China, Korea und Japan das Missionsfeld des Mahayana-Buddhismus. Der Urtext des Kanons oder Tripitaka (drei Körbe) im südlichen Buddhismus ist in Pali-Sprache verfaßt, der des nördlichen in Sanskrit. Das grundlegende Werk dieses letzteren ist das Saddharma Pundarika. Beide Zweige des Buddhismus führen sich natürlich auf Gautama Cakyamuni selbst zurück, der letztere sicher mit Unrecht. Gänzlich ausgeschlossen ist der Hinayana-Buddhismus von China nicht, und auch nach Japan ist er in einigen der ältesten Sekten gekommen. Im allgemeinen dürfen wir aber den Buddhismus Japans dem nördlichen Zweige der Religion zuweisen.

Das letzte Ziel beider Wege ist dasselbe, das Nirvana (jap. nehan), nur daß die Wege, die dahin führen, verschieden sind, und daß schließlich das Nirvana des nördlichen Buddhismus eine völlig veränderte Gestalt gewinnt in der Vorstellung der Gläubigen. Die Selbsterlösung zum Nirvana durch Überwindung aller irdischen Leidenschaften und fortwährende Selbstläuterung — also die Erlösung durch eigene Kraft — war diesen nördlichen Völkern Asiens zu hoch und schwer. Man brauchte Götter, um mit deren Hilfe dorthin zu gelangen, wohin der rechte Buddhagläubige durch eigene Kraft kommen sollte. Und da der Buddhismus diese Göttergestalten nicht bot, nahm man sie auf aus der alten indischen Götterlehre und aus dem Götterkreis jedes einzelnen missionierten Volkes. Das war allerdings nur möglich auf Grund einer mystischen Spekulation über die Gestalt des Religionsstifters selber, dessen Person und Leben die Legende längst mit göttlichen Eigenschaften und Wundern geschmückt hatte. Nach dieser spekulativen Lehre hat jeder Buddha, der auf Erden erscheint, ein Gegenbild in der mystischen Welt, einen Buddha der Idee, dessen Emanation der irdische Buddha ist. Diese Spekulation wird ferner darüber hinaus fortgeführt zu der Lehre von den „Bald-Buddha-Werdenden“ oder den „Gläubigen, deren Wesen Einsicht geworden ist“. Sie stehen auf der höchsten Stufe der durch das

Karma (jap. ing wa = Gesetz der Ursache und Wirkung) hervorgebrachten Geburten und bedürfen nur noch einer Wiedergeburt, um in das Nirvana einzugehen. Auf diese Weise entsteht die Trinität im nördlichen Buddhismus, in dem der irdische Buddha die Emanation des unendlichen Lichtes ist, dessen Verkörperung Amitabha genannt wird; ihnen beiden steht zur Seite der entsprechende „Bald-Buddha" oder Bodhisattva. Die Verehrung des irdischen oder historischen Buddhas tritt im nördlichen Buddhismus und vor allem auch in Japan ganz zurück hinter der des Amitabha, jap. Amida-butsu. Sein gewöhnlicher Beiname ist nyorai, im Sanskrit Tathagata und bedeutet: „Gekommen wie sein Vorgänger." Ihn stellen die Kolossalstatuen aus Bronze dar, die wir in Japan bei den Hauptheiligtümern des Buddhismus finden, und die Daibutsu = großer Buddha genannt werden. Auf einer Lotosblume als dem Symbol der Reinheit mit untergeschlagenen Beinen sitzend hält der Daibutsu je nach der Lehre der verschiedenen Sekten die Hände in besonderer Stellung, während sein Antlitz ein Bild der Ruhe ist, die sein Inneres erfüllt. Auf der Stirn trägt er eine kreisrunde Erhöhung, das Zeichen der Weisheit, die von ihm ausgeht. Der erste Daibutsu wurde im Jahre 759 in Nara errichtet; ein anderer weitberühmter steht in Kamakura und stammt aus der Zeit der Ashikaga-Shogune 1252. Unter den Bodhisattvas nehmen zwei die ersten Stellen ein: 1) Avalokiteshvara = der anschauende Herr, die Personifikation der Barmherzigkeit, 2) Manjusri, die Personifikation der Weisheit. Im weiteren Verfolg dieser mystischen Spekulationen kommt es schließlich zu der Personifikation der Gesamtkräfte des Buddhismus im Maitreya-Buddha, dem zukünftigen Buddha oder Messias, der den Sieg des Buddhismus über die Welt vollenden wird. Von den beiden obengenannten Bodhisattvas hat nur der erste in Japan allgemeine Aufnahme gefunden und ist allmählich die volkstümlichste Gottheit des Landes unter dem Namen Kwannon geworden. Schon in China war aus dem ursprünglich männlich gedachten Bodhisattva eine weibliche Gestalt geworden und ist das nun auch in der Vorstellung des japanischen Volkes, obwohl eine dunkle Ahnung von der stattgehabten Veränderung noch immer erhalten geblieben ist. Das Bild der Kwannon wird oft mit allerlei Abzeichen der Göttergestalten des alten indischen Shiwaismus dargestellt und ist zumeist die dritte Figur in den Darstellungen der buddhistischen Trinität. Natürlich

sind in Japan auch dieser Gottheit eigene Tempel in großer Anzahl geweiht, unter denen der bedeutendste im Stadtteil Asakusa in Tokyo steht. Wie nun weiter die alten Inder-Götter ihre Aufnahme in den Bodhisattva oder Götterzyklus des nördlichen Buddhismus gefunden haben, so sind sie auch als solche mit nach Japan herübergekommen. So finden wir fast bei jedem Tempeleingang zur Rechten und zur Linken in besonderen Nischen zwei alte Bekannte aus Indien, die beiden Götter Brahma und Indra, die unter dem Namen Niosama als Tempelhüter eine freilich untergeordnete Rolle spielen. Viele der fremden Gottheiten haben erst durch ihre Identifizierung mit entsprechenden Shintogöttern Aufnahme in Japan gefunden.

Hier ist nun der Platz, von dem Manne zu reden, der den lange vorbereiteten Schritt der Anpassung des Buddhismus an die alte Religion Japans und an ihre Götterwelt wirklich vollzog und damit dem Buddhismus zum Siege verhalf. Es ist der buddhistische Mönch Kukai gewesen, der unter seinem posthumen Namen Kobo Daishi (großer Lehrer) am besten bekannt ist (774—834). Sein Leben ist gleichfalls mit vielen Wundern und Legenden ausgeschmückt, wie er auch allgemein als der Erfinder des Hiragana, d. h. der japanischen Silbenschrift gilt. Mit 19 Jahren Mönch der Tendai Sekte begab er sich im Jahre 804 nach China, um dort dem Studium des buddhistischen Kanons obzuliegen und schloß sich der Yoga-chara oder Sekte des wahren Wortes an. Die heiligen Schriften dieser Sekte, die 200 n. Chr. in Indien gegründet, im Jahre 720 nach China gekommen war, bestehen hauptsächlich aus drei Sutren, von denen die des Mandala-Ryobu oder Zirkel der zwei Teile die grundlegende ist. Nach seiner Rückkehr gründete Kobo Daishi die Shingon Sekte in Kyoto als erste Vertreterin des chinesischen Yoga-chara und wurde weiter der Begründer des Ryobu-Shinto. Auf Grund der pantheistischen Lehren seiner Muttersekte war es ihm möglich, den sämtlichen Shintogöttern seines Volkes im Buddhismus Aufnahme zu verschaffen, indem er sie alle als Inkarnationen Buddhas vor oder nach seiner Fleischwerdung deutete. Jede Shinto-Gottheit erhielt einen neuen buddhistischen Namen, jedes Shintofest ein entsprechendes Fest mit buddhistischem Inhalt und Gepräge. So wurde die Sonnengottheit Amaterasu mit Amida identifiziert und zum Tensho Daijin umgewandelt. Jeder Bodhisattva oder Bosatsu erhielt seinen entsprechenden Daimyojin (großer erleuchteter Geist) und wurde

als eine der Inkarnationen Buddhas in früheren Zeiten Japans dargestellt, als dieses Land für das heilige Gesetz des Buddhismus noch nicht reif war. So finden wir z. B. unter den in Japan volkstümlichsten sieben Glücksgöttern ein wunderliches Gemisch von alten Gottheiten des Brahmanismus, Buddhismus, Taoismus und Shintoismus. Die Vereinigung und Überkleidung der Shintogottheiten mit buddhistischem Gewande oder umgekehrt war eine so vollkommene, daß es bei der Reinigung des alten Shinto von seinem buddhistischen Kleide im neuen Japan oft schwer war, die ursprüngliche Gestalt vieler volkstümlicher Gottheiten mit Sicherheit wieder zu erkennen.

War das alte Yoga- und Ryobusystem nur eine „zweifache Leiter“ (intellektuelle und moralische) gewesen, um zur Erkenntnis der „Welt der Ideen“ und der „Welt der Phänomene“ zu kommen, so wurde es nun im Ryobu Shinto ein „doppelter Weg der Götter“ und erschloß dem Japaner ein doppeltes Tor zum Nirvana. Damit war das Volk Japans sehr zufrieden, besonders als dies Nirvana oder Nehan selber zum greifbaren Lande des westlichen Paradieses wurde, in das man durch Wiederholung von Gebeten und Anrufung des Namens der Götter, besonders Amida Butsus gelangen konnte.

Es war allerdings auch eine Zeit, wie sie für das Werk des Synkretismus beider Religionen nicht besser geeignet sein konnte. Das Ansehen des Mikado war in stetem Sinken begriffen, besonders seit es Sitte geworden war, den jeweiligen Herrscher oft schon in ganz jungen Jahren freiwillig oder unfreiwillig als H-o-o zur Abdankung und Annahme des geistlichen Standes zu bewegen. Die Macht lag in den Händen der Kriegerkaste, der Hof war voll von Mönchen, die ihrerseits wieder die Kriegerkaste beherrschten.

Es wäre ungerecht, wenn wir schließlich nicht auch anerkennen wollten, daß mit der neuen Religion bedeutende Kräfte der Kultur nach Japan kamen, die ein gut Teil dazu beitrugen, ihr zum Sieg über die eingeborene Religion und die primitiven Zustände, in denen Land und Volk sich befanden, zu verhelfen. Der einfache Holzbau des Shintotempels wurde durch die kunstvollen, jedes künstlerische Auge noch heute erfreuenden Bauten der buddhistischen Tempel und ihrer Pagoden verdrängt. Das einfache Holz (torii) machte dem aus Bronze oder Stein Platz, und der Ton der gewaltigen Tempelglocken übt noch heute einen eigenartigen Zauber auf jeden aus,

der ihn zum erstenmale hört. Der Buddhismus wurde der Erzieher des Volkes auf ziemlich allen Gebieten des menschlichen Lebens. Die einzigen Schulen des Landes, die allerdings nur von Höflingen, Rittern und deren Kindern besucht wurden, waren Schöpfungen buddhistischer Priester, die zugleich die Register über die zu ihren Sprengeln gehörigen Pfarrkinder führten. Wenn man es dem Buddhismus in Japan zum Vorwurf macht, daß er die Stellung der Frau bei aller Zivilisation, die er ins Land brachte, nicht zu heben vermocht habe, ja, daß er sie eher eine Stufe zurückdrängte, so ist das in der Haltung des Buddhismus gegenüber dem weiblichen Geschlecht begründet. Betont muß schließlich noch werden, daß auch der buddhistische Kanon trotz aller scholastischen und literarischen Bildung der japanischen Buddhapriester und Lehrer niemals in die Landessprache übersetzt worden ist, sondern nur in chinesischer Sprache Aufnahme gefunden hat.

Im allgemeinen können wir die Geschichte des Buddhismus in Japan in 4 große Epochen einteilen. Die erste reicht von 552 bis 805, die Zeit des reinen indischen und chinesischen Buddhismus; die zweite vom 9.—12. Jahrhundert ist die Zeit des Ryobu-Buddhismus oder Shintoismus. In der dritten Epoche vom 13.—16. Jahrhundert, vollzieht sich die rein japanische Entwickelung und Ausbildung der Lehre, sowie ihre Ausbreitung über ganz Japan, während die vierte Epoche vom 16.—19. Jahrhundert keinerlei bemerkenswerte Fortbildung aufzuweisen hat. Es ist eine Zeit der Stagnation oder des Verfalls, die erst in den letzten zwei Jahrzehnten von einem neu beginnenden Eifer abgelöst wurde.

Wir haben zuletzt noch eine kurze Übersicht über die verschiedenen Sekten zugeben, in die der japanische Buddhismus zerfällt. Es werden deren im allgemeinen 12 gezählt: Kusha, Jojitsu, Ritsu, Hosso, Sanron, Kegon, Tendai, Shingon, Jodo, Zen, Shin und Nichiren.[1]) Man kann die Sekten nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppieren. Fremden Ursprungs (indischen und chinesischen) sind 9, während die Jodo-, Shin- und Nichiren-Sekte rein japanische Schöpfungen sind. Die beste Gruppierung der 12 Sekten wird aber die nach den zwei verschiedenen Wegen sein, die sie zur Erreichung des Nir-

1) Zu folgendem vergl. die Arbeit von D. Haas „Die Sekten des japanischen Buddhismus“ in Z. M. R. 1905, 8. und 9. Heft.

vana befolgen. Der erstere ist der Shodo, der heilige Pfad, den die Starken und Einsichtigen einschlagen. Durch die eigene Kraft (Jiriki) und die Pflege der drei Weisheiten (sangaku) und zwar: Moral, Erkenntnis und Sichversenken bringt sich der Gläubige in einer Reihe von Existenzen dem Nirwana entgegen. Diesem Pfade folgen von den 12 Sekten 10 und zwar Kusha, Jojitsu, Ritsu, Sanron (heute erloschen), ferner Hosso, Kegon, Tendai, Shingon Zen und Nichiren (heute noch bestehend). Ihre Hauptunterschiede liegen in der stärkeren oder schwächeren Betonung der einen oder anderen der drei Weisheiten.

Dieser Shodo Pfad (Shodomon=Tor des heiligen Pfades) ist aber mühsam und beschwerlich, und es würde darum der größte Teil der unreinen und ungerechten Menschheit der letzten Tage des Gesetzes von der Seligkeit ausgeschlossen sein. Ihnen, die durch eigene Kraft niemals das Nirvana erlangen würden, tut sich nun ein zweites Tor und ein zweiter Pfad dahin auf, daß Jodomon oder Tor des reinen Landes. Hier erfolgt die Erlösung durch die Kraft eines anderen (tariki), des Allerbarmers Amida Butsu. Entweder durch fortwährendes Anrufen seines Namens oder nur durch den Glauben an seine Kraft wird der Gläubige nach seinem Tode im Paradiese des Westens wiedergeboren, das schließlich mit allen Zutaten des Landes der Seligkeit ausgeschmückt wird. Der ersteren Form folgt die Jodo=Sekte, der zweiten die Shin=Sekte, die man darum auch den buddhistischen Protestantismus genannt hat. Heute bestehen in Japan noch 8 von den genannten Sekten, zu denen zwei weitere des Jodo=Pfades hinzugekommen sind: Yuzu-nembutsu und Jishu, so daß wir 10 Sekten erhalten. Spricht man im heutigen Japan von 12 Sekten, so werden die drei Untersekten der Zen=Sekte (Rinzai, Soto, Obaku) besonders aufgeführt.

Die Zahl der Tempel aller Sekten war nach dem Résumé Statistique de l'Empire du Japon 1905 am 31. Dezember 1902, in dem allerdings die Angaben für drei Sekten (Hosso, Kegon, Yuzu=nembutsu) fehlen, 72 416. (1892: 71 859). Die Zahlen des Klerus waren im Jahre 1892: 38 Verwaltungshäupter, 52 638 Priester, 44 123 Mönche und Nonnen, 8 668 männliche, 328 weibliche Studenten.

Die neue Zeit hat auch dem Buddhismus nach einer kurzen Zeit der Verfolgung oder offiziellen Absetzung einen neuen Aufschwung gebracht, so daß er sogar eine Missionsarbeit in den Mutterländern China

und Korea in Angriff nehmen konnte. Die eifrigsten unter den Sekten sind die Shin und die Zensekte. Der heutige Buddhismus hat von dem Christentum viel gelernt, indem er in Presse, Liebestätigkeit, Schulen und Vereinen dieselben Bahnen wie jenes eingeschlagen hat.

Die christlichen Missionen

vom Standpunkte eines Diplomaten aus beurteilt.[1])

Dadurch, daß Sie mich eingeladen haben, hier vor Sie zu treten und vor dieser großen Versammlung eine Ansprache zu halten, haben Sie mir eine große Ehre erwiesen.

Ich will Ihre Aufmerksamkeit nicht lange in Anspruch nehmen, denn ich weiß, es sind viele hier, die berufener sind, die Fragen zu behandeln, deren Erörterung Zweck dieser Versammlung ist. Aber die Einladung erging an mich, wie ich glaube, aus dem Wunsche, etwas von einem Laien, der 25 Jahre im Osten gelebt, über Missionstätigkeit in diesen Gegenden zu hören, und das vom Standpunkte des Laien aus. Hiernach wird sich der Gedankengang meiner kurzen Ansprache richten.

Es wird sie jedenfalls nicht überraschen, wenn ich gleich zu Anfang sage, daß in den Ländern, in denen ich tätig war, der Missionar nicht stets mit Wohlwollen von Beamten, Kaufleuten und anderen betrachtet wird. Unter meinen Bekannten finden sich viele, die die Mission eifrig und aus Überzeugung unterstützen, viele aber auch, die das nicht tun. Es ist mir oft vorgehalten worden, daß Missionstätigkeit in diesen Gegenden im besten Falle vergeblich, oft aber schädlich ist, daß trotz des Aufwandes an edlen Menschenleben, an Geld und Arbeit, eigentlich gar keine Erfolge erzielt werden,

---

1) Rede des Sir Henry Mortimer Durand, Großbritannischen Gesandten in den Vereinigten Staaten, auf der studentischen Missionsversammlung zu Nashville. Vergl. S. 295. — Das etwas eigentümliche Thema lautet: Christian Missions as important as diplomacy. Die ihm gegebene freie Übersetzung entspricht vielleicht seinem Inhalt am besten. Es sind sehr beherzigenswerte Wahrheiten, die der „Diplomat" ausspricht.

daß man diese wertvollen Kräfte zu Hause verwerten sollte, daß der Missionar wenige Bekehrungen erzielt, und daß die wenigen Bekehrten unzuverlässig sind. Es heißt ferner, der Missionar erweckt durch seine Angriffe auf die Religion der Eingeborenen Feindseligkeit gegen alle Christen, ja er mache seiner Regierung fortwährend zu schaffen. Solches und Schlimmeres habe ich wiederholt über die Missionare sagen hören, und es muß zugestanden werden, unter ihren Landsleuten sind die Missionare im Osten nicht allgemein beliebt.

Ich werde den Gegenstand nicht ins Einzelne verfolgen, es wäre dies erstens unzweckmäßig und unpraktisch. In Wirklichkeit ist die Frage in Ihrer und meiner Nation entschieden. Ein jeder in dieser Versammlung, ja auch außerhalb derselben, weiß gar wohl: weder England noch Amerika wird die Hand vom Pfluge ziehen und die Heidenmission aufgeben. Zweitens aber, wenn diese Frage noch eine offene wäre, so gibt es unter Ihnen viele, die weit fähiger sind als ich, die gegen den Missionar vorgebrachten Anklagen einzeln zu untersuchen, das Falsche darin vom Wahren zu trennen und, wenn ein Teil Wahrheit dabei ist, festzustellen, wie weit diese Behauptungen unsere Stellung zur Heidenmission beeinflußen dürfen. Was mich betrifft, so unternehme ich nicht eine spezielle Untersuchung dieser Frage.

Was ich aber sagen möchte, ja sagen muß, ist dies: Soweit meine eigene Erfahrung reicht, sind die gegen die Missionare und ihre Tätigkeit gerichteten Vorwürfe zum Teil unwahr und übertrieben, und jedenfalls überwiegt das Gute, das sie tun, bei weitem den Schaden, den sie angeblich anrichten. Ich muß gestehen, ich habe unverständige Missionare kennen gelernt, und Bekehrte, die viel zu wünschen übrig ließen, ich habe zu meiner Trauer hier und da gesehen, wie fromme Männer und Frauen ihr Leben und ihre Kraft scheinbar aufopferten ohne jegliches Resultat. Das sind nur die Schatten auf dem Bilde, das Bild selbst ist weit davon entfernt, ein dunkles zu sein.

Bezüglich des Guten, das die Missionare tun, darf ich vielleicht, ehe ich zu meinen eigenen Erfahrungen komme, aus denen meines Vaters schöpfen.

Er war Soldat und gehörte einer Gruppe von militärischen Staatsmännern an, die im vorigen Jahrhundert viel dazu beigetragen haben, unser indisches Kaiserreich auszubauen. Vor 60 Jahren war er Gouver-

neur von Britisch-Barma, und da machte er die Bekanntschaft des amerikanischen Baptisten-Missionars Judson. In einem Buche, das ich besitze, findet sich ein Artikel über Judsons Leben, den mein Vater in der Calcutta Review 1850 erscheinen ließ. Diesem Missionar wird dort unbesiegbarer Mut, vollkommene Selbstlosigkeit, Erhabenheit über alle niedrigen Leidenschaften nachgerühmt; und vor allem seine ungeheuchelte Demut. Ich las dort die Schilderung seines Schaffens und seines Leidens und seiner Übersetzungsarbeit der Bibel ins Barmesische, die 27 Jahre in Anspruch nahm. Der König von Barma ließ ihn lange im Gefängnis schmachten; dann kam ein langer Kampf mit seiner zerrütteten Gesundheit, endlich der Tod. Der Artikel erwähnt zum Schluß die ungemein wichtigen Dienste, die er der Britischen Regierung erwiesen, er habe verschiedenen Verwaltern der Provinz „mit Auskunft und Rat zur Seite gestanden," er habe dagestanden „als mächtiger Verbündeter der diplomatischen Mission," stets bereit, „seine großen Fähigkeiten, seine genaue Kenntnis Barmas, seiner Fürsten, seines Volkes bei politischen Verhandlungen zur Verfügung zu stellen. Endlich betonte die Abhandlung, wie Judson nicht nur den Barmesen, sondern auch dem britischen Soldaten liebevolle, warme Sympathie entgegenbrachte, und daß mancher Offizier und mancher Soldat unserer Armee Ursache hat, seinen Namen zu segnen.

Vor dieser Lebensskizze fand ich eine Abhandlung über die britische Verwaltung Mittelindiens, und nach ihr folgte eine Beschreibung der Kämpfe des zweiten Sikhkrieges. Der Verfasser hatte mit beiden Sphären, der Verwaltung sowie dem Kriege, selbst viel zu tun gehabt. Die Lebensbeschreibung Judsons stammte nicht von der Feder eines Missionars, der Autor war Soldat und Regierungsbeamter, der selbst über Britisch-Barma geherrscht hatte; er konnte am besten beurteilen, ob Judson Segen oder Unheil angestiftet. Liegt nicht schon in seinem Zeugnis eine Widerlegung einiger der oben erwähnten Angriffe?

Zwar würde man wohl — mit Recht — erwiedern: „Es gibt nicht viele Männer wie Judson"; doch habe ich genug von der Tätigkeit der Missionare gesehen, um behaupten zu können, daß es unter ihnen eine sehr große Anzahl fähiger, sich aufopfernder Männer gibt, deren Arbeit zu bekritteln oder herabzusetzen eine Schande wäre. Das Leben derjenigen, die ich selbst gekannt, war fast ohne Ausnahme ein Vorbild für alle, mit denen sie in Berührung kamen und so manche ihrer Kritiker täten gut, ihrem Beispiel zu folgen. Viele von ihnen waren Männer von ausgezeichneter Bildung. Ich habe keine Berufsklasse im Osten kennen gelernt, die die einheimischen Sprachen so gründlich kannte. Gerade dieser Punkt ist oft hervorgehoben worden. Es sieht ja ein jeder ein, daß zur Erörterung religiöser und metaphysischer Fragen eine weit genauere Sprachkenntnis nötig ist, als zur gewöhnlichen Routine des Beamten oder

Militärs. Auch habe ich stets gefunden, daß in der Kenntnis des Volks, seiner Sitten, seines Denkens der Missionar dem Beamten weit voraus ist. Das ist ja auch leicht zu verstehen, und diese gründlichere Kenntnis setzt den einsichtsvollen Missionar so oft in die Lage, dem Beamten, der ihn um Rat angeht, den wirksamsten Beistand geben zu können — wie es Judson so oft tat.

Natürlich sind nicht alle Missionare einsichtsvoll — wie ich schon erwähnt habe. — Ich kenne auch einige solche; und ein unweiser Missionar kann ebensoviel Unheil anrichten wie ein unweiser Diplomat — wenn es solche Diplomaten überhaupt gibt. Ich hoffe, so einer existiert nicht — d. h. während ich so hier stehe und eine Ansprache vor einer Missionsversammlung halte, kommen mir doch einige Zweifel!

Im allgemeinen hat mir meine Erfahrung gezeigt, daß der Missionar, der den Gesetzen des Landes, in dem er lebt, gehorcht, der sich sanft, rücksichtsvoll und höflich gegen seine Umgebung benimmt, sehr selten in Schwierigkeiten gerät, daß er vielmehr seinen Landsleuten eine Stütze bietet. Natürlich gibt es manchmal Schwierigkeiten und es kommt zu bedauerlichen Ausschreitungen, denn es gibt „Heiden", die ebenso fanatisch sind als mancher, der sich zum Christentum bekennt, und eine orientalische Regierung ist nicht immer machtvoll genug, ihre Fanatiker in Ordnung zu halten, wie wir es jetzt — zum Teil wenigstens — fertig bringen. Doch herrscht im Orient eine bedeutende religiöse Toleranz für den, der sich vernünftig zu benehmen weiß.

So redete ich einst in Indien bei mondheller Nacht zu einem Brahmanen hoher Kaste; ich wollte einmal so recht seine wahren Ansichten kennen lernen. Das Ergebnis war folgendes: „Sahib, alle Religionen sind gut. Der Mohammedaner wendet sich gegen Mekka wenn er betet, der Hindu betet zu Vishnu und Shiva und anderen Gottheiten, und die Sahibs beten zu Christus; aber hoch über allem steht der große Nayayan, der Herr, dem diese Unterschiede nichts sind!"

Gegen einen solchen allumfassenden Glauben zu argumentieren, ist wohl nicht leicht. Sogar der Mohammedaner, den viele Christen für besonders fanatisch halten, kann dem, der seiner Religion Achtung erweist, viel Toleranz entgegenbringen, er verlangt nur, seinen Glauben gelassen darlegen zu dürfen. Es ist heute ein Missionar hier gegenwärtig, der dies bezeugen kann.

Vor kurzer Zeit lud ihn ein Mullah oder Priester ein, in einer

der größten und ältesten Moscheen Persiens eine Ansprache zu halten. Nach einleitendem Gebet las er die Geschichte vom verlorenen Sohn und predigte dann über die „Reue". Er wurde auf das freundlichste behandelt: der mohammedanische Priester lud ihn zugleich mit anderen Priestern und Honoratioren der Stadt in sein Haus zum Tee ein. Es war an einem Freitag; die Predigt des Missionars war auf die gewohnten Gebete der Mohammedaner gefolgt. Wenn ich nicht selbst wüßte, daß dieser Vorgang wahr wäre, so könnte er wohl kaum glaublich erscheinen. Denn ein gewöhnlicher Weißer, der sich etwa uneingeladen in jene Moschee begeben hätte, wäre kaum mit seinem Leben davon gekommen. Der betreffende Missionar gehört der Amerikanischen Presbyterianer-Mission in Teheran an, und ich weiß, daß diese Gesellschaft in ganz besonders hoher Achtung bei den Persern der Umgegend steht.

Sind nun aber die zum Christentum bekehrten Orientalen wirklich aufrichtig? Aus vielen mir bekannten Fällen will ich nur einen erwähnen.

Vor einigen Jahren reiste ich in den westlichen Bergen Persiens. Da kam ein Mann zu mir im Gefolge eines persischen Beamten, der mich zu sprechen wünschte. Als unser Geschäft erledigt war, teilte er mir mit, er sei ein Christ. Er habe schon mohammedanischer Priester werden wollen, da habe er an der Grenze zufällig einen Nestorianer kennen gelernt und habe darauf hin die Nestorianische Bibel gelesen. Es überkam ihn allmählich die Überzeugung, sagte er, daß dies der wahre Glaube sein könne; ein Besuch bei einigen Missionaren bestärkte ihn in seiner Ansicht, und er bekannte sich offen zum Christentum. Als ich ihn sah, lebte er mitten unter Mohammedanern, und obgleich er auch versicherte, daß man ihn wegen seines Glaubenswechsels keineswegs schlecht behandelte, so kann seine Stellung doch keine angenehme gewesen sein. Ich kann mir keinen anderen Beweggrund zur Annahme des Christentums bei diesem Manne vorstellen, als eben aufrichtige Überzeugung.

Ich möchte übrigens en passant der Teheran-Mission bei dieser Gelegenheit öffentlich meinen Dank aussprechen für ihre stets liebenswürdige Haltung unseren Landsleuten gegenüber. Wir besitzen dort eine große Gesandtschaft und etwa 100 britische Untertanen, doch sind wir, was religiöse Bedürfnisse anbelangt, gänzlich auf die amerikanische Mission angewiesen. Unsere Landsleute wenden sich stets an sie um Hilfe, und stets in der Gewißheit, daß ihnen solche zuteil wird. Die Dankbarkeit, die wie ihr schulden, läßt sich kaum übertreiben. Doch dies gehörte kaum zu meinem Thema.

Ich resümiere, indem ich sage, daß die erfolgreiche oder erfolglose Missionstätigkeit zum großen Teil von denen abhängt, die die Missionare wählen und hinaussenden. Die Arbeit in der Mission

ist schwierig und zart; taktlose Brauseköpfe, wie pflichteifrig sie auch sein mögen, sollten nie bei dieser Arbeit Verwendung finden. Ich möchte Ihnen mitteilen, was Judson selbst über diesen Punkt sagt:

„Wenn Sie junge Männer zur Missionsarbeit zu gewinnen suchen, gehen Sie, bitte, mit größter Vorsicht zu Werke. Ein einziger aus lauter Gewissenhaftigkeit eigensinniger Querkopf kann uns geradezu ruinieren. Männer von bescheidener, stiller Ausdauer, von wirklich gediegenem Charakter, mit gründlicher Vorbildung und einigem Sprachtalent, von liebenswürdiger, nachgebender Gesinnung, bereit den niedrigsten Platz einzunehmen, der letzte und der Diener eines jeden zu sein, Männer, die vor Gott wandeln und gerne alles ertragen um Christi willen, ohne sich dessen zu rühmen, — solche Männer brauchen wir."

Wenn der Missionar diese Eigenschaften besitzt — und viele derer, die ich in Persien und in anderen Ländern kenne, besitzen sie — so kann ich nur wiederholen, was ich schon gesagt habe: Wäre ich noch einmal Gouverneur oder Diplomat in einem nichtchristlichen Lande, so würde ich, schon aus praktischen Rücksichten, als Regierungsbeamter, die Missionare viel lieber innerhalb als außerhalb der Grenzen des mir anvertrauten Landes wissen. Und nach allem, was ich erfahren, glaube ich hinzufügen zu dürfen, daß auch die Einwohner dieses Landes sie viel lieber bei sich sehen würden, als sie vertrieben wissen.

Ich möchte noch ein Wort an die jungen Männer richten, die etwa vorhaben, sich im Osten der Missionsarbeit zu widmen. Ich möchte sie nicht entmutigen, aber bitten, ehe sie hinausgehen, sich ernstlich zu fragen, ob sie wirklich zu der vor ihnen liegenden Aufgabe tauglich sind . . . Ein großer Teil der Arbeit des Missionars besteht — wie in jedem Beruf — aus ernster schwerer Arbeit. Schon eine orientalische Sprache zu erlernen — und das müssen Sie tun, wenn Sie sich irgendwie nützlich machen wollen — ist allein eine jahrelange Arbeit. Judson studierte oft täglich zwölf Stunden Barmesisch und seine Bibelübersetzung nahm 27 Jahre in Anspruch. Sie müssen sich nicht scheuen, eine derartige Arbeit auf sich zu nehmen.

Ich sah einmal zu, wie ein Missionar einen Afghaner bekehren wollte. Er machte das so: er ging auf ihn zu und sagte in sehr schlechtem Persisch, das gar nicht des Afghaners Muttersprache war: „Christus ist der Sohn Gottes." Er wiederholte dies zweimal und bekam jedesmal eine einsilbige Antwort; dann zog er ab, mehr Persisch konnte er augenscheinlich nicht. Solche Vorgänge sind es, die den Feinden der Mission die Waffe in die Hand geben.

Auch an Judsons Warnung müssen Sie denken: lassen Sie sich nie zur Hoffart verleiten! Schauen Sie nicht von oben herab auf andere, verurteilen Sie nicht den Diplomaten, den Beamten, den Soldaten, weil ihre Lebensanschauungen nicht mit den Ihrigen übereinstimmen und vielleicht ihr Lebenswandel Ihnen Anstoß gibt. Auch sie besitzen Kenntnisse, die Ihnen zum Teil verschlossen bleiben, auch sie streben darnach, ihre Pflicht zu tun. Besonders verachten Sie den Soldaten nicht. Er ist wohl rauh und unbedacht zuweilen, aber er ist stets bereit, sein Leben für sein Vaterland einzusetzen; der rechte Missionar soll den Waffenrock des Soldaten in Ehren halten.

Sind Sie bereit, in diesem Geiste, im Geiste Judsons, hinauszugehen, dann gehen Sie und Gott sei mit Ihnen! Daß er ihnen beistehen wird, daran habe ich nicht den Schatten eines Zweifels!

Hoffnungsvolles aus Südwestafrika.

In seinem auf der General-Versammlung der Rh. M.-G. erstatteten vortrefflichen „Berichte über den Stand der Arbeit auf den Rheinischen Missionsgebieten“ (Rh. M.-Berichte 06, 111 ff.) verweilt Inspektor Haußleiter besonders eingehend bei Deutsch-Südwestafrika. Und es sind ermutigende Tatsachen, die er mitteilen darf, Tatsachen, die endlich auch beginnen die infolge des Aufstandes so viel geschmähte Rheinische Mission zu Ehren zu bringen. Ich gebe aus dem betreffenden Abschnitte das Wesentliche mit der Bitte an die Leser, es möglichst weit verbreiten zu helfen.

„Aus der Kapkolonie kommen wir über den Oranje nach Deutsch-Südwestafrika. Nun sind die unterworfenen Stämme so weit, daß sie sich wieder nach dem Wort sehnen. So sagten z. B. die zurückkehrenden Witboois zu den treugebliebenen Berseba-Leuten: „Es ist Gottes Gericht, das über uns gekommen ist. Dankt Gott, daß ihr sein Wort noch unter euch habt und als Gemeinde besteht!“ Das Wort ist dem Afrikaner verkörpert in dem, der das Wort bringt. Der Missionar und die Botschaft, die er auszurichten hat, gelten dem Eingeborenen als ein Begriff. Die Bersebaer Christen aber, die trotz schwerer Anfechtung ausgehalten haben, sagen nun: „Unsere Gemeinde ist nicht zersplittert. Das Wort Gottes ist noch unter uns, Hab und Gut sind noch unser.“

Auch im Hererolande finden sich Lebenszeichen. Die christlichen Ältesten in Swakopmund schrieben an den großen Lehrer Insp. Spiecker,[1]) folgenden Brief: „Wir, die wir zu Deiner Gemeinde gehören, haben das Bedürfnis, daß Du uns die Worte des A. T. übersetzen lässest durch die Lehrer, die in unserm Lande sind, sodaß sie (die Worte nämlich) anfangen beim 1. Buch Mosis bis zu den der Propheten und zu den der Könige und zu den der andern Bücher alle, die bis dahin noch nicht geschrieben sind in unsrer Sprache. Denn alle Geschichten des A. T. tun uns kund unsre Weise und alle Zustände, die bestanden zur Zeit des ersten Heidentums und der Feinde und der Gefangenschaften. Darum haben wir sehr nötig, daß sie übersetzt werden. Unser Gruß! Genug." Unter den zurückgekehrten Hererochristen befindet sich eine ganze Reihe tüchtiger Lehrer, die sowohl in Lüderitzbucht als in Otjimbingue und Karibib, in Omaruru und anderswo — auch Bergdamralehrer kommen hinzu — sich zur Sammlung und Unterweisung der Gemeinde tüchtig erweisen. So wird nun ohne lähmendes Rückwärtsschauen getrost und hoffnungsstark dort die Hand an den Pflug gelegt, um aufs neue das Ackerland zu bestellen. Es sei erlaubt, hier die Worte mitzuteilen, die ein berufener Afrikakenner gelegentlich des Dankes für die Zusendung des Heftes „Zur Eingeborenenfrage"[2]) schreibt: „Mehr wie das alte bietet das neue Südwestafrika der Mission ein aussichtsvolles Feld der Wirksamkeit, denn das Christentum ist ja die Religion der Armen und Elenden. Daß es der Mission gelingen möge, sich dieses Feld zurück zu erobern, das wünscht aufrichtig Leutwein, Generalmajor a. D."

„Im Oktober 1905 fand eine von 12 Missionaren besuchte brüderliche Besprechung in Okahandja, im Januar 1906 im Beisein von Insp. Spiecker eine Beratung in Karibib statt. Hier wurde nachgewiesen, daß man sofort 10 neue Missionare im Land brauchen könne. Wenn auch einzelne alte Stationen nicht sofort wieder besetzt werden können, wie z. B. Okazeva oder Waterberg, wenn auch Franzfontein seine Selbständigkeit verlieren wird, so müssen doch Swakopmund und Karibib doppelt besetzt werden, weil die Arbeit einem Missionar über den Kopf wächst, und in

1) Er befindet sich dort auf einer Visitationsreise.

2) Abdruck aus der A. M. Z. 06, 19 ff.

Windhuk muß ein zweiter Namamissionar angestellt werden, weil durch den Zuzug der gefangenen Witboois des Volks zu viel geworden ist; außerdem muß auch in Usakos nahe bei Karibib eine Bergdamra-Station errichtet werden. Auch andere Kreuzungs- und Endpunkte der neuen Otavi-Bahn, sowie unsere Farm Gaub müssen missionarisch besetzt werden. Wir können aber nur 3 Brüder zur Verfügung stellen.

Wie die Sachen im Süden von Großnamaland stehen, das ist noch unklar. Aber der Aufstand wird dort wohl in Kürze soweit gebrochen sein, daß die Arbeit wieder aufgenommen werden kann. Wir freuen uns, daß wenigstens die festen Stützpunkte Berseba und Keetmanshoop unangetastet geblieben sind. Das tröstet uns über die schwierigen Verhältnisse in Warmbad, Bethanien, Gibeon und Hoachanas und über das zeitweilige Aufhören der Stationen Khoës, Gochas und Rietmond. Im September soll eine große allgemeine Konferenz draußen gehalten werden, worauf viele Einzelfragen ihrer Lösung entgegengeführt werden können.

Richten wir nun unsern Blick auf die eingeborene Bevölkerung! Wir können konstatieren, daß die Hälfte unserer Christen (etwa 7000) den ganzen Aufstand hindurch treu geblieben sind. Davon bestand allerdings der größere Teil aus Bergdamra und Bastards, aber auch von den Namas — was viel zu wenig bekannt ist — kann man wohl 2500 rechnen, die den Aufstand nicht mitmachten, das ist mindestens der fünfte Teil des ganzen Volks. Die Hererochristen waren mit wenig Ausnahmen in den Aufstand verwickelt. Gerade aber die Christen kehrten zuerst wieder zurück und haben bei der Hereinholung ihrer heidnischen Stammesgenossen die wichtigsten Dienste geleistet. Einen besonders erfreulichen Aufschwung nahm das Friedenswerk, als Exzellenz v. Lindequist kurz nach seiner Ankunft in der Kolonie die beiden fern vom Verkehr liegenden Missionsstationen Otjihaënena und Omburo zu Sammelplätzen unter ausschließlich missionarischer Leitung erklärte und eine entsprechende Proklamation erließ. Alle Herero (mit Ausnahme der Mörder) sollten ohne Furcht zu ihren Missionaren auf die Sammelplätze kommen und sich dort wieder einmal satt essen. Um die Weihnachtszeit nun zogen die Missionare Kuhlmann und W. Diehl jun. auf ihre Posten ab, geleitet von einer Truppe bewährter Hererochristen, die für den Notfall bewaffnet waren. Sie

ließen sich draußen nieder in der Einsamkeit und schickten zuverlässige Männer ins Feld, um die herumschweifenden Herero herein zu holen. Der Erfolg war, daß bis Anfang April, also nach 3 Monaten, nahe 6000 Herero auf friedlichem Wege unter die deutsche Botmäßigkeit zurückgeführt wurden. Und diese friedliche Rückkehr birgt in sich eine ganz andere Gewähr für die Zukunft, als wenn diese Leute mit Waffengewalt durch viele Regimenter Soldaten eingefangen worden wären. Das Sammelwerk nimmt immer noch seinen Fortgang, und die neueste Mitteilung berichtet, daß auch der besonders feindselige Bandenführer Andreas von Otjimbingue sich auf Otjihaënena mit seinem ganzen Volk gestellt habe. Die Missionare haben die Hände voll zu tun, die von der Regierung gelieferten Lebensmittel auszuteilen, und Kleider darzureichen, woran immer noch großer Mangel besteht. Die Kranken werden so gut es geht behandelt, die Gesunden zur Arbeit angewiesen und dann auf andere Plätze geschickt, damit sie wieder für andere Raum machen. Gott hat sich zu diesem Friedenswerk bekannt und unsere Mission öffentlich gerechtfertigt. Auf den Sammelplätzen wird auch mit den Heiden — denn nur die Hereinholenden sind Christen — gesungen und ihnen Gottes Wort verkündet in einer Weise, wie sie es fassen können. Ebenso wurden die 2000 eingeborenen Arbeiter an der Otavibahn gepflegt, und die Gefangenen in Lüderitzbucht und Swakopmund besucht und getröstet in ihrem Elend, das durch die Maßregeln der Regierung nach und nach gemildert wurde. Ein hoffnungerweckendes Zusammenströmen ist da. Das Volk ist hungrig, zunächst zwar nach äußerer Hilfe, aber doch auch nach Gottes Wort.

Die Landfrage ist durch die Allerhöchste Verordnung über die Einziehung des Stammesvermögens Eingeborener vom 26. Dezember in ein neues Stadium getreten. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich in den 12 Paragraphen manches findet, was den Missionsfreund ernstlich beunruhigen muß. Darüber wurde auch anderweitig verhandelt. Um so erfreulicher ist die Erklärung, die der stellvertretende Leiter des Kolonialamtes, Erbprinz von Hohenlohe, am 23. März d. J. im Reichstag ablegte. Er sagte u. a.: „. . . Es ist die Anfrage gestellt worden, was mit dem Stammesland der Eingeborenen, welches auf Grund der Verordnung vom 26. Dezember 1905 eingezogen worden ist, geschehen solle. Einer-

seits wird es dazu verwendet werden, um den Eingeborenen selbst Gelegenheit zu geben, ihr Leben zu fristen; andrerseits soll es zum Besten der Ansiedler verwendet werden. Die Eingeborenen sollen sogenannte Reservate oder Lokationen erhalten, d. h. Gebiete, groß genug, um ihr Vieh weiden zu können, entweder im Anschluß an weiße Ansiedlungen, sodaß die weißen Ansiedlungen aus diesen Eingeborenenreservaten ihre Arbeiter beziehen können — oder, wo sich die Eingeborenen nicht für die Arbeit im Dienste der Weißen eignen, im Anschluß an die Missionsstationen, um dort bei ihrer wirtschaftlichen Arbeit von den Missionaren beaufsichtigt und geleitet zu werden. Wir sind uns dessen bewußt, daß die Eingeborenen ein wertvoller Bestandteil der Kolonien sind. Wir brauchen ihre Arbeitskraft. Der Gedanke, sie auszurotten, ist gänzlich verfehlt, er wird ja auch von niemandem geteilt. Ihre Erziehung zur Arbeit ist in S.-W.-A., wie in allen andern Kolonien eine dringende Notwendigkeit.... Die Bekanntmachung einer beabsichtigten Landeinziehung wird natürlich auch den Eingeborenen zugänglich zu machen sein. Ich rechne in dieser Beziehung insbesondere auf die Vermittlung der Missionare, welche ja in der Lage sind, zwischen der Zentralstelle und den Eingeborenen den Verkehr zu übernehmen, welche bekanntlich die Rechte der Eingeborenen immer in besonderem Maße wahrnehmen und auf Grund dieser Bestrebungen sicherlich ihr Möglichstes tun werden, um den Eingeborenen verständlich zu machen, daß sie gegen die Einziehungsverordnung nötigenfalls Beschwerde erheben können, und sie über die Natur der Beschwerde zu belehren." Auch andere Persönlichkeiten, welche die Rechte der Eingeborenen zu beurteilen und zu schützen in der Lage sind, sogenannte Eingeborenenanwälte, hält der Erbprinz für nötig. Damit wird nun das als Recht und Pflicht konstatiert, was unsre Missionare notgedrungen und unter manchen Anfechtungen schon seit Jahren getan haben.

Eine andre Frage, die unsre Arbeit noch sehr nahe angeht, ist die Konkurrenz der katholischen Mission. Das Abkommen vom 13. Dezember 1905, wo der Gouverneur entschied, daß die Hererowaisenkinder, die bei ihren Familien keine Aufnahme fänden, zu gleichen Teilen unter die Konfessionen geteilt werden sollen, scheint nicht rigoros durchgeführt werden zu sollen. Es wäre *auch ein Unding*, wenn bei den 6000 bei uns zugelaufenen

Herero die Hälfte der Waisenkinder herausgeholt und den Patres zur Erziehung überwiesen würden! Immerhin gilt es darüber zu wachen, daß über der Buchstabengerechtigkeit nicht Recht und Billigkeit verletzt werde. Darum möchten wir trotz des Wortlautes von § 14 des Schutzgebietsgesetzes den maßgebenden Persönlichkeiten immer wieder die Frage vorlegen, ob es nicht der Geschichte und dem Friedensbedürfnis der Kolonie einzig und allein entspräche, daß das ganze Herero- und Namavolk wie bisher der Rheinischen Mission überlassen bleibt. Für diesen Gesichtspunkt erwachsen uns Bundesgenossen, die wir gar nicht gesucht haben. Deutsche Kolonialfreunde, die an der Mission gar nicht interessiert sind, befürchten von dem gleichzeitigen Arbeiten beider Konfessionen an den Eingeborenen eine Schädigung des deutschen Namens und Einflusses. Der Vertreter der katholischen Mission hat nachweislich mit unklaren, um nicht zu sagen mit unlautern Mitteln der Öffentlichkeit gegenüber gearbeitet, und ist bis jetzt auf verschiedene ihn nahe berührende Anfragen in der A. M.-Z. die Antwort schuldig geblieben.

Einige von den neuen Aufgaben in D.-S.-W.-A. tragen ganz den Charakter der inneren Mission. So z. B. die Aufnahme der illegitimen Kinder weißer Väter und farbiger Mütter im Augustineum zu Okahandja. Es sind bereits 31, und es werden noch mehr aufgenommen werden müssen. An ihnen arbeitet Familie Eich und eine der Wittener Schwestern. In Windhuk wird ein Eingeborenenlazerett nötig, wie ein solches bereits in Karibib besteht. Auch die neugegründete deutsche evangelische Gemeinde in Swakopmund fordert von der Mission allerlei Dienste und Hilfeleistungen. Die Anlage von Lüderitzbucht kostet mindestens 10000 Mk. Wir würden unsre Pflicht versäumen und uns den größten Vorwürfen aussetzen, wenn wir dort nicht eingesetzt hätten. So stehen wir vor großen und kostspieligen Aufgaben. Das erste aber, was wir haben müssen, sind die rechten Leute. Gott schenke uns tüchtige, unverzagte junge Arbeiter!

Zur Hebung und Erziehung der eingeborenen Jugend bedürfen wir dringend der Mitarbeit einiger tüchtiger deutscher Lehrer. An den Plätzen, wo künftig die Eingeborenen unter den Weißen leben, kann die Schule eines eingebornen Lehrers auf die Länge nicht genügen. Da braucht man europäische Lehrer nicht

nur für die weißen, sondern auch für die farbigen Kinder. So werfen wir denn das Netz abermals nach dieser Seite aus. Das Volk ist hungrig in jeder Beziehung. Wer hilft mit, daß ihm bald und ausreichend die rechte Speise gereicht werde?"

Chronik.

In **China** ist eine Sturm- und Drangperiode im Anzuge, die wahrscheinlich noch überraschende Ereignisse gebären wird. Fung Tschhau d. h. Wind und Flut bezeichnen die Chinesen selbst die mächtige Bewegung, welche das alte Reich bis in seine Fundamente zu erschüttern begonnen hat. Abgesehen von den Neuerungen auf dem militärischen und wirtschaftlichen Gebiete, im Steuerwesen, in der Justiz und in der Verwaltung werden mit einer sonst den Chinesen fremden überstürzenden Hast Unterrichts- und Prüfungsreformen[1]) wenigstens äußerlich ins Werk gesetzt, obgleich es an Lehrern fehlt, die Examinatoren meist selbst von den Gegenständen wenig Kenntnis besitzen, über die sie prüfen sollen und die Examinanden noch keine geordnete Gelegenheit haben, um sich auf diese modernen Prüfungsgegenstände vorzubereiten. Auf Anweisung der Regierung werden Tempel in Schulen umgewandelt, die Götzenbilder aus ihnen hinausgeschafft und oft zerschlagen, das eine Mal unter Widerstand, das andre Mal unter Beifall, das dritte Mal unter völliger Gleichgiltigkeit der Bevölkerung. Während unter den älteren Literaten die geistige Reformbewegung noch auf viel wenigstens passiven Widerstand stößt, ist ein großer Teil Jung-Chinas geradezu revolutioniert. Ein förmlicher Exodus der „studierenden" Jugend wendet sich nach Japan. Ende 1905 belief sich ihre Zahl auf 8620 und monatlich soll sie sich um ca. 500 vermehren. Wohl noch nie hat in so kurzer Zeit eine solche Auswanderung von „Studenten" aus ihrer Heimat in ein andres Land stattgefunden. Viele der jungen Leute geraten in Japan in Immoralität und Radikalismus, sodaß gegen die erstere die japanische Regierung Schutzmaßregeln hat ergreifen müssen und die Vertreter einer besonnenen Reform in China von dem letzteren eine Bedrohung der Sicherheit für das Reich befürchten. Es ist ein vulkanischer Geist, der diese unreifen jungen Umstürzler beseelt, von denen auch die meisten sich in Japan nur ein sehr dürftiges Wissen aneignen schon darum, weil sie weder japanisch noch englisch genügend verstehen. Auf diese große jugendliche Schar, von deren späteren Verhalten für das Heil oder Unheil Chinas soviel abhängt,

1) Das Ev. Miss.-Mag. (1906, 168) und die Z. M.-R. (1906, 115) haben den sehr instruktiven Artikel des Ostasiatischen Lloyd über „die Abschaffung des alten Systems der literarischen Prüfungen in China" abgedruckt, welcher die große Umwälzung verständlich macht, die diese Abschaffung in ihrem Gefolge hat.

hat jetzt die evangelische Mission ihr besonderes Augenmerk gerichtet und beschlossen, sie unter christlichen Einfluß zu stellen. Ausgegangen ist die Anregung dazu von den christlichen Vereinen junger Männer in China, auf deren Einladung auf einer gemeinsamen Konferenz in Schanghai ein aus Vertretern der angesehensten englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften bestehendes Komitee sich gebildet hat, welches neben erprobten Missionaren chinesische Pastoren und Lehrer auf kürzere oder längere Zeit nach Japan schicken soll um dort unter den tausenden von chinesischen Studenten zu missionieren, ein Unternehmen, das gewiß sehr zeitgemäß und aller Unterstützung wert ist. Ein Aufruf jenes Komitees (Schanghai, den 7. April 1906) und ein kleines Schriftchen von D. W. Lyon (Chinese Students in Japan, Schanghai 1906) begründet es in überzeugender Weise. — Auch unter den chinesischen Christen regt sich ein nicht unbedenklicher Geist der Ablehnung jeder auswärtigen Missionsleitung. Eine von einem früheren chinesischen Presbyterianer-Pastor in San Franzisko verfaßte, ziemlich revolutionäre Flugschrift: „Ein Trompetenstoß zur Unabhängigkeit" fordert zur Gründung einer von jeder fremden Hilfe losgelösten „selbständigen chinesischen Jesuskirche" auf und hat besonders in und um Amoy stark rumort. Leider fehlt den chinesischen Christen zu einer solchen kirchlichen und missionarischen Selbständigkeit noch sehr die Reife, aber die Agitation für sie ist ein Beweis, wie mächtig die Bewegung für Unabhängigkeit von den Fremden durch das Land geht, da sie auch christliche Kreise zu ergreifen beginnt.

Im Zusammenhange mit der Gärung, in der das erwachende China sich befindet, ist auch das chinesische Kraftgefühl im Erstarken begriffen und wird der politische und wirtschaftliche Druck, unter den die Westländer es so lange gestellt, immer unwilliger ertragen. Daher ist trotz aller offizieller und nicht offizieller Beruhigungen die Empfindung der Fremden eine ziemlich allgemeine, als stehe das Barometer auf Wind und Wetter und gehörten neue Ausbrüche des Fremdenhasses wie die im Jahre 1900 nicht zu den Unmöglichkeiten. Der Boykott der amerikanischen Kaufleute war ein bedenkliches Sturmsignal, neuerdings ist der Zollstreit aufgetaucht und wenn die beabsichtigte Aufhebung der Exterritorialität der Fremden in China über kurz oder lang eine brennende Frage wird, so geht das schwerlich ganz friedlich ab. Wie weit japanische Machinationen und revolutionäre Opposition gegen die Mandschu-Dynastie in die Unruhen hineinspielen, ist nicht ganz durchsichtig, aber ein vermutlich bald bevorstehender Thronwechsel könnte leicht die Verwirrung vermehren. Kurz der chinesische Himmel ist voller Wolken. Auch die Mission hat das kürzlich wiederholt erfahren müssen. Nach dem im Oktober 1905 stattgefundenen Morde von 5 Gliedern des Personals der amerikanischen Presbyterianer in Lientschau in der Kantonprovinz ist Anfang Februar dieses Jahres in Tschang-Pu (Provinz Fukiehn) die Station der englischen Presbyterianer zerstört und den eingebornen Christen viel Eigentum verwüstet und geraubt worden und zu Nan-Tschang (Provinz Kiangsi) sind Ende Februar 6 katholische Priester und ein protestantisches Ehepaar samt ihrem Kinde (von der Mission der Plymouth-Brüder) ermordet worden, während den gleichfalls dort stationierten Missionaren der China-Inland-Mission kein Leids geschah. Besonders der letztere Vorgang

hat in China große Aufregung verursacht, da er die Folge eines Selbstmordes war, den der Magistrat des Ortes, Tschiang, im Hause des katholischen Paters beging, welcher ihn eingeladen hatte, um mit ihm wegen einer Entschädigung für eine zerstörte katholische Kirche zu verhandeln. Es war das unwahre Gerücht verbreitet worden, der Priester habe den Mandarin angegriffen und tödlich verwundet und dadurch wurde die aufgeregte Menge in die blindeste Wut versetzt. Der Fall ist noch nicht aufgeklärt; vermutlich hat der chinesische Beamte dadurch an den katholischen Priestern sich rächen wollen, daß er Hand an sich selbst legte, um sie dem Hasse des Pöbels preiszugeben. (Heidenbote 06, 39; Spirit of miss. 06, 264. 206; Chinas Millions 06, 56; Int. 06, 469.)

Die 4 mächtigsten Vizekönige Chinas, die in Tientsin, Nanking, Kanton und Wutschang residieren und in 8 Provinzen über eine Bevölkerung von 180 Millionen herrschen, haben eine Eingabe an das Auswärtige Amt gerichtet, in der sie dasselbe auffordern 1) mit England in Verhandlungen zu treten, um — wie es die Regierung in Japan durchgesetzt hat — die Einfuhr von Opium innerhalb der nächsten 30 Jahre auf diejenige Quantität zu reduzieren, welche für medizinische Zwecke gebraucht wird, und 2) Maßregeln zur Verringerung der Opiumproduktion in China zu treffen. Von Peking sind hierauf Instruktionen an die Provinzialregierungen ergangen, nach einem von dem Vizekönig Yuan Schih Kai entworfenen Programm, dem Opiumrauchen unter den Beamten und Literaten energisch entgegen zu wirken. In der nach europäischem bezw. japanischem Muster reorganisierten Armee wird kein Opiumist geduldet. Dadurch ist auch in England die Opiumfrage vornehmlich von der unermüdlichen Gesellschaft zur Unterdrückung des Opiumhandels, deren Seele die tapferen Quäker sind, nicht nur wieder auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion gesetzt, sondern soll auch im Parlamente neu zur Besprechung gebracht werden, nachdem man sich versichert hat, daß 322 Mitglieder desselben für die Unterdrückung des Opiumhandels zu votieren bereit seien. Schon 1901 hatte das Parlament den Opiumhandel Indiens mit China für „moralisch unverteidigbar" erklärt, trotzdem ging er fort, weil eine amtlich bestellte Untersuchungs-Kommission den Nachweis erbracht haben wollte, daß der Opiumgenuß den Schaden gar nicht anrichte, den man ihm zuschreibe. (Int. 06, 470; Gleaner 06, 82; Friend of China 06, 65).

* • *

Ein freudiges Ereignis von großer Bedeutung in der Geschichte der evang. Mission in China war die am 13. Februar dieses Jahres erfolgte **Eröffnung des großen Union Medical College in Peking** durch den Gouverneur von Peking und Vize-Präsident des Auswärtigen Amtes Na-Tung, als offiziellen Vertreter der Kaiserin. Dieses College, zu Ehren des Pioniers der ärztlichen Mission der Londoner Missions-Gesellschaft Lockhart-College genannt, bildet die medizinische Fakultät der Universität, welche die Vereinigung einer Anzahl der in Nordchina tätigen englischen und amerikanischen evangelischen Missions-Gesellschaften auszubauen beabsichtigen und untersteht der Leitung der Londoner Missions-Gesellschaft, nur setzt sich das Lehrpersonal zusammen aus Ärzten, welche im Verbande

auch der anderen zur Union gehörigen Gesellschaften stehen. Die Eröffnung gestaltete sich sehr feierlich, da nicht nur das Pekinger Gesandtschaftspersonal und sonstige fremde Notabilitäten, sondern auch eine auserlesene Schar höchster chinesischer Würdenträger — gegen 100 — sich an ihr beteiligte. Exzellenz Na-Tung ergriff nach dem englischen Gesandten, Sir E. Satow, der über Entstehung und Zweck des College sprach, das Wort und bezeugte, daß die Kaiserin, in deren Auftrag er hier sei, schon durch einen Beitrag (er beläuft sich auf 28000 Mk.) ihr aktuelles Interesse an dem Institut öffentlich bekundet habe, hob die wertvollen Dienste hervor, welche der britische Gesandte, Sir Robert Hart, der General-Inspektor der kaiserlichen Zölle, der General von Mukden und andere namhafte Chinesen dem Werke geleistet und gab der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß das so schnell und mit so anerkennenswerten Opfern zustande gebrachte College „ein Mittel von unberechenbarem Segen für die Chinesen werden und sein Ruf weit und breit durch das ganze Reich erschallen werde". Von besonderer Bedeutung war, daß der amerikanische Minister, Herr Rockhill, bei dieser Gelegenheit die Erwartung aussprach, daß den Graduierten an den christlichen Instituten dieselben Rechte möchten gewährt werden wie den Schülern der Regierungsschulen. Auch Sir Robert Hart sprach beherzigenswerte Worte in Anknüpfung an die Hoffnung, daß das Institut sich der Unterstützung der Regierung erfreuen werde, da mit ihm der Anfang gemacht sei, daß die Chinesen ihre medizinische Ausbildung im eigenen Lande finden könnten. Von den 200 jungen Chinesen, die sich zur Aufnahme gemeldet, sind nach sorgfältiger Prüfung 50 zugelassen worden. Der Lehrkörper besteht aus 9 britischen und amerikanischen Ärzten und 13 anderen Doktoren in Nordchina, die das Recht haben lectures zu halten und an den Prüfungen sich zu beteiligen. (Chron. 06, 132.)

* * *

In Indien hat wieder ein **bestialischer Akt religiösen Aberglaubens** Aufsehen erregt. Er fand statt in Dschagadri (Amballa, nordöstliches Pandschab). Das Opfer war ein 7jähriger Knabe, dessen Kehle man durchschnitt und dann den Leib zerstückelte. In der genannten Stadt waren einem Krämer alle seine Kinder früh gestorben und ein Bettelmönch (Jogi) riet, daß die Mutter, um einen lebenbleibenden Sohn zu gebären, ein Bad in Menschenblut nehmen müsse. Mit dem Vater und der Mutter vereinigten sich 5 Genossen, das Kind eines Nachbars einzufangen und abzuschlachten. Und das ist geschehen an einem Ort, der Eisenbahnstation ist und unter einer Bevölkerung, die als besonders sanft bezeichnet wird. Natürlich sind die Verbrecher schwer, einige mit dem Tode, bestraft worden. Als einer der Missionare der CMS. mit einem angesehenen Indier über diesen schrecklichen Fall sprach, zuckte dieser die Achseln und sagte: „Ja, das ist immer der unter solchen Umständen gegebene Rat", als ob das gar nicht so etwas verwunderliches wäre. Wie viele Untaten dieser Art mögen also im Verborgenen noch geschehen, ohne daß sie zur Kenntnis der Behörden kommen. So finden auch immer wieder Witwenverbrennungen statt und werden von gebildeten Hindus sogar verteidigt, wie erst jüngst wieder öffentlich geschehen ist: „Unsere sozialen Sitten und Gebräuche, Riten und Zeremonien sind wesentlich für unsere diesseitige

glückliche Existenz und eine hoffnungsvolle Erwartung der jenseitigen. Wir wollen allein gelassen werden mit unsern Vorurteilen und Glaubensüberzeugungen und würden es gern sehen, wenn die Missionare mehr Aufmerksamkeit auf ihre eigene Gesellschaft und Religion, Zivilisation und Erleuchtung wenden würden." (Int. 1906, 394.)

* * *

Im April dieses Jahres hat die Londoner Missions-Gesellschaft das 100jährige Jubiläum ihrer Travankur-Mission gefeiert, in der sie jetzt über 50000 Christen in ihrer Pflege hat. Der Begründer derselben ist ein wenig bekannter und nicht genügend gewürdigter[1]) deutscher Missionar: Wilh. Tobias **Ringeltaube,** ein frommer und geistvoller aber eigenartiger und etwas exzentrischer Mann, der wegen seiner Selbstlosigkeit, Güte und Askese bei den Eingeborenen als ein Heiliger galt, ein unermüdlich reisender Evangelist und gewissenhafter Hirte, ein treuer Beter und ein energischer Arbeiter zugleich. Lovett faßt das Zeugnis über ihn in folgendes Citat zusammen: „Er arbeitete hingebungsvoll, ausdauernd und weise an der Bekehrung der Heiden und der Erbauung der Bekehrten. Sein Leben war die Darstellung eines geistlichen Christentums, das das Christentum in allgemeine Achtung setzte. Er war freigebig und selbstlos und soll sein ganzes Gehalt, sobald es sich in seinen Händen befand, verteilt haben. Seine Arbeit war eine reich gesegnete und sein Gedächtnis ist kostbar und in Ehren in Verbindung mit der Gründung der nachher so blühenden Travankur-Mission." Tragisch ist der Ausgang seines Lebens. Rastlose Tätigkeit, Entbehrungen, Schonungslosigkeit hatten seine Kraft gebrochen und seine Gesundheit untergraben; zu seiner Erholung sollte er eine Reise nach dem Kap machen. Von Ceylon an, woher sein letzter Brief datiert, hat man nichts mehr von ihm gehört. Vermutlich ist er auf der Reise gestorben oder bei einem Schiffbruch verunglückt. In den „Missionsnachrichten der Ostindischen Missions-Anstalt" 1878 Heft 2—4 und 1879 Heft 3 u. 4 hat Germann zur Würdigung dieses treuen Mannes alles urkundliche Material zusammengestellt.

* * *

Einer der Mitbegründer der national-indischen M.-G. (vergl. S. 243), der Professor der Philosophie **Sam. Satthianadhan** zu Madras, ist kürzlich in Yokohama gestorben, auf der Rückreise von den Vereinigten Staaten, wohin man ihn gerufen hatte, um an verschiedenen Universitäten Vorlesungen über die Beziehungen des Hinduismus zum Christentum zu halten. Ein großer Verlust für die indische Christenheit. Denn der Verstorbene war nicht nur ein hervorragender indischer Gelehrter und auch in den Wissenschaften des Abendlandes gründlich zu Hause, sondern wohl der angesehenste und einflußreichste christliche Laie in Südindien und wie der Christian Patriot ihm nachruft, wird „sein Name bei den indischen Christen allezeit identifiziert bleiben mit fast jeder Bewegung für die geistige, moralische und soziale Wohlfahrt der indischen Gesellschaft." Er war der Sohn eines gesegneten tamulischen

1) Lovett in seiner zweibändigen History of the L. M. S. widmet ihm von den 1610 Seiten derselben kaum 3.

Geistlichen, seine Witwe und deren Schwester, Töchter eines angesehenen Teluguchristen, Mr. Krischnamma, haben an der Madras-Universität promoviert und sein Bruder wie sein Schwager sind Pastoren im Dienste der CMS., sodaß die ganze Familie Satthianadhan in der indischen Christenheit wie ein Baum dasteht gepflanzet an den Wasserbächen, der viel Frucht gebracht hat und noch bringt. (Int. 06, 476.)

* * *

Am 9. April dieses Jahres ist eine **Heldin unter den Missionarsfrauen heimgegangen,** Frau Rose Ramseyer, die 38 Jahre lang, wie ihr Gatte ihr nachruft: ihrem Manne „wie ein Schutzengel gewesen, als sie in den Zeiten größter Nöte und Gefahren so ruhig und voll Gottvertrauen ihm zur Seite stand." Ramseyers Geschichte: namentlich die Gefangennehmung durch die Asanteer und die schreckliche Gefangenschaftszeit in Kumase, die spätere Begründung einer Mission in dieser Stadt, die gefahrvolle und leidensreiche Flucht aus ihr und der mutige Neubeginn der Mission — ist ja allgemein bekannt. Und alle diese Strapazen, Lebensgefahren, Arbeitsmühen hat die tapfere Frau nicht nur mit ihrem Manne geteilt; „ich kann und will meinen Mann nicht allein ziehen lassen, nie" — erklärte sie als man ihr vorschlug bei dem dritten Zuge ihres Mannes nach Kumase vorläufig in Abetifi zurückzubleiben; — sondern sie war ihm auch eine kraftvolle Stütze, er ihr und sie sein wirklicher „compagnon". Einen kleinen Zug erzählt ihr Mann in seinem Nachrufe, der charakteristisch ist. „Es war als wir gefangen durch die weite Grasebene am Volta geschleppt wurden. Unser sterbendes Kind in meinen Armen konnte ich einst gegen Abend fast nicht mehr gehen und mehr als einmal saß ich oder lag ich im Gras, unsere Peiniger um eine kurze Rast bittend. Meine wackere Frau aber rief mir immer wieder in ermutigendem Tone zu: prends courage! prends courage!" (Französisch war ihre Muttersprache.) Aber sie wollte es nicht hören, wenn man sie tapfer nannte. „Ach was — sagte sie oft — in der Mission ist jedermann tapfer." Frau Coillard und Frau Ramseyer ein ebenbürtiges Heldinnenpaar! (Heidenbote 1906, 45. Vergl. „Geschichten und Bilder aus der Mission" Nr. 13: Lebensbild der Madame Coillard und Nr. 19: der Kampf des Evangeliums um Kumase.)

Warneck.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Braucht ein Kulturvolk wie das indische das Evangelium?

Von Rev. Weitbrecht, Dr. phil. u. theol. Missionar der C. M. F. in Lahore.[1])

Freilich hat die Geschichte diese Frage schon wiederholt beantwortet, denn die Völker, zu denen das Christentum zuerst gebracht wurde, waren ja Kulturvölker, und zwar solche, von deren Kunst und Wissenschaft wir noch heute lernen. Doch wird die Frage immer wieder aufgeworfen, und besonders seit dem russisch-japanesischen Kriege scheint es manchem, daß sie eine neue Berechtigung erlangt habe. Haben wir doch gesehen, daß ein dem Christentum auf seine Weise eminent ergebenes Volk im Streite mit einem „heidnischen" so kläglich den kürzeren gezogen hat, und sich noch immer nicht von den Folgen der Mißregierung eines Staatssystems, das mit der Kirche besonders eng verwachsen ist, erholen kann. Doch ist die Antwort darauf nicht so weit zu suchen. Corruptio optimi pessima: daß die höchste Form der Religion, gerade in dem Maße wie sie ihres ethischen Inhalts entleert wird, desto schädlicher wirken muß, ist keine neue Entdeckung, aber die faktische Erinnerung daran ist ein Werk der göttlichen Barmherzigkeit gegen eine christliche Nation. Und hingegen hat der Japaner die wunderbare Umwandelung, durch welche er die Erfolge des letzten Krieges erlangte, dadurch zustande gebracht, daß er die politischen und moralischen Grundsätze einer christlich bestimmten Kulturentwickelung angenommen hat: und was Religion anbelangt, so bekennt sich der gebildete Japaner als immer noch im Suchen begriffen. Gebe Gott, daß dieses Suchen keine bloße Neugierde des Verstandes sei, sondern das Verlangen nach den höchsten Gütern!

Trotzdem scheint es manchem, als ob die Frage nach der Notwendigkeit des Christentums für ein Kulturvolk des 20. Jahrhunderts im Lichte der neuesten Entwickelung wieder gestellt werden müsse: und wenn wir sie beantworten sollen, so müssen wir

1) Die Diktion des Verfassers, eines Sohnes des bekannten indischen Missionars, ist nicht frei von Anglizismen; ich wollte aber an dem Kolorit nichts ändern, zumal es ein gewandtes und fließendes Deutsch ist, das W. schreibt.

zuerst einen richtigen Begriff von dem Maßstab haben, an welchem das zur förderlichen Entwickelung eines Volkes Notwendige gemessen werden kann. Diese Entwickelung wird von zwei Hauptfaktoren bestimmt: Umgebung und Persönlichkeit. Mit dem, was unter Umgebung gehört, z. B. Landesbeschaffenheit, Volkswirtschaft und dergleichen, haben wir hier direkt nicht zu tun, wohl aber mit den Einflüssen, die dem persönlichen Leben des Menschen, und somit dem nationalen Leben, förderlich oder schädlich sind. Aber auch hier gilt es einen Unterschied zu machen. Freilich sind wir versichert, daß die wahre Religion auf alle berechtigten Tätigkeiten und Zustände des Menschen einen wohltätigen und fördernden Einfluß ausübt; auch daß sie (z. B. durch Einschärfung der Selbstbeherrschung und Mäßigkeit) seinem körperlichen Wohlsein zuträglich ist; ebenso, daß sie, durch Beförderung des Fleißes usw. den wirtschaftlichen Zustand hebt. Doch dürfen wir die Sache des Christentums weder mit dem Fortschritt der Kultur noch mit dem des Unterrichts identifizieren: und umgekehrt dürfen wir nicht alle sozialen oder persönlichen Mißstände, die in der nichtchristlichen Welt im Vergleich mit der Christenheit wahrgenommen werden, ohne weiteres mit der Religion in ursächliche Verbindung setzen, obwohl es sich oft genug zeigen wird, daß Mißstände, die an und für sich sozialer oder kulturmäßiger Art sind, mittelbar odeZr unmittelbar mit religiösen Ursachen zusammenhängen. Für unseren Zweck wird es wohl am besten sein, wenn wir unser Augenmerk auf einige Hauptbegriffe der einschlägigen Religionen richten, um dann zu konstatieren, wie diese Begriffe, der Erfahrung gemäß, auf das Volksleben einwirken. Dabei wird man selbstverständlich diejenigen Merkmale hervorheben, durch welche sich die nichtchristlichen Religionen von der christlichen unterscheiden; denn dadurch wird ja das Eigentümliche in ihrer Wirkung gegenüber der des Christentums gekennzeichnet.

Wenn ich in der Behandlung dieses Gegenstands mit Hinblick auf **Indien** einen Versuch mache, so bietet dieses Feld deswegen eine besondere Schwierigkeit, weil in jenem Lande 2 stark entgegengesetzte Religionen einander gegenüberstehen, und deswegen bei unserer Vergleichung immer wieder nach 2 Seiten hin geschaut werden muß, indem Hinduismus und Islam beide be-

rücksichtigt werden wollen. Größer aber ist wohl der Vorteil, daß wir auf diese Weise desto gründlicher einsehen, wie der menschliche Geist, der nach beiden Seiten hin entgegengesetzte Wege einschlug, dennoch das Ziel auf beiden in nicht unähnlicher Weise verfehlte.

I.

Um die Hauptmerkmale der religiösen und sozialen Zustände Indiens auch im 20. Jahrhundert im richtigen Verhältnisse darzustellen, muß ich, wenn auch in sehr flüchtigen Strichen, die hervorstehendsten Züge seiner bisherigen Entwickelung andeuten. Schon 2 bis 3 Jahrtausende vor Christo folgten einander, Welle auf Welle, Einwanderungen von hellfarbigen, uns stammverwandten Ariern, die von Nordwesten her durch den Panjab nach dem Gangestal vordrangen. Allmählich verdrängten diese die dunkelfarbigen Ureinwohner. Von diesen fanden einige in den Gebirgen Mittel- und Südindiens eine Zuflucht, und diese Stämme der Kols, Bhils, Santals usw. bilden heute das fruchtbarste Missionsfeld Indiens. Andere blieben in den Ebenen zurück, teils mit den Eindringlingen vermischt, teils von ihnen unterjocht. Die letzteren bilden jetzt die große Masse der sogenannten „gedrückten Klassen" (depressed classes), und waren bis zur Zeit der britischen Herrschaft Leibeigene der Bauern oder Gutsherren. Der Animismus oder Fetischismus dieser Ureinwohner wurde in verschiedenen Landesteilen auf verschiedene Weise mit der reineren Naturreligion der Arier verquickt, und die unzähligen Gestalten der Gottheiten und Kulte, die aus der Mischung entstanden, wurden auf Grundlage einer umfassenden pantheistischen Weltanschauung zu einem unglaublich vielgestaltigen Religionsgewächs ausgebildet, das in der Welt seinesgleichen sucht. Dem Banianbaume ähnlich, unter welchem der indische Weise sitzt, hat der uralte arische Religionsstamm unzählige Nebenstämme rings um sich her in die Erde gesenkt, bis ein Wald entstanden ist, in dem sich der Urstamm kaum erkennen läßt.

Das alles geschah natürlich nicht in einem Anlauf. Die Fortbildung der arischen Religion durch Verschmelzung mit den ursprünglichen Kulten erfolgte unter Anleitung der Brahmanenkaste, und bei allem Unterschied der entstandenen Formen findet sich immer die gleiche Verehrung der aus Brahmas Haupt ent-

sprungenen Halbgötter. Eine Zeitlang aber ist ihr Joch dem indischen Volke doch zu schwer geworden. Die Predigt Gautama Buddhas (etwa 500 v. Chr.) von dem allgemein menschlichen Mitleid und den 5 einfachen Sittengeboten war der Ausdruck einer starken Reaktion gegen die brahmanische Priesterherrschaft, mit ihrer Zersplitterung der menschlichen Gesellschaft durch die Kaste und einer unerträglichen Last von Ritualvorschriften. Einige Jahrhunderte hindurch beherrschte die Religion Gautamas den größeren Teil von Indien, und unter Asoka, dem Konstantin des Buddhismus, kam das Land dem Zustande eines vereinigten Reiches näher, als wieder bis anderthalb Jahrtausende verflossen waren. Doch konnte sich der atheistische Buddhismus auf die Dauer in dem religiös angelegten indischen Volke nicht behaupten. Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wurde der Brahmanismus wieder herrschend, und darnach ist seine Tyrannei über das indische Volk erst in unserem Jahrhundert ein wenig untergraben worden.

Wiederum vergingen Jahrhunderte, da klopfte eine andere und ganz verschiedenartige Religion an die Türe Indiens. Mit den Raubzügen des Mahmûd von Ghazni, von 1000 n. Chr. an, begannen wieder Eroberungseinfälle von Nordwesten her. Verschiedene Nationen waren dabei vertreten: Türken, Afghanen, Mongolen, Perser, aber allen war das Bestreben gemeinsam, in Indien ein großes islamisches Reich zu gründen. Diesem Ziel am nächsten gelangte der große Moghulkaiser Akban (1542—1605), der in seiner weitherzigen Toleranz mehr als alle seine Vorgänger das religiöse Moment zurücktreten ließ. Das indische Volk, als Ganzes, ist dem Islam gegenüber spröde geblieben, obwohl er in vielen Landesteilen, teils durch Einwanderung, teils durch Gewalt oder Verlockung, teils durch Predigt, eine bedeutende Ausbreitung gefunden hat, sodaß $^1/_5$ der Bevölkerung sich zum Mohammedanismus bekennt. Auch muß man konstatieren, daß die Gotteslehre und sonstige Dogmen des Islam den Hinduismus an manchen Orten nicht wenig beeinflußt haben. Im Panjab z. B. findet man den durchschnittlichen Hindu nicht ungeneigt, einen Weltschöpfer anzuerkennen, der das Moralgesetz gegeben hat und in der nächsten Welt mit Belohnung oder Strafe dem Menschen vergelten wird; lauter Lehren, die der eingefleischte orthodoxe Hindu im Gangestal fast nie zugeben würde. Auch ist die Religion der Sikhs von

ihrem Gründer Guru Nanak als Vereinigung aller wahren Gottesanbeter, seien sie Hindus oder Muselmanen, beabsichtigt worden; und dasselbe kann man von Kabir und mehreren anderen Gurus Nordindiens sagen. Umgekehrt ist auch der indische Islam vom Hinduismus nicht unbeeinflußt geblieben: besonders was Kastenwesen und religiöse Askese betrifft. Der indische Muselman vermeidet gewöhnlich das gemeinsame Essen und Trinken mit Christen noch mehr als mit Hindus; z. B. von einem Hindu-Zuckerbäcker nimmt er unbedenklich die von ihm zubereiteten Speisen, aber von einem Christen würde er das nicht tun, obgleich dieser als „ahl i kitàb", d. h. Offenbarungsgläubiger, dem Muselman weit näher steht als der Götzendiener. Auch huldigen die Fakirs der Hindus und Muselmanen demselben Pantheismus, und verkehren vielfach ganz brüderlich miteinander, denn beide glauben sich über die Schranken der Religion erhaben. Im allgemeinen hat der durch den Eintritt einer neuen Religion hervorgerufene Wetteifer den Hinduismus zu manchen neuen Anstrengungen und Reformen angespornt: auch hat die Hervorkehrung solcher Grundwahrheiten wie die Einheit Gottes und seine historische Offenbarung, die persönliche Unsterblichkeit und das jüngste Gericht, gewiß eine erleuchtende Wirkung gehabt. Ob aber der Islam die indische Nation auf ein höheres moralisches Niveau, oder auf eine höhere Stufe der Kultur erhoben hat, ist zweifelhaft. Vielleicht hat er sie vor dem tieferen Sinken bewahrt.

Der Zerfall der Moghulherrschaft im 18. Jahrhundert kam zur Entscheidung in der Schlacht bei Palaschi (Plassy) 1757, durch welche Bengalen, die größte und reichste Provinz des Moghulreiches, unter britische Herrschaft kam. Nach und nach teilten die meisten Länder Indiens dasselbe Schicksal. Heute steht etwa $^1/_5$ der Bevölkerung unter eingebornen Dynastien, deren Häupter aber sämtlich dem indischen Kaiser untertan sind. Auch wird die Verwaltung dieser Fürsten in mancherlei Weise vertragsmäßig von der britischen Regierung kontrolliert, und unter Umständen kann fortgesetzte Mißregierung durch die Absetzung des Fürsten bestraft werden.

Daß die in manchen Provinzen schon anderthalb Jahrhundert lange Verwaltung durch eine christliche Macht das Volksleben bedeutend beeinflußt hat, versteht sich von selbst. Dadurch

sind auch manche Mißbräuche abgeschafft worden, die mit dem sozial-religiösen Leben des Volkes (diese beiden Seiten kann man in Indien nur sehr schwer von einander trennen) eng verwachsen waren; und wiederum andere wurden sehr eingeschränkt. Das zeigt sich, wenn man die hervorstehenden Merkmale der britischen Verwaltung gegenüber der früheren beachtet. Ich nenne einige davon.

1. Öffentliche Sicherheit und Anstand. Der Fremde, der im Panjab auf dem flachen Lande reist, bemerkt in den einförmigen, lehmgebauten Dörfern hier und da kleine Türme oder Festungen von demselben Baustoff. Fast alle sind verfallen, und ebenso die Mauern, die früher jedes Dorf umgaben. Das erinnert noch an die Zeit vor 60 Jahren, vor der britischen Herrschaft, als die Bauern mit Hab und Gut und Leben nicht eher sicher waren, bis sie ihr Dorf gegen Räuber verschließen konnten, und sich unter den Schutz eines Sardars oder Häuptlings stellten, der sein Schloß gegen Feinde verteidigen konnte. Das indische Polizeiwesen ist jetzt noch mit manchen Mängeln behaftet, doch sind Dorffestung und -Wälle schon längst überflüssig und verfallen, und draußen auf dem Felde gibt es jetzt unzählige Höfe, wo Mann und Vieh Tag und Nacht unbehelligt wohnen können.

In Simla, auf dem Himalayagebirge, dem Sommersitz der indischen Regierung, gibt es ein unansehnliches Gebäude mit der Aufschrift: „Thuggee and Dacoity Department", d. h. Departement gegen Schwindlerei und Räuberei. Der Name Thag (s. v. a. Schwindler oder Betrüger) wurde einer besonderen Kaste beigelegt, deren Mitglieder gewerbsmäßig sich mit hinterlistiger Beraubung der Fußreisenden befaßten. Zuerst schloß der Thag mit unerfahrenen Personen Freundschaft; dann, als volles Vertrauen hergestellt war, pflegte er die Reisegenossen im Schlafe mit einem Tuche geschickt zu erdrosseln, um ihre Habe zu erbeuten. Der Thag glaubte sich unter dem Schutz der Göttin Kali, erbat sich von ihr glückliche Geschäfte, und opferte ihr einen Teil seiner Beute. Seine Kaste bildete einen uralten Bestandteil des Volkslebens, und die Mitglieder derselben besaßen eine unglaubliche Fertigkeit und eine so merkwürdig ausgebildete Organisation, daß, um sie zu bekämpfen und auszurotten ein besonderes Regierungsdepartement errichtet werden mußte. Jetzt besteht dieses nur noch dem Namen nach, und die gewöhnliche Polizei genügt, das Thagwesen im Zaum

zu halten. Unter den Mohammedanern auf der Nordwestgrenze ist die Unterdrückung der Blutfehde und des religiösen Meuchelmords noch in der Ausführung, aber in Indien selbst weiß das heutige Geschlecht nichts mehr von der alten Thagi und Dakaiti. Wenn man davon spricht, muß man schon an die Alten appellieren. „Wie war es mit der Reise von Kangra nach Lahore in eurer Jugend? Da nahm man mit Tränen von einander Abschied: vielleicht kam man lebendig zurück, vielleicht auch nicht. Von welcher Religion sind die Leute, deren Regierung euch Sicherheit und Freiheit gebracht haben? Kann ein schlechter Baum solche gute Früchte tragen? Ihre Religion muß doch der Beachtung wert sein."

2. Zweitens ist zu nennen die unparteiische Rechtspflege. Diese hat zwar auch ihre Schattenseiten, namentlich indem die zunehmende Zentralisation im Gerichtswesen den Meineid und die Bestechung begünstigt. Im eignen Dorfe lügt der Zeuge beim Verhör sehr selten; der bloße Gesichtsausdruck der Dorfgenossen würde ihn verraten. Aber bei dem Kreisgericht, wo kein Mensch den anderen persönlich kennt, stehen Zeugen zu 40 Pfg. das Stück und aufwärts zur Verfügung. Trotzdem weiß der Bittsteller, daß wenigstens der obere Beamte unbestechlich ist, und daß es für Leute jederlei Kaste und Religion nur ein Recht gibt, und daß das Wort des Brahmanen und des Sudra gleich gelten. Das wirkt schon bedeutend zur Befreiung der unterdrückten Klassen, und um den Stolz der höheren zu brechen.

3. Denselben, aber noch größeren Einfluß hat das sich immer stärker entwickelnde Verkehrswesen. Auf der öffentlichen Landstraße (im britischen Gebiete wenigstens) kann kein Brahmane dem Paria befehlen, daß er ihm aus dem Lichte gehe, damit sein Schatten den heiligen Mann nicht verunreinige. Auch aus dem Eisenbahncoupé kann er ihn nicht ausschließen, wenn er nur mit einem Billet versehen ist, und mehr als 3. Klasse Fahrpreis zahlt auch der stolzeste Brahmane höchst ungern. Als in Nordindien Eisenbahnen zuerst gebaut wurden, da gab es in der Hindugesellschaft große Verlegenheit. Die Kaufleute bestanden darauf, daß man auf Benutzung dieser neuen Schnellfahrt nicht verzichten könne: die Brahmanen eiferten gegen diese Gewinn- und Bequemlichkeitssucht, welche die Berührung mit unreinen Menschen zulasse, und die Interessen der Kaste daran gebe. In Benares hielten die Pan-

dits eine große Versammlung, um diese heikle Sache zu besprechen. Man fand keinen Ausweg, bis endlich einer aufstand und sagte: „Aus den Shastras hat man allerlei Stellen zitiert, welche dem Hindu verbieten, mit einer Person niederer Kaste zu essen, zu trinken, auf derselben Matte zu sitzen, oder sich zu vermählen; nirgends aber finde ich's geschrieben, daß er nicht in demselben Eisenbahncoupé reisen dürfe.“ Die spitzfindige Lösung der Frage befriedigte einstweilen zugleich das Selbstbewußtsein und die praktischen Bedürfnisse der Hindugesellschaft; aber von Jahr zu Jahr wird durch das gemeinsame Eisenbahnfahren, nebst dem fast unentbehrlichen Einnehmen der Speise und des Getränks in der Nähe von Nichthindus, die Trennungswand der Kaste untergraben. Man muß oder kann so vieles tun, was früher als verboten galt; wozu denn das Übrige?

4. Der allerstärkste Hebel aber, den eine westliche Regierung zur Neugestaltung Indiens in Bewegung setzen konnte, war selbstverständlich der öffentliche Unterricht. So lange die Verwaltung Indiens noch in den Händen der ostindischen Kompagnie lag, wurde diese große Sache nicht systematisch betrieben. Mit Gründung und Leitung sowohl von Volksschulen als auch von höheren Lehranstalten — später auch mit Mädchenschulen und Normalschulen — gingen Missionare wie Duff in Kalkutta und Wilson in Bombay voran. Aber nach der Meuterei vom Jahre 1857, als Indien unter die direkte Verwaltung der britischen Krone und des Parlaments gestellt wurde, da nahm die Regierung das Unterrichtswesen systematisch in die Hand. Universitäten wurden in Kalkutta, Madras und Bombay gegründet, denen eine Generation später andere in Lahore und Allahabad folgten; daneben in allen Landesteilen Primär- und Sekundärschulen. In allen Lehranstalten, die von öffentlichen Körperschaften unterhalten werden, ist der Unterricht natürlich nur weltlich. Dagegen ist die Regierung immer bereit gewesen, Privatanstalten, welche Religionsunterricht erteilen (namentlich also Missionsschulen), unter der Bedingung regelmäßig und freigebig zu unterstützen, daß ihre Leistungen in Betreff des Unterrichts die Regierungs-Inspektoren zufrieden stellen. Heutzutage berechnet man in runden Zahlen, daß gegen $4^1/_2$ Millionen Schüler und Studenten in anerkannten Schulen, und davon etwa $^1/_5$ in Missionsanstalten, unterrichtet werden.

Wie viel von der Wirkung dieses Sauerteigs der Bildung auf Rechnung allgemeiner Kenntnisse, und wie viel auf den Einfluß des christlichen Unterrichts kommt, läßt sich schwer bestimmen. So viel darf man aber gewiß behaupten, daß die ethischen Wirkungen, die man in der gebildeten indischen Welt wahrnimmt, ohne das religiöse Element, welches hauptsächlich in den Missionsschulen geltend gemacht wird, sich nie in dieser Weise gezeigt hätten. Ich hebe nur einige hervor: a) Die Anfänge einer neuen Literatur, besonders in der Form von Zeitungen und Zeitschriften, sowohl in den verschiedenen Landessprachen, als auch im Englischen. Der gebildete Indier, wenn er eine Beamtenstelle oder sonst eine einträgliche Beschäftigung erlangt hat, ist selten geneigt, sich viel mit Literatur zu befassen,[1]) seine Zeitung aber will jeder lesen. Es gibt Hunderte von solchen in den Landessprachen, und Dutzende von englischen, von denen manche wirklich gute Arbeit leisten. b) Indem der studierte Indier, und überhaupt der Gebildete höheren Grads, in allen Fällen des Englischen mächtig sein muß, so hat Indien nach und nach eine herrschende Sprache bekommen, durch welche ihre gesamte gebildete Welt verbunden ist, und sich gegenseitig austauschen kann. Zugleich hat das Studium der westlichen Geschichte und Literatur dem Indier gezeigt, wie verschiedene Nationen, besonders die englische, ihre Fähigkeiten entwickelt und ihre Freiheiten erlangt haben. So ist durch Vermittelung einer fremden Regierung und einer fremden Sprache zum ersten Male in der Geschichte Indiens das Gefühl einer einheitlichen Nationalität in der ganzen Halbinsel entstanden. Dieses Gefühl drückt sich hauptsächlich im „National-Kongreß" aus, der sich alljährlich mit Fragen des politischen Fortschritts und der Teilnahme des Volkes an der Verwaltung des Landes beschäftigt. Allein c) die Überzeugung bricht sich immer weiter Bahn, daß der politische Fortschritt von dem sozialen Fortschritt abhängig ist, was sich ja auch am Beispiel westlicher Länder zeigt. Somit verbreitet sich zusehends das Bestreben, die alten Miß-

*) So fand ich in Lahore eine Familie von gebildeten Hindus, die als eifrige Anhänger des Brahma Samadsch und Verehrer von dessen Leiter des bekannten Keshab Chandar Sen galten. Als ich aber auf dem Tische zwei Bände von den Werken ihres Führers ansah, so fand ich die Blätter derselben unaufgeschnitten. Ganz neu waren die Bücher auch nicht.

stände der Kaste und der Gewohnheit — z. B. Verbot des Reisens nach Europa, Kinderheiraten usw. — abzuschaffen; und zu diesem Zwecke werden in fast allen Landesteilen kleinere oder größere Sabhas oder Anjumans (Genossenschaften) gegründet. d) Hat sich auch die Einsicht verbreitet, daß zur Reform des sozialen Lebens eine Reform der Religion notwendig sei; und so finden wir unter den Hindus eklektische Theisten im Brahma Samadsch; solche, die noch auf den Vedas fußen, aber dem Götzendienst und der Brahmanenherrschaft absagen wollen im Aryasamádsch; unter den Mohammedanern die sogenannten Nechari (Naturgesetzverehrer), welche einem modernen Rationalismus huldigen, und westliche Kenntnisse und Sitten verbreiten wollen; und Ahmadijja, die mehr konservativ sind, aber doch die Schroffheiten des Islam mildern wollen, und seine Dogmen und Sittengesetze auf moderne Weise zu verteidigen suchen; daneben, an alle Religionen appellierend, obwohl fast nur unter Hindus Anhänger findend, Theosophisten, welche die göttliche Weisheit, teils wissenschaftlich, teils mystisch, in allen bestehenden Religionsformen betonen und zum Ausdruck bringen wollen.

Allen genannten und auch sonstigen sozialen und religiösen Bewegungen gegenüber verhält sich die Regierung mit korrekter Neutralität. Jede hat freien Spielraum, nur die Vergewaltigung der einen durch die anderen ist nicht mehr, wie sonst immer in der früheren Geschichte Indiens, gestattet. Gegen Bestrebungen zur sittlichen und sozialen Hebung des Volkes verhält sich die Regierung wohlwollend und behilflich. Wäre es nun nicht genug, wenn wir diesen verschiedenen Tendenzen, die doch im allgemeinen vom geistigen Erwachen und Fortschritt zeugen, ihren freien Lauf ließen? Ist es nötig, daß man da noch mit einer fremden Religion eingreift?

II.

Darauf ist die nächste Antwort, daß alle diese Tendenzen ihre Entstehung und Entwickelung in großem Maße dem Werke der indischen Missionare verdanken. Wer hat die ersten Druckerpressen gegründet, und wer tut noch heute das meiste zur Bildung einer gesunden und idealen neuindischen Literatur? Wer hat die Volksbildung in den Landessprachen und die höhere Bil-

dung vermittelst der englischen Sprache zuerst in Gang gebracht, und zwar angesichts bedeutenden Widerstands von seiten angesehener Regierungsbeamten? Wer hat durch Wort und Beispiel die Überzeugung am wirkungsvollsten eingeschärft, daß der politische Fortschritt durch persönliche und soziale Neugeburt bedingt ist? Wer endlich hat dem Volke die höchsten religiösen Ideale vorgehalten, und durch Gottes Gnade Beispiele davon in dem Leben indischer Christen vorzeigen können, wodurch das Bedürfnis nach einer Reform der hergebrachten Religion entstanden ist? Das haben die Missionare getan. Wenn also die genannten Bestrebungen im allgemeinen auf das wahre Wohl des Volkes gerichtet sind, so könnte man höchstens behaupten, die Mission habe schon so guten Erfolg gehabt, daß sie sich selber entbehrlich gemacht habe. Das wäre aber doch merkwürdig, wenn dieses Salz, das bis jetzt so reinigend und erhaltend wirkte, gerade jetzt dumm geworden sein sollte.

Die Wahrheit, die hinter jener falschen Idee steckt, ist diese: Indem durch die Wirkung oder Mitwirkung der Mission in Indien manche Schattenseiten des alten Lebens und der alten Religion beseitigt worden sind, und indem dasselbe auch durch die wohltätigen Einflüsse einer nach christlichen Grundsätzen handelnden Regierung geschehen ist, so haben diese wohltätigen Erfolge der eignen Arbeit in gewisser Hinsicht das Werk der Mission erschwert. Mißbräuche und Greuel, die mit der Religion zusammenhingen, sind jetzt verschwunden oder sehr gemildert worden, und das heutige Geschlecht ignoriert entweder die Tatsache ihrer früheren Wirklichkeit oder die Ursache ihrer Entfernung; ja es glaubt am Ende, es sei sein eignes Verdienst, daß es ihm besser gehe als den Vorfahren. Wenn man aber die Religionen Indiens hinsichtlich ihrer moralischen Wirkung auf das Volk jetzt noch ins Auge faßt, so muß man fragen: Hat derselbe Baum die Neigung verloren, dieselben Früchte hervorzubringen wie früher? Ist die Umgestaltung, die in manchen Seiten des Volkslebens schon stattgefunden hat, im Prinzip genügend, oder braucht man eine mehr prinzipielle und gründliche?

Zur Beantwortung dieser Frage werfen wir einen Blick auf die Hauptlehren der großen Religionen Indiens, um zu sehen, wie sie sich im sozialen und persönlichen Leben verkörpern.

Den Hinduismus zu definieren ist allerdings eine heikle Sache. Namentlich in der Diskussion gleicht er dem landläufigen bahrúpí (Vielgestaltigen, s. v. a. Mimiker): sobald er in einer Gestalt angefaßt wird, taucht er gleich in einer anderen auf. Und wenn der Hinduismus jetzt schon ein Gewächs von Jahrtausenden ist, so kann er ja weiter wachsen, und in diesem Wachstum sich eben so sehr verändern, wie im bisherigen. Indeß können wir doch im allgemeinen sagen, daß der Hinduismus als Religion 4 hervorstechende Merkmale darbietet. Zur philosophischen Grundlage dient ihm der Pantheismus; als Kultus wird seine Vielgötterei von der Idee der Fleischwerdung der Gottheit (awatár) beherrscht. Das Verhältnis des Menschen zur unsichtbaren Welt stellt er in der Lehre der Seelenwanderung dar; und für diese Welt subsumiert er Tugend und Pflichtgebot unter das Gesetz der Kaste. Also diese 4 Punkte wollen wir in Betracht ziehen.

1. Der Pantheismus. Die Persönlichkeit Gottes ist ein Begriff, der gewiß seine besonderen Schwierigkeiten hat, und infolge derselben hat sich auch in manchen europäischen Philosophien der Pantheismus systematisch ausgebildet. Wenn man aber länger in Indien lebt, so muß man sich sagen, daß Spinoza und Hegel mit dem Pantheismus nur gespielt haben, der indische Philosoph aber hat damit Ernst gemacht, denn er hat dieses System konsequent auf das Leben angewandt. Wenn das göttliche Wesen als unendliches, sich nicht in den Schranken der Persönlichkeit fassen läßt, so ist es das einzige wirkliche Sein; und dann, so folgert der Pandit ganz logisch, ist die Welt, als Mannigfaltigkeit der Erscheinungen betrachtet, nur Schein, oder Täuschung (Májá): das wahre Wesen ist nur die Einheit des Seins und Nichtseins im Brahman. Der indische Philosoph „greift hinein ins volle Leben," aber nur um es in ein Spiel der göttlichen Phantasie aufzulösen. Am „sausenden Webstuhl der Zeit" wird nicht „der Gottheit unendliches Kleid" gewirkt, sondern ein nebeliges Gewand, das im Daraufblicken wieder vergeht. Das menschliche Leben hat keine Wirklichkeit: dies ist keine bloße Theorie der Gelehrten, es ist eine Überzeugung, die das Denken und Leben des Volkes beherrscht. Unter den niedrigsten Klassen der Landbevölkerung ist es mir unter die Augen getreten.

In einer gewissen neuentstandenen Gemeinde unserer Batala-Mission (im

Panjab), welche aus Dorfarbeitern bestand, gab es einige Leute, die verständiger und fortgeschrittener schienen, als die Mehrheit, und deshalb bälder auf die Konfirmation vorbereitet wurden. Es wurde in dem ihnen bereits bekannten Glaubensbekenntnis der Artikel von Gott dem Schöpfer wieder durchgenommen, und den Leuten eingehender als vorher erklärt, sie dürfen nicht meinen, wie die Hindus, daß Gott auf gleiche Weise in allen Dingen vorhanden sei, und durch alle Gurus (Lehrer) sich gleichmäßig offenbare. Da warf einer ein: „Aber Sahib, unser früherer Guru hat uns so gelehrt: es gibt nur ein wahres Wesen, und um es zu erkennen, muß man den besten Guru nehmen, den man findet. Wir haben Isa (Jesus) als den besten Guru erkannt und sind deshalb seine Chelas, (Jünger) geworden; aber Gott ist doch in allen vorhanden, und alle Wege haben das gleiche Ende!" Lange wurde darüber verhandelt; einige gaben sich mit der christlichen Stellung zufrieden; andere konnten so schnell ihren Pantheismus nicht aufgeben, und wurden vorderhand von der Konfirmation zurückgestellt.

Einerseits ist nun diese pantheistische Auffassung gewiß ein Kennzeichen der tiefen Religiosität des indischen Charakters, der Gott in allem, auch dem geringsten Wesen und dem gewöhnlichsten Lebensakt, findet. Andererseits aber gibt es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dieser Lehre und manchen Schwachheiten des indischen Charakters, die man beklagen muß, obwohl es die studierende Jugend Indiens sehr übel nimmt, wenn etwa ein Lord Curzon in seiner Universitätsrede den Mangel an Wahrheitssinn andeutet. Wahrheit ist die Übereinstimmung des Gedankens mit der Wirklichkeit. Wenn aber die sogenannte Wirklichkeit nur Täuschung ist, was hat da die Wahrheit in Wort oder Tat für einen Wert? Daß die Wahrhaftigkeit im Umgang von den Indern gering geschätzt wird, muß man leider zugeben: auch ist es eine unserer schwierigsten Aufgaben, die Notwendigkeit der Übereinstimmung zwischen Überzeugung und Handlungsweise zur Geltung zu bringen. Wie häufig ist doch die Frage in der Erfahrung jedes Missionars: „Warum darf ich nicht im Herzen an Christum glauben, während ich im Leben Hindu bleibe?"

Die Religionen Japans.

Von Pfarrer Martin Ostwald in Tokyo.

III. Konfuzianismus.

Das 6. Jahrhundert v. Chr. ist das Jahrhundert der großen Propheten in fast allen asiatischen Völkern, die bis dahin überhaupt

eine gewisse Stufe der Kultur erreicht haben. Auch der Mann, mit dem wir es in diesem Abschnitt zu tun haben, weil er nicht nur das ganze geistige und sittliche Leben des chinesischen Volkes bis heute beeinflußt hat, sondern auch in Japan 2½ Jahrhunderte hindurch der geistige Lehrer des führenden Teiles des Volkes gewesen ist, gehört als geschichtliche Persönlichkeit demselben Jahrhundert an.

Kung Fu Tse (jap.: Koshi) oder Konfuzius, wie ihn die Jesuiten im 17. Jahrhundert genannt haben, lebte von 551—478 v. Chr. und wirkte hauptsächlich in den Staaten Lu und Tsin als Erzieher des Volkes und Berater der Fürsten, indem er zugleich als Lehrer einen großen Kreis von Schülern um sich sammelte. Dennoch gehört er nicht zu den eigentlichen Propheten und Religionsstiftern, denn er hat weder die alte Religion der Chinesen weiter gebildet, noch ihnen eine neue gegeben, und seinem ethisch-sozialen Lehrsystem können wir im letzten Grunde nicht den Namen einer Religion zuerkennen. Wie er selbst kein religiöser Mann war, so verhielt sich auch seine Lehre vollkommen passiv gegen jede Religion. „Ehre die Götter und halte sie ferne von dir!" Wie oft führte der japanische Edelmann und Schüler des Konfuzius dies Wort im Munde und war sich bewußt, damit sicher in den Fußstapfen seines Meisters zu wandeln. Daß das die verbürgte Lehre des großen Meisters war, konnte ihm nicht zweifelhaft sein, denn er hatte diese schwarz auf weiß, wie sie vom Meister niedergeschrieben war. Das Werk des Konfuzius das in vier Büchern; Geschichte, Dichtung, Ethik und Weissagung enthält, heißt King (jap.: Kyo). Es ist auch für den japanischen Konfuzianismus grundlegend geblieben, ohne daß es hier irgendwelche literarische Erweiterung oder Ausbildung erfahren hätte.

Die chinesische Literatur ist sicher nicht vor dem 4. Jahrhundert nach Japan gekommen, und wenn selbst in den folgenden Jahrhunderten einzelne Spuren derselben in Japan zu finden sind, so ist doch das Volk als ganzes davon völlig unberührt geblieben. Die eigentlichen Verkünder der konfuzianischen Sittenlehre in Japan sind erst die buddhistischen Missionare, Priester und Mönche gewesen. Als enge Verbündete, die sie in China schon Jahrhunderte hindurch gewesen waren, kamen beide, Buddhismus und Konfuzianismus, herüber nach Japan und sind denn auch bis zum 17. Jahrhundert treue Bundesgenossen geblieben.

In zwei wesentlichen Punkten unterschied sich allerdings der japanische Konfuzianismus am Ende seiner ersten Periode (1600) von seinem chinesischen Bruder. Das hing mit der Entwicklung der politischen Geschichte des Landes aufs engste zusammen. Wir haben schon gesehen, wie auch der Buddhismus vom 12. Jahrhundert an der geistige Führer der Feudalherren und der Kriegerkaste (Shogun, Daimyos und Samurai) in Japan geworden war und ihnen helfen mußte, dem Kaiser die Macht aus den Händen zu winden und ihre eigene Herrschaft im ganzen Reiche aufzurichten. Mit dem Buddhismus wurde aber auch, wie das nicht anders sein konnte, der Konfuzianismus ihre geistige Domäne. War Konfuzius ein Mann des Friedens, Sittenlehrer, Diplomat und Politiker, jedenfalls alles andere eher als Soldat gewesen, so war der japanische Schüler des großen Meisters Kriegsmann und Literat zu gleicher Zeit und wußte das Schwert ebenso gut zu führen wie die Feder. Unter diesen Verhältnissen verschob sich die Wertung der 5 konfuzianischen Grundbeziehungen des menschlichen Lebens in Japan von selbst, besonders da das in dem alten Shintoglauben bereits vorbereitet war.

Ist für den chinesischen Konfuzianismus die Familie und die Stellung des Kindes zum Vater die Grundlage des ganzen Volkslebens und aller übrigen ethischen und sozialen Verhältnisse, so ist es in Japan das Verhältnis des ritterlichen Untertanen, Dieners oder Knechtes zum Herrn. Kunshin-kimi to kerai (Herr und Diener) oder Chugi (Loyalität) sind gleichsam die Lebensadern der Geschichte und der gesamten sozialen und ethischen Entwicklung des japanischen Volkes in den letzten Jahrhunderten gewesen. Dieses Verhältnis war allerdings ein sehr einseitiges und bestand zumeist aus Pflichten des Untergebenen gegen seinen Herrn. Daß sich die Auflehnung des jeweiligen Hauptes der Kriegerkaste, des Taiko oder Shogun, wie er auch heißen mochte, und der von ihm abhängigen oder auch selbständigen Daimyos gegen den Kaiser, mit dieser ersten Tugend des Konfuzianismus vereinigen ließ, war allerdings nur infolge einer weiteren Umbildung der Stellung des Kaisers möglich. Als O Tenshi Sama (hoher Herr des Himmels) oder Mikado (Erhabene Pforte) war er weit über allem Irdischen erhaben. Niemals berührte der Fuß des Kaisers den Boden des Landes, dessen äußere Angelegenheiten sicher in der Hand des großen Shoguns in Yedo ruhten. Die Geschichte Japans ist aber abgesehen von dieser größten

Inkonsequenz voll von Beispielen edler Vasallentreue, wie sie voll ist von blutigen Taten, Mord und Selbstmord, in der Erfüllung des konfuzianischen Satzes: „Mit dem Feinde deines Herren darfst du nicht auf der Erde leben." Die altjapanische Sitte des Junshi (Selbstmord beim Tode des Herrn) fand bei solcher Betonung der Vasallentreue bald genug wieder weite Verbreitung. Harakiri (Bauchaufschlitzen), bei Frauen jigai (Durchschneiden der Halsader) war an der Tagesordnung, so sehr, daß diese Art des Selbstmordes später sogar zum Vorrecht der Ritterklasse bei Verurteilungen zum Tode erhoben wurde.

Dieselbe Einseitigkeit tritt auch in den 4 anderen Beziehungen auf japanischem Boden ganz besonders scharf hervor. Blinder Gehorsam gegen den Vater der Familie, der ihr absoluter Herr ist, ist die Pflicht der Kinder. Das kinderlose Weib ist überhaupt ungeachtet, erst der Leibeserbe verschafft ihr eine bessere Stellung. Und wenn sich auch hie und da eine Stimme findet, die es mißbilligt, daß Väter ihre Töchter in ein Leben der Schande verkaufen, um sich selbst aus Schulden und Not zu retten, so zweifelt doch niemand daran, daß sie wenigstens das formelle Recht dazu haben. Das läßt uns schon weiter gleich einen tiefen Blick in das eheliche Verhältnis von Mann und Weib tun, indem es die Tugend der Keuschheit nur für die Frau gibt, während sich 7 Gründe finden, um derentwillen der Mann seiner Frau die Scheidung oder Entlassung befehlen kann. Wie weit das in alter Zeit gegangen sein muß, läßt sich schon daraus erkennen, daß noch heute in Japan ein drittel aller Ehen wieder geschieden wird. Was nun die vierte Beziehung angeht, nämlich die der Geschwister unter einander, so sagt uns schon die japanische Sprache, daß es keine gleichen Rechte und Pflichten für sie gibt. Die Sprache kennt nämlich nur einen „Älteren und Jüngeren" Bruder oder eine „Ältere und Jüngere" Schwester. Der älteste Sohn und Erbe des Hauses ist von den übrigen Familiengliedern, auch von der Mutter, wie der Vater selber zu ehren und zu achten. Die fünfte und letzte Beziehung, die der Freundschaft und allgemeinen Menschenliebe, mündet schon bei Konfuzius aus in den negativen Satz: „Alles, was du nicht willst, das dir die Menschen tun, das tue auch du ihnen nicht!" Und daß Liebe und freundliche Behandlung des Fremden sich nicht auf den ausländischen Fremdling bezogen, lehrt die ganze Geschichte gerade der *konfuzianischen* Jahrhunderte Japans.

So stand es im Jahre 1600 um die konfuzianische Ethik, die sicherlich allmählich Gemeingut weiter Kreise des gebildeten Volkes und im besonderen der Kriegerkaste geworden war. In diesem Jahre wurde Tokugawa Iyeyasu nach Besiegung der Anhänger und alten Freunde Hideyoshis Shogun und tatsächlicher Beherrscher ganz Japans. Zu dieser selben Zeit fand ein neuer Zuzug chinesischer Gelehrter nach Japan statt, die nach dem Fall der Ming-Dynastie und der Eroberung ihres Vaterlandes durch die Mandschu-Tataren ihrer Heimat den Rücken gekehrt hatten. Überall entstanden konfuzianische Schulen, von denen die bekanntesten die von Mito und Yedo sind. Iyeyasu war selbst ein eifriger Förderer dieser Schulen und ihrer Meister, deren Lehren durchaus für seine Politik der Alleinherrschaft über das ganze Land geeignet schienen. So atmen auch seine hundert goldenen Gesetze, in denen er gleichsam seinen letzten Willen niedergelegt hat, ganz und gar konfuzianischen Geist, wie ja auch noch vor seinem Tode der erste Druck einer Gesamtausgabe der chinesischen Klassiker vollendet wurde (1615).

Dieser chinesische Neukonfuzianismus war nach Japan als Tĕi Shu gekommen d. h. als das System, welches gleichsam ein Summarium des gesamten geistigen und sittlichen Lebens Chinas aus anderthalb Jahrtausenden seiner Geschichte genannt werden kann. Grundlegend sind für dasselbe die Schriften und Kommentare der Brüder Cheng (11. Jahrhundert n. Chr.) und des Gelehrten Chu hi (jap.: Shu Shi) 1130—1200 gewesen. Unter den japanischen Lehrern dieser neuen konfuzianischen Schule sind am bekanntesten die folgenden: Ito Jinzai und Ito Togai in Kyoto, Arai Hakuseki und Ogyu Sorai in Yedo, alle vier um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts; Rai Sanyo von Mito, geboren 1832, und Obashi Junzo, geboren 1857. Dieses neue konfuzianische System war nun aber durchaus nicht mehr der Verbündete des Buddhismus, sondern vielmehr sein scharfer Gegner in der gebildeten Klasse des Volkes. Es war ein pantheistisch-rationalistisch-philosophisches System, mehr als eine philosophische Ethik und doch keine Religion im wahren Sinne des Wortes. Es fand einen natürlichen Verbündeten in dem reinen Shinto-Glauben Altjapans, dessen Nationalismus und Patriotismus sich zu der Lehre von der „Yamato-damashii (Seele Japans)" verdichtet, hatte. Und doch ist dieses philosophische System die einzige Religion oder deren Ersatz für die Gebildeten Japans 2½ Jahr-

hunderte hindurch gewesen. Das war möglich, weil diese Form des Konfuzianismus die innere treibende Kraft des sittlichen Lebens ihrer Anhänger wurde.

Von einem persönlichen Gott weiß dieses religiös philosophische System nichts. Der Wille des Himmels beherrscht allerdings das ganze Leben des Menschen, und der ist ein Narr, der den Platz nicht erkennt und ausfüllt, auf den er durch den Willen des Himmels gestellt ist. Aber dieser Himmel ist ein Abstraktum, ein formloser Geist, das „Ki" des Chu hi. Es tritt erst ins Bewußtsein im Menschen und wird hier zum „Ri" (Tao des Laotsze = Weg, Vernunft, Gesetz). Darin besteht die Verehrung, die man dem Himmel schuldet, daß man den Kaiser ehrt und die menschlichen Pflichten und Tugenden erfüllt und übt. Ist das Herz in der rechten Verfassung, so ist alles richtig. Der Mensch ist in voller Harmonie mit dem Ursprungsprinzip aller Dinge. Pflicht steht höher als das Leben: das Leben selber ist nichts, erst durch Erfüllung der Pflichten bekommt es Inhalt und Wert. Der Mensch lebt nach dem Tode fort, aber nicht im bewußten Zustande. Ein reines Gedächtnis der Zukunft zu überliefern, das ist das Ideal eines echten Jüngers des Konfuzius. „Lieber ein Krystall sein und gebrochen werden," singt Yoshida Shoin, „als ein Ziegel auf dem Dache des Hauses zu sein und zu bleiben." Und auch hier wieder müssen wir bekennen, daß Yamato-damashii, die Seele Japans, edle Männer und Charaktere hervorgebracht hat, deren Gedächtnis noch heute im Munde des japanischen Volkes fortlebt.

Es ist ein merkwürdiges Verhängnis, daß gerade die konfuzianischen Gelehrtenschulen von Mito und Yedo zugleich die Männer hervorgebracht haben, die sich der besonderen Gunst des größten Shoguns Japans zu erfreuen hatten, und doch den Grund zu der großen Umwälzung in der Mitte des 19. Jahrhunderts und damit zum Sturze des Shogunats gelegt haben. Mit der alten Feudalherrschaft des Shogunats stürzte auch der Konfuzianismus als ethisch-religiöses System zusammen: der große Sëido-Tempel des Konfuzius in Tokyo dient heute als Unterrichts- und Erziehungsmuseum. Kann es uns aber wundern, wenn auch noch heute das gesamte geistige Leben, Denken und Empfinden der führenden Männer des neuen Japans unter dem Einfluß der Ideen und Grundsätze steht, die es für $2^1/_2$ Jahrhunderte völlig beherrscht haben?

IV. Neu Japan.

Die religiösen Verhältnisse und Zustände im neuen Japan sind derartig unklare und verwickelte, daß es einer besonderen Abhandlung bedürfen würde, wenn wir diese Frage auch nur einigermaßen erschöpfend und zugleich gerecht behandeln wollten. Wir müssen uns hier auf einige leitende Gesichtspunkte zum Verständnis derselben beschränken.

Im allgemeinen lautet das Urteil über die religiösen Verhältnisse im neuen Japan dahin, daß der ungebildete Teil des Volkes sich zum Buddhismus oder Shinto-Buddhismus bekenne, und daß die gebildeten Klassen des Landes Konfuzianisten und gegen jede Religion indifferente Agnostiker seien. Daß dieses Urteil äußerlich angesehen richtig ist, müssen wir zugeben; wir müssen auch hinzufügen, daß der gebildete Japaner selber die gleiche Antwort geben wird, wenn wir ihn nach seiner Religion fragen. Und doch trifft man bei näherem Zusehen auf so viel Spuren unbewußten religiösen Lebens, daß man schließlich das ganze Reden von Agnostizismus und Arelegiosität zumeist für oberflächlich erkennen lernt.

Die Spuren des religiösen Lebens weisen übrigens auf alle 3 Religionen Japans als ihre Ausgangspunkte zurück. Sicherlich lehnt heute der gebildete Japaner die ganze Kosmogonie und Theogonie des Shinto mit einem überlegenen Lächeln als überwundenen Standpunkt ab, obwohl ich unter den jungen Kriegern der Kadettenschule oft genug ernsthaften Vertretern der Götterlehre begegnet bin. Ferner sei es nicht vergessen, daß eine öffentliche Kritik des Shinto von japanischer Seite bei Vertretern oder Beamten der Regierung nicht geduldet wird, wie die erst vor einigen Jahren erfolgte Absetzung des Professor Kume von der Kaiserlichen Universität in Tokyo beweist. Ebensowenig würde auch in dem Privatleben eine geheime oder offene Verachtung des Ahnenkultus und Verweigerung der schuldigen Ehrfurcht vor dem Ahnenschrein der Familie von dem Familienhaupte geduldet werden. Hier wird auch der modernste Agnostiker Japans sich immer als Vertreter des Altruismus erweisen. Schließlich haben auch die letzten glücklichen Kriege Japans viel dazu beigetragen, dem Shintoismus zu neuem Aussehen im Volke zu verhelfen. Die Dankfahrten des Kaisers und der rückkehrenden Feldherrn zu dem Tempel der Sonnengöttin in Ise und zu dem Kaiserlichen Ahnenschrein, ferner die feierlichen Gedächtnisgottesdienste vor

den Ahnengeistern der Gefallenen haben der alten Religion neue Kräfte zugeführt. Kein Staatsmann Neu-Japans wird mehr wagen, diese Quelle der Kraft des jungen Großstaates zu verstopfen, so lange die Regierung des Landes auch weiter noch trotz der Einführung der Konstitution in den Bahnen des Imperialismus wandelt. Aus demselben Grunde wird auch das vielgerühmte und heute in der ganzen Welt bekannte Bushido (Weg des Ritters) festhalten als eine starke, positive Kraft im Geistesleben der Japaner und wird auch in Schulbildung und Volkserziehung seinen Einfluß behalten oder vielmehr immer weiter ausdehnen. Das Wort „Bushido" ist nicht älter als das neue Japan, in dem es Viscount Yamaoka Tetsutaro zuerst gebrauchte und zwar in einem Appell an die alten Samurais des überwundenen Shogunats; er wollte ihnen damit die Richtlinien des sittlichen Wandels eines echten Japaners der neuen Zeit vorzeichnen. Auf Grund der Ausführungen dieses Mannes verfaßte im Jahre 1901 Professor Inazo Nitobe sein kleines Büchlein mit dem Titel „Bushido" und hat damit am meisten dazu beigetragen, Bushido in der weiten Welt bekannt zu machen. Niemand wird bezweifeln, daß die Grundlagen des Bushido, wie ihn Professor Nitobe darstellt, echten konfuzianischen Geist in sich tragen, wie er der Ritterkaste der Tokugawa-Zeit eigen war. Aber daß diese Grundlagen stark idealisiert und mit christlichen Ideen, wir dürfen wohl sagen, bona fide stark überkleidet sind, wird jeder nüchterne Beurteiler seines Buches bald genug herausfinden.

Was schließlich die oft gerühmte schnelle Aufnahme der monistischen Evolutionstheorie von seiten der gebildeten Welt Neu-Japans angeht, so kann auch diese wieder nicht allein der Neigung des Japaners zum neuen zugeschrieben werden, wie es oft geschieht, sondern hat ihre Ursprungsquellen im spekulativen oder philosophischen Buddhismus. Tatsächlich wird wohl kaum ein Name von der gebildeten Welt Neu Japans so viel zitiert, wie der Herbert Spencers. Der Einfluß dieses Mannes ging sogar so weit, daß selbst die größten Staatsmänner des neuen Kaiserreiches diesen großen englischen Lehrer des Monismus um Ratschläge für die künftige Gestaltung ihres Vaterlandes angingen. Die Brücke zum Spencerschen Agnostizismus des modernen Japaners bildet aber der Agnostizismus der kontemplativen Sekten des höheren philosophischen Buddhismus unter denen die 3 Zen-Sekten obenan stehen. Nur daß deren Agnostizis-

mus sich im letzten Grunde als Gnostizismus erweist, da das Absolute für sie erkennbare Wirklichkeit ist und mit der Vernichtung des Bewußtseins in Nirvana oder schon in der Kontemplation in die Erscheinung tritt.

Wirklich neue religiöse Kräfte hat erst das Christentum dem Lande zugeführt. Daß dieses bereits eine Macht in dem geistigen Leben des Volkes geworden ist, die viel weiter reicht als sich in Ziffern darlegen läßt, weiß jeder, der nur mit ein wenig Aufmerksamkeit und Verständnis das Gesamtleben des japanischen Volkes verfolgt und dessen treibende Kräfte zu erkennen gelernt hat.

Eindrücke von der nordamerikanischen Studentenbewegung.

Von Missionar Gundert.[1])

Es sind jetzt etwas über fünf Jahre her, seitdem die christliche Studentenbewegung in Nordamerika in meinen Gesichtskreis getreten ist, und von dieser Zeit an habe ich sie beständig mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt. Es ging mir dabei aber merkwürdig. Mein Urteil schwankte beständig zwischen unverhohlener Bewunderung und schärfster Kritik hin und her. Bald sah ich die Größe, die Kraft, die Zielbewußtheit, mit der diese Bewegung arbeitet, und sah so vieles, was unserer D. C. S. V. fehlt, und wovon sie lernen könnte; bald fielen mir allerlei typische Kleinigkeiten auf, die mich in quälende Zweifel stürzten und die Frage wachriefen: ist denn die ganze Sache auch echt? Ich hatte geglaubt, die persönliche Berührung mit amerikanischen Studenten, die mir mein Aufenthalt in den Vereinigten Staaten ermöglichte, würde diesem Schwanken ein Ende machen und mir eine klare Formel für die amerikanische Bewegung liefern, eine höhere Einheit zwischen diesen widersprechenden Eindrücken. Die Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Die einzige Formel, die alles sagt,

1) Aus den „Mitteilungen der deutschen christlichen Studenten-Vereinigung und des Studentenbundes für Mission". — Gundert war Sekretär der D. C. S. V. und ist über Amerika, wo er der großen studentischen Missions-Konferenz in Nashville beiwohnte, als unabhängiger Missionar nach Japan gegangen.

heißt eben „amerikanisch“, und damit sind wir so klug wie zuvor. Doch nein, etwas lernen wir daraus doch, nämlich daß es überhaupt verkehrt ist, eine amerikanische Bewegung mit deutschem Maßstabe zu messen, sei's ihr zum Lobe oder zum Tadel, denn beides sind zueinander inkommensurable Größen. Wir müssen vielmehr unsere deutschen Werturteile beiseite lassen, und uns ganz auf amerikanischen Boden stellen und von da aus ein Urteil über unser Objekt gewinnen. Nur so können wir der Sache einigermaßen gerecht werden.

Für unsere Maßstäbe ist schon die numerische Kraft dieser Bewegung geradezu monströs. Auf amerikanischem Boden fällt das nicht so sehr auf. Gewiß gilt die Bewegung auch im Lande selbst für hervorragend stark, aber doch sind ihre Dimensionen mit amerikanischem Maße sehr wohl zu messen. Hierzulande kann eben alles ins Riesenhafte wachsen. Die Wolkenkratzer in New York, der Börsenbetrieb, die staunenswerte Zentralisation des Verkehrswesens, des Bergbaues, des Getreide- und Viehhandels in wenigen, riesenhaften Organisationen, das sind Erscheinungen, zu denen die Studentenbewegung nur eine ganz natürliche Parallele auf anderem Gebiete darstellt. Die Ursachen sind in allen Fällen dieselben: die Größe des Landes, die relative Einfachheit der Verhältnisse und das angeborene amerikanische Temperament.

Wer einmal einige der großen Städte, wie New York, Philadelphia, Washington, Boston, Chicago, San Franzisko gesehen und die Vereinigten Staaten vom atlantischen bis zum stillen Ozean durchquert hat, wundert sich über die großen amerikanischen Ziffern nicht so sehr. Ein Blick auf den Atlas kann jeden darüber belehren, um was für Dimensionen es sich hier handelt. Und überall, wo in diesem Lande die Kultur nur einigermaßen hindurchgedrungen ist, gibt es „Colleges“ und „Students“. Es sind nicht immer Universitäten in unserem Sinn; die strengen Ranggrenzen, welche unsere höheren Schulen nach verschiedenen Klassen voneinander scheiden, bestehen hier nicht. So wird der Begriff „student“ von selbst viel weiter als bei uns, und eine Studentenbewegung hat naturgemäß ein bedeutend größeres Feld als in Deutschland oder den nordischen Ländern.

Dazu kommt die Einfachheit der Verhältnisse. Vergleichen wir nur die Vereinigten Staaten mit einem Länderkomplex von ähnlicher Größe in Europa. Hier als Resultat einer mehr als tausendjährigen Geschichte ein ungeheures Wirrsal von ausgefahrenen Geleisen, dort

freie Bahn nach allen Richtungen für jeden, der drauf losfahren will. Hier komplizierte Interessen, kompliziertes Empfinden und darum auf allen Gebieten Zersplitterung in kleine und kleinste Parteien, dort gleiche einfache Bedingungen für Tausende, ein fast dürftiges, auf das praktisch Nötige beschränktes Empfinden, und darum der gegebene Boden für Massenbewegungen. Dies trifft alles auch auf die Studenten zu. Bei uns ist ein Student nicht nur ein Spezialfall des Begriffs „Student"; er ist noch vieles andere; er kommt aus einer besonderen Gegend, aus einer besonderen Familie, von einer besonderen Schule, er hat seine besonderen Vorzüge, seine besonderen Ansichten, seine besonderen Neigungen und Abneigungen, kurz, er ist etwas Besonderes, und darum besinnt er sich lange, ehe er sich irgendwo anschließt, und wenn er sich angeschlossen hat, so überträgt sich die Schätzung der individuellen Besonderheit auf die Gemeinschaft, der er angehört, und er ist dann für anderweitige Bestrebungen um so weniger mehr zu haben. Der amerikanische Student ist überall so ziemlich derselbe, im Osten wie im fernen Westen; individuelle Unterschiede sind natürlich da, aber sie sitzen nicht sehr tief und spielen kaum eine Rolle; wenn es sich um Anschluß oder Nichtanschluß an die christliche Studentenbewegung handelt. Da ist die Frage einfach die: bin ich Christ oder nicht? Wenn ja, dann liegt absolut kein Grund gegen den Anschluß vor. Andere christliche Verbindungen, wie unseren Wingolf, gibt es nicht, also fällt auch dieser die Entscheidung erschwerende Umstand weg.

Bietet sich demnach auf amerikanischem Boden ganz von selbst die Möglichkeit mächtiger Unternehmungen, großer Bewegungen, so ist das amerikanische Temperament für diese Situation gerade wie geschaffen. Der Deutsche, zumal der deutsche Christ, fühlt sich doch am wohlsten im engen brüderlichen Kreise, wo Herz und Herz zusammenschlägt und wo stille, aber tiefgründige solide Kleinarbeit getan wird. Der Amerikaner hat den Blick aufs Große und Allgemeine gerichtet. Er ist der geborene Organisator. Und wo er nicht selber organisieren kann, da hat er doch Sinn genug für die Allgemeinheit, um sich organisieren zu lassen und sich willig da einzufügen, wo er dem Ganzen am nützlichsten sein kann. Auf diese Weise ist es möglich, diese ungeheuren Organismen zu schaffeu und zu regieren, die für Amerika so charakteristisch sind. Die Studentenbewegung tut auf diesem Gebiete einfach genau das, was andere große Geschäfte auch

tun. Es ist geradezu auffallend, wie die Bureaus der großen Geschäfte in New York und das der Studentenbewegung einander ähnlich sind. Da sitzen in No. 3 West 29th Street im 4., 5. und 10. Stock die vielen Sekretäre in ihren Zimmern am Schreibtisch, jeder hat ein Telephon neben sich stehen, die zahlreichen Schreibmaschinen klappern unter den Fingern ebenso vieler junger Damen, und in den Räumen daneben sind die Packer an der Arbeit, um die unzähligen Bücherbestellungen zu erledigen, die täglich einlaufen. Jeden Morgen um 9 Uhr fängt das Geschäft an, von 1—2 Uhr ist Pause, um 5 Uhr fährt man nach Hause in die Vorstadt. Es sind wenig Geschäftsstunden, aber dafür wird diese Zeit auch in einer Weise ausgenützt, daß keine Sekunde verloren geht. Kommt man ins Bureau der presbyterianischen Mission, oder in ein großes Zementgeschäft, oder zu einer leitenden Briefmarkenfirma, immer hat man dasselbe Bild vor sich bis in die kleinsten Kleinigkeiten. Den Gast aus Deutschland, der die „Brüder" in Amerika besuchen möchte, mutet dieser Betrieb furchtbar kalt und ungemütlich an, aber es hilft nichts, hier ist die Stelle, von wo die Fäden nach allen Colleges der Vereinigten Staaten und Kanadas hinauslaufen, hier wird eine große Bewegung geleitet, da müssen die kleinen, persönlichen Interessen und Freuden in den Hintergrund treten, da ist nicht Zeit zu trauter Gemeinschaft und gemütlichem Plaudern.

Auch die Art, wie der Amerikaner mit dem Geld umzugehen versteht, kommt der Studentenbewegung zugute. Das Auffallende ist, daß beim Planen neuer Unternehmungen nicht wie bei uns der Kostenpunkt in erster Linie maßgebend ist, sondern die Zweckmäßigkeit. Wenn ein Haus gebaut werden soll, so ist die erste Frage: wie erfüllt es am besten seine Bestimmung? und darnach wird es gebaut, mag es kosten, so viel es will. Wenn der Besuch eines Sekretärs nötig ist, so wird die Reise gemacht, ob sie noch so weit und teuer sein mag. Man geht einfach von dem Grundsatz aus, daß die Qualität der Arbeit unter keinen Umständen durch Rücksichten auf die Kosten beeinträchtigt werden darf, und hält daran fest, daß sich jede gute Arbeit bezahlt macht. Und die Erfahrung gibt dem recht; kleine Pläne, kleiner Ersatz, kleine Einnahmen, das ist unsere Rechnung; große Pläne, großer Einsatz, große Einnahmen, so geht's in Amerika. Es ist eben auch viel mehr Geld im Lande, und man hat ganz bestimmte Methoden, dasselbe flüssig zu machen. Es war

mir sehr interessant, als in einer Versammlung von Missionssekretären gesagt wurde: das Geheimnis, große Summen von reichen Geschäftsmännern zu bekommen, besteht einfach darin, daß man sie um eine ganz bestimmte Summe zu einem ganz bestimmten Zweck angeht. Bittet man einen Geschäftsmann um eine „Gabe" für „die Mission", so gibt er nichts, sagt man ihm aber, er solle jährlich 1200 Dollars für die vollständige Unterhaltung eines Missionars zahlen, oder 5000 Dollars für eine Kapelle geben, so tut er's. Charakteristisch ist auch, daß ganz feste Termine gesetzt werden, in denen man eine bestimmte Summe auftreiben will. Eine Vereinigung braucht z. B. 20000 Dollars für einen Hausbau. Sie setzt einen „canvass" für den Monat Juni an! Nun geht's von Haus zu Haus, und jedermann wird gebeten, 100 oder 200 oder 1000 2c. Dollars zu versprechen unter der Bedingung, daß bis zum 30. Juni die erforderlichen 20000 Dollars in dieser Weise gezeichnet sind. Die Aussicht, daß andere ebensoviel geben und etwas Ordentliches zusammenkommt, ermutigt den einzelnen Geber zu höheren Summen, als er sonst zu geben Lust hätte.

Dies alles sind jedoch nur einzelne Illustrationen der Grundtatsache, die mir in erster Linie für die amerikanische Studentenbewegung charakteristisch zu sein und ihre Größe teilweise zu erklären scheint. Das ist ihre durch und durch nationale Färbung. Die amerikanische Studentenbewegung steht sozusagen mit beiden Füßen im amerikanischen Volksleben drin. Sie hat es darin leichter als wir in Deutschland. Wenn zwischen uns und unserem Volksleben vielfach eine Kluft befestigt ist, so sind daran nicht wir allein schuld, wenn wir auch in manchen Stücken wohl eine positivere Stellung dazu einnehmen dürften. Aber es ist bei uns schwerer, mitzutun und sich dabei von der Welt unbefleckt zu erhalten. Die Gottesfeindschaft hat fast die ganze Atmosphäre vergiftet. Es gibt wenig neutralen Boden mehr, auf dem sich Gläubige und Ungläubige treffen können, ohne daß es sofort zu Auseinandersetzungen kommt, welche die Arbeit an den Seelen eher hindern als fördern. In Amerika dagegen ist der neutrale Boden sehr breit. Um nur ein Gebiet zu nennen, das einen großen Teil der Interessen des Amerikaners ausfüllt: der Sport. Hier tut einfach jeder mit, da gibt es keine Schranken. Ein ähnliches Gebiet ist der für uns fast ans Komische grenzende College-Chauvinismus, der in College-Festlichkeiten, in Dekorationen und den

stark an das Kriegsgeschrei der Delawaren erinnernden College yells seinen Ausdruck findet. Auch hier machen die „christlichen“ Studenten keine Ausnahme. Vollends nicht, wo der amerikanische Patriotismus in Frage kommt. Im Gegenteil, die Politik der Bewegung ist die, möglichst diejenigen Studenten in ihre Kreise zu ziehen, die im „wissenschaftlichen, geselligen und athletischen Leben des College eine führende Stellung haben“ und durch sie ihren Einfluß zu erweitern. Auch die Verbindung mit der Kirche bezw. den Kirchen ist begreiflicherweise viel enger als bei uns. Christentum ohne Kirchlichkeit ist dem Amerikaner ganz unverständlich, dazu hat er viel zu wenig Pietismus. Auch im wissenschaftlichen Leben sind die Erscheinungen parallel; es war mir auffallend, wie stark in vielen Vereinigungen der Einfluß Harnacks ist; man ist da ganz „auf der Höhe der Zeit“, freilich wohl ohne selbständiges tiefes Eindringen in die Probleme.

Wie schon gesagt, ist diese positive Stellung zum allgemeinen Volksleben einerseits dadurch erklärlich, daß die ganze Atmosphäre wohl reiner ist als bei uns. Man denke sich z. B. in Deutschland eine Universitätsstadt, wo auf $1^1/_2$ km im Umkreis um die Universitätsgebäude kein Alkohol ausgeschenkt werden darf; dies ist so an der University of California in Berkeley. Aber anderseits darf man wohl auch sagen: die Amerikaner nehmen manches leichter als wir, sie tun in größter Harmlosigkeit bei Dingen mit, wo man bei uns „Prinzipien reiten“ würde. Manches ist für uns deshalb Sünde, weil wir mit unserer Gründlichkeit der Sache auf den Grund gehen und da etwas Faules entdecken, während der Amerikaner nicht lange grübelt und so in seiner Art vielleicht auch sein Gewissen rein behält. Dennoch glaube ich, daß hier eine große Gefahr für die amerikanische Bewegung liegt. Der Schritt vom Christen in amerikanischem Gewande zum amerikanischen Kulturmenschen im Gewande christlich beeinflußter Zivilisation ist nicht sehr groß. Die vielen äußerlichen Veranstaltungen, die großen schönen Vereinshäuser, können ebenso ein Hemmschuh werden, wie sie förderlich sind, wenn vom rechten Geiste regiert. Die Motive der Freunde und Verehrer, die die Bewegung in allen Kreisen der Gebildeten hat, entspringen nicht immer wirklichem Verständnis für geistliche Dinge, und es kostet die *Leiter der* Sache ihre ganze Kraft und Weisheit, die Bewegung „vor *ihren Freunden* zu bewahren“.

Aber wenn man auch alle diese Bedenken offen aussprechen muß, an der Tatsache läßt sich nicht rütteln, daß die amerikanische christliche Studentenbewegung etwas Großes ist, nicht nur für ausländische Augen, sondern auch für Amerika. Es steckt eine Riesenarbeit darin, und nicht nur von Menschen; sie ist ein Werk Gottes. Denn das Menschenherz ist auch in Amerika dasselbe, es widerstrebt dem Geiste Gottes. Und Menschenkraft reicht nicht aus, seinen Widerstand zu überwinden. Jede Bekehrung ist ein Wunder des heiligen Geistes. Und die amerikanische Bewegung ist ein Werkzeug Gottes zur Rettung vieler, nicht nur in Amerika, sondern weithin in der ganzen Welt; denn ihre „Freiwilligen" stehen und arbeiten in allen Erdteilen. Und gibt Gott durch diese Bewegung nicht auch uns Lektionen genug? Wir wollen und dürfen keine Amerikaner werden. Wir dürfen uns auch ruhig ihre Mängel klar machen, nicht um zu kritisieren, sondern um Gott zu dienen. Aber wieviel Kleinlichkeit, Untreue, Kleinglauben, Unentschiedenheit müssen wir an uns entdecken, wenn wir uns mit den Brüdern in Amerika vergleichen. Da laßt uns von ihnen lernen und im übrigen beten wir für sie.

Missionsrundschau.

Von D. G. Kurze.

Australien und Ozeanien.

Festland Australien. — Trotz der größeren Fürsorge, die im letzten Jahrzehnt sowohl die Staatsbehörden, als auch die Missionskreise der australischen Papuabevölkerung haben angedeihen lassen, ist dieselbe doch andauernd im Dahinschwinden begriffen; nur die Halbblutschwarzen machen in dieser Beziehung eine Ausnahme, indem bei ihnen die Geburtsziffer die Sterbefälle überwiegt. In solch ausgedehnten, nur schwach besiedelten Staaten, wie Westaustralien, das noch ungefähr 28000 Papua zählen dürfte, ist es für die Eingebornenbehörde auch beim besten Willen unmöglich, überall rechtzeitig den verderblichen Einflüssen entgegenzuarbeiten, welche die Berührung der Papua mit der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung der Goldfelder, der Hafenstädte und der Perlfischereietablissements im Gefolge hat. Wir wissen nicht, ob die „Bill zum besseren Schutze der Eingebornen Westaustraliens", welche kürzlich dem Parlament in Perth vorgelegt wurde, Annahme gefunden hat. Der anglikanische Bischof von Perth hatte einen Ausschuß von Gliedern verschiedener evangelischer Kirchen ins Leben gerufen, der dem Parlament und der Regierung allerlei Vorschläge im Interesse der Papuabevölkerung unter-

breitete. Es handelte sich dabei besonders um den Kampf gegen Trunksucht und Unzucht, sowie um bessere Fürsorge für die Papuakinder und für die Halbblutbevölkerung.

In Südaustralien führt die lutherische Immanuelsynode in Verbindung mit Neuendettelsauer Missionaren ihre Arbeit unter den Papua auf den Stationen Bethesda und Hermannsburg weiter. Im Stationsgebiete Bethesdas sind ca. 100 christliche Papua gesammelt, auch unter ihnen ist die Sterblichkeit keine geringe. Das so abgelegene Hermannsburg hat eine Christengemeinde von 52 Papua; außerdem halten sich ungefähr 150 noch heidnische Eingeborne vom Arandastamme zur Station. Für die noch ziemlich starke Papuabevölkerung im sogenannten Nordterritorium ist leider noch keine Missionsniederlassung begründet worden.

Wie die südaustralische Regierung zu der Arbeit der deutschen Missionare in Hermannsburg steht, geht aus dem neuesten Jahresberichte des Subprotektors der Eingeborenen, des Herrn Bradschaw, hervor. Es heißt da in jenem offiziellen Schriftstück: „Im vergangenen September besuchte und inspizierte ich die Missionsstation Hermannsburg und empfing einen tiefen Eindruck von der hingebenden Arbeit der Missionare (Strehlow und Wettengel). Es befanden sich auf der Station zu jener Zeit etwa 130 Schwarze und 20—30, die außerhalb der Station im Kamp leben. Zweifellos ist es eine große Wohltat für die Schwarzen, eine solche Heimstätte zu haben. Diejenigen, die der Stationsordnung unterstehen, waren reinlich, von gutem Benehmen und ihre Wohnungen, wenn auch keine Musterhäuser, sind doch bedeutend besser, als die gewöhnlichen Hütten der Schwarzen, die auch noch außerhalb der Station zu sehen sind, in denen die Schwarzen, die vom Westen her kommen, sich aufhalten. Was dem Besucher besonders auffällt, ist der frohe und zufriedene Gesichtsausdruck der Missionsschwarzen. Unter diesen verstehe ich solche, die regulär auf der Station leben. Dies muß ich zur Erklärung sagen, weil man hier im Norden in sehr ungenauer Weise alle, die von Westen kommen und mit Vorliebe die, welche sich eines Vergehens schuldig gemacht haben, als „Missionsschwarze“ bezeichnet. Damit tut man aber den Missionaren schweres Unrecht, denn diese haben absolut keine Kontrolle über solche wilde Schwarze, sondern nur über solche, die sich freiwillig unter ihren Einfluß und ihre Leitung stellen. Aber dies ist nicht die einzige Ungerechtigkeit, unter welcher die Missionare zu leiden haben, und es ist ein wahrer Heroismus von ihnen, daß sie sich selbst von den Annehmlichkeiten der Zivilisation ausschließen und in solcher Abgesondertheit leben, mit dem Bewußtsein, daß sie nicht die Sympathie ihrer Nachbarn, die sie zu erwarten ein Recht haben, genießen. Die Ursache dieses Mangels an Sympathie ist nicht schwer zu entdecken; das Vorhandensein einer solchen Stätte, wo Gottes Wort getrieben wird, ist eine stete Anklage gegen solche Leute wegen ihrer Begehungs- und Unterlassungssünden. Auch der Schule stattete ich einen Besuch ab, wo über 40 Kinder Unterricht empfangen. Besonders fiel mir der Gesang der Kinder auf; mit großer Kraft und genau Zeit haltend, sangen sie die Lieder in ihrer eignen Sprache. Manche dieser Stimmen wären wert, kultiviert zu werden. Die Kinder lernen Englisch lesen und schreiben und

singen auch englische Gesänge. Ihr Lesen war meist sehr gut und ihr Schreiben würde weißen Kindern keine Schande gemacht haben; ebenso bewies auch ihre Fähigkeit zum Rechnen, daß hier mehr als eine Möglichkeit ist, den Schwarzen etwas beizubringen, wenn nur bei Zeiten angefangen werden kann . . . ."

Am meisten ist die Zahl der Papua im Staate Viktoria zusammengeschmolzen; vor drei Jahren waren auf sechs Stationen nur noch 388 Eingeborne gesammelt; inzwischen dürfte ihre Zahl kaum noch 300 überschreiten. Nachdem im Laufe des Jahres 1903 bereits die Missionsstation Ebenezer — sie zählte damals nur noch 19 Papua — kurz nach dem Tode des Missionars Bogisch aufgehoben worden ist, beabsichtigt der Landminister von Viktoria, auch die andere Station der Brüdergemeinde, Ramahyuck zu schließen und die 32 Stationsschwarzen nach der Station Tyers-See überzuführen. Bisher ist es aber den Vorstellungen des in der Papuamission ergrauten Missionsveteranen Hagenauer immer noch gelungen, die drohende Aufhebung der Station hintanzuhalten. Doch dürfte es sich bei dem raschen Dahinsterben jener Papua nur noch um eine Gnadenfrist von wenigen Jahren handeln.

Wie uns das Eingebornen-Departement des Staates Neusüdwales mitteilt, hat die letzte Zählung von 1904 ergeben, daß in jenem Gebiete noch 6910 Papua leben, und zwar Vollblutschwarze 2730 (Abnahme im Zählungsjahre 56) und Halbblutschwarze 4180 (Zunahme im gleichen Zeitraume 32), welche zumeist im Bereiche der sechs Stationen Brewarrina, Brungle, Cumeroogunga, Grafton, Runnymede, Wallaga-See und Warangesda gesammelt sind, wo sie zugleich unter der geistlichen Pflege der „N. S. W. Aborigines Missionary Association" stehen.

In Queensland mit seiner noch verhältnismäßig starken Papuabevölkerung — man schätzt sie auf 22 000 Seelen — hat besonders die anglikanische Mission in den letzten Jahren auf ihrer Küstenstation Yarrabah recht erfreuliche Erfolge zu verzeichnen gehabt; von den ca. 500 Eingebornen, die sich zur Station halten, ist die Hälfte getauft. Bescheidene Erfolge hat die Neuendettelsauer Mission auf ihrer Station Hope Valley erzielt, wo von den 71 Stationsschwarzen 31 getauft waren. Die Ebbe, welche zur Zeit in der Queensländer Regierungskasse herrscht, übt auch ihre Rückwirkung auf den Unterhalt der Station; glücklicherweise scheint neuerdings das Stationsland bessere Aussichten für die Ernährung der schwarzen Bevölkerung zu bieten.

Zu den zwei Stationen Mapoon und Weipa, welche die Brüdergemeine zusammen mit der australischen Presbyterianerkirche unter den Papua im Norden Queenslands unterhält, ist seit 1904 die Station Aurukun am Archer-Flusse gekommen, wo die vorhandene Sprachzersplitterung unter den Eingebornen ganz besondere Schwierigkeiten bereitet. Auf den beiden älteren Stationen sind 40 Christen gesammelt; besonders ermutigend ist die Arbeit an den 139 Schulkindern, die auf den beiden Stationen in besonderen Häusern unter beständiger Aufsicht der Missionare erzogen werden. Leider kann auch hier die sorgsame ärztliche Tätigkeit, welche sich die Missionsarbeiter angelegen sein lassen, ein langsames Aussterben der Papua-Bevölkerung nicht hindern.

Die Regierung hat der Mission in dankenswerter Weise im Bereiche der drei Stationen am Meerbusen von Carpentaria eine größere Landstrecke als Reserve überwiesen, um die erzieherische Beeinflussung der dortigen Papuastämme zu erleichtern. So kann die Mission jetzt z. B. die fremden Perlfischer, welche auf die Papua einen unheilvollen Einfluß ausübten, von ihrem Gebiete fernhalten. Statt sich von jenen zweifelhaften Elementen anwerben zu lassen, betreiben nunmehr die Stationsschwarzen auf einem, der Mission gehörenden Boote Fischfang.

Die chinesische Bevölkerung Australiens ist infolge der feindseligen Gesinnung, welche die zur Zeit allmächtige Arbeiterpartei im australischen Bundesstaate diesem fremden Elemente gegenüber durch allerhand lästige Gesetzesbestimmungen betätigt, in den letzten Jahren immer mehr zurückgegangen. Doch hat das keinen Einfluß auf die Missionstätigkeit der verschiedenen australischen Kirchen unter den Chinesen ausgeübt. Die Erfolge sind freilich nur bescheidene; die Zahl der chinesischen Christen, die sich zu kleinen evangelischen Gemeinden in den verschiedenen Staaten Australiens zusammengeschlossen haben, dürfte mit 800 eher zu hoch als zu niedrig bemessen sein. Die meisten Fortschritte in diesem Zweige der Missionsarbeit haben bisher die Anglikaner in Queensland, Neusüdwales und Viktoria, sowie die Presbyterianer und Methodisten in Queensland und Viktoria gemacht.

Die Kanakamission unter den ca. 10000 Südsee-Insulanern, welche auf den Queensländer Zuckerplantagen arbeitet, dürfte bald gegenstandslos werden, wenn es bei dem bisherigen, auf Betreiben der Arbeiterpartei gefaßten Parlamentsbeschlusse bleibt, wonach vom nächsten Jahre ab sämtliche Kanaka nach ihren Heimatinseln zurückgebracht werden sollen. Die Pflanzerpartei macht übrigens große Anstrengungen, eine Revision dieser das Gedeihen der Zuckerindustrie stark gefährdenden Maßregel herbeizuführen. Dank dem regen Wetteifer der verschiedenen evangelischen Missionen — es kommen hierbei besonders Anglikaner, Presbyterianer, Baptisten, „Churches of Christ" und die interdenominationelle „Queensländer Kanaka-Mission" in Frage — zählt man jetzt unter jenen Plantagenarbeitern bereits 3000 Christen. Die letztgenannte Missionsvereinigung hat übrigeus seit zwei Jahren in Verfolgung ihrer Arbeit an zurückgekehrten Kanaka eine Missionstätigkeit auf der Insel Malayta im Salomonsarchipel begonnen.

Ozeanien. — Im niederländischen Teile der Rieseninsel **Neuguinea** treiben die Utrechter Missionare trotz geringer Erfolge ihre Geduldsarbeit unter den gewalttätigen Papuastämmen der Geelvinkbai unentwegt weiter. Die auf fünf Stationen Mansinam, Andai, Doreh, Jende, Windesi und Menukwari gesammelten 274 Christen bedürfen der sorgfältigsten Pflege, um nicht wieder ins Heidentum zurückzusinken. Den schlimmsten Übergriffen der Eingebornen ist übrigens durch die Einrichtung einer kleinen Regierungsstation in Menukwari Einhalt getan.

Noch härter und undankbarer ist der Boden, den die Rheinischen Missionare in Kaiser Wilhelmsland bebauen. Zu den vielen Prüfungen und Heimsuchungen, die bisher schon über diese Kreuzmission ergangen sind, kam noch im Sommer 1904 ein von den Eingeborenen der Inseln Bilibili,

Siar und Ragetta geplanter Aufstand gegen die Weißen. Am 26. Juli jenes Jahres sollte zunächst die benachbarte Station der Neuguinea-Kompanie überfallen werden, alle Deutschen, auch die Missionare, die Frauen ausgenommen, sollten ermordet werden. Aber der ruchlose Plan wurde im letzten Augenblick vereitelt, und ein strenges Strafgericht brach über die Häupter der Schuldigen herein. Zu diesen schmerzlichen Erfahrungen gesellte sich noch der herbe Verlust zweier Missionare durch den Tod, des jungen Missionars Ostermann und des Seniors der Neuguineamission Bergmann. Ein dritter Arbeiter, der Präses Hoffmann, sah sich einer schweren Erkrankung wegen genötigt, die Heimreise anzutreten. Das gleiche Schicksal wiederfuhr kürzlich dem jungen Missionar Blum. Trotz aller dieser niederbeugenden Erfahrungen haben die auf dem Missionsfelde zurückbleibenden Arbeiter sich zu dem Entschlusse hindurchgerungen, die Saat auf Hoffnung weiter auszustreuen. Auch hat es den Anschein, als sollte die Krisis nicht ganz ohne Segen bleiben. Ein großer Teil der Eingeborenen hat wieder herzliches Vertrauen zu den Glaubensboten gefaßt; die Teilnahme an den Gottesdiensten, besonders auf der Station Bongu, war eine regere; die Schulen wurden mit mehr Eifer und größerer Regelmäßigkeit besucht und, was die Missionare am meisten bewegt, auf sämtlichen vier Stationen haben sich eine Anzahl Taufbewerber gemeldet. Inzwischen hat es die katholische Steyler Mission von der „Gesellschaft des göttlichen Wortes" für ihr Pflicht gehalten, weit ab von ihrem eigentlichen im Nordwesten unserer Kolonie gelegenen Missionsgebiete im Alexishafen in unmittelbarer Nachbarschaft der Rheinischen Stationen Siar und Ragetta eine mit elf europäischen Kräften besetzte Konkurrenzmission zu gründen.

Im Gegensatz zu der Unfruchtbarkeit des Papua-Missionsgebietes, auf dem die Rheinischen Missionare arbeiten, stehen die erfreulichen Fortschritte, welche die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea besonders im letzten Jahre gemacht hat. Die Zahl der Papuachristen ist rasch auf 184 gestiegen, und eine stattliche Menge von Taufbewerbern besucht die Stationen, deren Zahl sich in den letzten Jahren um drei — Pola, Wareo und Heldsbach — vermehrt hat. Auch sind im Herbst v. J. von dem Missionspionier Flierl bereits die vorbereitenden Schritte zur Gründung einer neuen Küstenstation bei Blücherhuk, zwei Tagereisen nördlich von Heldsbach, getan worden.

In Britisch-Neuguinea ist die Arbeit der größten dort tätigen evangelischen Missionsgesellschaft, der Londoner, in den letzten Jahren verhältnismäßig stationär geblieben. Die Schuld daran trugen die zu geringe Zahl der europäischen Missionsarbeiter, deren Reihen durch häufige Krankheitsfälle noch mehr gelichtet wurden, die Unverläßlichkeit eines großen Teils der Papua-Missionsgehilfen und die in der Mitte des Missionsgebietes im Stromgebiete des St. Joseph-Flusses rücksichtslos arbeitende katholische Gegenmission vom „Heiligen Herzen Jesu von Issoudun." Für das sittliche Leben so mancher Papua-Gemeinden hat sich die von den Regierungsbehörden und den katholischen Missionaren begünstigte Wiedereinführung der nächtlichen Tanzfeste als verhängnisvoll erwiesen. Besonders heruntergekommen ist die älteste Christengemeinde in Port Moresby, die am meisten der Aufsicht und Pflege

seitens eines Missionars in den letzten Jahren entbehren mußte. Hoffnungsvoller lauten eigentlich nur die Berichte aus der einzigen Inlandstation Kalaigolo, von welcher aus Missionar Schlencker fleißig Vorstöße zu den heidnischen Bergstämmen gemacht hat. Doppelte Wichtigkeit hat in der jetzigen kritischen Zeit die Arbeit des Dr. Lawes unter den 24 verheirateten Zöglingen des Missionsseminars in Vatorata. Hoffentlich kann die Londoner Mission die Zahl ihrer weißen Arbeiter in Neuguinea bald vermehren, sonst dürfte ihre Papua-Mission einen bedenklichen Zusammenbruch erleben.

Günstiger lauten die Nachrichten aus der methodistischen Neuguinea-Mission. Hier tuen sich auf den verschiedenen Inseln im Osten Neuguineas immer neue Türen für die Boten des Evangeliums auf und wenn auch von hier der Ruf nach mehr weißen und polynesischen Missionsarbeiten immer wieder laut wird, so ist dieses Missionsgebiet im Vergleich zu dem der Londoner doch schon jetzt wesentlich besser besetzt. Zu den kleinen Seminaren in den einzelnen Bezirken Dobu, Bunama, Panaieti, Kiriwina und Buailoga, wo sich die Missionare ihre Hilfsarbeiter aus den Eingeborenen selbst heranziehen, ist jetzt ein Zentralinstitut für das ganze methodistische Missionsgebiet auf der Insel Ubura hinzugekommen. Treffliche Dienste zur Unterhaltung des Verkehrs zwischen den einzelnen Inselstationen leistet der Missionsschuner „Dove."

Auch die anglikanische Neuguinea-Mission ist unter ihrem rührigen Bischof Stone-Wagg in fröhlichem Aufblühen begriffen. Nach dem vorjährigen Berichte fanden im letzten Jahre 133 Heidentaufen statt; im ganzen sind seit Beginn dieser Mission (1891) 566 Papua getauft worden, von denen 45 verstorben sind. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten betrug 260 und im Taufunterrichte standen 353. Man kann wohl annehmen, daß zur Zeit ca. 10500 Papua unter dem wohltätigen Einflusse der Mission stehen; 3600 besuchen regelmäßig die in 85 verschiedenen Orten abgehaltenen Gottesdienste. Bibelteile sind bisher in 3 verschiedene Papuasprachen übersetzt worden. Die Arbeiterschaar, die dem Bischof zur Verfügung steht, zählt 19 Europäer — darunter 5 ordinierte Geistliche —, 16 Südsee-Missionslehrer und 23 Papua-Gehilfen.

Chronik.

1) **Ein japanischer Buddhist über den Buddhismus.** Herr Sawayanagi Masataro, der Direktor des Bureau der allgemeinen Schulangelegenheiten, hat in einem im Shukyokai (Religiöse Welt) veröffentlichten Artikel (nach der Japan Weekly Mail vom 23. Dez. 1905) sich folgendermaßen geäußert:

„Kein Staat kann die Religion entbehren. Die Gesellschaft kann nicht fortschreiten ohne religiöse Männer und Frauen. In unserem Lande sind die Buddhisten allen andern Sekten (numerisch) soweit voraus, daß, wenn wir von religiösen Männern reden, wir die buddhistischen Priester meinen, denn im Vergleich zu ihnen sind die schintoistischen Priester und die christlichen Geistlichen nirgends. Aber wenn wir fragen, ob die buddhistischen Priester Japans heute eine Notwendigkeit für den Staat sind, so gibt es wohl wenige,

die mit Ja zu antworten wagen, und ich glaube kaum, daß die buddhistischen Priester selbst kühn genug sein würden zu behaupten, sie seien unentbehrlich für die moderne Gesellschaft. Obgleich sie den Namen religiöser Lehrer tragen, sind sie in Wirklichkeit nichts derart. Das ist nicht meine Meinung allein, sondern eine indisputable Tatsache. Es gibt schwerlich wirkliche Gläubige an Religion in diesem Lande. Ich bedaure das sagen zu müssen, aber es ist die Wahrheit. Und doch steht der Buddhismus als Religion keinem anderen Glauben nach. Seine Lehren sind unendlich den christlichen überlegen. Seine Vergangenheit ist glänzend. Beginnend mit seinem großen Stifter und fortgehend zu dem Leben hunderter heiliger Männer zeigt seine Geschichte hohe Muster der Vollkommenheit, wie sie in der Weltgeschichte nicht übertroffen werden. Daß eine Religion, die so vieles zu ihrer Empfehlung enthält, die auf eine so glorreiche Vergangenheit zurückblickt und die solche Schätze heiliger Wissenschaft besitzt, entartet ist zu einem so schmählichen Zustande, in dem wir sie jetzt finden und soweit gesunken, daß sie nichts mehr ist als eine mechanische Schauspielerei mit gedankenlosen, toten Zeremonien — das ist zu traurig, als daß man Worte dafür hätte. In diesem erleuchteten Zeitalter hat, was Japan betrifft, allein die Religion still gestanden oder richtiger ist sie zurückgegangen. In allem anderen haben wir als Nation unsere vielen Illusionen verabschiedet, unsere abergläubischen Vorstellungen weggelacht und gesucht, was wertvoll und wahr ist. Aber unsere Religion! Der bloße Gedanke an sie verursacht uns Scham und Schmerz. Niemand, der den Buddhismus kennt, wie er heute ist, kann etwas anderes tun als beklagen seine verlorene Stellung. Seine Belebung erscheint unmöglich. Und doch gab es nie eine Zeit, wo wir Religion nötiger brauchten als jetzt. Religion müssen wir haben, um uns mit höheren Idealen zu erfüllen als im Geschäft und in der Politik gefunden werden. Wenn der Buddhismus uns diese Ideale nicht geben kann, so möge es das Christentum tun. Ich will lieber sehen, daß das Christentum tut, was es kann, uns mit höheren Lebensidealen zu beseelen, als daß die Nation dahinlebt ohne Religion. Aber gewiß wird es der Buddhismus selbst nicht zugeben, daß er in diesem Lande durch das Christentum ersetzt werde.“ (Int. 06, 359).

* * *

Im **englischen Parlamente ist die Opiumfrage** (cf. S. 353) am 30. Mai nach langen Vorverhandlungen wirklich auf die Tagesordnung gesetzt und nach langer Debatte „without dissent“ folgende Resolution gefaßt worden: „Dieses Haus wiederholt seine Überzeugung, daß der indochinesische Opiumhandel moralisch nicht zu verteidigen ist und ersucht die Regierung Seiner Majestät, solche Schritte zu tun, welche notwendig sind, um ihn zu einem schleunigen Ende zu bringen.“ Selbst der Sekretär für Indien bezeugte seine Sympathie mit dieser Resolution und stellte in Aussicht, daß die Regierung bereit sein werde, „einiges Opfer“ zu bringen, um den Handel einzuschränken; doch wisse er nicht, wie die 60 Millionen Mark gedeckt werden sollten, welche sie von ihm jährlich bezieht. Die Debatte findet sich in extenso in der Juni-Nummer der Natio-

nal Righteousness und Auszüge im Int. p. 550 ff. Es ist der Regierung ernst und unerschrocken ins Gewissen geredet worden; hoffentlich verläuft die Aktion nicht wieder im Sande. Warneck.

Literaturbericht.

Julius Richter: „Indische Missionsgeschichte." Mit 65 Illustrationen. Gütersloh, 1906. 446 S. 6, geb. 7 Mk. — Als Vorarbeiten für eine Allgemeine Geschichte der Ausbreitung des Christentums in der Gegenwart sind Monographien über die einzelnen, namentlich größeren Missionsgebiete, wachsendes Bedürfnis. Was wir bisher an solchen monographischen Versuchen besitzen — es ist nicht viel — ist teils unvollständig, teils veraltet, teils entspricht es nicht den an wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu stellenden Anforderungen. Über einzelne Missionsgesellschaften und die Teilgebiete, welche sie bearbeiten, haben wir ja eine Reihe gediegener geschichtlicher Arbeiten, die wertvolle Beiträge sind zur Gesamtgeschichte eines Hauptmissionsgebiets, z. B. Indiens die History of the Church Miss. Soc. von Stock oder Epplers Geschichte der Basler Mission oder Handmanns Ev.-luth. Tamulenmission in der Zeit ihrer Neubegründung; aber auch wenn sie über ihr spezielles Gesellschaftsgebiet etwas hinaus und in die allgemeinen Verhältnisse des gesamten Landes, wie in die Gesamtentwickelung seiner Missionsgeschichte hineingreifen, wie in ausgezeichneter Weise Stock tut, so bleibt ihr Horizont doch immer ein begrenzter und über diese Begrenzung müssen wir durchaus hinauskommen, wenn wir, was so dringend nötig ist, eine großzügigere Missionsanschauung erhalten sollen. Es ist daher sehr dankbar zu begrüßen, daß Julius Richter, nachdem er schon früher über die „Evangelische Mission im Njassalande" (Berlin, 1898, 2. Aufl.) eine monographische Arbeit geliefert, jetzt an den größeren Versuch sich gewagt hat, eine Gesamtmissionsgeschichte Indiens zu schreiben. In der Tat ist das ein Wagnis; denn was wir Indien nennen, ist eine Welt für sich, die Mission in dieser Welt vielverzweigt und problemenreich, der in sie hineinspielenden Faktoren eine bunte Menge und die Beschaffung wie das Studium der betreffenden Quellen ein mühsames Stück Arbeit.

Neben seinen umfassenden Quellenstudien ist es dem Verf. sehr zustatten gekommen, daß er im Winter 1900/01 eine ausgedehnte, wohl vorbereitete Studienreise durch Indien machen durfte, über die er anmutige und belehrende Erzählungen und Schilderungen in den beiden frisch geschriebenen Bändchen: „Die deutsche Mission in Südindien" (1902) und „Nordindische Missionsfahrten" (1903) veröffentlicht hat. Auch hat er bereits seit Jahren nicht nur die Missionsrundschauen über Indien für die A. M. Z. geliefert, sondern auch durch eine Reihe in ihr veröffentlichter missionstheoretischer Arbeiten sich als mit dem indischen Missionsbetriebe wohl vertraut legitimiert. So mit Sachkenntnis und Urteilsbefähigung ausgerüstet, durfte er den Versuch wagen, eine allgemeine indische Missionsgeschichte zu schreiben; und was Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und Allseitigkeit der vorliegenden Leistung betrifft, so überragt sie die drei bisher erschienenen englischen Monographien bei weitem: **Hough:**

History of Christianity in India from the commencement of the Christian era (1849 ff.); Zherring: The history of the Prot. Missions in India from 1706—1871 (1875) und G. Smith: The conversion of India from Pantaenus to the present time (1893). Was vorliegt, ist zunächst nur die erste Hälfte der Arbeit, die in den Hauptzügen einen Gesamtüberblick über Geschichte, Betrieb und Erfolg der indischen Mission gibt, gleichsam eine Situationskarte, die über das große Gebiet als Ganzes orientiert; die Teilgebiete mit ihren charakteristischen Spezialibus wird erst die zweite Hälfte bringen.

Eine erste, nicht geringe Schwierigkeit bot schon die übersichtliche Gliederung des riesigen Stoffes; im Ganzen darf sie als gelungen bezeichnet werden. Die Einleitung, die das Land, die Völker, Religion und Kaste behandelt, ist sehr summarisch, was die letzteren betrifft, zu summarisch gehalten. Der Verf. entschuldigt das damit, daß er in seinen „Nordindischen Missionsfahrten" die religiöse Entwicklung in ihren allgemeinen Umrissen bereits darzustellen versucht habe, auch sei sie sonst oft geschildert. Das ist richtig. Allein in dem Gesamtbilde über das indische Missionsgebiet durfte ein für dasselbe so charakteristischer und für den Missionsbetrieb so problemenreicher Gegenstand nicht so summarisch abgetan werden, auch läßt sich nicht voraussetzen, daß die Leser — trotz des genannten Buches, auf welches verwiesen wird — mit ihm genügend bekannt seien. Der Verf. hat das auch später selbst empfunden; denn in Kap. IV: „Die Probleme der indischen Mission" holt er zum Teil das Versäumte nach, nur daß er die religiöse inkl. Kastenfrage wesentlich hier unter dem Gesichtspunkte der Schwierigkeit betrachtet, welche sie der Mission bereitet. Und um das hier sofort zu bemerken: die Überschrift dieses Kap. IV scheint mir nicht ganz zutreffend zu sein. Die indische Mission hat es noch mit manchen anderen Problemen zu tun als hier genannt sind, z. B. mit solchen, die auf dem Gebiete der Ehe, des Schulwesens, der wirtschaftlichen Frage liegen; diese alle werden freilich behandelt, aber an anderer Stelle; in Kap. IV hat der Verf. nur das religiöse einschließlich des Kastenproblems behandelt und hätte darum auch seine Überschrift so lauten sollen. — Nach der nur 30 Seiten umfassenden Einleitung folgt nun sofort in drei Hauptkapiteln die indische Missionsgeschichte. Es ist mir bei der Lektüre dieser Kapitel fraglich geworden, ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, ihnen die politische Geschichte Indiens, namentlich seine Kolonialgeschichte, im übersichtlichen Zusammenhange vorauszuschicken. Dieser in die indische Mission so tief eingreifenden politischen Geschichte wird ja freilich eingehend gedacht innerhalb derjenigen Partien der Missionsgeschichte, für welche sie eine große Rolle spielt; aber ich fürchte, daß ohne eine vorherige Orientierung über die Hauptepochen der doch etwas komplizierten politischen Geschichte Indiens die in die Missionsgeschichte eingeflochtenen Kämpfe, Wendungen und Ergebnisse derselben für manche Leser der durchsichtigen Klarheit entbehren.

Was die Missionsgeschichte selbst betrifft, so ist sie folgendermaßen gegliedert: Kap. I: „Die indische Mission bis zum Eintritt der ev. Mission" (1. bis zur Ankunft der Portugiesen in zwei und 2. bis zum Beginn der ev. M. in sieben Unterabteilungen). Genauer hätte es heißen sollen: „bis zum Verfall der römischen Mission", denn das Kapitel führt schon bis in

den Anfang des 19. Jahrh.'s hinein. Abgesehen von der alten nestorianischen und den abgerissenen vorportugiesischen Versuchen der katholischen Mission, behandelt dieses Kapitel ziemlich eingehend die römische Mission, namentlich unter Xaver und de Nobili, fast zu weitläufig ihre Kämpfe mit der syrischen Kirche und das Schisma in derselben, schließend mit den bekannten Zeugnissen des Abbé Dubois über den traurigen Zustand der römischen Christenheit Indiens am Anfang des 19. Jahrh.'s. Über die fernere Geschichte der katholischen Mission im 19. Jahrh., wo sie wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen, wird nicht berichtet. Ich weiß nicht, ob es im Plane des Verf.'s liegt, das in der zweiten Hälfte des Buches nachzuholen. Vielleicht wäre es aber praktisch gewesen, die Geschichte der kath. Mission sofort abschließend in Kap. I zur Darstellung zu bringen und demselben dementsprechend eine erweiterte Überschrift zu geben. — Es folgt dann in Kap. II nach vorheriger Zeichnung „des historischen Hintergrunds" in Indien „die Dänisch-Hallesche Mission" zunächst bis zum Tode von Schwartz, um dann erst in Kap. III f. bis zum Jahre 1840 fortgeführt zu werden, wo ihr Resterbe an die Leipziger ev.-luth. M.-G. überging. Auch hier kann man zweifelhaft sein, ob bis hierher nicht sofort in Kap. II die Geschichte der „D.-H. Mission" im Zusammenhange hätte dargestellt werden können. Kap. III, das längste des Buches (S. 129—235), umfaßt dann „die (gesamte) Entwicklung der ev. M. im 19. Jahrh." in drei Hauptepochen, die bezeichnet werden als 1. „das Zeitalter W. Carey's"; 2. „A. Duff und seine Zeit" und 3. „vom Söldner-Aufstand bis zur Kaiserkrone 1877". Die beiden ersten Epochen von Carey und Duff zu datieren, ist ein guter Griff; bisher datierte man die neue Periode der indischen M. von 1813, wo durch Parlamentsbeschluß die Öffnung Indiens für die Mission erzwungen wurde und dehnte sie aus bis zu dem großen Militäraufstand von 1857, nach welchem die Herrschaft der ostindischen Kompanie ein Ende und die Mission ihren großen Aufschwung nahm. Jedenfalls ist die Überschrift des dritten Richterschen Abschnitts nicht ganz zutreffend, denn in der vierten Unterabteilung desselben ist auf mehr als 20 Seiten „die Neuzeit von 1880" behandelt; sie hätte richtiger gelautet: Vom Söldneraufstand bis zur Gegenwart. Inhaltlich ist das große Kapitel vortrefflich, das environment der Missionsgeschichte, ihr äußerer und innerer Gang klar und charakteristisch dargestellt. Nur eins hätte ich noch gewünscht: daß der Eintritt Careys in die indische Mission in lebendige Beziehung gesetzt worden wäre mit dem Anbruch der neuzeitlichen großen Missionsbewegung.

Und erst recht verdienen bezüglich ihres Inhalts Anerkennung die folgenden Kapitel. Über das IV. habe ich eine formale Aussetzung schon gemacht, aber das religiöse Problem unter dem Gesichtspunkte seiner missionarischen Schwierigkeit ist nach seinen verschiedenen Seiten hin verständnisvoll beleuchtet. Nur fehlt in demselben völlig die Bezugnahme auf den in Indien so weit verbreiteten Mohammedanismus. Eine wertvolle Ergänzung zu dem ganzen Kapitel bildet der Artikel Weitbrecht's in dieser Nummer: „Braucht ein Kulturvolk wie das indische das Evangelium?" — Kap. V, das zweitgrößte (S. 266—361) gibt eine lichtvolle Übersicht über und Einsicht in den „Missionsbetrieb", indem es der Reihe nach den anglikanischen Episkopat, die

Heidenpredigt, die literarische Arbeit, das Missionsschulwesen, die sonstige Arbeit in den Kreisen der Gebildeten, die Arbeit an dem weiblichen Geschlechte, die ärztliche Mission und den Dienst an den Aussätzigen behandelt. Wie sehr der Verf. seinen Stoff beherrscht und wie er die Leser für ihn zu interessieren versteht, dafür ist gerade dieses Kapitel ein glänzender Beweis. Nur zweierlei hätte ich klarer herausgestellt gewünscht: 1. die offizielle Stellung des anglikanischen Episkopats zur Mission bezw. zu den anglikanischen M.-GG., wie den Unterschied zwischen den Kaplänen und den Missionaren, nicht jeder Leser weiß das; und 2. die Straßenpredigt in den großen Städten und ihren missionarischen Wert oder Unwert. — Kap. VI schildert den „Missionserfolg" und „die indische Christenheit" in vier Unterabteilungen. Zuerst wird der zahlenmäßige Erfolg, vielleicht unter einem zu großen statistischen Aufwand, und dann die Zusammensetzung der prot. Missionsgemeinden dargestellt, dann der eingeborene Lehrstand und zuletzt der Aufbau der indischen Kirche behandelt. Zu diesen vier einsichtig und nüchtern besprochenen Gesichtspunkten hätte noch ein fünfter kommen sollen, der denjenigen Missionserfolg herausstellen und beleuchten mußte, welcher in das Gebiet des sittlichen, geistigen, sozialen und selbst wirtschaftlichen Lebens hinein sich erstreckt. Dieser Erfolg wird ja nicht übergangen, und es ist seiner gelegentlich auch an anderen Stellen gedacht worden; aber es wäre doch wünschenswert gewesen, ihm im Zusammenhange eine übersichtliche Darstellung zu widmen. — Kap. VII bringt ein gut Teil des indirekten Missionserfolgs, indem es unter der Überschrift: „Der Kampf der Geister" zeigt, welchen Einfluß das Christentum selbst auf das heidnische Denken und Leben ausübt, wie es teils zu allerlei Reformbewegungen die Anregung gibt, teils Gegenwirkungen provoziert, die mit Mitteln in Szene gesetzt werden, welche der christlichen Mission entlehnt sind. Die Sauerteigskraft des Evangelii bringt eine Gärung hervor, die, wenn sie auch nicht sofort dem Christentum Anhänger gewinnt, doch ein Beweis von dem Einfluß ist, welcher von ihm in die heidnische Umgebung hinein geübt wird. Nach vier Seiten hin bespricht Kap. VII diesen Gärungsprozeß unter den Überschriften: Brahma Samadsch; Irrlichter; Versuche zur Verteidigung und Wiederbelebung des Hinduismus; parallele Bewegungen im indischen Islam. Der letztere tritt jetzt etwas unvermittelt auf; es hätte seiner schon früher sowohl in der Einleitung ad 3 und in Kap. IV gedacht werden sollen. — Die paar sich findenden Ungenauigkeiten, mißverständlichen Ausdrücke u. dgl. aufzuzählen, wäre kleinlich; nur das sei noch bemerkt, daß in den manchmal langen Abschnitten der Fortschritt der Entwicklung übersichtlicher und behaltlicher sich gestaltet hätte, wenn er konsequent teils durch Sperrdruck, teils durch häufigere Absätze kenntlich gemacht worden wäre. — Der Bilderschmuck ist im Ganzen nicht übel, gibt aber nicht viel Neues, und in einem Buche wie das vorliegende läßt er sich überhaupt entbehren. Eine gute übersichtliche Karte wäre nötiger gewesen, vermutlich bringt sie der zweite Band; die geographische Orientierung ist ein unabweisliches Bedürfnis. Das auch in würdiger Ausstattung gebotene Buch lockt zum Studium und ist wert, einen großen Leserkreis zu finden; hoffentlich findet es ihn. Warneck.

2) **Von Neumayer** (unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter): „Anlei-

tung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen". Hannover. Jänecke. 1906. 3. Auflage. 2 Bände. 42 Mk.

Schon ein flüchtiger Blick in die 2 starken Bände dieses gelehrten Werkes zeigt, daß eine umfangreiche wissenschaftliche Ausbildung besitzen muß, wer den Namen eines Forschungsreisenden wirklich verdienen will. Was für eine Fülle von mathematischen, astronomischen, nautischen Kenntnissen setzen allein die Tätigkeiten voraus, die in das Gebiet für Vermessungskunde (geographischen Ortsbestimmungen, Kartenaufnahmen usw.) gehören! Welche meteorologischen, physikalischen, geologischen, zoologischen, botanischen, landwirtschaftlichen Kenntnisse muß ein Reisender mitbringen, der den Anforderungen genügen soll, welche die Erd- und allgemeine Landeskunde an seine Arbeit stellen! Und welche Vorkenntnisse fordert die Bearbeitung der Volks- und Sprachenkunde von ihm! Nach allen diesen Seiten hin erteilt das Neumayersche, bereits in 3. und wieder bedeutend verbesserter und ergänzter Auflage erschienene große Sammelwerk in vortrefflicher Weise auch solchen, die nicht bereits in all den genannten Fächern wissenschaftlich geschult sind, theoretische und praktische Anweisung.

Auch für den Missionar, obgleich er kein Forschungsreisender, aber doch, wie Max Müller ihn einmal nennt, ein „Konsul im Reiche der Wissenschaft" ist, enthält das Buch des Belehrenden nicht wenig. Von spezieller Bedeutung für ihn ist der Aufsatz von Meinhof über „Linguistik" (II 438 ff.), oder genauer über die Methode, wie eine fremde Sprache aufgenommen werden muß. Eine Anleitung zur Aufnahme von Sprachen für Laien zu schreiben, ist nicht gerade eine leichte und nicht immer eine dankbare Aufgabe, denn, wie der Verfasser selbst sagt, „die Aufnahme fremder Sprachen wird von Reisenden häufig für besonders leicht gehalten und deshalb bald versucht. Man meint, es könne nicht schwer sein, die Namen von allerlei Dingen aufzuschreiben, da man den Eingebornen ja einfach danach fragen und seine Antworten notieren könne." Wie verkehrt, ja gefährlich aber diese Meinung ist, wird jedem deutlich werden, der Meinhofs Anleitung liest. — Manche mögen allerdings von solchen Anweisungen auch deshalb nicht viel wissen, weil sie zu langweilig und zu kompliziert, daher schwer verständlich seien. Nun erhebt eine derartige Schrift allerdings nicht den Anspruch, eine kurzweilige Unterhaltungslektüre zu sein; aber man kann mit Recht sagen, so weit das die Materie überhaupt zuläßt, ist Meinhofs Anleitung, besonders im 1. Teil, der vom rechten Fragen handelt, wirklich interessant geschrieben, und wer diesen Teil gelesen hat, wird sicher auch Lust bekommen zum Studium des 2. und 3. Teiles, die das rechte Hören und rechte Aufschreiben lehren wollen. Der große Vorzug dieser 2 Teile ist der, daß alles klar, einfach, für jeden aufmerksamen Leser ganz verständlich und dabei durchaus gründlich und erschöpfend dargestellt wird. Man merkt bei allem, daß es nicht nach einem vorher ausgedachten System angefertigt worden, sondern aus reicher Praxis und lebendigem Verkehr mit Eingebornen heraus entstanden ist.

Jeder, der mit Aufnahme fremder Sprachen zu tun hat, würde sich seine Arbeit sehr erschweren, wenn er die vorliegende Schrift nicht gründlich durcharbeitete und die darin angedeuteten Ratschläge beherzigte. Aber man kann auch getrost sagen, jeder, der nur eine außereuropäische Sprache zu lernen hat,

z. B. jeder Missionar, kann aus ihr sehr viel lernen; mancher, der schon im Dienst steht, kann durch sie angetrieben werden, seine ihm altbekannte Sprache auf ihre Laute hin genauer anzuhören und sie dadurch besser sprechen zu lernen. Es ist deshalb sehr schade, daß die Meinhofsche Anleitung nicht einzeln als Separatabzug verkauft wird, sie würde dadurch vielen leichter zugänglich sein.

Aus den übrigen Abhandlungen sei noch besonders auf die des 2. Bandes hingewiesen, da die meisten derselben auch für Missionare Interesse haben; auch wer gar nicht die Absicht hat, irgend etwas zu sammeln oder Notizen für spätere Veröffentlichungen zu machen, wird diese Anweisungen mit Nutzen lesen, zumal sie über das betreffende Wissensgebiet, seinen derzeitigen Stand, sein Ziel und im Anschluß daran Fingerzeige für wünschenswerte Beobachtungen und Sammlungen geben. Es tut jedem wohl und wirkt erfrischend, einmal in ein anderes Gebiet des Geisteslebens als das einen täglich beschäftigende hineinzusehen. Mancher wird dadurch doch auch veranlaßt werden, die Menschen und Dinge um sich her genauer zu beobachten als er es bisher zu tun gewohnt war. Man geht an manchem achtlos vorüber, was man ohne eigentlichen Zeitverlust aufschreiben oder mitnehmen könnte; die Umwelt würde für einen selber an Interesse gewinnen, was für den Missionar nicht wertlos ist, und der Wissenschaft könnte man einen Dienst tun. Professor v. Luschan spricht in seiner Abhandlung über „Ethnologie und Anthropologie, mit Anerkennung von „der treuen Mitarbeit der meisten Missionare an den Aufgaben der Völkerkunde". Wenn der Missionsarbeiter solche Anerkennung auch nicht sucht, so darf er sie doch dankbar annehmen, und sich dieser gelegentlichen Mitarbeit an wissenschaftlichen Bestrebungen freuen, zumal auf religiösem Gebiet, denn, wie v. Luschan sagt, „gerade die religiösen Vorstellungen der Eingebornen sind so recht eigentlich das Gebiet, das die Missionare vor allen anderen berufen sind, zu studieren und auf die Nachwelt zu bringen."

Die erwähnte v. Luschansche Anleitung ist die erste des zweiten Bandes und die bei weitem lehrreichste für Missionsarbeiter; außer ihr sei noch hingewiesen auf „Landeskunde, politische Geographie und Statistik" von A. Meitzen, „Landwirtsch. Kulturpflanzen" von L. Wittmack, „Pflanzengeographie" von O. Drude, „Säugetiere" von P. Matschie, „Vögel" von A. Reichenow, „Heilkunde" von Plehn, „Sammeln und Konservieren von Pflanzen" von H. Schweinfurth. Westermann.

Laman: „Bible in Fioti", Translated, Swedish Missionary Society. London. British and foreign bible society. 1905. Minkunge Mia yenge (Lieder in Kongosprache). Swedish Missionary Society. Matadi. 1905. 350 S.

Es ist immer eine große Freude zu sehen, daß wieder ein Volk Bibel und Gesangbuch in seiner Muttersprache erhält durch die Arbeit der evangelischen Mission. Wie viel Mühe und Sorgfalt zum Übersetzen der Bibel in die Sprache eines Volkes von niederer Kultur gehört, kann sich der Europäer schwer vorstellen. Deshalb sei es vor allem betont, wie viel Dank die Männer und Frauen verdienen, die an der Fertigstellung der Kongo-Bibel mitgearbeitet haben. — Die Grundsätze, die K. E. Laman, der Hauptverfasser der vorliegenden Übersetzung, selbst in einer Zuschrift an die Kongomissionare als bestimmend für seine Arbeit ausspricht, sind zweifellos die rechten: 1. Die Übersetzung muß

so treu wie möglich an den Grundtext sich anschließen und 2. für den so ermittelten Gedanken ist der beste und verständlichste Ausdruck im Kongo zu suchen. Dabei gibt der Verfasser selbst an, daß es trotz aller Mühe oft schwer gewesen ist, das „Kimindele", die Sprache des weißen Mannes zu vermeiden, und daß er weiter arbeiten will, um immer tiefer in die Einzelheiten der Kongosprache sich einzufinden. Ich möchte seine freundliche Aufmerksamkeit auf folgende Punkte lenken: Der Gebrauch der Fremdworte müßte sich m. E. noch weiter einschränken lassen. So z. B. bangoi aus Hebr. goj für „Heiden" Ps. 117, Röm. 16 und sonst scheint mir ganz unmöglich. In der „Heidenmission" muß man ein Wort für „Heiden" haben. In andern afrikanischen Sprachen sagt man „Götzendiener", „Nicht-Wissende" u. a. Wie nennen denn die Kongoleute ihre heidnischen Volksgenossen im Unterschied von den Christen? „Este" für „Osten" ist durchaus entbehrlich, da ja ein Wort für Sonnenaufgang natürlich vorhanden ist. Auch „sinapi' für „Senf" Matth. 13, 31 erscheint mir überflüssig. So viel ich sehe, hat der Herr eine ganz andere Pflanze mit „Senf" gemeint, als die wir heute so nennen, Nach Grimm, Lexicon Novi Testamenti. Leipzig 1879 wird sie ca. 10 Fuß hoch. Wir haben also im Deutschen glücklich dasselbe Wort, verbinden aber damit einen andern Sinn und das Tertium comparationis muß mühsam erläutert werden. Im Kongoland hatte man gewiß Pflanzen genug vor Augen, die in das Gleichnis paßten, das durch „sinapi" ein unverständliches Rätsel wird. — Mir ist ferner sehr zweifelhaft geworden, ob man im Bantu wirklich den Genitivus objektivus anwenden kann, und ob man statt zu sagen „der Herr ist mein Hirte" nicht sagen müßte „der Herr ist, der mich hütet", statt „Furcht Gottes" „das Gott Fürchten" 2c. Ich bitte den Verfasser ebenso wie die Bibelübersetzer in andern Bantu-Sprachen solche Verse wie Ps. 23, 1; 111, 10; 121, 1 u. ä. Heiden vorzusprechen, die nicht zur Schule gegangen sind, und sie zu befragen, was sie unter diesen Worten verstehen. Ich halte es für möglich, daß im Kongo diese Stellen richtig verstanden werden, in manchen andern Bantusprachen ist es, so viel ich sehe, nicht der Fall — Mit der Art, wie die biblischen Namen umschrieben sind, kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären, doch weiß ich nicht, warum in dieser ermüdenden Weise als Schlußvokal fast immer i gewählt ist. Man tut hier gut im Anschluß an den vorhergehenden Konsonanten mit a bezw. o und u zu wechseln.

Über die Sammlung der **Kongolieder** wage ich kein Urteil. Nach den Erfahrungen, die man sonst im Bantugebiet gemacht hat, werden europäische Melodien zwar leicht gelernt, aber dauernd als fremd empfunden. Daß es schwer ist die einheimischen Melodien zu verwerten, ist mir bekannt, aber unmöglich ist es nicht, wie Schotten, Berliner und Herrnhuter am Njassa bewiesen haben. Allerdings ist es bisher auch hier nicht gelungen, ein Notensystem für diese Musik zu finden, und mit unsern Noten will sie sich eben nicht ausdrücken lassen. Ich habe den allgemeinen Eindruck an dem Kongo-Gesangbuch, daß es sich weder in der Poesie noch in der Harmonie erheblich von bekannten englischen Vorbildern unterscheidet. Meines Erachtens ist das zukünftige Kirchenlied der Afrikaner nicht in dieser Richtung zu suchen.

K. Meinhof.

Ernst Röttgers Buchdruckerei Kassel.

Braucht ein Kulturvolk wie das indische das Evangelium?

Von Rev. Weitbrecht, Dr. phil. u. theol., Missionar der C. M. S. in Lahore.

(Schluß.)

Um die Wirkung dieser pantheistischen Grundlehre auf das Volksleben wahrzunehmen, braucht man nicht erst zum Missionar zu gehen. Ist die menschliche Persönlichkeit nur eine einstweilige krankhafte Erscheinung, und seine Umgebung nur Täuschung, wozu soll man sich abmühen, um in einem Nichts Erfolge zu erzielen, oder um seine eigenen Kräfte und Fähigkeiten sowie die der Mitmenschen zu entwickeln? Wenn auch Klima und sonstige Verhältnisse zu dem Mangel an Fortschritt, den man in der indischen Geschichte wahrnimmt, beigetragen haben, so hat gewiß dieser konsequente Pantheismus nicht den allerkleinsten Anteil daran gehabt. Ferner lehrt dieser Glaube an die Einheit des ganzen Weltlebens das tierische Leben dem menschlichen gleichzuschätzen. Deshalb darf der Hindu so wenig das tierische Leben nehmen wie das menschliche; aber den Menschen zu einem wahrhaft menschlichen Leben zu verhelfen ist eigentlich nicht nötiger als das Vieh in die Schule zu schicken.

Thou shalt not kill, but need'st not strive.
Officiously to keep alive.

Darauf kommt's mit dieser Lehre zur Zeit der Hungersnot hinaus.

Die schlimmste Folge des Pantheismus in Indien aber ist die, daß er den wesentlichen Gegensatz des Guten und Bösen vernichtet, und damit die eigentliche Basis der Ethik untergräbt. Das von Gott eingepflanzte Gewissen zeugt zwar immerfort, auch im Herzen des Hindu, besonders bei einfacheren und nicht allzu rohen Leuten. Aber wenn dem Pandit die Greueltaten seiner Gottheit vorgehalten werden, so antwortet er frischweg und seinen Grundsätzen getreu: „An dem Mächtigen haftet keine Schuld." Das führt uns auf den zweiten Punkt.

2. Die Menschwerdung der Gottheit. Die Hindureligion lehrt bekanntlich, daß sich das göttliche Wesen zu verschie-

denen Zeiten in der Welt verkörpert hat, um der Bosheit zu steuern und die Gerechten zu erretten. Diese Fleischwerdungen heißen Awatars (Herabsteigungen). Ihre Formen sind sowohl tierisch als menschlich. Da ist der edle König Rama, der seine Zeitgenossen von dem furchtbaren Dämon Rawan befreite; sodann der lebenslustige Krishna, der den Dämon Kans überwand, aber selber von der fleischlichen Lust bewältigt wurde, und vermöge seiner göttlichen Kraft sich vervielfältigte, um mit unzähligen Kuhhirtinnen der Lüsternheit zu fröhnen. Da ist der Mann-Löwe, der Fisch usw. bis auf neun Awatars, und wenn der Hindu von der Fleischwerdung Gottes in Christo hört, so entgegnet er leichtweg: „Sie berichten von einem Awatar, wir haben deren neun, und sehen einem zehnten entgegen: Ihre Religion ist offenbar die armseligere." Immerhin aber zeugt diese Lehre von den Awatars von dem Verlangen des Herzens nach einer Offenbarung Gottes im Menschen. Sie bietet auch Anknüpfungspunkte für den christlichen Sendboten, besonders weil der Hindu bekennt, daß die neun vergangenen Awatars sämtlich mit Sünde behaftet waren, während der zukünftige zehnte sündlos sein werde. Aber eben damit hängt auch die schädliche Wirkung dieser Lehre zusammen. Wenn der Pantheismus den prinzipiellen Unterschied zwischen Gut und Bös verwischt, so wird das ethische Ideal von dem Awatarglauben praktisch vernichtet. Das Leben Krishnas im Schauspiel oder in der Schnitzerei dargestellt (und zwar in direktem Zusammenhang mit dem Kultus und der Priesterschaft) ist eine Schule der Unzucht und der Lüge; und diese Schule steht nicht vereinzelt da. Dem Verehrer eines solchen Gottes wird es nicht schwer zu glauben, daß er von ihm zur Unsittlichkeit angehalten werde.

Unlängst fand sich folgender Bericht in der weitverbreiteten anglo-indischen Zeitung Scatesman (Kalkutta): „Gestern wurde ein Hindu Sanjasi (Gottgeweihter) vor Gericht gestellt, weil er einen Kuhhirten in Pratabpur ermordet hatte. Der Angeklagte schlich sich in das Maisfeld des Kuhhirten, und war mit Stehlen der Frucht beschäftigt, als der Kuhhirt ihn packte. Sogleich tötete er den Hirten mit einem großen Messer. Beim polizeilichen Verhör bekannte der Sanjasi seine Tat und behauptete, es sei ihm von Gott eingegeben, dem Kuhhirten das Leben zu nehmen." Fast jeder indische Beamte könnte zu dieser Geschichte Parallelen liefern.

3. Die Seelenwanderung. Diese Lehre bekundet sich in Indien als eine Theodizee. Trotz des starren Fatalismus, der

mit dem Pantheismus verbunden ist, will der Begriff der Gerechtigkeit sich doch geltend machen: die unverdienten Übel, die ungleich verteilten Güter dieses Lebens wollen erklärt sein. Überdies ist das Leben des Universums nur eins: also erntet jeder in diesem Leben die Frucht der Taten, die er in einem früheren Dasein gesät hat, und dasselbe wird in nachfolgenden Existenzen stattfinden, bis sich endlich das Gleichgewicht zwischen Tat und Folge hergestellt hat, und das in diesem langen Wechsel beständig hin und her geschaukelte Einzelleben in der ewigen unendlichen Einheit seine Ruhe gefunden hat. Nach dieser Seite hin ist die Seelenwanderungslehre eine Anerkennung der moralischen Vergeltung und eine Verteidigung der göttlichen Gerechtigkeit. Aber leider sind ihre praktischen Folgen ganz entgegengesetzter Art.

Außerdem läuft sie auch, im Grunde genommen, der göttlichen Gerechtigkeit zuwider. Belohnung oder Bestrafung einer Tat, von welcher der Täter gar kein Bewußtsein hat — etwa wie von einem im Schlafwandel verübten Diebstahl — wäre in dieser Welt anerkanntermaßen ungerecht. Daß aber der Durchschnittsmensch, oder nur einer unter Zehntausenden, von den Taten seiner vermeintlichen früheren Existenz den Schatten einer Erinnerung besitze, behauptet auch der Bandit nicht. Wenn also der Mensch trotzdem unbewußte Sünden büßen, und den Lohn unbekannter Tugenden ernten soll, so wird damit der Gerechtigkeitssinn verschoben, und unter den Einfluß der selbstischen Willkür gebracht. Was der Stärkere dem Schwächeren gegenüber beanspruchen will, wenn es gegen die menschliche Billigkeit verstößt, wird einfach auf Rechnung der Missetaten eines früheren Lebens gesetzt. Die Theorie, welche die göttliche Gerechtigkeit verteidigen soll, wird zum Hauptbollwerk der menschlichen Ungerechtigkeit und Bedrückung. So z. B. in der Beurteilung und Behandlung des Witwenstandes. Dieses größte aller Unglücke, die ein Weib betreffen können, deutet auf die möglichst große Untat in einem früheren Leben, und deshalb muß die Witwe als Missetäterin behandelt werden. Da ferner Treue und Anhänglichkeit die höchste Tugend des Weibes ist, so kann die Witwe ihre Schuld am wirksamsten büßen, wenn sie das höchste Beispiel dieser Tugenden darstellt. Das geschieht, wenn sie sich, des verstorbenen Gatten Haupt auf ihrem Schoße haltend, mit ihm auf einen Schei-

terhaufen verbrennen läßt und sich damit als die Sati, d. h. das wahre Weib, ausweist. Dadurch ist der priesterlichen Schikane und Erpressung eine weite Tür geöffnet, und trotzdem, daß seit mehr als 2 Geschlechtern Witwenverbrennung vom Gesetze mit schwerer Strafe belegt worden ist, kommen doch auch heute noch Kriminalprozesse wegen Sati vor, bei denen fast immer die Habgier der Brahmanen sich als Hauptfaktor herausstellt.

Positiv betrachtet ist ferner die Metempsychosis eine Lehre der Hoffnungslosigkeit; und sie drückt der Hindureligion den Stempel des Pessimismus auf. Für die Persönlichkeit, die hier leidet und schafft, gibt es keine Hoffnung einer Wiedervergeltung, deren sie sich mit Bewußtsein erfreuen, oder die sie gar mit gleichgesinnten Nahestehenden teilen könnte. Das lähmt sowohl die weltliche Strebsamkeit als auch die religiöse Schwungkraft.

In einem gewissen Dorfe begegnete ich einem, mir etwas bekannten, Hindukaufmann, welcher sehr betrübt aussah. Nach der Ursache befragt, erwiderte er, sein kleiner Enkel sei gestern gestorben. „Auch ich habe Kinder verloren," sagte ich, „aber unser Shastra gibt uns Hoffnung, daß wir unsere Lieben im nächsten Leben wieder finden werden." „Ja," meinte er: „diese Hoffnung habt ihr; ich aber glaube an die 8,400,000: (Damit deutete er auf die Zahl der Seelenwanderungen, die der populäre Hinduismus annimmt) ich werde mein Enkelchen nicht wiedersehen." In demselben Dorfe ging ich in die kleine Christengemeinde aus der niedrigsten Volksschicht, und nahm die Namenliste durch. Da kam ich an ein Kind, das im vorigen Jahre getauft worden war. „Wo ist der?" fragte ich den Vater. „Er ist in den Schoß Gottes des Vaters gegangen" sagte er. Das war ein armer, ungelehrter Mann, aber seinem wohlhabenden Nachbar gegenüber im Glauben wie reich! Der Kulturmensch, der die Hoffnung des ewigen Lebens entbehrt, ist arm.

4. Die Kaste. In dieser Hauptstütze der indischen Religion vereinigen sich die Einflüsse der Abstammung, der Beschäftigung und der Religion. Der Hindu verehrt darin gleichmäßig die Einheit des Stammes, der Gewerbes und des Kultus. Aus dem einen dieser Verbände ausgeschlossen, muß er auch die Wohltaten der anderen einbüßen. Das gibt einen dreifältigen Strick, der nicht leicht zerreißt. Die Trimurti des Brahma, Vishnu und Shiva ist eine philosophische Abstraktion, von der man äußerst wenig hört; jene Dreieinigkeit aber betet der Hindu mit Leib und Seele an. Theoretisch stützt sich die Kaste auch auf die Seelenwanderung. Geburt in einer höheren oder niederen Kaste ist Folge des früheren Karma (Handlung); und eine starke Triebfeder des

Strebens nach religiösem Verdienst ist das Verlangen, in einer besseren Kaste wiedergeboren zu werden. Indessen ist die Kaste für dieses Leben eine unabänderliche göttliche Ordnung. Bildlich wird gelehrt, die verschiedenen Kasten seien aus verschiedenen Teilen des göttlichen Körpers entsprungen; oder eigentlich gesagt, es gibt eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen. Der Gott des Hindu hat nicht alle Völker aus einem Blute geschaffen.

Auch hier ist eine Wahrheit nicht zu verkennen. Nicht nur die Abstammung oder der religiöse Zustand, sondern auch der weltliche Beruf eines jeden soll dem göttlichen Willen gemäß sein. Aber offenbar steht die Form dieser Lehre in ausgeprägtem Widerstreit mit dem Chistentum. Die Kindschaft Gottes und das Bruderverhältnis untereinander, sowohl aller Menschen als besonders aller Christen, können mit der Kaste nicht bestehen. Und wie diese Verhältnisse die stärksten Triebe der allgemeinen Menschenliebe, der allgemeinen persönlichen Entwickelung und des Fortschritts bilden, so ist die Kaste das stärkste Hindernis dieser edelsten menschlichen Triebe und Tätigkeiten. Ich kann das nicht kräftiger ausdrücken als es von einem fürstlichen Hindu-Reformer geschehen ist. Der Fürst von Baroda äußerte sich auf dem „Social Congress" in Bombay Ende 1904 in dieser Weise:

Nationale Reform bestehe darin, daß man die Übel beseitige, welche den wahren nationalen Fortschritt hemmen. Eine Reihe derselben aufzählend bemerkte er, daß sämtliche unter zwei Kategorien fallen; die Stellung des Weibes und die Kaste. Hinsichtlich der ersteren erwähnte er besonders die Vernachlässigung der weiblichen Bildung und die Mißhandlung der Witwen. Das große Hindernis der nationalen Entwickelung aber sei die Kaste. Sie verhindere den wirtschaftlichen Fortschritt, sie sei eine stehende Ursache der Zwietracht und lasse ein gedeiliches Zusammenwirken für Zwecke öffentlicher Wohlfahrt nicht aufkommen; sie erblicke die Gefühle menschlichen Mitleids gegen die eigenen Volksgenossen, welche nur durch den Zufall der Geburt von uns geschieden sind, und verleite uns, sie in unwürdiger Unterdrückung zu erhalten (damit auf die depressed classes deutend); sie mache die edlen Bestrebungen für das Menschenwohl, welche in westlichen Ländern wahrgenommen werden, in Indien unmöglich. Aber dieses schädliche Überbleibsel einer alten Zeit müsse man allmählich durch geeignete Maßregeln ausrotten. Das sei aber nicht genug, wenn man nicht noch dazu den Kastengeist des Stolzes und der Selbstsucht aus dem Herzen vertreibe. Die ganze Rede ist der Beachtung wert, und der edle Redner sucht seine Prinzipien durch humane Gesetzgebung und gute Verwaltung in seinem Staate zu verwirklichen. Woher man aber für den Durchschnittsmenschen die Kraft zu einer Herzensumwandlung nehmen solle,

das hat er nur mit einer Anspielung auf den „Geist der Wahrheit“ angedeutet. Ob diese Beziehung auf den Geist Christi ganz unbewußt war? Das Neue Testament kennt der Gaekwar.

III.

Der Islam läßt sich mit dem Christentum natürlich einfacher vergleichen als der Hinduismus, namentlich hinsichtlich seines Moralgesetzes. Dasselbe ist höchst einfach, und der Christ wird daran grundsätzlich wenig auszusetzen haben, denn es besteht hauptsächlich aus den drei Grundpflichten des Gebets, des Almosengebens und des Fastens; nebst den Vorschriften der Hersagung des Kalima (kurzes Glaubensbekenntnis und Aufnahmeformel) und der womöglichen Pilgerfahrt wenigstens einmal im Leben nach Mekka. Abgesehen von der Beziehung auf den falschen Propheten ist ein Glaubensbekenntnis zuträglich, eine Pilgerfahrt zuläßlich. Zu beanstanden ist, daß die Form, in welcher diese Pflichten vorgeschrieben sind, einerseits (so z. B. das fünfmal tägliche Gebet) den Formalismus begünstigt, andererseits (so das Gebot des Fastens von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang während eines Monats) in manchen Weltgegenden absolut unausführbar ist.

Gehen wir weiter ein auf die Glaubenssätze. Dieselben sind in ein Bekenntnis (etwas ausführlicher als das Kalima) zusammengefaßt, das also lautet: „Ich glaube an Gott den Höchsten, und an seine Engel, und an seine Bücher, und an seine Sendboten, und an das jüngste Gericht, und an die Verordnung des Guten und Bösen von seiten Gottes des Höchsten.“ Bündig und klar sind diese Glaubenssätze; und ihr Einfluß auf das Individuum und das Volk ist nicht zu verkennen.

1. In betreff Gottes glaubte Mohammed, um den Monotheismus zu wahren, die Vaterschaft Gottes leugnen zu müssen, denn er kannte diese nur als die geschlechtlich bestimmte Vorstellung der arabischen Naturreligion, oder als den verzerrten Ausdruck der christlichen Trinitätslehre, als bestehe die Dreieinigkeit aus Vater, Mutter und Sohn. Aus beiden Rücksichten ist deshalb bei Mohammed der Begriff der Liebe Gottes nicht nur verkürzt, sondern (im Unterschied von der göttlichen Erbarmung) beinahe verwischt. Desto mehr Raum nimmt die Macht in seiner Gottesidee ein; und das spiegelt sich in den ethischen Verhältnissen ab. Das Überrecht des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren bekundet sich in

der Legitimierung der Sklaverei und des religiösen Krieges, und besonders in dem grundlegenden Verhältnis von Mann und Frau. Dem Manne wird zugeteilt, was er zu nehmen und zu behaupten die Macht hat. Er darf 4 Weiber nehmen, die Frau nur einen Mann. Er darf frei umhergehen: die Frau muß sich verschleiert halten und ein eingeengtes Leben führen. Wenn der mohammedanische Gelehrte alten Stils die Vielweiberei verteidigt, so tut er es ganz dreist auf Grund der physischen Kräfte und Bedürfnisse: ein Mann könne mehrere Weiber zufriedenstellen, nicht aber umgekehrt. Wenn die geistige und soziale Stellung der mohammedanischen Frauenwelt gründlich und dauernd gebessert werden soll, so muß das auf Grund einer Modifizierung des Gottesbegriffs geschehen.

2. Man kann nicht sagen, daß die Idee der Heiligkeit von dem islamitischen Gottesbegriff ausgeschlossen sei: doch tritt dieselbe im Vergleich mit der Gerechtigkeit, als geregelte Machtvollstreckung, sehr in den Hintergrund. Der Mangel in dieser Auffassung zeigt sich am stärksten in der Lehre von den Sendboten Gottes. Anerkannt werden alle Propheten, die vor Mohammed erschienen, und unter ihnen wird Jesus auf die höchste Stufe gestellt. Wenn es aber nicht geschichtliche Tatsache wäre, so würde man kaum glauben, daß ein Mann von dem Charakter Mohammeds höher gestellt werden könne als Jesus. Das konnte auch nur unter der Voraussetzung geschehen, daß die Allmacht Gottes seine Heiligkeit beherrsche. Was wir als sittliche Schwachheiten Mohammeds erkennen (z. B. Lüsternheit oder Grausamkeit), das wurde bis jetzt frischweg als Beweis der göttlichen Huld gegen seinen auserlesenen Knecht angesehen. Dem Günstling Allahs werden natürlich Genüsse zugestanden, welche den gewöhnlichen Gläubigen unerlaubt sind; denn Erlaubnis und Gebot beruhen gleichmäßig auf göttlicher Willkür. Damit ist das ethische Ideal dauernd herabgesetzt; und diese Herabsetzung macht es erklärlich, daß der Islam seine Anhänger allerdings von der kulturlosen Roheit und dem Aberglauben bis zu einer gewissen Stufe der Gottesverehrung und Sittlichkeit erhebt, dann aber stillstehend oder rückschrittlich wird. Das erklärt vielleicht auch die sonst rätselhafte Tatsache, daß der indische Muslim, jedenfalls wie ich ihn im Panjab kenne, moralisch wenig oder gar nicht über dem Hindu

steht. Stillstand in der moralischen Entwickelung bedeutet Rückschritt. Wo der Mohammedaner in Berührung mit christlicher Moral und moderner Bildung kommt, da behandelt er das Lebensbild seines Propheten auf eine neue Art. Die erwähnten Schwächen werden z. B. von Amir Ali (Richter a. D. im obersten Gerichtsrat zu Kalkutta) in seinem Buch The Spirit of Islam nach modernen Begriffen beschönigt. Die vielen Heiraten, die er sich erlaubte, hatten zu ihrem Beweggrund nicht Lüsternheit, sondern Mitleid gegen Witwen, die er schützen oder deren Kindern er helfen wollte: die Tötung Gefangener war nicht von Gott erlaubte Rache, sondern eine Maßregel der Klugheit oder Notwehr. Man fühlt eben, der historische Charakter dieses Sendboten ist nicht dazu geeignet, als allgemeines menschliches Vorbild zu dienen: Man muß ihn nach christlichen Normen beschönigen.

3. Daß die Existenz der Engel als besonderer Glaubensartikel aufgestellt wird, mag sonderbar erscheinen; er muß aber eine Lücke in der islamischen Auffassung der Dreieinigkeit ausfüllen. Wie gesagt, Mohammed meinte, diese bestehe aus Gott als Vater, Maria als Mutter und Jesus als Sohn. Die christliche Lehre vom Heiligen Geist scheint Mohammed nie begriffen zu haben; und den mißverstandenen Namen wandte er einfach auf den Engel Gabriel an, welchen er als den alleinigen Vermittler bei der sündlosen Empfängnis Jesu betrachtete, und ebenso als den Überbringer der göttlichen Offenbarung an die Menschheit durch ihn selbst. Der Begriff des ewigen göttlichen Geistes — in der Weltschöpfung immanent, und in der neuen Schöpfung als Lebensquell göttlicher Kraft zur Heiligung wirksam —, ist in den Begriff eines Erzengels zusammengeschrumpft, und wird selbst durch die Annahme einer dienenden Engelwelt aufs kümmerlichste vertreten. Das verursacht einen Mangel an sittlicher Kraft, der sich im Einzelleben wie im Volksleben fühlbar macht. Dem äußeren Gesetz mag ein willenskräftiger Mann im Notfall genügen, aber eine Gotteskindschaft und die daraus fließende freie Dienstfertigkeit und Kraft der Liebe ist für den Mohammedaner unerreichbar. Wenn etwa bei den Sufis (Mystikern) ein Ausfluß des göttlichen Lebens in die Gläubigen angenommen wird, so geschieht das fast immer in pantheistischer Weise, denn der Praklet, der Vermittler des immanenten und transzendenten göttlichen Lebens, ist ver-

schwunden. Das unabweisbare Bedürfnis der Gemeinschaft Gottes als des Heiligen Geistes wird nicht befriedigt.

4. Mit der Lehre vom Heiligen Geiste (oder den heiligen Geistern) hängt die von den heiligen Schriften zusammen. Wie die früheren Propheten, so werden auch die früheren Schriften anerkannt; der Koran soll sie aber überflüssig gemacht haben. Dieses Buch wird im allereigentlichsten Sinne als Gottes Wort betrachtet. Jede Silbe davon ist von Gott in der arabischen Sprache gesprochen, auf die vor seinem Throne aufbewahrte Tafel niedergeschrieben und von Zeit zu Zeit, den Umständen gemäß, durch Gabriel vom Himmel heruntergeschickt und dem Mohammed mitgeteilt worden. Der Koran ist kein Geschöpf, sondern ein ewiger Ausfluß der göttlichen Weisheit. Indem der Islam die Wahrheit des Heiligen Geistes preisgab, verlor er auch den Anknüpfungspunkt für eine Theorie der Inspiration, welche den Tatsachen entspräche: er mußte ausdrücklich alles, was zum Ausdruck der göttlichen Offenbarung gehört, einzig der göttlichen Tätigkeit anheimstellen. Damit stellt er sich in unlösbaren Widerspruch mit der Geschichte, denn der Koran widerspricht den historischen Tatsachen des Alten und Neuen Testaments (er leugnet z. B. den Tod Christi) und kann sich nur straußartig durch entschlossenes Verdecken der Augen zu retten suchen. Wenn aber in unserem Zeitalter besonders in Indien das Licht historischer Erkenntnis eindringt, so hält es für den Mohammedaner sehr schwer, auf historischem Wege einen Begriff der Inspiration zu bilden, der sich überhaupt mit den Grunddogmen seiner Religion vereinbaren läßt.[1])

5. Der Artikel vom jüngsten Gericht schließt den Glauben an Himmel und Hölle in sich. Die sinnlichen Ausmalungen dieser beiden Zustände hat zum Entflammen des religiösen Eifers große Dienste geleistet, ist aber für die Reinigung des religiösen und moralischen Gefühls ein Hemmnis. Der Koran spricht zwar vom Anschauen Gottes als dem höchsten himmlischen Lohn; damit wird aber die Bedingung der Reinheit des Herzens nicht verbunden. Der Gott, welcher seinem Günstling auf Erden sinnliche Genüsse gewährte, kann solche auch füglich für die Gläu-

1) Siehe den Aufsatz des Verfassers „Indian Islam and Modern Thought" im Bericht des English Church Congress vom Oktober 1905.

digen im Himmel aufbewahren; und als Vorbereitung für einen Zustand ist nicht Reinigung des Herzens von sinnlichen Gelüsten, sondern äußere Enthaltung vom Verbotenen genügend. Daß die Houris und der Wein des Paradieses in neuerer Zeit von mohammedanischen Schriftstellern, die vom Westen aus beeinflußt sind, rein geistig gedeutet werden, ist wieder ein Zeichen, daß die alten ethischen Ideale durch Berührung mit christlichen verrückt worden sind. Wichtig ist, daß die Befreiung von der Sünde nach dem Koran in dieser Weise geschieht, daß im jüngsten Gericht die ummat (d. i. Anhängerschaft) jedes Propheten besonders erscheinen wird. Die Propheten stellen sich vor den Thron Allahs. Er vergibt ihnen ihre Sünden und erteilt jedem die Erlaubnis, für seine Ummat Fürsprache einzulegen. Infolge dieser Fürsprache werden die Gläubigen ihrer Sünden entlastet und ins Paradies eingeführt. Eine wirkliche Vergebung oder Befreiung von den Sünden gibt es also in diesem Leben nicht; und wenn ein frommer Muselmann verschieden ist, so erwähnt man seiner in Trauerbezeugungen mit der Phrase: „Gott vergebe ihm.“ Die Verheißung und jetzige Erteilung der Sündenvergebung durch Christum hat manchen verlangenden Muslim zu ihm hingezogen.

6. Der göttliche Ratschluß bestimmt Gutes und Böses zugleich, und zwar von Ewigkeit her. Daß der Fatalismus den Menschen ebensowohl zu den kühnsten Taten begeistern, als in die dumpfste Apathie versenken kann, ist historisch bestätigt; und ebenso hat man beobachtet, daß die Apathie auf den Fanatismus folgt. Beides hat im Islam stattgefunden. In den Distrikten Indiens, wo die Pest grassiert, lassen sich die Mohammedaner noch schwerer als die Hindus zur Räumung der Dörfer zum Zweck der Desinfektion oder zu sonstigen Schutzmaßregeln bewegen, weil sie solche, als ein Zuwiderlaufen gegen den göttlichen Ratschluß, für lasterhaft halten.[1]) Wie dieser Glaube auf die Volkszustände einwirkt, ist auf schlagende Weise von einem indischen Muselman aus hoher Familie und von moderner Bildung auf dem „Mohammedan Educational Congress“ in Bombay Ende 1902 ausgesprochen worden. Nachdem der Agha Khan von der allgemeinen moralischen Apathie gesprochen hatte, welche die muslimische Welt

---

1) Vergl. die Erzählung „Kismat“ im Beiblatt, S. 37.

in Indien beherrsche, deutete er auf die Ursachen derselben, und nannte deren 4: Werkheiligkeit, Abschließung der Frauen, Selbstsucht und Fatalismus. Besonders diese müsse man (wie er meint, dem eigentlichen Sinne des Korans gemäß) prinzipiell bekämpfen, wenn eine gedeihliche Volksentwickelung stattfinden solle.

In den obigen Ausführungen habe ich absichtlich von den orthodoxen und geläufigen Formen des Hinduismus und Islam gesprochen. Daß die Anfänge einer starken Zersetzung, vielleicht einer gründlichen Umbildung dieser beiden vorhanden sind, ist augenscheinlich. Unter Frau Besants Einfluß sind Katechismen und Leitfäden der Hindureligion in moderner Form verfaßt worden, wobei christlich-ethische Elemente in Hinduterminologie sich deutlich zeigen. Manche muslimische Reformer verfechten die Frauenrechte und die Monogamie. Das anglomohammedanische Kollege in Aligarh und das Hindu-Kollege in Benares, nebst mehreren anderen Anstalten, (von Zeitungen und sonstiger Literatur zu geschweigen) wollen ein neues Geschlecht von Hindus und Muslims im alten Glauben, mit neuer Bildung vereinigt, erziehen: und es sollen die beiden, sowie die indischen Christen, von einem Nationalgefühl beseelt sein. Wie lange dieser Prozeß dauern oder wie er auslaufen wird, voraussagen zu wollen, wäre eine vorzeitige Kühnheit. Gewiß werden wir, wie in den ersten Jahrhunderten der Kirche, verschiedene Formen von Synkretismus erleben; denn schon jetzt sind viele gebildete Inder damit beschäftigt, daß sie die schadhaften Gewänder des alten Glaubens mit Fetzen christlicher Lehre ausbessern. Dadurch werden aber die Risse immer größer, und schon mancher hat deshalb den ganzen Christus anangezogen. Unsere Aufgabe und unser Vorrecht ist es, dem gebildeten oder ungebildeten Indien diesen Christus Consummator in Wort und Leben darzustellen, der allein ihre Schäden vollends heilen und ihre Sehnsucht ganz erfüllen kann.

Die Arbeit der rheinischen Mission auf Sumatras Ostküste.

Von Missionar G. K. Simon in Bandur.

„Auch eine Mission von der Ostküste her erscheint dringend geboten und würde sich ohne große Schwierigkeiten ins Werk setzen lassen", mit diesen Worten schloß der damalige Missionar Dr. Schreiber im Jahre 1876 einen ausführlichen Aufsatz über die Batakken auf Sumatra[1]). Fast 30 Jahre hat es gedauert, bis dies Wort unseres nachmaligen Inspektors verwirklicht wurde. Erst wenige Tage vor seinem Tode (März 1903) war es ihm noch vergönnt, telegraphisch die Erlaubnis zur Aufnahme der Arbeit auf der Ostküste zu erteilen. Derselbe Mann, der stets glaubensmutig vorwärts trieb, hat auch ruhig abwarten können. Der Verlauf der Batakmission hatte nämlich deutlich gezeigt, daß die Christianisierung der Westküste eine notwendige Voraussetzung für eine erfolgreiche Arbeit auf der Ostküste sei. Nicht von der Küste ins Innere ging der Weg der Missionare, sondern umgekehrt. Die Mission auf der Ostküste Sumatras hat eine lange Vorgeschichte gehabt, deren Endresultat die im Entstehen begriffene, selbst missionierende batakische Volkskirche ist; sie braucht hier nicht dargestellt zu werden.[2]) Nur einige wenige Züge seien vorausgeschickt.

I. Vorgeschichte.

Der Ausdruck „Sumatras Ostküste" nach hiesigem Sprachgebrauch bedarf der Erläuterung; nicht nur das flache, sumpfige Küstenland ist damit gemeint, sondern die ganze östliche Hälfte der Küste, das Hinterland der Küste, 4 bis 5 Tagereisen ins Innere hinein. Die ungemein fruchtbare Küstenebene, das weite schlechthin Deli genannte Plantagengebiet, die warme Heimat des weltberühmten „Sumatradeckblatt", kommt mit seinen 100000 importierten Kulis und einer unbedeutenden inländischen, malaiisch-mohammedanischen Mischbevölkerung für die Mission noch nicht in Betracht. Die Bewohner des Hinterlandes dagegen sind zum größten Teil noch heid-

1) A. M.-Z. 1876, 401.

2) A. M.-Z. 1896, 70; 1898, 97; 1902, 305; 1906, 89.

nische Batak[1]), Glieder jenes dem Missionsfreund längst bekannten Batakvolks. Hat doch die Rh. M. in einer kaum 45jährigen Arbeit unter diesem, ehemals durch Menschenfresserei verrufenen Batakvolk einen breiten festen Grund gelegt mit 67000 Getauften und 8000 Taufbewerbern.[2]) Doch beschränkt sich ihre Arbeit bisher auf ein räumlich kleines Gebiet, vornehmlich auf die Hochtäler von Silindung und Toba, also ganz auf „Sumatras Westküste". Im Süden hat sich allerdings unter den bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Islam übergegangenen Angkolabatak eine kleine Mohammedanermission noch aus der ersten Anfangszeit erhalten. Sie hat mit ihren über 4000 Christen in 4 noch beständig zunehmenden Gemeinden eine empfindliche Bresche in den für unbesiegbar gehaltenen Islam gelegt. Mit Recht konzentrierte die Rh. M. alle verfügbaren Kräfte auf die Heidenmassen im Süden des Tobasees; diese zeigten sich merkwürdig empfänglich für christliche Unterweisung. So geschah es, daß die Stämme der Ostküste nicht sobald in Berührung mit der Mission kamen.

Denn mit jenen Stammesgenossen in dem Hinterland der Ostküste hatten die Batak im Süden wenig Verbindung, und erstere, die Karobatak und Si Balungunleute, auch Timorbatak genannt, haben sich nach Sprache, Sitte und Kleidung ganz eigenartig entwickelt; auch sie vergaßen die Batak im Westen, obwohl sie als Glieder derselben Geschlechter (marga) mit ihnen verbündet waren. Lag doch zwischen ihnen der imposante Tobasee (900 m über dem Meer) das „Süßwassermeer", größer als der Bodensee, der heilige, durch schändlichen Menschenraub, Mord und Kriegsgeschrei arg entweihte Tobasee. Wer ihn von Norden nach Süden durchquerte, riskierte Leben und Freiheit. Das war es, was den Osten vom Westen fast hermetisch abschloß. Von den großen Umwälzungen im Westen durch die Christianisierung der Bataklande war selbst nach einem Menschenalter so gut wie nichts bekannt. Auf besonderem Wege führte Gott gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Rh. M.

1) Die Gesamtzahl der Batak auf der Ostküste wird 210000 sein; Heiden sind darunter etwa 180000, nämlich 150000 Karobatak und 30000 Si Balungunleute, die übrigen 30000 sind Mohammedaner.

2) Die Gesamtzahl der Batak auf der Westküste mag über 600000 betragen, darunter neben jenen 75000 Christen noch 400000 Heiden und ca. 125000 Mohammedaner.

über den See und schuf so eine lebendige Verbindung zwischen Ost und West.

Schon 1890 hatte die Niederländische M.=G. in Rotterdam eine Mission unter den Karobatak begonnen. Man hatte mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, vor allem fehlte es an Arbeitern. Man wandte sich deshalb 1899 an die Rh. M., welche ihren Miss. Guillaume, einen Holländer, für 5 Jahre den holländischen Freunden abgab. Mit ihm gingen einige batakische Nationalgehilfen. Die Verbindung zwischen Ost und West um die Nordspitze Sumatras herum ist umständlich. Guillaume und einem Gehilfen lag daran, die Verbindung mit den früheren Arbeitsgenossen lebendig zu erhalten, sie wählten daher den kürzesten Weg quer durch die Insel. Des Segelns kundig fuhr G. über den See und reiste quer durch das unwegsame und gefährliche Gebiet des tatkräftigen Si Balungunfürsten, des Tuan Purba, nach der starkbevölkerten Karohochfläche, wo er eine Station anlegen sollte. Aber die schwankende Haltung der Karohäuptlinge ließ es vorläufig nicht zur Stationsanlage kommen. Durch beständiges Hin= und Herreisen suchte G. nun feste Beziehungen mit den Karos anzuknüpfen und immer wieder führte ihn sein Weg in das Dorf des Tuan Purba. Allmählich gewann er das Vertrauen dieses mächtigen Mannes; 1903 bat der Tuan wirklich um einen Missionar und die Bitte wurde der Konferenz der Rhein. Missionare vorgetragen.

Sie kam uns nicht unerwartet. Purba war 1902 bereits ein vielgenanntes Land geworden. Um die Wende des Jahrhunderts hatte sich unter den christlichen Batakgemeinden eine Missionsgesellschaft gebildet. Ihre Evangelisten fuhren hin und her über den See, kamen auch nach Purba und berichteten allerhand böse Sachen von dem Despoten.

Der Fürst habe 80 Frauen und etwa 100 Sklaven, er erhebe Zölle und führe große Kriege, kein Huhn dürfe geschlachtet werden, ohne daß ein Bein dem Fürsten gespendet werde. Gräßlich sei die Hungersnot infolge der Kriege. Die Evangelisten könnten sich kaum retten vor den bettelnden, abgemagerten Sklaven. Tag und Nacht lägen die Leute in den Spielhöllen, oft die Freiheit als die letzte Habe einsetzend. Überall stoße man auf ausgemergelte Opiumraucher.

Die drastischen Berichte der schlichten Leute blieben nicht ohne Wirkung; ihr Mahnwort: es sind „unsere älteren und jüngeren

Brüder", die so darben, fand Widerhall im christlichen Volk der Batak im Westen.

Daß europäische Missionare und batakische Evangelisten den Weg nach Osten bahnen, ist typisch auch für den weiteren Verlauf der Arbeit. In diesem neuen Arbeitszweig treten die Nationalgehilfen zum erstenmal missionierend an die zwar stammverwandten, aber doch völlig entfremdeten Heidengruppen ihres Volkes heran. Zahlreiche inländische Gehilfen in verschiedenen Abstufungen arbeiten missionarisch unter der Kontrolle weniger europäischer Missionare. Indem also die Rh. M. ihre Arbeit auf Sumatras Ostküste beginnt, tritt auch die werdende batakische Volkskirche in ein neues Stadium ein: sie beginnt selbst zu missionieren, allerdings sich anlehnend und sich eingliedernd in die Arbeit der europäischen Missionare.

II. Untersuchungsreisen.

Soviel war aus den der Konferenz 1903 vorliegenden Berichten klar, daß ein wesentlich anderes als das westliche geartetes Arbeitsfeld hier auf der Ostküste unserer warte. Im einzelnen war noch viel unbekannt, selbst die offiziellen Karten ließen im Stich. Daher wurde zunächst beschlossen, eine Expedition ins Werk zu setzen. Um uns zu informieren über die Stellung der Regierung, reisten wir zunächst nach Medan, dem Sitz des Residenten. Hier sowohl wie bei den übrigen beteiligten Beamten fanden wir liebenswürdiges Entgegenkommen. Der Resident selbst, der jahrelang auf der Westküste stationiert gewesen, kannte die Arbeit der Rh. M. und brachte dem Batakvolk ein lebhaftes Interesse entgegen.

Die Reise nach Medan über den Tobasee durch Purba und des Karoland gab uns lebendige Eindrücke von den eigenartigen Zuständen des östlichen Batakvolkes. Eine gründliche Bereisung des Si Balungunlandes unter der Leitung des damals bereits 69jährigen Seniors D. Nommensen bestätigte sie. So fanden wir in Purba noch ganz unberührtes, echtes batakisches Volkstum mit all den alten heidnischen Unsitten. Nur der Diebstahl ist in ganz Si Balungun fast unbekannt, das haben die drakonischen Gesetze der Si Balungunschen Machthaber erreicht. Die ersten Eindrücke gibt das Tagebuch[1]) wieder.

1) Aus G. Simon: Tole, Vorwärts. Gütersloh 1904. S. 25.

„Auf der kalten, zugigen Hochebene angekommen (1400 Meter über dem Meer) marschieren wir ein Stück durch das Grasfeld dahin, dann steigen wir in ein prächtiges Tal mit sorgfältig angelegten Schlammreisfeldern hinab. Die Bewirtschaftung zeigt Sinn und Ordnung, die stark beschädigten Stellen werden durch herabgeflößte Erdmassen ausgefüllt. . . . Kein Wunder, hier hält der Fürst selbst Aufsicht. Ganz unerwartet begegnete er uns. Eine dicke feiste Gestalt, der man das gute Leben ansieht. Er hinkt, das linke Bein ist im Oberschenkel von einer Kugel bös getroffen. . . . Seine Kleidung ist altbatakisch, in zwei mächtige feingewebte Tücher ist die Gestalt gehüllt . . . . Wir werden ins Fremdenhaus geführt. Dies ist der imposanteste batakische Bau, den ich auf meinen vielen Reisen im Land gesehen. Alles ist aus schweren Bohlen gebaut. Eine ca. 5 Meter hohe Treppe führt über eine kleine Veranda in den Hauptraum, einen großen Saal mit hölzernem Doppelbett . . . . es ist reiner batakischer Stil, alles geschnitzt und verschnörkelt. Die Mitte des Raumes bezeichnet eine mächtige Prunksäule die mit Inschriften in batakischer Schrift reichlich bedeckt ist.

Freilich die Freude an diesen Bauten des Fürsten wird sehr getrübt: sie sind Zeugen von dem schweren Frondienst der Untertanen; denn alle diese Arbeiten werden ohne Lohn geleistet, kaum, daß der Fürst Essen gibt; Felder blieben unbebaut, furchtbare Hungersnöte rieben das Volk auf, nur damit die Prunksucht der Fürsten befriedigt wurde. Ein anderes Wahrzeichen der Despotie sind die Spielschuppen.

„Am Strand steht ein Schuppen, alle 4 Tage ist Markt, dann wird dort viel gespielt, kleine Stäbchen liegen aufgestapelt; diese erhält der Spieler, sie bedeuten seine Schuld. Der Bankhalter ist gewissermaßen Beamter des Fürsten. Von ihm erhält er das Spielkapital und an ihn fließt die Hälfte des Spielgewinnstes. So hat der Fürst alles Interesse daran, daß viel gespielt wird. Und wie mancher, der nichts mehr zum Verspielen hat, verspielt sich selbst mit Weib und Kind und wird Sklave des Fürsten, bis er bezahlt; aber wann soll er bezahlen, wenn er nicht gutmütige Verwandte hat, die für ihn eintreten? Und es soll hier oft genug vorkommen, daß die Fürsten das Geld nicht annehmen, weil ihnen der Sklave viel wertvoller ist.“ Jetzt hat die Regiernng in den meisten Landschaften das Spiel verboten. Daß ein gewöhnlicher Mann in einer Nacht 100 Mark verlor, habe ich noch vor kurzem hier in Bandar erlebt.

Nirgends hat sich bis heute so das alte patriarchalische Verhältnis von Volk und Fürst erhalten wie in Purba, hier sehen wir in eine alte Zeit hinein. Der Fürst ist Besitzer aller Habe seiner Untertanen, die ganze Ernte gehört ihm, auch das Vieh. Hat jemand nicht genug zu leben, so gibt der Fürst ihm Reis, mangelt ihm Geld, so leiht er vom Fürsten und wird dafür sein Sklave, so lange es diesem beliebt. Kein Wunder, daß oft die Großen versuchten, das *eiserne* Joch abzuschütteln. Kaum hatten wir damals Purba ver-

lassen, als ein Bruder des Fürsten sich erhob. Hart wurde gestritten, jeder suchte mit Geld Bundesgenossen zu werben; Karobatak und wilde Krieger aus Samosir. Die Sache begann eine bedenkliche Ausdehnung zu nehmen, aber die Regierung schritt ein, und mit Purbas Freiheit war es dahin.

Doch damit sind wir den Ereignissen vorausgeeilt. Der Umstand, daß Purba uns verschlossen war wegen des Krieges 1903, lenkte unser Augenmerk schon auf der ersten Untersuchsungreise auf Raja, das Reich des dem Tuan Purba verschwägerten Nachbarfürsten. Auch schien der Beginn der Arbeit in Raja dringender zu sein als in Purba. Denn in Raja fanden wir bereits Einflüsse der Küste. Der Fürst bewohnt ein großes, von Chinesen im hiesigen Plantagenstil erbautes Haus, der Sohn fährt auf dem Rad in der Dorfstraße umher. Mit dem Fürsten erschien am Abend ein mohammedanischer Sekretär, ein gewandter Mann, der einige inländische Dialekte und ein wenig Englisch sprach. Er führte die Unterhaltung. Der Fürst hatte ihm eine seiner Schwestern zur Frau gegeben; man merkte, der Sekretär war ein einflußreicher Mann im Land.

Zum erstenmal stießen wir hier auf den Islam, dem wir nun auf Schritt und Tritt begegnen als unserem gefährlichsten Feind. Wie kommt der Islam in diese Gegend? Die letzten 40 Jahre des vorigen Jahrhunderts waren für Ost- und Westküste reich an bedeutungsvollen Wendepunkten: diese Jahre brachten den westlichen Batak Kolonialregierung und Mission, den östlichen Beziehungen zu der Kolonialmacht, teilweise Unterwerfung, und den Anbau des Landes durch europäische Pflanzer; diese lebhafte Berührung mit europäischer Kultur brachte für beide Landesteile eine neue Zeit. Der westliche Batak wurde geistig und wirtschaftlich fast rapid gehoben, der östliche ging fast leer aus. Denn die schlauen mohammedanischen Küstenhäuptlinge nahmen die Gelegenheit wahr: sie erklärten einfach die weiten, unbebauten Strecken batakschen Landes für ihren Besitz, schmunzelnd strichen sie die auf Millionen anwachsenden Pachtgelder ein und wurden mit einem Schlage mächtige Sultane. Die armen betrogenen Batakhäupter zogen sich tiefer in die Urwälder und auf die rauhen Hochflächen zurück, und faßten einen tiefen Groll gegen die betrügerischen Mohammedaner. Dieser Groll hat dem Islam den Weg zu den heidnischen Batak gesperrt; nur so erklärt es sich, daß der heidnische Batak trotz seiner beständigen

Berührung mit intelligenten und gewandten, ihm stammverwandten, bataksch redenden Mohammedanern heidnisch blieb. Diese bataksch redenden Mohammedaner, die wir überall im Plantagengebiet treffen, sind Mandailingsche Batak, aus dem südlichen, bereits mohammedanischen Batakland gebürtig. In Scharen sind sie als junge Leute ausgewandert, um sich den Regierungsfrondiensten zu entziehen, gleichzeitig aber auch um als Händler, Bediente und Polizisten oder Gouvernementsbeamte Verdienst zu suchen; diese Leute, die die Macht des Christentums von den Erfolgen in ihrer Heimat wohl kennen, tun nun alles, um den noch heidnischen Volksgenossen die alte batakshe Sitte zu verleiden, und sie für den Islam empfänglich zu machen. Einige wußten sich als Sekretäre und Ratgeber auch bei den batakschen Häuptern einzuführen; so fanden wir es in Raja. Hoffnungsvoll war dennoch bei Fürst und Volk eine allgemeine, aus alter Zeit stammende Abneigung gegen den Islam. In Raja wurde also Freundschaft geschlossen mit dem Fürsten und ein Platz für die Station ausgesucht.

Auch in Raja lernten wir die bösen Folgen der Despotie reichlich kennen. Außer dem europäischen Fürstenhaus fanden wir im Dorf noch ein altes, mächtiges Gebäude, reichlich 30 m lang, das frühere fürstliche Palais, jetzt diente es als Harem für einen Teil der 50 fürstlichen Frauen; wieviel der Fürst in Wirklichkeit hat, weiß man kaum, denn der Sohn erbt den ganzen Harem des Vaters, und die Grenze zwischen Sklavin und Frau ist fließend. Oft werden die Frauen schon im Kindesalter als „Bräute“ an den Hof gebracht; so hat z. B. der einjährige Erbprinz von Bandar eine siebenjährige „Braut“, die unter diesem Namen als Sklavin am Hofe lebt. Um die Kinder vor solcher Verschleppung in die fürstlichen Paläste zu bewahren, verlobt man sie im frühesten Kindesalter.

In Raja war früher gelegentlich eines Festes Missionar Guillaume mit einem Nachbarhäuptling, dem Radja Panei, zu sammengekommen. Wir beschlossen, den Mann aufzusuchen. Von dem 1000 m hohen Bergabhang, an dem Raja liegt, steigt man in die weite Grassteppe hinunter, schier endlos, denn der blaue Schimmer fern im Osten ist bereits die Straße von Malakka. Das sind die Gebiete der drei großen Si Balungunfürsten: Panei, Si Antar und Tano Djawa, mächtige Steppen und wilder, imposanter Urwald, alles eine weite, sanft zum Meer abfallende Ebene.

Unser Eindruck von dem menschenleeren Panei war der denkbar ungünstigste; was sollte in der menschenleeren Steppe für einen Missionar zu tun sein! Und doch ist gerade das Reich Panei der Anfangspunkt für unsere Arbeit in Si Balungun geworden. Das kam so.

Müde und matt waren wir vom Steppenmarsch. Die dichten zweimannshohen Gräser sperrten uns den Weg, die scharfen Ränder ritzten die Haut, glühende Hitze fing sich in den schmalen Fußpfaden, und zu guter Letzt faßte uns noch ein echter Tropenregen. Im einsamen, verfallenen Fürstenhaus machten wir's uns gemütlich. Der Hausherr war noch nicht da; da plötzlich, alles schlief, erschien er und nun geschah das Unerhörte — der Fürst setzte uns schnaubend vor Wut einfach an die Luft. In einer elenden Hütte brachten wir die Nacht zu. Dennoch suchten wir am andern Morgen den Häuptling noch einmal auf und fragten, was er dazu meine, wenn wir in seinem Gebiet uns niederließen. Verächtlich meinte er, wenn einer uns haben wolle, er habe nichts dagegen.

Der Vorgang kam aber zu Ohren der Regierung; bei der nächsten Häuptlingsversammlung erhielt der Radja Panei in Gegenwart aller seiner Kollegen einen sehr energischen Verweis; die Folge war, daß von nun an die übermütigen Si Balungunfürsten uns und unsere Leute überall ungeschoren passieren ließen.

Wir verließen Panei an jenem Morgen; ein Regenschauer führte uns unter das Dach eines mächtigen Unterhäuptlings vom Radja Panei, des Tuan Dolok Saribu. Schon um seinem Rivalen und verhaßten Oberherrscher einen Tort anzutun, tat er nun alles, was er konnte, um uns an sich zu ziehen. Ja, er bat direkt um einen Missionar. Die volkreichste Stelle aber in seinem Gebiet sei T i g a R a s am See. Nun war unser Weg klar.

Diesen bisher ganz unbekannten Platz suchten wir auf der Rückfahrt auf, und unser Entschluß stand sofort fest, hier eine Station anzulegen. Sie sollte an Stelle des uns verschlossenen Hafens von Purba die Verbindung zwischen dem See und Raja vermitteln.

Wenn wir aber geglaubt hatten, daß wir nun in aller Ruhe die Missionsarbeit aufnehmen könnten, so hatten wir uns geirrt. Zunächst freilich begannen wir am 11. Juni 1903 die Arbeit in Tiga Ras am nordöstlichen Tobasee.

In dem stark befestigten Dorf des Tuan Maria Panei, an den steilen

Uferhöhen des Sees in einer engen kleinen Reisscheuer, fanden wir unser erstes Heim. Man redete viel von Krieg und Kriegsgeschrei. Auf halber Höhe am Strand baute der Häuptling gerade an einer Steinschanze. Gleich in der ersten Nacht näherten sich Kriegsboote von der Insel Samosir, die Schüsse der Wächter und ihr wildes Kriegsgeheul verscheuchte die Feinde. Nach einigen Tagen, als mein Begleiter, Missionar Meisel, wieder zurückgereist war, besuchten mich 2 Häuptlinge und legten mir die verfängliche Frage vor, ob ich bereit sei, im Falle eines Angriffs mit meinen Arbeitern ihnen zu helfen. Sagte ich dies zu, so war es möglich, daß sie ihre Feinde durch Hinterlist zum Angriff reizten; sagte ich nein, so war das ein Zeichen von Furcht, das in meiner augenblicklichen Lage auch recht unerwünschte Folgen haben konnte. Ich sagte also, daß ich beim Anrücken der Feinde diesen Mitteilung senden werde, daß ich hier als Gast des Dorfes sei und ich deshalb erwarte, daß sie, solange ich anwesend sei, keinen Angriff machen würden. Würde dennoch angegriffen, so würde ich meine Leute und mich bis aufs äußerste zu schützen suchen. Zur Bekräftigung zeigte ich meinem Besuch meine neue Repetierpistole, und erklärte sie ihnen; diese eigentümliche Waffe, welche unter Ausnutzung des Rückstoßes 10 Geschosse abschießt, ohne daß der Finger vom Drücker genommen wird, imponierte ihnen außerordentlich — merkwürdigerweise ist es eine solche Waffe gewesen, die zur friedlichen Unterwerfung des Sees viel beigetragen hat. Einen Monat später erschien nämlich der Regierungsbeamte um Frieden zu stiften. Um den Leuten die Nutzlosigkeit jeden Widerstandes zu erklären, begann er seine Pistole rasch hintereinander in die Luft abzufeuern. Beim achten Schuß hielten die Häuptlinge sich die Ohren zu und baten, der Beamte möge nur aufhören, sie stürben sonst noch alle vor Schreck.

Jener Beamte, der die Arbeit der Mission sehr schätzte, lud uns dringend ein, auch den weiteren Osten, das noch heidnische Bataklland, zu besuchen. Einer seiner Begleiter, ein Fürstensohn aus Tano Djawa, lud uns gleichfalls zum Besuch in seiner Heimat ein. Auf mehreren Reisen durchforschten wir diese weiten Landstrecken. Aber zu einer Niederlassung kam es nicht, wir mußten vor allem die am Seeufer gewonnene Position zu halten suchen.

Hatten wir nun auch Frieden, so fehlte es doch nicht an allerhand beunruhigenden Gerüchten. Im August wollte Missionar Theis in Raja beginnen, aber er mußte vorläufig wieder den Platz räumen, da der Fürst wieder mohammedanischen Eiuflüsterungen das Ohr geliehen hatte. Doch gelang es. im Oktober, den Bau fortzusetzen. Für den Dezember war die Überfahrt für Familie und Hausgerät geplant.

Aber es kam anders. Am 14. Dezember erreichte uns in Balige ein Brief eines befreundeten Herrn an der Ostküste. Der Islam nähme erschreckend zu; wenn die Mission noch etwas tun

wolle für den Osten, dann sei es höchste Zeit. Zudem sei die Regierung nicht abgeneigt, den gefährlichen Mekkapilgern den Zutritt ins Land zu verwehren, wenn die Mission sofort die Arbeit aufnehmen wolle. Es galt also rasche Entscheidung, die nicht leicht war, denn von europäischen Missionaren war höchstens einer disponibel, an Nationalgehilfen, die für ein solch weites, dünnbevölkertes Gebiet notwendig waren, herrschte selbst auf der Westküste empfindlicher Mangel. Der Erfolg war fraglich, denn die mohammedanische Propaganda hatte bereits im Innern des Landes festen Fuß gefaßt. Andererseits ein solches Volk einfach dem Islam zu überlassen, wo doch breite Schichten noch eine starke Abneigung gegen ihn hatten, das ging auch nicht. So sandte D. Nommensen mich mit einer Anzahl erprobter Nationalgehilfen an die Ostküste, um irgendwo festen Fuß zu fassen.

Diese Reise Januar 1904 bewies auf das deutlichste, daß die mohammedanische Gefahr in der Tat bedeutend war. In dem Reich Si Antar war der Fürst bereits zum Islam übergetreten, eine ganze Reihe herumziehender Händler, lauter Mohammedaner, hatten sich an seiner Seite angesiedelt und übten einen bestimmenden Einfluß auf ihn aus. Auch von den Unterfürsten waren eine Anzahl bereits Mohammedaner geworden. In Tano Dj'awa fanden wir den Fürsten umgeben von zwei mohammedanischen Sekretären. Kein Wunder, daß unsere Anfrage, ob wir uns bei ihm niederlassen dürften, abgewiesen wurde, wenigstens vorläufig.

Der Fürst von Bandar nahm uns zwar mit Freuden auf, schenkte auch einen Platz, aber sein einflußreicher Onkel, der Tuan Nagori, der lange Zeit für den jungen Fürstensohn nach dem Ableben des Vaters die Herrschaft geführt, war bereits zum Islam übergegangen, und der Sekretär des jungen Fürsten war ein echter Malaie. Er hatte aber auf seinen Reisen auch die Mission im Westen gesehen und hatte ihren kulturellen Wert schätzen gelernt; auf seinen Rat hin nahm der Fürst uns auf.

In der Landschaft Dolok bosi, einem zwischen Raja und Bandar gelegenen schmalen Ostzipfel von Panei, dagegen sagte der Fürst uns sofort, daß er schon lange nach einem mohammedanischen Lehrer gesucht habe, von anderen habe er nichts gewußt, er freue sich sehr, daß wir jetzt bei ihm wohnen wollten.

Die Februarkonferenz der Missionare 1904 beantragte also sofortigen Beginn der Arbeit in Bandar.

„Die Wirren in Nan-tschang."

Unter dieser Überschrift bringen „Die Kath. Missionen" (1905/06, S. 227 ff.) folgende eingehende Mitteilungen über die in dieser Zeitschrift (S. 352 ff.) bereits kurz gemeldete Ermordung von sechs katholischen Missionaren zu Nan-tschang in der Provinz Kiangsi, die ich wörtlich und unverkürzt wiedergebe, weil sie sowohl für die chinesischen Zustände, wie für die Veranlassungen charakteristisch sind, welche nicht selten Volkserhebungen, namentlich gegen die katholischen Missionare, herbeiführen. Der ausführliche Bericht des zitierten Organs ist so anschaulich und klar, daß er keines weiteren Kommentars bedarf, und in der Hauptsache, wie ich trotz einzelner, in andern Organen an seiner Zuverlässigkeit gehegten Zweifel, überzeugt bin, wohl korrekt. Er lautet:

„Wir haben mit der Berichterstattung über diese eigenartigen Vorgänge, über welche die Tagespresse anfangs nur sehr verworrene Mitteilungen brachte, gezögert, um erst aus China selbst eine genaue und zuverlässige Darlegung abzuwarten. Aus derselben läßt sich nunmehr ein ziemlich klares Bild gewinnen. Nan-tschang, der Schauplatz der Ereignisse, ist die 300 000 Seelen zählende Hauptstadt von Kiangsi. Seit mehreren Jahren bestanden hier drei katholische Niederlassungen: eine sog. Residenz der französischen Lazaristen, ein Kolleg der Maristenbrüder und ein Spital der Barmherzigen Schwestern. Alle drei Anstalten wurden am 25. Februar d. J. von der wütenden Volksmenge zerstört, ein Lazarist und fünf Maristenbrüder ermordet. Die Veranlassung zu dem Volksaufstand war folgende: Seit Jahren schwebten zwischen der Lazaristenmission und den chinesischen Behörden einige noch nicht erledigte Rechtsfälle, insbesondere der von Sin-tschang. Dort war nämlich 1904 eine Kapelle zerstört und ihr Hüter ermordet worden. Die Missionäre verlangten wie gewöhnlich in solchen Fällen von der chinesischen Regierung Schadenersatz und Bestrafung der Mörder. Die Sache kam bis nach Peking. Auf Drängen des französischen Konsulats wurden die Behörden von Nan-tschang angewiesen, volle Genugtuung zu leisten. Dies kam dem Unterpräfekten Kiang Tschao-t'ang sehr ungelegen. Durch seine Schuld war nämlich die Angelegenheit 1904 unerledigt geblieben. Er hatte die Hauptschuldigen, eine Familie Kong, gegen die er Verpflichtungen besaß,

ungestraft ausgehen lassen und tat auch jetzt alles, um eine genauere Untersuchung, die ihn stark bloßstellen mußte, zu hintertreiben. Überdies stak er tief in Schulden und hatte durch sein unehrliches Spiel das Vertrauen seiner Vorgesetzten eingebüßt. Er beschloß, sich durch Selbstmord aus der peinlichen Lage zu ziehen, gleichzeitig aber sich an den Missionären, welche die mittelbare Veranlassung seines Unglücks gewesen, zu rächen.

Am 17. Februar kam er zu einer kurzen Besprechung ins Missionshaus. Dort befanden sich zur Zeit P. Lacruche, der Superior, und die PP. Salavert, Rossignol und Martin. Beim Abschied erklärte der Mandarin, er wolle am 29. Tag des ersten Mondes (22. Februar) zu Tisch kommen, um über die endgiltige Regelung der Angelegenheit von Sin-tschang zu verhandeln. Als P. Lacruche bemerkte, das geschähe doch besser auf dem Yamen (Amtshaus), bestand Kiang auf seinem Vorschlag; man könne im Missionshaus freier und ungestörter unter vier Augen sprechen. Er werde übrigens nur ein kleines Gefolge mitbringen.

Am 22. Februar, nachmittags 3 Uhr, stellte der Unterpräfekt sich mit einigen Soldaten im Missionshause ein. Auffallenderweise sprach er bei Tisch kein Wort über die bewußte Angelegenheit, klagte aber bitterlich, daß ihm seine Vorgesetzten ihr Vertrauen entzogen hätten u. dgl. Nach Tisch führte P. Lacruche den Herrn in ein neben seinem Schlafraum gelegenes Sprechzimmer. Hier kam der Mandarin endlich auf die Sache und stellte seine Bedingungen. P. Lacruche bat ihn, er möge sie schriftlich aufsetzen, damit er sie seinen kirchlichen Obern vorlegen könne. Kiang wünschte dies in dem Zimmerchen des chinesischen Gelehrten zu tun, der im Dienste der Mission stand und deren offizielle Korrespondenz besorgte. Hier setzte Kiang ein Schriftstück auf und sandte den Gelehrten zugleich mit langen mündlichen Erklärungen zu P. Lacruche. Kaum war der Gelehrte fort, so rief Kiang einen der Soldaten seiner Begleitung herbei und gab ihm leise einen Auftrag, worauf dieser eilig das Haus verließ. Dann schloß sich der Mandarin ab. Gleich darauf klopfte ein Diener, der dem Herrn Tee bringen wollte. Kiang schickte ihn unwillig fort und verlangte allein und ungestört zu sein. Nicht lange danach hörte ein über den Gang gehender Hausdiener, im Zimmer ein lautes Stöhnen. Er schaute durch das kleine Türfensterchen hinein und

sah, wie der Mandarin ausgestreckt auf dem Sofa lag und eine stark blutende Wunde am Hals zu erweitern suchte. Es war etwa um 6 Uhr abends.

Erschreckt lief der Diener zu P. Lacruche und meldete, was er gesehen. Der Missionär eilte zur Stelle und erkannte sofort, daß ein Selbstmordversuch vorliege. Wer mit chinesischen Sitten vertraut ist, weiß, wie verhängnisvoll eine solche Tat unter Umständen auch für einen Unbeteiligten werden kann. Sofort gab P. Lacruche die nötigen Weisungen und eilte, ohne auch nur den Tragsessel abzuwarten, zu Fuß zum Statthalter, um ihn von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen. Inzwischen hatte man im Hause alles aufgeboten, um dem Verwundeten beizustehen. Dieser blieb auf dem Sofa liegen, bat, da er nicht sprechen konnte, um einen Pinsel und schrieb eine Reihe von Briefen an verschiedene Persönlichkeiten und anderes. Die Wunde war offenbar nicht so schlimm. In keinem Bericht wird der Tod des Mandarinen ausdrücklich erwähnt. Jedenfalls lebte er noch acht Tage nach dem Selbstmordversuch. Die Briefe, zum Teil an P. Wang (Lacruche) und den Dolmetscher Lieu gerichtet, sind ein Gemisch von Heuchelei und Verschlagenheit. Immer und immer wiederholt sich der Satz: „Ich sterbe, um das Volk von Sin-tschang zu retten und um die ihm gegebene Zusage der Straflosigkeit einzulösen.“ Zwei Briefe waren auch an den Bruder des Selbstmörders gerichtet. In dem einen bat dieser um einen Arzt, in dem andern erklärt er: „Ein böser Geist verfolgt mich; deshalb sterbe ich, um das Volk zu retten.“

Wahrscheinlich hatte Kiang dem oben genannten Soldaten eine entsprechende Weisung gegeben. Sicher ist, daß sich in der Stadt blitzschnell das Gerücht verbreitete, die Missionäre hätten einen Mandarinen ermordet.

Noch am Abend des 22. Februar erschienen mehrere Mandarine am Tatort, unter ihnen der zweite Unterpräfekt Sin-kien-hien und der Tao-tai des Salzes, am folgenden Morgen auch der Nie-tai oder Oberrichter. Lacruche führte ihn durch alle Räumlichkeiten und ließ alles zu Protokoll nehmen.

Am Abend des 23. Februar erhielt P. Lacruche vom Yang-u-kiu (Bureau für auswärtige Angelegenheiten) den Auftrag, das Instrument, mit welchem die Wunde zugefügt worden sei, einzusenden. Der Missionär erwiderte, er wisse nicht, mit welchem In-

strument die Tat geschehen sei, da keiner der Hausgenossen mit derselben etwas zu tun habe. Nur Kiang selbst sei in der Lage, näheren Aufschluß zu geben. Der Bericht ging am 24. Februar an die Behörden. In der Stadt wuchs die Aufregung von Stunde zu Stunde. Eine Masse von Flugschriften und Plakaten waren gedruckt und verbreitet worden und hetzten zum Aufstand. „In der katholischen Mission unserer Hauptstadt“, so hieß es beispielsweise auf einem, „haben die Franzosen dem Unterpräfekten Kiang einen Hinterhalt gelegt und ihn verwundet, um unser Land zu unterdrücken. Das ist doch zu stark. Wir fühlen uns alle eins, und keiner ist da, den die Sache nicht mit Entrüstung und Ekel erfüllte. Wir beschließen daher, am 3. Tag des zweiten Mondes (29. Februar) um 10 Uhr morgens auf dem Pe-fa-kiu in Schin-ku-sse eine außerordentliche Versammlung abzuhalten. Alle ohne Ausnahme: Mandarine, Kaufleute, Künstler, Bauern, Studenten, sind eingeladen. Es sollen die Mittel und Wege beraten werden, um die Unabhängigkeit unseres Reiches wieder herzustellen. Wir wollen aber keinen Aufruhr machen, das könnte uns nur schaden. Wir schreiben dies, damit man es überallhin bekannt gebe. (Unterschrift:) Alle Studenten und Gelehrten von Kiangsi.“

Diese gefährlichen Flugblätter und Anschläge wurden unter feierlichem Pomp in allen Vierteln der Stadt verbreitet. Mitglieder der angesehensten Familien ließen sich in Tragsesseln zu vier Trägern und von uniformierten Reitern begleitet durch die Straßen führen und gaben die Zettel in jedem Hause, selbst in den Yamens (Amtshäusern) ab.

Am selben Tage (24. Februar) kam der Titular-Unterpräfekt[1]) von Sin-kien mit einem andern Titular von Yang-u-kiu zur Residenz und verlangte, daß die zwei Hausdiener der Mission zum Verhör sich in das Amtshaus des Großrichters verfügten. P. Lacruche möge sie dahin begleiten. Der Pater wies das Ansinnen zurück. Diese Vorladung vor Gericht, sagte er, sei ganz dazu angetan, um einen Volksauflauf herbeizuführen. Schon jetzt werde überall das Gerücht verbreitet, der Unterpräfekt sei von den Missionären ermordet worden. Sehe nun das Volk, daß man

1) Solcher Titularbeamten, die noch keine feste Anstellung haben, aber den Titel führen, gibt es zahllose in China. Dieses stellenhungrige gelehrte Proletariat bildet eines der unruhigsten und schlimmsten Elemente.

die Leute der Mission zum Yamen führe, so werde man sofort sagen, das Gericht habe die Missionäre schuldig befunden. Dieser Eindruck war auch zweifellos durch die Vorladung beabsichtigt. Man möge immerhin sämtliche Hausgenossen einschließlich der Missionäre verhören und zu Protokoll nehmen; aber das müsse in der Residenz selbst geschehen.

Während dieser Tage (23. und 24. Februar) sandte P. Lacruche verschiedene Telegramme an den Apostol. Vikar, Msgr. Ferrant in Kien-kiang, um ihn von dem Vorgefallenen und der Lage der Mission in Kenntnis zu setzen. Auch der Statthalter von Nan-tschang ließ dem Bischof durch den Tao-tai von Kien-kiang verschiedene Mitteilungen zugehen. Dabei ließ er deutlich durchblicken, daß die Missionäre die Tat begangen und daß sie den Mandarin zu diesem Zwecke von seinem Gefolge getrennt hätten. Er, der Bischof, dürfe nicht einseitig auf seine Missionäre hören und möge sich persönlich nach Nan-tschang verfügen. Der Bischof kannte seinen Mann und erwiderte: Da man ihn der Parteilichkeit beschuldige, so möge man die Sache durch unparteiische Richter untersuchen lassen. Er bilde mit der katholischen Mission ein Ganzes und könne in der Sache nicht von ihr getrennt werden. Er wünsche durchaus eine völlige Klarstellung des Tatbestandes, damit in einer Frage, welche die Ehre der Religion so stark berühre, auch nicht der geringste Zweifel übrig bleibe. Die Angelegenheit müsse endgiltig abgetan werden, damit man sie nicht später wieder hervorholen könne. Er verlange daher entschieden, daß man vom Wai-u-pu (Auswärtiges Amt) und von der französischen Botschaft unparteiische Richter begehre.

In allen Teilen der Stadt, selbst an die Pforten des Yamens und des französischen Kollegs wurden Plakate mit roten Buchstaben angeheftet, welche die ärgsten Beschimpfungen und Verleumdungen enthielten und das Volk offen zu einer Erhebung gegen die Fremden hetzten. Das Missionshaus wurde von einem Trupp Soldaten besetzt, angeblich um die Missionäre zu schützen, in Wirklichkeit, um sie zu bewachen. Hörte doch P. Lacruche deutlich einen der Offiziere zu seinen Leuten sagen: „Gebt gut acht, daß keiner der Europäer entwische.“

Alle diese Einzelheiten beruhen auf dem Zeugnis des P. *Martin,* der die ganze Zeit an der Seite seines Obern weilte, und

auf den Aussagen des P. Rossignol, der den kranken P. Salavert ins Spital der Schwestern vor der Stadt gebracht hatte, aber am 23. Februar in der Mission war und die näheren Umstände aus dem Munde P. Lacruches erfuhr.

Am Sonntag (25. Februar) fand die große Versammlung statt, von der oben die Rede war. Studenten und Gelehrte spielten dabei die Hauptrolle. Zwar forderten einige der Redner im Ernst oder zum Schein das Volk zur Ruhe auf. Aber die leidenschaftlich erregte Menge überschrie diese Mahnungen und wälzte sich unter dem Rufe: „Tod den Fremden!" wie eine Hochflut, mit jedem Augenblick anschwellend, nach den katholischen Missionsniederlassungen.

Im Hause der Lazaristen befanden sich zur Zeit P. Lacruche und P. Martin. Die Schutzwache begnügte sich mit einer blinden Salve und räumte dann das Feld. Die beiden Missionäre suchten zu entkommen und gewannen den Ausgang. P. Lacruche irrte in der Stadt umher und fiel in der Nähe des großen Stadtsees seinen Mördern in die Hände. Man fand seine Leiche mit einer schweren Kopfwunde unbekleidet auf der Straße. P. Martin floh in den Garten, wurde verfolgt und von mehreren Steinwürfen in den Nacken getroffen. Es gelang ihm gedoch, einen chinesischen Kiosk im Hintergrunde des Gartens zu erreichen und zu erklettern. Aus einer Höhe von vier Metern sprang er von dort in ein anstoßendes Feld, stieß in der Ku-tschu-Straße auf eine Abteilung Soldaten und wurde nachträglich durch einen Mandarin auf den nach Kienkiang bestimmten kleinen Rettungsdampfer gebracht.

Das Kolleg vom seligen Clet der Maristenbrüder (1903 gegründet), ein luftiger, einstöckiger Bau, lag im Südosten der Stadt in einem stillen, abgelegenen Viertel und hatte sich in den letzten zwei Jahren recht günstig entwickelt. Es umfaßte eine französische Schule mit ca. 80 Schülern, eine Vorbildungsschule für das Seminar mit 15—20 Zöglingen und ein Katechumenat. Neben den Brüdern wirkten noch etwa fünf bis sechs chinesische Hilfslehrer. Noch unlängst hatten der Statthalter, Großrichter und mehrere hohe Mandarine die Anstalt besucht und sich sehr lobend darüber geäußert. Im Augenblick des Überfalls fanden sich in der Anstalt die fünf Brüder Leo, Amphian, Marius, Moritz und Prosper-Viktor. Sie flohen an den nahen Fluß und riefen eine der zahl-

reichen Barken an, die dort lagen, um sich auf das jenseitige Ufer zu retten. Aber trotzdem sie 20 Piaster boten, wollte niemand sie überfahren. Sie eilten also dem Ufer entlang weiter bis zur Pagode War-sien-kiang. Hier fiel der Pöbel über sie her, steinigte sie und warf die Leichen in den Fluß. Im Spital der Barmherzigen Schwestern draußen in der Vorstadt lag der am Typhus schwer erkrankte P. Salavert. Ihm leistete P. Rossignol Gesellschaft. Als die rasende Volksmenge sich näherte, nahm P. Rossignol den kranken Mitbruder auf seine Schultern und floh mit den Schwestern quer durch den Garten zunächst in ein benachbartes Haus, und weil dies keinen hinlänglichen Schutz bot, unter strömendem Regen nach dem Kong-ki-kiu, einem Gefängnis für zur Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge. Von hier aus bat P. Rossignol die Behörden um Schutz. Dieselben schickten eine Abteilung Soldaten. Von diesen begleitet und als Soldaten verkleidet zogen die Flüchtlinge abends 10 Uhr an den Fluß und erreichten glücklich den Rettungsdampfer, der sie nach Kien-kiang führte. Der Schrecken, Regen und Kälte hatten den Zustand P. Salaverts so verschlimmert, daß er schon fast sterbend an Bord kam. Am andern Tage 10 Uhr morgens erreichte man Kien-kiang. Aber trotz der ärztlichen Hilfe und Pflege starb der Kranke bereits am Abend desselben Tages. Auch P. Martin mußte ins Spital gebracht werden, war aber bald außer Gefahr.

Leider wurde in den blutigen Aufruhr auch die protestantische Mission der „Brüder" hineingezogen. Die zu ihr gehörige Familie Kingham, Mann, Frau und Kinder, wohnte bloß zwei bis drei Minuten von der Mission der Lazaristen. Sie wurden gewarnt, verließen aber zu spät das Haus und fielen der rasenden Menge zum Opfer. Nur eines der Kinder ward durch einen Soldaten gerettet. Das Personal der China Inland Mission und der Methodisten konnte sich rechtzeitig in Sicherheit bringen und kam mit dem Schrecken davon. Die katholischen Missionsbauten und die Wohnung Kinghams wurden verwüstet und in Asche gelegt.

Aus dieser Darstellung der Ereignisse, mit der im wesentlichen auch der Bericht im Mercury (3. März) und in den North China Daily News (3. März) übereinstimmt, ergibt sich mit *Gewißheit,* 1. daß der Unterpräfekt Kiang nach chinesischer Sitte *Selbstmord* beging, weil er voraussah, daß er bei der amtlichen

Verhandlung über die Sin-tschang-Angelegenheit „sein Gesicht verlieren" mußte. Kiang war früher Kaufmann gewesen und hatte schon als solcher wiederholt in Geldnot seine Kunden dadurch zur raschen Zahlung gedrängt, daß er drohte, in oder bei ihrer Wohnung Selbstmord zu üben. Später war er mit der Kasse seines Prinzipals durchgegangen, hatte sich den Gelehrtentitel durch Kauf erschlichen und überhaupt so viele nette Dinge auf dem Kerbholz, daß eine gerichtliche Untersuchung für ihn die schlimmsten Folgen haben mußte. Das erklärt seine unselige Tat. 2. Da die Mission mittelbar die Veranlassung seiner peinlichen Lage war, beging er den Mord unter ihrem Dache, um den Verdacht auf die Missionäre zu wälzen. 3. Einen guten Teil der Verantwortung für die bedauernswerten Ausschreitungen des Volkes trägt zweifellos die chinesische Behörde. Die North China Daily News beschuldigen den Statthalter Hu geradezu einer „verbrecherischen Fahrlässigkeit und Pflichtversäumnis." Nicht weniger als 5000 Mann geschulter Truppen standen ihm zur Verfügung. Statt zeitig einzugreifen, ließ er die Hetzer ruhig ihre Plakate anschlagen und tat nichts, um die angekündigte Massenversammlung zu hindern, die bei der herrschenden Erregung einfach das Signal zum Volksauflauf werden mußte. Kurz, das Verhalten der Behörden zeigte deutlich, daß die Erhebung gegen die Ausländer ihren eigenen Wünschen entsprach. Um sich vor der großen Öffentlichkeit zu decken, suchten sie die Schuld auf die Missionäre zu schieben, wobei sie von der chinesischen Presse wirksam unterstützt wurden. Leider waren auch einzelne europäische Blätter charakterlos genug, den häßlichen Verdächtigungen gegen die katholischen Missionäre Raum zu geben. Ganz abgesehen von deren tadellos priesterlichem Charakter hätten dieselben geradezu wahnsinnig sein müssen, um eine solche törichte Tat zu begehen, die ihnen ja nur Verderben und absolut keinen Nutzen bringen konnte. Die Entscheidung der strittigen Frage hing ja in keiner Weise von dem Unterpräfekten ab.

Die noblere Presse, wie die North China Daily News, L'Echo de Chine, der „Ostasiatische Lloyd", war denn auch in der Beurteilung der Vorgänge einig, und die chinesische Behörde bekam bei dieser Gelegenheit manch scharfes Wort zu hören. Endlich ließ sich der Statthalter Hu denn auch herbei, offiziell den wahren Tatbestand anzuerkennen. Die Untersuchungen englischer

und amerikanischer Ärzte, so telegraphierte er an den Wai-u-pu (Ministerium des Auswärtigen), hätten festgestellt, daß in dem Falle Kiang ein Selbstmord vorliege.

Die Vorgänge in Nan-tschang dürften zweifellos ihre Nachwirkungen haben. Zunächst wird sich die Regierung veranlaßt sehen, das öffentliche Versammlungsrecht mehr als bisher zu beschränken. Der Vizekönig von Nanking hat bereits eine dahingehende Verordnung erlassen, daß künftighin zu jeder öffentlichen Versammlung von mehr als 15 Teilnehmern eine behördliche Erlaubnis eingeholt werden müsse. Ein Echo der Nan-tschang-Wirren und der Erregung, die sie zur Folge hatten, ist wohl auch der kaiserliche Erlaß vom 5. März. Derselbe erklärt zunächst die besorgniserregenden Gerüchte von einer bevorstehenden allgemeinen Erhebung gegen die Fremden als durchaus unbegründet. Das Reich stehe vielmehr im besten Einvernehmen mit den auswärtigen Mächten. Weiterhin weist der Erlaß die Provinzialbehörden unter Androhung schwerer Ungnade an, mit der größten Sorge über Leben und Eigentum der Ausländer, zumal der Missionäre, zu wachen.

Natürlich wird bei der nun einmal bestehenden Verbindung von Mission und nationalem Protektorat der Fall wie immer zu weiteren diplomatischen Verhandlungen führen und die übliche Schadenersatzfrage erhoben werden.

Das ist ja der materielle Vorteil dieser Verbindung. Ob aber nicht dem Missionswerk im großen durch dieses stete Zurückgreifen auf die politischen auswärtigen Mächte auf die Dauer ungleich größerer Schaden erwächst, ist eine andere Frage. Muß nicht die mächtig werbende Kraft des Martyriums darunter verlieren, daß für jeden Tropfen Blutes und jede Wunde an Leib und Eigentum ein Schadenersatz in Taels und Sapeken gefordert wird?"

Nachschrift.

Daß die Schlußfrage unbedingt zu bejahen ist, darüber kann natürlich kein Zweifel sein. Vergl. meine eingehende Besprechung in dem Artikel: „Politik und Mission in China:" A. M. Z. *1898*, 207. Aber leider ist die katholische Mission wenig geneigt, „den materiellen Vorteil" aufzugeben, der ihr aus „der

Verbindung mit dem nationalen Protektorat" erwächst. Und nicht bloß Schadenersatz, sondern auch Sühnegelder beansprucht, sie und zwar in oft exorbitanter Höhe. Ich erinnere nur an das Sühnegeld, das für die beiden in der Provinz Schantung ermordeten Missionare durch Herrn Anzer erpreßt wurde, es betrug 675,000 Mark,[1]) abgesehen von den sonstigen Strafakten, welche jener Ermordung folgten und die die Chinesen nicht wenig erbitterten; und an die 27 bezw. 30 Millionen Mark, welche als Schadenersatz und Sühne nach den Wirren von 1900 von der katholischen Mission beansprucht wurden.[2]) Auch jetzt ist, wie der Chin. Recorder meldet (1906, 224), unter den vier Forderungen, welche französischerseits zur Sühne für die ermordeten französischen Patres und das zerstörte Missionseigentum erhoben worden sind, eine entsprechende Geldentschädigung enthalten. Nach dem Spirit of Missions (06,540) beträgt sie 2,400,000 Mk., 1,600,000 Mk. für die Familien der ermordeten Missionare und 800,000 Mk. für zerstörtes Missionseigentum! Wck.

Ist das Kawatrinken eine harmlose Volkssitte?

Von Missionar Hanke, Kaiser Wilhelmsland.

In seinem Artikel: „Samoa am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts" unterzieht D. Grundemann die Stellung der englischen Missionare, die sie zur samoanischen Volkssitte einnehmen, einer scharfen Kritik. Er ist der Ansicht, daß die falsche Stellung der Missionare zur samoanischen Volkssitte in bezug auf „manches Stück der beklagten Zustände in einer bloß ethnographischen Behandlung des Volkslebens seinen Grund habe". Wenn ein Missionsfachmann wie D. Grundemann zu einer Sache das Wort ergreift darf man sicher sein, daß es auf Grund genauester Sachkenntnis geschieht, und mit dem Wunsche, der Missionssache einen Dienst zu tun und sie zu fördern. Diese Tatsache verhindert jedoch nicht ganz, daß hin und wieder über das Ziel hinweg geschossen wird, Das Letztere scheint mir in dem genannten Artikel da der Fall zu sein, wo D. Grundemann auf die Sitte des Kawatrinkens zu sprechen kommt.

Der Herr Verfasser sieht das Kawatrinken als eine durchaus harmlose

1) Der spezialisierte Quellennachweis bei Horbach: „Offener Brief an Herrn Bischof von Anzer." S. 15.

2) Kath. Miss. 1903, S. 134 u. 262.

Volkssitte an. Die Auffassung, daß es sich dabei um Berauschung handele, nennt er einen „irrtümlichen Eindruck" und vergleicht es mit unserem Kaffeetrinken. Nun kenne ich freilich die Sitte des Kawatrinkens in Samoa nicht aus eigener Anschauung, aber ich habe hier in Neuguinea 10 Jahre lang Gelegenheit gehabt, diese Volkssitte zu beobachten. Aus dem, was in der Missionsliteratur über die Sitte des Kawatrinkens in Polynesien zu finden ist, ergibt sich, daß sie mit der in Neuguinea geübten durchaus übereinstimmt. Wie in Polynesien, so wird auch hier die Wurzel des piper methysticum von jungen Leuten gekaut, häufig mit Hinzunahme von Stengeln und Blättern der Pflanze. Von der graugrünen Flüssigkeit, die etwa die Konsistenz frischer Kuhmilch hat, trinkt der Papua etwa 1/10 Liter und gewöhnlich vor der Mahlzeit. Dieses Quantum ist hinreichend, einen kräftigen Mann so zu berauschen, daß er, um in sein Haus zu kommen, nicht selten von zwei Personen geführt werden muß. Der gewohnheitsmäßige Genuß des Kéu, wie hier die Kawa genannt wird, macht bis zum gewissen Grade immun gegen die berauschenden Wirkungen des Getränkes. Um nun diesem Mangel abzuhelfen, wird ein Tropfen des Saftes von Derris eliptica, der zum Fischfang benutzten allgemein bekannten Giftpflanze beigegeben. Es ist also nicht ein „irrtümlicher Eindruck", daß Kawa berauschend wirkt, sondern hier die fast tägliche Erfahrung und auch der gewollte Zweck. Das Kawatrinken ist, meines Erachtens viel richtiger mit dem Schnapstrinken als mit dem Kaffeetrinken vergleichbar.

Als ich vor mehreren Jahren begann, wöchentliche Abendgottesdienste einzurichten, ging ich vor Beginn des Gottesdienstes durchs Dorf, um die Leute mit einem freundlichen Worte einzuladen. Da war es denn etwas ganz Gewöhnliches, daß ich von den älteren Männern zur Antwort bekam: „Adji keun lebogon, adji ginar aren" („mich schlägt der Kéu, ich werde nicht kommen.") Zu deutsch: „Ich bin jetzt gerade betrunken; ich bitte dich, entschuldige mich." Tatsächlich ist ein von Kéu berauschter Papua ebensowenig zu etwas zu gebrauchen, wie ein von Alkoholgenuß berauschter Europäer oder von Opiumgenuß berauschter Chinese. Und wie Alkohol und Opium das physische und geistige Sein des Menschen zerrütten, so wirkt auch die Kawa. Wenn bei den hiesigen Kawatrinkern die schädigenden Wirkungen nicht in dem Maße in die Erscheinung treten wie bei den Alkoholikern und Opiumrauchern, so ist das lediglich darauf zurückzuführen, daß die Kawatrinker — wenigstens was Neuguinea anlangt — sehr mäßig sind.

Ich denke nun, daß die englischen Missionare auf Samoa die gleichen Erfahrungen gemacht haben werden und daher die strenge Verurteilung dieser Volkssitte, die sich bis zu dem Ausdrucke „Satanswerk" steigert.

Erwiderung D. Grundemanns.

Was ich über das Kawatrinken geschrieben habe, bezieht sich lediglich auf die polynesischen Völkerschaften[1]), besonders auf die Samoa-

1) Bezüglich der Mikronesier bin ich nicht ganz sicher.

ner. Daß auch die Melanesier diese Sitte haben, war mir neu. Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans I, S. 60) erwähnt beiläufig, daß sie nur in den Salomoinseln und den Neuhebriden bekannt sei, während das Betelkauen (mit Ausnahme der südlichsten Archipele) allgemein verbreitet sei. Geistige Getränke aus Palmsaft kennen sie von Neuguinea bis zu den Salomoinseln.

Ich zweifle nun gar nicht an der Richtigkeit der Mitteilungen des Missionars Hanke. Ich muß aber annehmen, daß das Kawatrinken, wie er es kennt, von dem bei den Polynesiern üblichen wesentlich verschieden ist. Mit den letzteren habe ich mich viel beschäftigt und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen gesucht. Mir ist in nahezu 50 Jahren in den betreffenden Schilderungen nie etwas vorgekommen, was auf alkoholische Wirkungen des Kawatrankes schließen ließe. H. scheint sich zu täuschen, wenn er annimmt, daß die Bereitung, die er kennt, mit der der Polynesier übereinstimmt. Die letzteren gebrauchen weder Blätter noch Stengel. Auch habe ich nie etwas davon gefunden, daß ein Tropfen giftiger Substanz beigefügt würde. Ich vermute aber, wenn alkoholische Berauschung als Folge des Kawagenusses auf Neuguinea festgestellt ist, daß die Papua ihr Getränk eine Gärung haben durchmachen lassen, bei der sich wohl Alkohol bilden könnte. Die Wurzel des piper methysticum enthält an sich, so weit meine Kenntnis reicht, wie alle Pfefferarten ein Alkaloid, ähnlich wie der Kaffee das Coffeïn, der Tabak das Nicotin usw. Diese Stoffe vermögen einen Rausch nicht hervorzurufen. Sie wirken ganz anders als der Alkohol. Übrigens geht auch aus dem von H. Gesagten hervor, daß er berauschende Wirkungen nur in geringem Maße beobachtet hat. Er sagt, der gewohnheitsmäßige Genuß habe die Papua bis zum gewissen Grade gegen dieselben immun gemacht, sowie er auch die schädigenden Wirkungen, wie sie bei unsern Alkoholikern in die Erscheinung treten, dort nicht findet. Es könnte wohl sich herausstellen, daß auch dort ein „irrtümlicher Eindruck" vorliegt, und daß der beigefügte Gifttropfen durch Wirkungen ganz anderer Art die Menschen in einen Zustand versetzt, in dem sie zu nichts zu gebrauchen sind.

Auch die Samoaner machen zuweilen einen Zusatz — aber nicht von der (mir unbekannten) Derris, sondern von Capsicum. Sie haben auf alle Fälle nur die Wirkungen von Pfefferstoffen. In allen mir bekannten Beschreibungen des Kawatrinkens ist nichts gesagt davon, daß die Menschen infolge desselben in einen Zustand der Unfähigkeit geraten. Ich muß annehmen, daß dies ebenso wenig der Fall ist wie bei dem Betelkauen, bei dem ja auch Pfefferstoffe zur Wirkung kommen. Das letztere ist auch eine uns sehr widerliche Sitte. Ich hatte es früher als selbstverständlich angesehen, daß sie von den Missionaren unterdrückt würde. In diesem Sinne hatte ich sie in einem volkstümlichen Schriftchen erwähnt. Dr. Schreiber setzte mich darüber ernstlich zur Rede, daß ich solchem Unsinn nicht Vorschub leisten solle. Die nationale Sitte des Sirikauens (wie man auf Sumatra sagt) entspreche einem Bedürfnis

der Eingeborenen und wir hätten kein Recht, ihnen dieselbe zu nehmen. Ich glaube, wenn Dr. Schr. auf Samoa gearbeitet hätte, würde er dasselbe vielleicht auch von der Kawa gesagt haben.

Auch Dr. A. Krämer, jetzt jedenfalls die erste Autorität über Samoa, setzt die beiden Genußmittel in Parallele. Er schreibt[1]: „Es ist die Wirkung des Pfeffers — — — dem Prinzip wohl gleich zu achten, welches in Indonesien durch die Blätter des Piper betle L. zur Geltung kommt, und das wir ja auch durch Pfefferung unsrer Speisen — — — wirken lassen, das nämlich der Anregung. Daß eine Angewöhnung an den Pfeffer eintreten kann, wissen wir selbst zu genau, um nicht den reichlichen Kawagenuß der Südseeinsulaner zu verstehen, der natürlich keinerlei berauschende, sondern höchstens lähmende Eigenschaften auf die Unterextremitäten hat, die ich übrigens zu kontrollieren nie in der Lage war. Nur eines weiß ich, daß die Kawa nach anstrengenden Märschen als erster Trunk ein prächtiges Erfrischungsmittel ist.“ Auf Grund dieses Urteils glaube ich meine Auffassung aufrecht erhalten zu können. Auf die nationale Bedeutung des Kawatrinkens, die auf Samoa in ganz andrer Weise in Betracht kommt als auf Neuguinea, gehe ich hier nicht ein — obgleich sie ein wichtiges Moment für ihre Beurteilung bildet.

Nachträglich sei noch erwähnt, daß nach Meinicke I, S. 120, die Eingeborenen auf Neuguinea an einigen Punkten der Nordküste es immer verstanden haben, aus dem Saft der Palmen und des Zuckerrohrs berauschende Getränke zu bereiten.

Die Samoaner dagegen erfreuen sich — wie eine Augenzeuge berichtet — einer beneidenswerten Immunität gegen die Verlockung zum Genuß geistiger Getränke.

Missionsrundschau.

Von D. G. Kurze.

Australien und Ozeanien. II.

Im **Bismarckarchipel** haben in dem letzten Jahre die rührigen Australischen Methodisten mit besonderem Eifer die Missionierung der Insel Neu-Mecklenburg in Angriff genommen. Von den beiden Stationen Eretubu und Kudukudu aus ist die Westküste der Insel auf eine Strecke von 35 Stunden und die Ostküste in einer Ausdehnung von 20 Stunden mit 39 Gehilfenstationen besetzt worden. Auch das von 41 Zöglingen besuchte Missionsseminar auf der Ulu-Insel (Neu-Lauenburg) erfreut sich einer gesunden Weiterentwickelung. Leider ist auch dieses

1) Die Samoa-Inseln S. 19. Sperrdruck nur im Zitat.

Missionsgebiet mit weißen evangelischen Missionsarbeitern zu schwach besetzt (vier ordinierte und vier Laien-Missionare) im Vergleich mit der Fülle von Arbeitskräften, über welche die katholische Gegenmission verfügt; letztere unterhielt nach der uns zugänglichen neuesten Statistik im Archipel 30 Priester, 42 Brüder und 29 Schwestern. Um die evangelischen Eingeborenen einzuschüchtern, bringen die katholischen Missionare gegen die methodistischen eingeborenen Missionsgehilfen allerlei Anklagen bei den deutschen Gerichten vor; bisher haben sich solche Beschuldigungen fast regelmäßig als grundlos erwiesen.

Das Dunkel, das über den Ursachen der grauenvollen Ermordung der katholischen Missionsgeschwister auf der Station St. Paul (13. August 1904) lagert, ist noch immer nicht ganz gelichtet. Die katholische Mission bestreitet energisch die in der ausländischen und deutschen Presse aufgestellte Behauptung, daß die Ursache der Katastrophe in unberechtigter Einmischung des katholischen Missionspersonals in die intimsten Familienangelegenheiten der Eingeborenen und zugleich in der Ausübung der Prügelstrafe auf den katholischen Missionsstationen zu suchen sei. Doch muß auch der Pater Provinzial H. Linkens im offiziellen Organ seiner Mission („Monatshefte zu Ehren unserer L. Frau vom h. Herzen Jesu", 1905, S. 360), was den letztgenannten Punkt betrifft, zugeben, „daß am Vorabend der Ermordung ein Weib vier Schläge mit einem kleinen Stock erhielt, weil sie sich weigerte, ihren kranken Mann zu verpflegen".

In **Neuseeland** setzen besonders die anglikanischen und wesleyanischen Kolonialkirchen die Missionsarbeit unter den zirka 43000 Seelen zählenden Maori unentwegt fort. Die Zahl der heidnischen Maori schmilzt allmählich immer mehr zusammen. Nach der neuesten Statistik in der Aucklander Church Gazette gehören zur anglikanischen Kirche 17700, und zu andern evangelischen Kirchen 9500 Maori, also würde man im ganzen 27200 evangelische Maori zählen. Der verbleibende Rest von 15800 Maori ist teils katholisch, teils heidnisch. Von letzteren sind 2500 Anhänger der Mormonenmission. Gegen zwei Übel, die das Gedeihen der Maoribevölkerung besonders gefährden, gegen die Trunksucht und Spielleidenschaft, haben in den letzten Jahren die unter dem Namen „Junge Maorivereinigung" bekannten jungen Männer innerhalb der evangelischen Maori-Christengemeinden einen erfolgreichen Kampf geführt.

Der **Melanesischen** Mission kommt es bei der Bearbeitung ihres weit ausgedehnten Missionsgebietes sehr zu statten, daß ihr seit zwei Jahren ein neuer Missionsdampfer „Kreuz des Südens" zur Verfügung steht, der sich durch größere Schnelligkeit und vermehrten Tonnengehalt vor seinen gleichnamigen Vorgängern auszeichnet. Die Kosten des Missionsschiffes betragen 400000 Mk. und seine jährliche Unterstützung erfordert 80000 Mk. Besondere Erfolge hat die Melanesische Mission in den letzten Jahren auf der Santa Cruz-Gruppe und auf den südlichen Salomons-Inseln zu verzeichnen gehabt. Hier ist besonders die Florida-Gruppe, nach wie vor eins der fruchtbarsten Missionsgebiete. Seit 1902 haben übrigens

die Anglikaner im Salomonsarchipel an den Australischen Methodisten Mitarbeiter bekommen, die zuerst Neugeorgien, Vellalavella und Ontong-Java besetzt, und seit vorigem Jahre auch unter den wilden Bewohnern der ehemals deutschen Salomons-Insel Choiseul die Missionsarbeit in Angriff genommen haben. Bei dieser Ausdehnung der Missionsarbeit der Methodisten war das Geschenk eines neuen Missionsschiffes „George Brown" (nach dem bekannten Generalsekretär der Mission genannt) seitens eines Neuseeländer Missionsfreundes sehr willkommen.

Die anglikanischen und presbyterianischen Missionare, die auf den **Neuhebriden** mit so sichtbarem Erfolge arbeiten, sehen mit gespannter Erwartung den Ergebnissen entgegen, welche die zwischen der französischen und englischen Regierung zur Zeit schwebenden Verhandlungen über die zukünftige Verwaltung des Archipels haben werden. Bei der entente cordiale, die gegenwärtig zwischen den beiden Regierungen besteht, wäre es nicht unmöglich, daß Frankreich gegen anderweitige Kompensationen in den schon lange erstrebten Besitz der Neuhebriden kommt. Für die evangelische Mission würde das eine wesentliche Erschwerung der Arbeit bedeuten. Das kleinere Übel wäre eine Teilung des Archipels zwischen den beiden Mächten. Der die englischen Interessen im Neuhebriden-Archipel vertretende Kapitän Rason wird übrigens in seinem vorjährigen offiziellen Report der Bedeutung der evangelischen Neuhebriden-Mission wenig gerecht. Er bemängelt es, daß die Mission nur religiöse Unterweisung gebe, und übergeht die segensreiche Wirksamkeit der evangelischen Mission in ihren fünf Hospitälern und ihre erfolgreichen Bemühungen, die Eingeborenen zu nützlicher Arbeit anzuhalten, völlig mit Stillschweigen.

Im **Witi**-Archipel klagen die Methodisten-Missionare über eine bedenkliche Abnahme der eingeborenen Bevölkerung; so ging zum Beispiel im Rewa-Kreis im letzten Jahre die Zahl der Witier um 405 Seelen zurück und im Bezirk von Macuata war das Verhältnis der Geburtsziffer zur Sterbeziffer wie 3 : 5. Diese bedenkliche Erscheinung hat ihren Grund zum Teil in der mangelnden Sorgfalt der Mütter bei Aufzucht ihrer Kinder und in dem unzüchtigen Treiben, das vielfach unter der Jugend um sich gegriffen hat. Überhaupt macht jetzt das ganze Volksleben der Witier einen Umwandlungsprozeß durch. Der bisher vorherrschende kommunistische Zug im Leben der Eingeborenenstämme macht allmählich immer mehr einem individualistischem Streben Platz. Statt des Gemeindelandes bearbeiten jetzt viele Witier ihre Plantagen, manche sogar mit gemieteten indischen Kulis; andere errichten Kaufläden. Natürlich geht es bei einem solchen Umwandlungsprozeß im sozialen Leben nicht ohne Lehrgeld und Verluste ab. Um so größere Bedeutung gewinnt aber für das Volksleben und seine gesunde Entwickelung die Missionsarbeit, welche von den Methodisten trotz der erbitterten Opposition, welche Katholiken und Adventisten machen, eifrig betrieben wird. Neben dem schon lange in segensreicher Wirksamkeit bestehenden Navuloa-Seminar zur Ausbildung eingeborener Geistlicher

und Lehrer haben die Methodisten jüngst noch eine höhere Schule in Davuilevu ins Leben gerufen. Übrigens ist der schon seit geraumer Zeit von den Methodisten christianisierte Witi-Archipel von einer immer mehr anschwellenden heidnischen Invasion durch die Einwanderung indischer Kulis bedroht. Ihre Zahl ist vor kurzem auf 37 000 Seelen gestiegen. Leider verfügt die Methodisten-Mission zur Zeit nicht über genügende Kräfte, um sich dieses heidnischen Elementes in wirksamer Weise annehmen zu können. Die zwei weißen Missionare, eine Schwester und ein Hindukatechist, die für die Kulimission bestimmt sind, vermögen die Arbeit nicht zu bewältigen. Hier liegt noch eine große Aufgabe für die evangelische Mission vor, die um so dringlicher wird, je mehr die absterbende Urbevölkerung des Archipels durch die indischen Einwanderer ersetzt wird.

In dem unter englischem Protektorate stehenden kleinen Inselkönigreiche **Tonga** gab es im vergangenen Jahre einen Sturm im Wasserglase. Der König, welcher die Einmischung des englischen Oberkommissars in die etwas verrottete Verwaltung Tongas übel empfand, hätte am liebsten das ihm lästige Protektorat abgeschüttelt, besann sich aber schließlich gegenüber der englischen Übermacht eines Besseren. Die Mission ist von diesen politischen Störungen wenig berührt worden. Glücklicherweise arbeiten die Tonganische Freikirche und die Methodistische Missionskirche jetzt friedlich nebeneinander. Das Hauptverdienst dabei dürfte Dr. Moulton, dem Leiter der letzgenannten, zufallen.

Unter den Eingeborenen der **Samoa**-Inseln, welche, wie die deutsche Regierungsstatistik zeigt, in langsamer Zunahme begriffen sind, halten die Londoner und Methodistischen Missionare trotz der besonderen Schwierigkeiten, welche das Einströmen weißer Elemente und die zunehmende Erschließung der Inseln durch große Pflanzungsgesellschaften verursacht, das Banner des Evangeliums hoch. Ein schwerer Verlust war für die Londoner Mission der Tod des Missionars Marriott, der sich besonders als Leiter des Malua-Seminars große Verdienste um die Heranbildung eines eingeborenen Lehrstandes erworben hatte. An seiner Stelle leitet jetzt der in treuem Dienst bewährte Missionar Newell, der vor einigen Jahren durch einen längeren Aufenthalt in Deutschland sich mit der deutschen Sprache und deutschem Schulwesen vertraut gemacht hat, das Seminar in Malua. Ihm steht seit vorigem Jahre ein junger deutscher Theologe und Schulmann, Pastor Heider, zur Seite. Die früher so oft gegen die Londoner Missionare gerichteten Verleumdungen, als wirkten sie insgeheim in deutschfeindlichem Sinne, sind endlich verstummt, weil sie von der Wirklichkeit gar zu sehr Lügen gestraft werden. Auch unsere deutschen Regierungsbehörden stehen der Mission wohlwollend gegenüber. Dem geschickten Vorgehen des Gouverneurs Dr. Solf ist es gelungen, auf friedlichem Wege das lästige eingeborene Nebenregiment zu beseitigen; auch ist ihm die Mission dankbar, daß er die bisherige laxe Ehegesetzgebung durch eine strengere ersetzt hat. Das Sorgenkind der Londoner Samoa-Mission ist Tutuila, dessen eingeborene Christengemeinden

in bezug auf ihren Wandel viel zu wünschen übrig lassen. Eine große Schuld trägt daran die Verführung zur Unzucht, welche die Anwesenheit zahlreicher Marinesoldaten und Matrosen in Pangopango, der Marinestation der Vereinigten Staaten, im Gefolge hat. Vielleicht hängt damit auch die Abnahme der Schülerinnenzahl in dem vor einigen Jahren erst begründeten Töchterinstitut Atauloma auf Tutuila zusammen. Ganz neuerdings haben zwei junge Mormonen dort eine Konkurrenzschule gegründet, die freien Unterricht bietet. Im Gegensatz zu Atauloma erfreut sich die Londoner Mädchenerziehungsanstalt Papauta bei Apia, an der die deutsche Missionslehrerin V. Schultze als Hauptkraft eine gesegnete Tätigkeit entfaltet, großer Blüte und allgemeiner Wertschätzung.

Die Londoner Missionsgemeinden auf den **Ellice-** und **Tokelau-**Inseln, von denen erstere 1092 volle Kirchenglieder, letztere deren 251 zählen, sind in den letzten Jahren öfters von Missionar Newell visitiert worden. Er konnte erfreuliche Fortschritte im kirchlichen Leben konstatieren. Um das Schulwesen auf den Ellice-Inseln zu heben, ist die Errichtung einer Zentralschule auf Vaitupu geplant.

In die Pflege der Christengemeinden auf den **Loyalitäts-**Inseln teilen sich der Londoner Missionar Hadfield und der Pariser Missionar Delord, von denen der erstere die Gemeinden auf Lifu und Uwea, letzterer die auf der Insel Mare leitet. Beide heben neben mancherlei Klagen über herrschenden Aberglauben und Mangel an tieferer christlicher Erkenntnis doch rühmend die Opferwilligkeit ihrer Gemeinden für kirchliche Zwecke und den sittlichen Wandel der Eingeborenen hervor.

Die von eingeborenen Missionsgehilfen, sogenannten Natas, der Loyalitätsinseln — die meisten stammten aus Mare — unter den tiefgesunkenenen Kanaka **Neukaledoniens** seit einer Reihe von Jahren begonnene Mission hat durch die Stationierung des Missionars Leenhardt von der Pariser Missionsgesellschaft in Huailu auf der Ostküste Neukaledoniens eine wirksame Förderung erfahren. Diese Nata haben gegenüber der römischen Mission und den meist missionsfeindlichen Beamten und Kolonisten einen sehr schweren Stand. Trotzdem haben sie bereits 548 volle Kirchenglieder und 2694 sogenannte „Anhänger" gewonnen. Leenhardt lobt ihren Eifer, mit dem sie die besonders an dem Marke der Eingeborenen nagende Branntweinpest bekämpfen; dagegen scheinen sie es an der nötigen energischen Abwehr heidnischer Unzuchtssünden, die in die jungen Christengemeinden immer wieder eindringen, öfters fehlen zu lassen.

Die **Gesellschafts-** und **Tuamotu-**Inseln wurden im Februar d. Js. von einem gewaltigen Orkan und einer Sturmflut heimgesucht, die aber doch in den dortigen evangelischen Missionsgemeinden verhältnismäßig wenig Schaden angerichtet haben. Die Sendboten der Pariser Missionsgesellschaft klagen vielfach über bloßes Gewohnheitschristentum und Mangel an wahrem kirchlichem Leben in ihren dortigen Gemeinden. Daneben findet sich aber wieder große Opferwilligkeit auf kirchlichem Gebiete. Ob die Pariser Mission ihre rühmlich bekannte Schultätigkeit auf Tahiti

und den benachbarten Inseln in dem bisherigen Umfange wird fortsetzen können, ist sehr fraglich, da auch dort die Trennung der Kirche vom Staate den Wegfall der beträchtlichen Subventionen aus öffentlichen Mitteln zur Folge haben dürfte. Um so ausschließlicher wird sich die Mission dann ihrer eigentlichen geistlichen Arbeit widmen können.

Die evangelische Mission auf den **Markesas-Inseln** ist zunächst wieder nur auf eingeborene Kräfte angewiesen, da Missionar Vernier jun. zeitweilig nach Tahiti zurückgekehrt ist, um dort in der Missionsarbeit zu helfen.

Wenn einst **Mikronesien** zu den Missionsgebieten gehörte, die zu großen Hoffnungen berechtigten, so ist es neuerdings in die Zahl der Sorgenkinder der evangelischen Mission mit einzureihen. Leider ist dabei diejenige Missionsgesellschaft, die das Werk dort begründet und bisher unterhalten hat, der Bostoner Board, nicht ohne Mitschuld, indem er es an der rechten, zielbewußten und weisen Leitung jener Missionsarbeit hat fehlen lassen. Wie oft ist der Board von Missionsfreunden auf dem europäischen Kontingent auf die Gefahren hingewiesen worden, welche die mangelnde Beaufsichtigung junger eingeborener Missionsgehilfen durch weiße Missionare im Gefolge hat. Wie war eine gesunde Entwickelung der eingeborenen Missionsgemeinden, z. B. im Marschall-Archipel, möglich, wenn der leitende Missionar nur alle ein bis zwei Jahre auf ein paar flüchtige Tage denselben einen Besuch abstatten konnte? Und wie wurde die Gefahr noch verschärft durch das Eindringen der katholischen Gegenmission, die jetzt besonders auf Ponape, Nauru und Dschalut ihre Hauptstützpunkte gewonnen hat! Alle anderen Missionsgebiete, die der Bostoner Board versorgt, sind durch Visitatoren bereist worden. Auf das Gebiet, das es am nötigsten hatte, nach Mikronesien, hat man nie einen solchen entsandt. Jetzt, wo man endlich in Boston die Gefahr, in der das mikronesische Missionsgebiet schwebt, zu ahnen beginnt, kommen alle nun geplanten Verbesserungen mindestens zehn Jahre zu spät. Am besten wäre es gewesen, wenn eine große, an Erfahrungen reiche deutsche Missionsgesellschaft die Arbeit in Mikronesien hätte übernehmen können. Leider hat sich keine dazu bereit gefunden. Wenn in diesem Jahre der deutsche Zweig des „Jugendbundes für entschiedenes Christentum" und die Liebenzeller China-Inland-Mission dem Bostoner Board für Mikronesien je einen jungen deutschen Missionar zur Verfügung gestellt haben, so ist das an und für sich wohl dankenswert, aber es ist doch nur ein Notbehelf. Denn das, was jenem Missionsfelde nottut, sind alte, erprobte Missionsarbeiter, nicht junge Rekruten, und eine weise Oberleitung, welche den obwaltenden Schwierigkeiten gewachsen ist. Um welch numerische Verluste es sich dort eventuell handelt, zeigt die letzte Statistik des Bostoner Board, die für die Karolinen 2107 Kirchenglieder, für die Marschall-Inseln 4392 K. und für die Gilbert-Inseln 685 K. aufzählt.

Literatur-Bericht.

1) **Harnack:** „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten." 2. Aufl. 2 Bde.: I. Die Mission in Wort und Tat. II. Die Verbreitung. Leipzig. Hinrichs'sche Buchh. 1906. Geb. 10.— Mk. Nach der eingehenden Inhaltsangabe, Würdigung und Kritik, welche die erste Auflage dieses bedeutenden Werkes in der A. M. Z. (1903, 349 ff.) gefunden, kann die Anzeige dieser ihr so bald gefolgten zweiten verhältnismäßig kurz sein, und außer auf Abweichungen der 2. von der 1. Auflage nur auf einige Randbemerkungen sich beschränken, die als eine kleine Nachlese zu der früheren Besprechung zu betrachten sind. Denn obgleich die 2. Auflage gegen die erste um 170 Seiten vermehrt ist und außer durch zahlreiche Zusätze auch durch vielfache sachliche Änderungen, Modifikationen usw. als eine „neu durchgearbeitete" sich kenntlich macht, ist Anlage und Gesamthaltung doch dieselbe geblieben.

Der Exkurs über „das angebliche Apostelkonzil zu Antiochia" ist ganz in Wegfall gekommen, dagegen neu eingegliedert zu Buch I (Kap. 6): „Die Ergebnisse der Mission des Paulus und der ersten Missionare"; in Buch II ist „der Kampf gegen die Dämonen" ein selbständiges und erweitertes Kapitel (3) geworden; zu Buch III ist in Kapitel 2 „Die Katechese" hinzugekommen; und zu Kapitel 4 Exkurs II und III: „Die kath. Konföderation und die Mission" und „Der Primat Roms und die Mission"; endlich zu Buch IV Kapitel 2 ein „Zusatz über den Kirchenbau" und Kapitel 3 2 Anhänge: „Die Verbreitung christlicher häretischer Gemeinschaften und schismatischer Kirchen" und „Die Ausprägung provinzialkirchlicher Verschiedenheiten innerhalb der kath. Kirche." Aber auch sonst hat das IV. Buch beträchtliche Bereicherungen erfahren und der an sich spröde Stoff, den es behandelt, „mehr Farbe" bekommen. Eine besonders willkommene Beigabe sind die mit viel Sorgfalt gefertigten 2 großen General- und 9 Spezialkarten, welche die Orientierung über das apostolische und altkirchliche Missionsgebiet sehr erleichtern, und die verschiedene Stärke der Verbreitung des Christentums über dasselbe bis um das Jahr 325 übersichtlich veranschaulichen.

So hat die großzügige Arbeit durch die 2. Auflage noch gewonnen, und die Anzeige derselben darf nicht geschehen ohne den erneuten Ausdruck der dankbaren Freude über die auf so bewunderungswürdiger Quellenkunde beruhende lehrreiche Gabe, trotz unsrer Abweichung von dem theologischen Standpunkte, der den Geschichtspragmatismus Harnacks beherrscht. Zuerst und am stärksten kommt diese Differenz zum Ausdruck in seiner Zeichnung der Stellung Jesu zur Weltmission, die ich in der A. M.-Z. (1903, 57 ff.) bereits einer eingehenden Besprechung unterzogen habe. In der 2. Auflage ist das betreffende Kapitel: „Jesus Christus und die Weltmission" (der ursprüngliche Zusatz: „nach den Evangelien" ist hier aus mir nicht durchsichtigen Gründen weggelassen) umgearbeitet, ohne jedoch die These, daß „die Heidenmission nicht im Horizonte Jesu gelegen haben könne" aufzugeben. Allerdings gibt H. sofort eingangs des Kapitels dem relativen Universalismus der Predigt Jesu, den er konzediert, einen breiteren Unterbau als in der 1. Auflage.

indem er erklärt: „Damit (daß Jesus „den Gedanken der Gottessohnschaft auf die Pfeiler der Buße und der Demut, des Glaubens und der Liebe stellte") löste er die Religion innerlich vom nationalen Boden ab und machte den Menschen, nicht den Juden, zu ihrem Träger"; und — „desto sicherer („je bestimmter er das Gericht über die Kinder des Reiches verkündigte") nahm er die Weissagung auf, daß der Tisch seines Vaters der Gäste doch nicht ermangele, sondern daß eine Fülle derselben von den Landstraßen und Zäunen und von Morgen, Mittag und Abend kommen werde." Aber so stark schon in dieser Erklärung der universale Zug in den Reden Jesu sich ausprägt, so bleibt Harnack doch bei der Ablehnung jeder Konsequenz desselben für eine von Jesus selbst intendierte Heidenmission „Wohl aber — bemerkt er — darf man sagen, daß die Weltmission mit Notwendigkeit aus der Religion Jesu und aus seinem Geiste hervorgehen mußte. An der Frucht erkennt man den Baum, nur darf man die Frucht nicht an der Wurzel suchen." Nun, da suchen wir sie auch nicht, aber die Wurzel trägt doch den Baum; die Frucht setzt doch Samen voraus und, da „die Weltmission mit Notwendigkeit aus der Religion Jesu hervorgehen mußte," so muß Jesus sie doch als Same gesäet haben und zwar noch ehe er den direkten Missionsauftrag gab. Uns ist der Missionsauftrag kein deus ex machina, sondern die natürliche Folge von Voraussetzungen, die in der menschheitlichen Person und in den universalen Zügen der Reden Jesu liegen. Diesen Voraussetzungen nähert sich Harnack stark in der 2. Auflage; er sollte darum auch die These aufgeben, daß die Mission nicht im Horizonte Jesu gelegen haben könne, selbst wenn er — aus Gründen der Auferstehungsleugnung — dabei verharrt, die Authentie des Missionsbefehls in Abrede zu stellen.[1])

Auch limitiert Harnack in seiner Kritik der Evangelisten manchen anstößigen Ausdruck und beseitigt manche „nicht vorsichtige Wendung", aber andererseits verstärkt er seine exegetischen und kritischen Behauptungen besonders durch Zitate aus Wellhausen, so z. B. zu Matth. 21, 43: „unter dem andern Volk können auch jüdische und nicht bloß heidnische Christen verstanden werden, da ἔθνος nicht national sondern moralisch charakterisiert ist," eine nicht weniger unhaltbare Künstelei wie Harnacks festgehaltene Behauptung, daß „es im Gegensatz zu dem offiziellen Israel stehe". Dagegen hat der Schluß des Kapitels einen von H. gesperrt gedruckten weittragenden Zusatz erfahren, nämlich daß Jesus „durch seine Verkündigung Gottes als des Vaters und durch seinen Tod die Weltreligion gegründet" habe, ein Zusatz, mit dem er in der verstärkten Form: „Christi mors potentior erat quam vita" den umgeänderten Anfang des folgenden Kapitels macht. Das ist — wie nicht weiter ausgeführt zu werden braucht — wieder eine inhaltsvolle Konzession; (cfr. Luk. 12, 49 f. Joh. 12, 32 f. Eph. 2, 16 ff.). — Ob man mit den Evangelisten, die sämtlich den Missionsbefehl dem Auferstandenen zuschreiben, an die Realität der Aufer-

1) Wenn es am Schluß des betreffenden Passus (S. 33) heißt: „In seiner (vorher geschilderten) Art Mission zu treiben, hat Jesus nur einen Nachfolger gehabt und der kam erst nach 1000 Jahren — der heilige Franz von Assisi", so ist das fast ein karikrierendes Paradoxon.

stehung glaubt oder nicht, davon hängt natürlich die Überzeugung ab, ob dieser Befehl wirklich von Jesus herrührt oder erst „aus den geschichtlichen Entwicklungen der Folgezeit konstruiert“ ist, und es ist — wenn man Harnacks fast etwas sarkastische Anmerkung 2 zu S. 35 umkehrt — „unmöglich und völlig zwecklos, mit denen zu streiten“, welche leugnen, daß der einmütigen Überlieferung: Jesus ist wahrhaftig von den Toten auferstanden, eine geschichtliche Tatsache zugrunde liegen muß.

Die Leugnung der Jesusautorität des Missionsgedankens erschwert natürlich die Erklärung der Entstehung der Heidenmission. In dem den „Übergang von der Juden- zur Heidenmission“ behandelnden Kapitel gibt Harnack auch zu, daß „die Anfänge der Heidenmission nicht völlig klar seien“ und alles, was sein Scharfsinn zur Klärung anführt, reicht nicht aus, diese weltgeschichtliche Tatsache voll aufzuhellen. Sie bleibt unbegreiflich, wenn keine Jesusautorität hinter ihr steht, dann aber ist ein „quälendes Problem“[1]) nicht mehr da. Ja, ein quälendes Problem war da, nämlich ob den Heiden die Aufnahme in die christl. Gemeinschaft gewährt werden sollte, ohne vorherige Verpflichtung auf das jüdische Gesetz mit Einschluß der Beschneidung aber daß das das quälende Problem war, setzt voraus, daß über die Berechtigung und Verpflichtung zur Heidenmission selbst kein Dissensus bestand; und das erklärt sich ungekünstelt nur daraus, daß man sich darüber allgemein klar war, Jesus selbst habe sie gewollt. Bei dieser Sachlage ist es voll verständlich, daß Paulus in dem Streite, den er führte, sich nicht auf den Missionsbefehl berufen hat. Seine judaistischen Gegner bekämpften ihn nicht um der Tatsache willen, daß er den Heiden predigt, sondern um deswillen, was er ihnen predigt. Harnack erwähnt in der 2. Auflage wiederholt, teils zustimmend teils ablehnend, den Aufsatz Axenfelds in den „Missionswissenschaftlichen Studien“: „Die jüdische Propaganda als Vorläuferin und Wegbereiterin der urchristlichen Mission“; aber er ignoriert seine Hauptthese: „Wenn zu der einhelligen Zukunftserwartuug des Judentums seit dem Exil eine Auseinandersetzung mit der Heidenwelt gehört, und speziell die Prophetie, so oft sie das messianische Heil schaut und schildert, diese Auseinandersetzung als unentbehrliches Stück einschließt, so ist ein Prophet, welcher das Gottesreich als herbeigekommen verkündigt und an die Heidenwelt überhaupt nicht denkt, eine psychologische Unmöglichkeit.“ Dazu unterschätzt Harnack den innerlichen Unterschied zwischen der jüdischen Propaganda und der christlichen Mission und schreibt dem Einfluß der jüdischen Propaganda bezw. Diaspora eine zu tief gehende Entschränkung des Judentums zu, um auch ohne Jesus-originale Missionsgedanken die christliche Heidenmission geschichtlich verständlich zu machen. — Ein Fragezeichen erlaube ich mir hinter die als „sehr wichtig“ bezeichnete und „die Treue der Berichterstattung der Apostelgeschichte an diesem Punkt bezeugende“ Behauptung zu machen, daß „die Apostel sich

1) Auch in dem Sinne, wie H. S. 62 von seinem „quälenden Probleme“ redet: „warum Jesus nicht in der Mitte der Völker, sondern unter *den Juden* aufgetreten“, ist es nicht da; die Johannesstelle (12, 20 ff.), auf *welche er* verweist, begründet einfach den Zusammenhang der Heidenmission *mit dem* Tode Jesu.

mit Stephanus in dem Punkte der Anklage noch nicht für solidarisch erklärt" hätten, weil sie nach seinem Tode Jerusalem nicht verließen.

Auch das neu hinzugekommene 6. Kapitel der Einleitung gibt zu mehr als einem Fragezeichen Anlaß. So z. B., daß Röm. 15, 19 ff. „die Verkündigung des Evangeliums in der hellenischen Welt als vollendet" bezeichne; daß die Prisca zur „ausgezeichneten Missionarin", zur Bekehrerin des Apollo und zur Verfasserin des Hebräerbriefs gemacht wird; daß Lukas der antiochenischen Gemeinde angehört habe; daß ein „Presbyter" (nicht der Zebedäide) Johannes in Ephesus gewirkt und der Verfasser der johanneischen Schriften gewesen; daß Paulus auf seiner „sogenannten" ersten Missionsreise sich noch nicht als Apostel der Hellenen sondern als der der Barbaren gefühlt; nur so sei die Wahl des Missionsgebietes (südöstliches Kleinasien) zu verstehen; daß „die religiöse Eigenart" des Paulus als die eines „ekstatischen Enthusiasten" zutreffend charakterisiert sei. Aber abgesehen von diesen untergeordneten Punkten vermisse ich bei Harnack als das Hauptergebnis der apostolischen Mission die Würdigung der erstaunlichen Tatsache, daß sie eine Kirche gegründet hat, die nicht nur fortbestand, sondern ohne fortgesetzte, organisierte, direkte Sendung sich auch selbst ausbreitete.

Erschöpfend ist das groß angelegte zweite Buch, das den speziellen Titel führt: „Die Missionspredigt in Wort und Tat", obgleich man auch hier auf manche Beanstandungen stößt. Nicht in 1. Thess. 1, 9 f. „haben wir die Missionspredigt an die Heiden in nuce", sondern in 1. Kor. 15, 1 ff. oder doch in diesen beiden Stellen zusammen genommen.[1]) Wenn es S. 77 heißt: „Man muß das Vorurteil beseitigen, als seien der Galater- und der Römerbrief Muster der Paulinischen Missionspredigt", und S. 320: „der Aufriß des Römerbriefs (c. 1—3) darf daher als Aufriß der Paulinischen Missionspredigt in Anspruch genommen werden", so ist das nicht wohl vereinbar mit einander; es hätte an der ersten Stelle Röm. 1—3 als ausgenommen bezeichnet werden müssen.

Von großer Wichtigkeit für die Mission der Gegenwart ist das von dem „Kampf gegen die Dämonen" handelnde (3.) Kapitel. Das Besessensein „allgemein als eine Form des Wahnsinns" zu bezeichnen und mit „Suggestion" sie in Verbindung zu bringen, ist eine Verlegenheitsauskunft. Ich glaube, daß durch eine nüchterne Behandlung dieses geheimnisvollen Gegenstandes auf Grund der Erfahrungen der heutigen Mission noch manches Licht in sein Dunkel fallen wird und hoffe, daß eine bezügliche Arbeit nicht mehr allzulange auf sich warten lassen wird. Übrigens fehlen bei Paulus die Dämonenbeschwörungen doch nicht ganz, wenn Akt. 16, 18 nicht als unhistorisch gestrichen wird. Auch handelt 1. Kor. 10, 20 f. von den Dämonen (zu S. 114 Anm. 1 und 2).

Wenn es S. 178 heißt: „Man kann die ganze christliche Missionstätig-

---

1) Beiläufig bemerkt freue ich mich der Anerkennung, welche die Areopagrede bei Harnack (S. 77 und 321) findet in dem Maße, daß er sie, „das wundervollste Stück der Apostelgeschichte und in höherem Sinn, vielleicht auch an *wichtigen Punkten in streng* geschichtlichem Sinn voll Wahrheit" nennt.

keit als sittliche Arbeit, als Erweckung und Kräftigung des sittlichen Sinnes bezeichnen, und man verkürzt sie damit nicht", so ist das in dem Sinne wahr, daß ein neues sittliches Verhalten Ziel und Frucht der Missionstätigkeit ist; aber speziell die Missionspredigt hat es mehr mit dem Angebot als mit dem Gebot, mit dem Evangelium als mit dem Gesetz zu tun; die sittliche Erziehung folgt nach; die christlichen Lebenslehren, die einen so breiten Raum in den Briefen des Paulus einnehmen, sind nicht an Heiden, sondern an Christen gerichtet. Es ist mir auch zweifelhaft, daß „die Höhe der Sittlichkeit der christlichen Vorschriften" auf weite Kreise missionierend gewirkt hat, jedenfalls ist das heute nicht der Fall. Auch wenn die „Vorzüglichkeit der christlichen Sittenlehren" bewundert wird, so wird diese Bewunderung doch nur selten Antrieb zur Bekehrung. Ein stärkerer Antrieb als in den Vorschriften liegt in der Anschauung des sittlichen Wandels, den die Christen führen. Es ist schade, daß Harnack nicht in umfassender Weise die Frage zu beantworten gesucht hat: worin lagen die Kräfte, welche aus denen, die Christen wurden, neue Menschen, solche Menschen machte, die Gott durch ihr Leben verherrlichten? Ich hoffe, daß auch diese Frage auf Grund der Erfahrungen der gegenwärtigen Mission bald eine eingehende Antwort finden wird; diese Antwort wird sehr lehrreich sein für manches die heutige Theologie beschäftigende Problem. Jedenfalls ist es eine karikierende Übertreibung, wovon Harnack S. 192 behauptet: „das Christentum, welches Celsus schildert, ist das Christentum, das gesiegt hat."

„Die Botschaft von dem neuen Volk und dem dritten Geschlecht", von welcher das umfangreiche 7. Kap. handelt, hat — abgesehen von jedem sonstigen Einwand — jedenfalls als Missionsmacht die Bedeutung nicht, welche Harnack ihr beilegt. Und so viel Unanfechtbares nicht bloß in der Schlußbetrachtung zum zweiten Buch über den Synkretismus in Lehre und Kultus und über den großen Anteil gesagt wird, den derselbe an dem schließlichen Siege des Christentums über die antike Welt gehabt hat, so geht Harnack doch nach 2 Seiten hin zu weit: indem er auch ursprünglich christliche Mysterien auf synkretistische Entlehnungen zurückführt und die Missionsmacht des Synkretismus überschätzt. In der überzeugendsten Fülle hat der große Kenner der altkirchlichen Literatur und Geschichte verständlich gemacht, wie viele Faktoren zusammen gewirkt haben, um die schnelle wie weite Verbreitung und den endlichen Sieg des Christentums herbeizuführen; aber wenn er (II 286) schreibt: „Wer sagt, daß Christus gesiegt hat, indem die neue Religion siegte, der hat recht; und wer da behauptet, daß sie lediglich die Form geliefert hat für den Triumph des synkretistischen Monotheismus, der hat auch recht," — so ist das ein widerspruchsvolles und unhaltbares Paradoxon; mit mehr Recht könnte man sagen: Christus hat gesiegt, weil er den Inhalt der neuen Religion geliefert hat; und der synkretistische Monotheismus hat gesiegt, weil er diesem Inhalt eine Form gegeben, die der Masse der Zeitgenossen das Christentum annehmbar machte. In dem Inhalt des Evangeliums, so sehr es auch durch den synkretistischen Sauerteig alteriert wurde, lagen die sieghaften Lebenskräfte; im Neuplatonismus lagen trotz seines Synkretismus *solche* Lebenskräfte nicht, und das ist der Hauptgrund, daß er dem Christen-

tum unterliegen mußte, so sehr auch die anderen von Harnack (II 275) angeführten Gründe dazu mitgewirkt haben.

Bezüglich des dritten und vierten Buchs beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen. In der subtilen Abgrenzung des Namens, des Ranges, des Dienstes der verschiedenen als Missionare und Gemeindepfleger tätigen Arbeiter stellt der gelehrte Scharfsinn nicht genügend in Rechnung, daß die Grenzen in den Anfängen vielfach noch sehr fließende sind in ganz ähnlicher Weise, wie das in den Anfängen der heutigen Mission der Fall ist. — Da der Name ἐκκλησία sich sofort mit der ersten christlichen Gemeinschaft in Jerusalem verbindet, so spricht doch alles dafür, daß er von Jesus selbst stammt, was H. kategorisch in Abrede stellt (S. 342). — Nicht bloß in Thessalonich und Philippi ist „eine Art von lokaler Leitung eingetreten" (S. 364 Anm. 1); sofort in den auf der ersten Missionsreise gegründeten Gemeinden findet sie sich (κατ' ἐκκλησίαν Akt. 14, 23), desgl. in Ephesus (Akt. 20, 17 ff.), noch früher in Jerusalem, ferner setzt sie der 1. Petrus- (5, 1) und der Jakobusbrief (5, 14) voraus, ebenso der 1. Timotheus- (5, 17) und der Titusbrief (1, 5). — Die Anm. 2 S. 345 wäre besser weggeblieben, nämlich daß Lukas — weil er nicht ausdrücklich sagt, wer den Namen: Christianer aufgebracht hat — „nicht deutlicher mit der Sprache herausrückt, hat vielleicht darin seinen Grund, daß der heidnische Ursprung des Namens ihm unbequem ist; doch ist diese Annahme nicht notwendig." — Warum müssen die hyperbolischen Stellen 1. Thess. 1, 8; Röm. 1, 8. 15. 19 f.; Kol. 1, 6. 23 „absichtliche rhetorische Übertreibungen" sein (II S. 17)? Und eine gekünstelte Hypothese ist Anm. 2 S. 16: „Ist nicht etwa die ursprüngliche Fassung der Geschichte des ersten Pfingstfestes so zu verstehen, daß nun das Ende eintreten könne, da damals in Jerusalem die Repräsentanten aller Völker versammelt gewesen seien und somit das Evangelium zu ihnen allen gekommen sei?" — Es überrascht, wenn II 267 Harnack schreibt: „daß die christlichen Griechen es nicht vermochten, die Syrer, Kopten, Armenier und Gothen zu hellenisieren, indem sie sie christianisierten; daß sie es geschehen lassen mußten, daß diese Völker sich Bibelübersetzungen und eine liturgische Sprache schufen — das bedeutete eine dauernde Schwächung des Hellenismus und für die Zukunft die schwersten Verluste des Christentums. Gewonnen hat dabei niemand; denn jene Völker (von den Gothen abgesehen) haben die vorübergehende Stärkung ihrer verkirchlichten Nationalität schließlich mit einer traurigen Verkümmerung bezahlen müssen, aus der sich nur die Armenier vielleicht noch empor zu ringen vermögen. Dächten wir uns, jene Völker wären mit Hilfe der Kirche hellenisiert worden, so wäre der Gang der Weltgeschichte ein anderer geworden und der Islam wäre wahrscheinlich auf Arabien beschränkt geblieben." Aber haben denn die hellenisierten Gebiete des christlichen Kleinasien und Nordafrikas dem Ansturm des Mohammedanismus widerstanden? Sind es nicht gerade syrische, armenische und koptische (und wesentlich nur wo das Griechische Muttersprache war griechische) Kirchenreste, die innerhalb der islamitischen Welt sich erhalten haben? Und vermutlich würde auch ein punischer Kirchenrest geblieben sein, wenn es eine punische Bibelübersetzung gegeben und die Christianisierung der Punier nicht zugleich ihre Romanisierung bedeutet hätte. Die Erhaltung der

Nationalitäten und die Bibelübersetzungen in der Muttersprache haben es ganz gewiß nicht verschuldet, daß der Islam nicht auf Arabien beschränkt geblieben ist, es ist vielmehr das Gegenteil der Fall; und wenn die erhaltenen syrischen, armenischen und koptischen Kirchenreste nur noch „in trauriger Verkümmerung" existieren, so kommt das nicht auf Rechnung der versäumten Hellenisierung sondern des depravierten orientalischen Christentums. Ob diese Kirchenreste als ganze wieder werden belebt werden, darüber wage ich kein prophetisches Urteil; aber daß die evangelische Mission unter Armeniern, Syrern und selbst Kopten mit respektablem Erfolg arbeitet, das ist Tatsache.

2) **Mieſcher:** „Die Bekehrung bei Christen und Heiden." Heft 30 der „Basler Missionsstudien." Basel 1906. 72 S. 80 Pfg. Eine lehrreiche, nüchterne, psychologisch-feine und durch ihre zahlreichen veranschaulichenden Beispiele beweiskräftige Schrift, die zur richtigen Wertung der Bekehrung der Heiden durch den Vergleich mit dem zu gelangen sucht, was die Bekehrung eines Christen bedeutet. (S. 4.) Zu diesem Zweck beschäftigt sie sich zuerst mit Wesen und Notwendigkeit der Bekehrung. Bei dem Heiden besteht die Bekehrung zunächst in dem Übertritt zum Christentum, in der Christenheit verstehen wir unter ihr die — allerdings auf mannigfaltige Weise, aber meist nicht ohne mächtige Wehen sich vollziehende — energievolle Zukehr zu einem bewußten, lebendigen Christentum, die Geburt eines neuen Menschen. Mit der Bekehrung in diesem Sinne fällt der Religionswechsel der Heiden keineswegs immer zusammen, obgleich er schon eine sein Leben mächtig beeinflussende Tat darstellt. Das Erleben einer echt religiösen und sittlichen Bekehrung ist auch nicht erst möglich infolge der Berührung mit dem Christentum . . ., es gibt Bekehrungen auch innerhalb des Heidentums, Erlebnisse und Entscheidungen, die nicht nur der Form, sondern dem Inhalte nach zu einer höheren Lebensstufe führen . . ., und nur darum, weil diese innere Bewegungsfreiheit auch beim Heiden vorhanden ist, kann es bei der Berührung mit dem Christentum zu einer Bekehrung kommen, die wirklich eine μετάνοια ist und dem Inhalt nach ein neues Leben zur Folge hat." Freilich eine „reelle Bekehrung" wird nur nach der Berührung mit dem Christentum bewirkt, aber „es ist durch manche Tatsachen erhärtet, daß die Bekehrung am allertiefsten und wirksamsten ist bei denen, die bereits innerhalb des Heidentums nicht stillgestanden sind, sondern nach der ihnen geschenkten Erkenntnis vorwärts gingen." Dies etwa der Inhalt des ersten Teils, der übrigens die „Notwendigkeit" der Bekehrung kaum streift.

Der zweite, von den Beweggründen und Schwierigkeiten der Bekehrung handelnde Abschnitt ist der Hauptteil des Büchleins und darf als ein Kabinetstück bezeichnet werden. Ausgehend von der richtigen Bemerkung: „ob die wirkliche Bekehrung des Heiden mit seinem Übertritt zum Christentum zusammenfalle oder wenigstens ein Anfang dieser Bekehrung sei, das wird wesentlich von den Beweggründen abhängen, die ihn der christlichen Gemeinde sich anschließen lassen", werden (unter ständiger Bezugnahme auf ähnliche Vorgänge innerhalb der Christenheit) ausführlich diese Beweggründe, zuerst die äußeren dann die inneren, an zahlreichen Beispielen ersichtlich gemacht. Als innere Beweggründe werden angeführt: das Bedürfnis der

Heiden nach der Beantwortung von Verstandesfragen, auf welche die eigene Religion keine Antwort gibt; das Irrewerden an den Göttern oder Geistern und ihrer Macht; die Einsicht in die Machinationen der Priester und Zauberer; die beginnende Erkenntnis der Sünde mit der Einsicht: ich muß anders werden; die das Herz gewinnende Botschaft von der Liebe Gottes, manchmal auch die Furcht vor der Strafe Gottes; der Wandel und die Sterbefreudigkeit der Christen; die Freiheit der Christen von dem Banne des Aberglaubens (und füge ich hinzu speziell von der Dämonenfurcht); der Einfluß einer christlichen Persönlichkeit; besondere Erlebnisse, auch Träume, Ahnungen, Visionen; und wenn man noch weiter nach den Motiven des Übertritts forschen wird, wird man ihrer ohne Zweifel noch mehr, auch noch mehr in die Tiefe führende finden. Hoffentlich erhalten wir bald mehr Bücher wie Utschimuras: „Wie ich ein Christ wurde.“ Meist wirkt vieles zusammen, oft sind höhere und niedere Motive gemischt, und oft können die Bekehrten nicht sagen, was den überwältigenden Eindruck auf sie gemacht hat. Dann wird der Kampf geschildert, der mit der Bekehrung meist verbunden ist und der Preis, der gezahlt werden muß; die Verfolgungen, Opfer, die Hindernisse, welche die heidnischen Volkssitten bereiten, endlich die Angst vor den Göttern, Geistern usw. und die allgemeine Trägheit des menschlichen Herzens, der fleischliche Sinn, die Werkgerechtigkeit. Die dritte Abteilung, die oft auf die Motive zurückgreift, bespricht „die Stufen und die Früchte der Bekehrung,“ die nur scheinbaren, unechten, oberflächlichen und die wahren, dauernden, im Leben und Sterben sich bewährenden Bekehrungen, die Versuchungen zu Rückfällen, die Nachwirkungen heidnischer Gedanken und dergleichen und schließt mit einer Zeichnung der charakteristischen Züge, welche das neue Leben bekehrter Heidenchristen trägt. Alles in allem ein besonnener, wertvoller Beitrag zur richtigen Beurteilung des qualitativen Missionserfolgs nach seiner individualistischen Seite.

3) **Schade:** „Die Missionstexte des Neuen Testaments in missionsgeschichtlichen Beispielen.“ Ein Hilfsbuch zu Lic. Dr. Mayers Meditationen und Predigtdispositionen. 2. Abteil.: Missionsgeschichtliche Beispiele zu den Texten der Apostelgeschichte. Gütersloh, 1906. 3 Mk., geb. 3,60 Mark. Ein eigenartiges Unternehmen: zu Entwürfen über Missionstexte aus der Feder eines Freundes in besonders erscheinenden Büchern missionsgeschichtliche Beispiele zu liefern! Abgesehen von einer solchen unorganischen Verbindung von Missionstext und missionsgeschichtlicher Illustration, gegen die ich mich bereits anläßlich der Anzeige des 2. Hefts der Mayerschen Missionstexte ausgesprochen habe (1903, 347), ist es mir sehr zweifelhaft, ob gar eine Auseinanderreißung dieser unorganischen Verbindung in zwei verschiedene Bücher praktisch und aussichtsvoll genannt werden kann. Die größtenteils der A. M.-Z., besonders ihren älteren Jahrgängen, entnommenen Illustrationen, es sind keineswegs lauter Geschichten, sind ja an sich selbst gut und brauchbar, wenn sie nicht etwa aus dem Zusammenhange gerissen und daher mißverständlich sind, was wiederholt der Fall ist, aber in vielen Fällen ist es mir nicht klar geworden, warum das Zitat gerade zu diesem Texte? Und oft hätten sich viel treffendere „Beispiele“ finden lassen. Weit übersichtlicher und frucht-

barer sind dergleichen Sammlungen, wenn sie selbständig veranstaltet und unter charakteristischere Gesichtspunkte gruppiert werden als die zufälligen Mayerschen Überschriften, die keineswegs immer den Inhalt des betreffenden Textes präzisieren.

4) **Fristedt:** „Tjugofem år i Sydafrika“. Lund 1905. Der Missionar der Schwedischen Kirche, F. L. Fristedt hat die Zeit, die ihm ein längerer Erholungsaufenthalt in der Heimat geboten, auf vielseitig geäußerten Wunsch dazu benutzt, „Erinnerungen und Erfahrungen“ aus einer 25jährigen Missionsarbeit in Südafrika niederzuschreiben. An derartigen Schriften ist die skandinavische Missionsliteratur noch arm, und doch haben sie ihren hohen Wert nicht bloß für die Bereicherung und Vertiefung der Missionskenntnis, sondern auch für die Missionswissenschaft, die in steter Verbindung mit der Missionspraxis bleiben muß. Fristedt ist einer der ersten Missionare, welche die Schwedische Kirche ausgesandt hat (1877); er hat die ganze Entwickelung der „Kirchenmission“ mit erlebt, nach längeren Jahren einer langsamen Grundlegung ein kräftigeres und schnelleres Wachstum, so daß sie jetzt in Natal (7 Stat.), im Sululand (2 Stat.) und in Transvaal (Johannesburg) mit 10 ordin. Missionaren und 9 Lehrerinnen usw. arbeitet und zirka 2900 Getaufte in Pflege hat. Ihre Ausdehnung nach Rhodesia ist freilich wieder zum Stillstand gekommen. Berlin I hat ihr seine Maschonamission überlassen wollen, aber es fehlt ihr an ausreichenden Kräften. Der theologische Nachwuchs ist unter dem Einfluß der modernen Theologie sehr zurückgegangen. Fr.s Erinnerungen sind interessant durch sein Wanderleben in den ersten Jahren, als seine Mission nach festen Punkten suchte, und durch seine zahlreichen Beziehungen zu andern Missionen — er hat gegen 100 Stationen der verschiedensten Gesellschaften besucht —, ganz besonders aber dadurch, daß an seinen Erfahrungen bei der Gründung der Station Ekutuleni im Sululande und bei ihrer weiteren Entwickelung deutlich hervortritt, wie die Sulumission durch die Vernichtung der Häuptlingsgewalt in einen neuen hoffnungsvolleren Abschnitt eingetreten ist. Ausführlich schildert er die Lebensweise usw. der Kaffern, wobei freilich auffällt, daß er die für die heidnische Volkssitte so wichtige Koma übergeht. Auch den Äthiopismus berücksichtigt er nicht, vermutlich, weil er Afrika verließ, ehe dessen Bedeutung zu größerer Geltung kam. Eine Anzahl Illustrationen sind dem Buche beigegeben, auch eine Kartenskizze, die aber nicht genügt, um Fr.s Reisen zu verfolgen. Es ist zu wünschen, daß Fr.s Buch in Skandinavien recht viele Leser findet, namentlich unter den Gebildeten; es berührt allerlei Missionsprobleme, die dem schlichten Missionsfreund ferner liegen und zur Besprechung bei Missionsfesten sich weniger eignen. Nähere Bekanntschaft mit der Mission erwirbt ihr Anerkennung — hat doch in Stockholm kürzlich Prof. Nordenskjöld öffentlich erklärt, daß er früher der Mission gleichgiltig gegenüber gestanden habe, aber ihr jetzt, seitdem er sie kennen gelernt habe, seine Anerkennung nicht versagen könne. **Berlin.**

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die innere Berechtigung und Kraft des Christentums zur Weltmission.

Von Professor D. Mirbt in Marburg.[1])

Der missionierende Protestantismus kennt Probleme der Missionstheorie und erträgt es, daß sie verschieden beantwortet werden, mit Recht. Denn jedes Arbeitsfeld der Mission hat seinen eigentümlichen Charakter und verlangt daher eine individuelle Behandlung, auch kann die nationale, die kirchliche und die theologische Stellung des einzelnen Missionars oder der ihn aussendenden Gesellschaft auf die missionarische Wirksamkeit von nicht unerheblichem Einfluß sein. Wir finden beispielsweise die Polygamie verschieden behandelt, die Anforderungen an den Katechumenen vor Erteilung der Taufe zeigen mannigfache Abstufungen, bei der Handhabung der Kirchenzucht gelangen nicht die gleichen Maßstäbe zur Anwendung, über die Vereinbarkeit des Christentums mit der Kaste gehen seit dem Beginn der evangelischen Mission in Indien die Ansichten auseinander. Für die evangelische Mission erwächst allerdings aus dieser Sachlage die Gefahr, daß solche Abweichungen in der Missionspraxis dort, wo sie räumlich sich berühren, verwirrend und daher nachteilig wirken. Auf ihre Gesamtentwicklung haben diese Verschiedenheiten trotzdem keinen störenden Einfluß ausgeübt, und es ist zu hoffen, daß die Macht der Erfahrung wie die Anerkennung der gleichen hohen Ziele in der Zukunft noch mehr als bisher auf dem Wege brüderlicher Verständigung ausgleichend wirken werden. Ja es läßt sich gar nicht verkennen, daß die vorhandene Freiheit in der Beantwortung missionstheoretischer Streitfragen sogar offenbar günstige Wirkungen ausgeübt hat; denn sie hat deren tiefere geistige Durchdringung angeregt und die Verbindung von Theorie und Praxis gefördert, die für die Bemeisterung praktisch-theologischer Schwierigkeiten in den werdenden heidenchristlichen Kirchen ebenso unentbehrlich ist wie in den Kirchen der alten Christenheit.

---

1) Referat auf der 28. Jahresversammlung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen, Halle den 20. Februar 1906. — Der geschichtlichen Begründung des Rechtes der Mission durch den Referenten folgte seine dogmatische Begründung durch den Korreferenten, Professor D. Kähler in Halle.

Zu diesen der Diskussion freigegebenen Materien gehört aber die Frage nicht, die heute verhandelt werden soll, die Frage nach dem Recht der Mission. Alles Wirken für sie, alle Erörterungen über die Zweckmäßigkeit dieser oder jener Maßnahmen, alle sie betreffenden theologischen, methodischen und pädagogischen Erwägungen ruhen vielmehr auf der Voraussetzung, daß die christliche Kirche ein ihr zukommendes Recht ausübt und einer ihr auferlegten Pflicht genügt, indem sie sich um die Ausbreitung des Christentums bemüht. Wäre diese Voraussetzung irrig, dann würde die Mission ihre Existenzberechtigung verlieren, dann wäre das bekannte Urteil jenes Direktors der ostindischen Handelskompagnie in London vom Jahre 1793[1]) zutreffend, dann müßte die christliche Kirche ihre Sendboten abberufen und alle ihre Organisationen zum Zweck der Ausbreitung des Evangeliums auflösen. Das Recht des Christentums zur Mission muß in der Tat über jeden Zweifel erhaben sein, es ist das Fundament und die Seele aller Missionsarbeit, mit diesem Recht steht sie und fällt sie.

Aber die Berechtigung des Christentums zur Mission wird bestritten! Wir erinnern uns jener bösen Worte über die Mission, die vor zwei Jahren in der „Kolonialen Zeitschrift" zu lesen waren[2]) und um ihrer gesucht gehässigen Fassung willen Aufsehen erregten. Wir wiederholen sie nicht, solche Äußerungen belasten nicht ihr Opfer, sondern ihren Urheber. Aber wir würden uns einer verhängnisvollen Selbsttäuschung hingeben, wenn wir annehmen wollten, daß, weil auf diesen Ton gestimmte Äußerungen über die Mission eine große Seltenheit sind, auch die darin zum Ausdruck gelangende Ablehnung aller Mission eine vereinzelte Erscheinung wäre. Wir haben vielmehr mit der Tatsache zu rechnen, daß dieses Urteil weit verbreitet ist, mögen auch seine Motive stark von einander abweichen und mögen sie oft mehr das Produkt von Stimmungen und unklaren Empfindungen sein als von Überlegungen über das Wesen der Mission. In nicht wenigen Fällen wird die ablehnende Haltung gegenüber der Mission darin wurzeln, daß es den Wortführern einer rücksichtslosen Ausbeutung der Eingeborenen höchst unerwünscht, lästig und unbequem ist, den Vertretern einer grundsätzlich entgegengesetzten Anschauung

1) Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen. 8. Auflage. Berlin 1905. S. 83.

2) A. M.-Z. 1904, 293.

über Zweck und Ziele der Kolonialpolitik auf Schritt und Tritt zu begegnen und mit ihnen rechnen zu müssen.

Prinzipielle Bestreitung aber hat die Mission auch aus dem Kreise evangelischer Theologen erfahren, und zwar von Männern verschiedener Richtung. Johann Tobias Beck (gest. 1878), der im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts in Tübingen seine bekannte große Wirksamkeit entfaltet hat, war nicht nur ein scharfer Kritiker des damaligen Missionsbetriebes der Basler Gesellschaft und deren unerbittlicher Zensor, sondern er hat auf Grund der Überzeugung, daß erst nach der Wiederkunft Christi die Missionszeit anbrechen werde, alles anstaltlich geordnete Missionieren als ein „dem Herrn Beihelfenwollen oder Vorlaufen" verurteilt.[1]) Aus einem anderen Gedankenkreis heraus hat Arthur Bonus im Jahre 1904 ein Urteil über die Mission abgegeben,[2]) dessen Schärfe nicht leicht überboten werden wird. Er bekennt sich als grundsätzlichen Gegner der Mission und weist darauf hin, daß „das einzige, einigermaßen authentische Herrenwort über die Mission das ist, welches Matth. 23, 15 geschrieben steht und lautet: Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Proselyten macht! und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid." Über die Gründe seiner Ablehnung der Mission geben folgende Worte Auskunft: „Nach der Theorie ist alles in schönster Ordnung. Die Missionare wollen nicht eine fremde Kultur aufdrängen, sie wollen lediglich die reinreligiöse Weckung der innerlichsten Kräfte, aus deren Entfaltung dann originale Kultur erwachsen kann. Indessen, sehen wir näher zu, so sind die Missionare meist gar nicht fähig, zwischen Religion und Kultur zu unterscheiden, und was sie als Religion bringen, das ist lediglich mißverstandene, abgeplattete Kultur, die nur desto unverdauter aufgenommen wird, da sie religiös versteift ist, eine Vorstellungswelt, die fremd und unverständlich ist und mit Haut und Haar als heilig angebetet wird, als eine Art Fetisch, an dessen Kraft man glaubt, ohne irgend ein inneres Verständnis für sie zu haben. Eine wirklich religiöse Erweckung wäre doch erst da möglich, wo der Missionar die Kraft besäße, die primitiven religiösen Vorstellungen

1) Eppler, Geschichte der Basler Mission 1815—1899. Basel 1900, 60.

2) Zeitschrift Deutschland, Novemberheft 1904, abgedruckt: Christliche Welt, 1905, *561 ff.*

der Wilden aufzunehmen und von innen her fortzubilden, alles das zu tun, was die berühmten Apostel der Deutschen versäumt haben zu tun, als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns, als Volksganzem, noch heutigen Tages nicht gelungen ist.“ — Die Frage nach dem Recht der christlichen Mission ist also höchst aktuell. Wie beantworten wir sie?

1.

Eine charakteristische Erscheinung der Gegenwart ist das Streben lebenskräftiger Völker, über die politischen Grenzen ihres Vaterlandes hinaus sich auszubreiten: die Entwicklung des Wirtschaftslebens drängt darauf hin, oft tritt das Wachstum der Bevölkerung hinzu, und die Ausgestaltung des modernen Verkehrswesens kommt diesen Bestrebungen entgegen. Auch außerhalb unsers Erdteils ist dieser Trieb erwacht. China hat längst mit der friedlichen Besetzung des indischen Archipels und der Inseln der Südsee begonnen und ist in Nordamerika ein zwar ungern gesehener, aber nicht mehr zu verdrängender Gast. Japan ist nicht zurückgeblieben. Und wir stehen erst noch in den Anfängen des Ausschwärmens der gelben Rasse! Wir leben mitten in einer großartigen Völkerbewegung, die zum Teil sogar den Charakter der Völkerwanderung annimmt und zu einer Völkermischung führt, deren universalgeschichtliche Wirkungen sich jeder Berechnung entziehen. So viel aber ist schon jetzt klar, daß sie über die im Vordergrunde stehenden Interessen des Rheders, Fabrikanten und Plantagenbesitzers weit hinausgreifen und noch ganz andere Lebensgebiete von der Mobilisierung und Durcheinanderwürfelung der Rassen und Nationen berührt werden. Denn hinter den Völkern Europas steht das Christentum und unter den Völkern Asiens, mit denen uns ein von Jahr zu Jahr wachsender Verkehr enger verknüpft, herrschen Religionen, die mit dem gesamten geistigen und nationalen Leben dieser Länder ebenso eng verknüpft sind wie das Christentum mit der Kulturentwickelung der europäischen Völkerwelt. Daß die Beziehungen zwischen Europa und Asien zunächst vorwiegend wirtschaftlicher Art sind und in ihnen die Politik einen breiten Raum einnimmt, ist nur eine schwache Verhüllung des bestehenden großen Gegensatzes zwischen der europäischen und der asiatischen Kultur. Auch die beiden Kulturkreisen eigentümlichen Kräfte, vor allem die für sie maßgebenden Religionen treten sich gegensätzlich gegenüber.

Denn die Völker Ostasiens streiten nicht nur für ihre wirtschaftliche Selbständigkeit, sondern auch für ihre Religionen und diese sind weit davon entfernt, sich widerstandslos zurückdrängen zu lassen. Was sich aber in Asien abspielt, wiederholt sich unter anderen Bedingungen und in anderen Formen auch in Afrika, d. h. wir stehen mitten in dem Kampf der Weltreligionen. Es handelt sich dabei wesentlich um den Buddhismus, den Islam und das Christentum, denn diese Religionen überragen nicht nur durch die Zahl ihrer Anhänger die anderen, sondern sie tragen zugleich den Trieb zur Ausbreitung in sich.

Der **Buddhismus** hat seit fast tausend Jahren sein Heimatland Vorderindien verloren, aber in Ceylon, Hinterindien, China mit Tibet, Korea und Japan einen reichen Ersatz gefunden. In der Vergangenheit war er imstande, diesen Ländern manches zu bringen, was sie gefördert hat, aber in der Gegenwart besitzt er, wie es scheint, nirgends mehr die Fähigkeit, Leben zu wecken. Die nächsten Jahre werden uns darüber belehren, welche Wirkungen das unter Japans Führung sich bildende Solidaritätsgefühl der gelben Rasse auf religionsgeschichtlichem Gebiet haben wird. Es dürfte nicht als ausgeschlossen anzusehen sein, daß die nach dem Ende des japanisch-russischen Krieges eingeleitete engere Verbindung zwischen dem japanischen und dem chinesischen Buddhismus dieser Religion durch die Anstachelung des Rassegefühls einen Zuwachs an Kraft vermittelt, zumal dann, wenn der begonnene Prozeß des geistigen Erwachens Chinas seinen ruhigen Fortgang nimmt. Aber eine wirkliche Reformation des Buddhismus ist nach allen Berichten der letzten Jahre über seine heutige Beschaffenheit in den ihm unterworfenen Ländern Asiens auch auf diesem Wege nicht zu erwarten. Wir übersehen dabei nicht, daß es ihm im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert gelungen ist, seine Fäden sogar nach Europa und Amerika hinüberzuspinnen, und wir wollen nicht bestreiten, daß es ein beachtenswertes Zeichen der Zeit ist, daß heutzutage buddhistische Propaganda in Deutschland getrieben und buddhistische Literatur verbreitet wird. Aber diese Tatsache ist nicht als ein Symptom von wachsender innerer Kraft des Buddhismus zu werten, sondern als eine Frucht der Schwächung des Einflusses der christlichen Religion auf einzelne Gruppen der gebildeten Kreise unseres Volkes. Auch in dieser Gesellschaftsschicht aber wird er schwerlich in größerem Umfang und dauernd Eroberungen machen; denn der Reiz des Fremdartigen wiegt nicht den Abstand zwischen

germanischer und indischer Denkweise auf, geschweige denn, daß der missionierende Buddhismus etwa gar den Bestand des Christentums gefährden könnte.

Der Islam, die jüngste der drei Weltreligionen, zeigt den Trieb zur Ausbreitung seit er existiert, ja er wird von ihm beherrscht wie von einer Leidenschaft, in ihm lebt nicht Missionsgeist sondern Missionsfanatismus. Die Nachhaltigkeit und Wucht seiner Propaganda wird durch keine andere Religion erreicht, und seine Fortschritte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dürften hinter denen des Christentums schwerlich zurückbleiben. Die Unterwerfung der Welt unter den Halbmond steht ihm als Ziel unverrückbar fest, die Stoßkraft seines Angriffs wird durch keine doktrinären Erwägungen abgeschwächt, und planmäßig avancieren die Derwischorden, seine Kerntruppen, in Afrika wie in Asien. Von den Mittelmeerländern aus, die im siebenten Jahrhundert als leichte Beute ihm zufielen, hat die mohammedanische Sturmflut fast die ganze nördliche Hälfte Afrikas überschwemmt. Im Westen dieses Erdteils sind ihre Wellenbewegungen bis zur Küste deutlich fühlbar und die anstelligen Suaheli im Osten sind dem Islam verfallen gewesen, bevor wir zur Stelle waren. Vorderasien ist in seiner Hand und er ist, obwohl das schiitische Persien sich wie ein Grenzwall dazwischen lagert, nach Indien vorgedrungen, wo er mit seinen mehr als 62 Millionen Anhängern die Zahl der dortigen Christen um das zwanzigfache übertrifft. Gewaltige Erfolge sind ihm auch in dem indischen Archipel beschieden gewesen, ist ihm doch Java fast ganz zugefallen, auch Celebes, abgesehen von der Minahassa, und mit seinen 20 Millionen in China steht er dem Christentum in diesem Land in demselben Zahlenverhältnis gegenüber wie in Indien.

Die Tragweite dieser Tatsachen wollen wir nicht abschwächen, denn sie reden eine ernste Sprache und verdienen die sorgfältigste Beachtung, aber sie rücken doch erst dann in die richtige Perspektive, wenn wir den Besitzstand des Christentums daneben stellen. Ihm gehören fast ganz Europa und der weitaus größte Teil der Bevölkerung Amerikas. In den anderen Erdteilen hat es sich bedeutende Provinzen und wichtige Operationsbasen geschaffen und, wenn wir von dem Inneren Asiens und Afrikas absehen, wird sich wohl kaum ein größeres Territorium oder eine größere Insel finden, die nicht jetzt irgendwie in den Bereich des Christentums gezogen wäre.

Leider ist zur Zeit eine sichere Aussage über die numerische Stärke dieser drei Weltreligionen nicht möglich und wir werden schwerlich in absehbarer Zeit günstiget gestellt sein. Denn wenn schon die Berechnung der Bevölkerung der Erde für große Flächen nur auf Schätzungen beruht, so gilt das in noch höherem Maße von den Unterlagen der Religionsstatistik. Das tritt schon bei der Berechnung der Zahl der Christen hervor, denn wir finden ihnen rund 535 Millionen zugewiesen, aber auch 549 Millionen und sogar mehr als 569 Millionen. Dem Islam werden 175 Millionen zugesprochen, aber auch 202, 210 und sogar 245 Millionen. Die größte Unsicherheit aber besteht hinsichtlich der Ausdehnung des Buddhismus. Denn er steht dem Schintoismus in Japan und dem Taoismus resp. dem Konfuzianismus in China nicht in dem Sinne als Konkurrenzreligion gegenüber, daß seine Freundeskreise sich von den Bekennern dieser Religionen scharf unterscheiden, vielmehr wird ohne den Gedanken an einen Religionswechsel von denselben Leuten nach Gutdünken bald die eine, bald die andere Religion in Anspruch genommen. Unter diesen Umständen muß es zweifelhaft erscheinen, ob für diese Länder eine Zählung der Buddhisten überhaupt möglich ist und nicht besser mit dem Sammelbegriff „Ostasiatische Religionen" gearbeitet wird. Dadurch ist die Unsicherheit der ganzen Religionsstatistik so klar herausgestellt, daß man fast versucht sein könnte, ihr ganz den Rücken zu kehren. Aber wir können uns aus ihrem Bann nicht befreien und das Interesse an ihren Untersuchungen ist zu groß. Jedenfalls aber haben wir aus solchen kritischen Erwägungen zu lernen, daß wenn sie über ein einzelnes Land mit sorgfältigen Aufnahmen wie sie z. B. Deutschland darbietet, hinausschreitet, die Sicherheit ihrer Ziffern stark abnimmt und der Wert ihrer Untersuchungen mehr in den durch sie festgestellten Zahlenverhältnissen zu sehen ist als in der einzelnen Zahlenangabe als solcher. Auch in dieser Beschränkung aber vermag die Religionsstatistik erhebliche Dienste zu leisten. Denn sie hat, trotz aller Abweichungen in den Berechnungen des Umfangs der Hauptreligionen, das Resultat ergeben, daß das Christentum jetzt unter allen Religionen den ersten Platz einnimmt und mehr als ein Drittel der Menschheit sich ihm angeschlossen hat.

Dieser Nachweis ist von hohem Wert, denn er ist ein Zeugnis für die religionsgeschichtliche Stellung des Christentums in der Gegenwart, gegen das der Vorwurf der Voreingenommenheit zugunsten

dieser Religion nicht erhoben werden kann. Aber wir werden uns doch bewußt bleiben, daß diese numerische Überlegenheit auch nicht überschätzt werden darf. Es wäre gefährlich, dem äußeren Erfolg als solchem hier, wo er uns günstig ist, ein Gewicht beizumessen, das wir ihm sonst versagen und zwar mit Recht versagen, denn der Kultus der Zahl soll auf religiösem Gebiet keine Stätte haben. Auch darüber sind wir uns im Klaren, daß bei dem Übertritt zum Christentum oft Motive mitgewirkt haben und noch heute wirksam sind, die bei der Wertung des Religionswechsels zur Vorsicht mahnen. Der Unterricht in der christlichen Schule gibt eine Ausrüstung für das Leben, die gute Aussichten für das äußere Fortkommen eröffnet; die berufsmäßigen Vertreter des Christentums in der nichtchristlichen Welt erweisen Hilfeleistungen mannigfacher Art ohne Rücksicht auf Stand und Geschlecht; der Anschluß an die Religion des fremden Predigers oder der die Herrschaft ausübenden Beamten kann schon durch deren Autoritätsstellung anziehend wirken uud die Hoffnung auf Herabminderung des sozialen Abstandes erregen; auch die Eindrücke der gottesdienstlichen Feiern werden nicht gering zu veranschlagen sein. Alle diese und ähnliche Faktoren werden im Laufe der neunzehn Jahrhunderte oft genug eine Rolle gespielt haben, ganz zu schweigen von den Fällen, in denen der Übertritt des Stammesoberhauptes oder Königs für alle seine Untertanen ohne weiteres entscheidend war. Auch darüber geben wir uns keiner Täuschung hin, daß das religiöse und sittliche Leben der Christenheit, in den alten christlichen Ländern wie in den neu erstandenen, sich nicht auf der Höhe befindet, die sie erstrebt und erreichen sollte. Aber so ist es zu allen Zeiten gewesen, auch im Zeitalter der Apostel, und gegen die Annahme, daß die Gegenwart eine schlechtere Zensur verdient als frühere Perioden der Geschichte der Kirche, erheben sich begründete Bedenken. In Millionen-Kirchen werden niemals alle Mitglieder von dem Geiste Gottes in gleicher Weise durchdrungen sein, freilich ebenso wenig in den kleinen Konventikeln. Wir erkennen also an, daß der Eintritt in die Gemeinschaft der Christen durchaus nicht in jedem Fall das bedeutet, was jede Konversion bedeuten sollte, und halten uns bei der Beurteilung der Wirkungen des Christentums auf seine Bekenner von jeder unhistorischen Idealisierung fern. Durch diese nüchterne Kritik erwerben wir uns nun aber das Recht, nunmehr auf das nachdrücklichste zu betonen, daß trotz aller ihr an-

haftenden Mängel und Unvollkommenheiten die christianisierte Menschheit sich scharf unterscheidet von den nichtchristlichen Völkern und diesen gegenüber eine höhere Entwicklungsstufe darstellt.

Nichts kann dem Christentum erwünschter sein, als wenn das jetzt aufblühende Interesse für vergleichende Religionsgeschichte zu gründlichen Studien über die Leistungsfähigkeit der ostasiatischen Religionen vor allem des Buddhismus anregen sollte. Dann werden viele falsche Vorstellungen über ihn zusammenbrechen, für die Schätzung der volkserzieherischen Begabung des Christentums werden neue Vergleichungsmaßstäbe gewonnen werden und die Anerkennung der großen Wirkungen des Christentums auf die Völkerwelt kann nicht ausbleiben, sobald erkannt sein wird, wie weit die anderen Weltreligionen hierin zurückstehen. Es ist sehr bezeichnend, daß Japan sich von den durch Buddhismus und Schintoismus bestimmten religiösen Vorstellungen losgelöst hat, als es den Prozeß einleitete, dessen wunderbar rascher Verlauf seine Stellung als moderner Kulturstaat begründet hat. In China bahnen sich ähnliche Entwicklungen an. Die alten Religionen Ostasiens haben jetzt ganz offenbar das Vertrauen der ihnen bisher zugetanen Völker verloren, weil ihre Unfähigkeit empfunden wird, Führer zu sein zu höherer Gesittung. Sobald in der christlichen Kultur diese höhere Stufe erkannt und das Verlangen nach ihrem Besitz erwacht ist, vollzieht sich daher die Abwendung von den bisherigen religiösen und sittlichen Anschauungen. Sie mag langsam vor sich gehen und durch rückläufige Bewegungen unterbrochen werden, es mag zunächst ein chaotischer Zustand eintreten und zweifelhaft sein, was an die Stelle der entthronten Religionen treten soll, aber diese selbst haben den Boden verloren und werden ihn schwerlich wiedergewinnen, falls nicht etwa eine neue Periode hermetischen Abschlusses gegenüber Europa für Japan und China einsetzen sollte.

Der Islam behauptet in manchen Beziehungen eine höhere Stufe als der Buddhismus. Die Zeiten, in denen er der Träger einer eigenartigen Kulturblüte war, liegen freilich weit zurück, doch gelingt es ihm noch heute, mit dem Polytheismus mancherlei Aberglauben zu beseitigen und erzieherisches Geschick zu betätigen. Aber seine Duldung der Vielweiberei und der Sklaverei sowie die Beschränkung seiner religiösen Anforderungen auf die Übung äußerer

Kultformen haben dazu geführt, daß die von ihm gewonnenen Völker in ihrer Entwicklung stehen bleiben, sobald sie die niedersten Stufen kulturellen Lebens durchlaufen haben. Was ist aus Ägypten geworden, seit 1883 die englische Verwaltung dort die mohammedanische Herrschaft abgelöst hat! Demgegenüber kann der Nachweis erbracht werden, daß das Christentum jedes Volk, in dem es Einfluß gewinnt, geistig bereichert, barbarische Sitten, die es vorfindet, überwindet, oft in sehr kurzer Zeit, durch seine Lehre von Gott und die Predigt der Nächstenliebe höhere Lebensziele zeigt und das Verständnis für den Wert des Menschenlebens weckt, durch die Erziehung zur Arbeit die Tatkraft anregt und der Familie durch die Hebung der Frau neue Kräfte zuführt. Wie schwierig sich auch die Frage nach der richtigen Stellung zu den einzelnen Lebensformen des heidnischen Volkstums gestalten mag, der Umstand, daß christliche Völker nicht stehen bleiben, sondern vorwärts schreiten und jeder dem Christentum neu sich anschließende Volkskörper von diesem Streben nach höherer Entwicklung erfaßt wird, beweist, daß wir hier auf eine dieser Religion eigentümliche Wirkung stoßen. Weil das Christentum die höchste Auffassung von den Pflichten des Menschen vertritt, hat die christliche Persönlichkeit gelernt, alle ihr von Gott verliehenen Kräfte am höchsten auszubilden und darum haben die christlichen Völker die höchste Kultur geschaffen.

Was wir hier dem „Christentum" zusprechen, gilt nicht einer einzelnen christlichen Kirche, sondern der christlichen Religion als ganzer im Unterschied von den anderen Weltreligionen. Denn bei der Abmessung dessen, was es für die Menschheit geleistet hat, haben nicht nur die Unterschiede zwischen den einzelnen evangelischen Kirchengemeinschaften zurückzutreten, sondern auch die großen Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholizismus. Sie haben in der alten Christenheit ihre Bedeutung gehabt, besitzen sie noch heute und werden sie in der Zukunft behalten, auch in den heidenchristlichen Ländern läßt sich das Geäder geistigen und geistlichen Lebens protestantischer Herkunft sehr wohl unterscheiden von dem, das unter römisch-katholischer Schulung sich entfaltet, aber auf diese Abstufungen und Nuancierungen kommt es nicht an, wo die Gesamtwirkungen des Christentums als Weltreligion festzustellen sind. Denn es ist eine oft zu wenig beachtete Tatsache, daß das Christentum als Ganzes Gesamtwirkungen ausübt, an denen alle lebenskräftigen Ge-

staltungen und Individuen in seinem Umkreis Anteil und Verdienst haben. Mitten in dem nach Lage der Dinge unvermeidlichen Kampf zwischen den einzelnen Gruppen der Christenheit verdunkelt sich leicht der Blick für die großen allen Kirchen gemeinsamen Güter, in der Auseinandersetzung mit anderen Religionen aber tritt dieses allgemein Christliche heraus und auf der Auswirkung dieses allgemein Christlichen beruht zum nicht geringen Teil die Gesamtwirkung des Christentums auf die außerchristliche Welt. Vom Standort der einzelnen Kirche aus mag es als ein ungenügendes, als ein unvollständiges, als ein verblaßtes Christentum erscheinen, — denn jede wird aus ihrer eigenen Erfahrung heraus Ergänzungen und schärfere Bestimmung und Abgrenzung des Christlichen verlangen, — auf die außerhalb des Christentums stehende Menschheit wirkt aber vielmehr das allen christlichen Kirchengemeinschaften Gemeinsame, die Predigt des Evangeliums von Jesus Christus in ihrer einfachsten Gestalt. An diese Gesamtwirkungen des Christentums denken wir hier.

Wir dürfen also konstatieren, daß das Christentum am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts alle anderen Religionen überragt, sowohl numerisch als durch die Beschaffenheit der seiner Leitung unterstellten Völker, also unter den vorhandenen Religionen quantitativ und qualitativ die erste Stelle einnimmt. Eine Tatsache von allergrößter Bedeutung für Gegenwart und Zukunft!

2.

Wie ist das Christentum Weltreligion geworden? Über sehr wichtige und folgenreiche Abschnitte in der Geschichte seiner Ausbreitung wissen wir wenig oder nichts. Das gilt gerade von den ältesten Zeiten. Auf unkontrollierbare Weise ist es damals hinausgetragen worden bis in die fernsten Grenzländer des römischen Reichs, durch den Kaufmann und durch den Soldaten, durch Familie und Freundschaft, durch alle die tausend Anlässe, die die Menschen nach Rom und von hier zurück in die Provinzen geführt haben. Seit wann das Christentum in Deutschland, in Britannien sicher nachweisbar ist, können wir sagen, aber nicht, wer es hier zuerst gepredigt hat, unter welchen Umständen es seine ersten Erfolge errang. Wie der Wind den Blütenstaub verweht und eine Hand voll Erde in einer Felsenrinne die Lebenskeime aufnimmt, so sind die Worte

des Lebens hinausgeflogen in alle Welt und haben in trostbedürftigen Menschenherzen einen aufnahmebereiten Boden gefunden; wir kennen die Blüten, nicht die Aussaat. In allen Perioden der christlichen Kirche hat auch das Leben einzelner Christen, das christliche Haus, die einzelne Christengemeinde, wenn Leben in ihnen pulsierte, eine Werbekraft ausgeübt; das sind stille, aber sehr wirksame Einflüsse. Auch für den Eindruck christlicher Martyrien gibt uns die Geschichte ein reiches Material an die Hand, nicht etwa nur aus der Zeit der Verfolgungen der ersten Jahrhunderte, sondern wo immer äußere Gewalt den christlichen Glauben zu zermalmen versucht hat, auch im Jahre 1900 in China.

Aber die großen Epochen in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums, die nämlich, die für seine Weltstellung entscheidend geworden sind, weisen nicht auf solche regellosen und sozusagen zufälligen Ursachen zurück, sondern sind durch besondere, im Interesse dieser Ausbreitung unternommene, Veranstaltungen herbeigeführt worden, d. h. durch Unternehmungen der christlichen Mission. Das lehrt uns die erste grundlegende Zeit des Christentums, das Zeitalter der Apostel, deren Arbeitserfolge von keiner späteren Zeit übertroffen worden sind, wie deren Predigt für alle Zeiten vorbildlich ist. Als dann die Stürme der Völkerwanderung sich gelegt hatten und jene Staatswesen sich herauszubilden begannen, die zu Trägern der europäischen Geschichte in dem folgenden Jahrtausend berufen waren, war es Papst Gregor der Große, der zu den Angelsachsen die ersten christlichen Sendboten ausschickte und damit ein größeres Werk in Angriff nahm als nur die Christianisierung dieses einen begabten Volkes; denn durch ihn hat Rom seine Hand auf die Mission gelegt. Und als neun Jahrhunderte später neue unbekannte Länder in den Gesichtskreis der europäischen Völker rückten, ist es wiederum nicht dem Zufall überlassen geblieben, ob sie von dem Christentum Kunde erhielten, sondern es wurden zu dessen Verbreitung jene umfassenden Veranstaltungen getroffen, die in Franz Xavier ihren bedeutendsten Repräsentanten und erfolgreichsten Pionier gefunden haben. Auch die letzte Phase in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums, die im achtzehnten Jahrhundert einsetzte und bis in die Gegenwart fortdauert, die Zeit der letzten großen Länderentdeckungen mit ihrer großartigen Erweiterung unserer Kenntnis der Erdoberfläche war das Werk der Mission, auf pro-

testantischem Boden wesentlich durch die starken Impulse des Pietismus und des Methodismus eingeleitet. Mögen wir also auch bei einem Überblick über die Geschichte des Christentums auf kürzere oder längere Zeitabschnitte stoßen, in denen der Trieb, es in die heidnischen Länder hinauszutragen, geschlummert hat oder so schwach war, daß er sich nicht in entsprechendes Handeln umzusetzen vermochte, so erweist doch die Gesamtentwicklung der christlichen Religion, daß von ihr Mission getrieben worden ist, solange sie existiert, d. h. die Mission ist eine Lebensbetätigung des Christentums, die sich mit Naturnotwendigkeit aus seinem Grundcharakter ergibt.

Die Art missionarisch zu arbeiten, ist freilich in den verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. Neben die Predigt trat im Mittelalter die Gründung von Klöstern und die Neuzeit fügte die Schule und das gedruckte Wort hinzu; an starken Abweichungen in der Methode fehlt es auch heute nicht. Das Entscheidende aber ist, daß zurzeit fast alle christlichen Kirchen, jedenfalls alle größeren Kirchen missionarisch tätig sind, und zwar mit wachsendem Eifer. Die Papstkirche spannt ihre Seile weit und versteht es, ebenso sehr die Gegenwart auszukaufen wie für die Zukunft vorzubauen. Aus der zentralen Leitung ihrer die ganze Welt umspannenden Unternehmungen ergibt sich für sie die Möglichkeit einer Missionsstrategie, die die Arbeitskräfte auf die wichtigsten Punkte konzentriert, und sie ist zugleich durch ihren Gesamtcharakter in der glücklichen Lage, die Angriffskraft der einzelnen von ihr ausgesandten Kolonnen im gegebenen Augenblick zu steigern oder in Fällen der Bedrängnis ihnen weitgehende Hilfe zu gewähren, dadurch, daß sie ihre politische Macht und ihre Autorität zu ihren Gunsten in die Wagschale wirft. Über die Wirksamkeit der anatolischen Kirche dringt verhältnismäßig wenig zu uns, aber wir dürfen aus dieser unzureichenden Berichterstattung nicht falsche Folgerungen ziehen. Tatsächlich schieben sich ihre Vorpostenlinien vor mit den Grenzen des russischen Reiches und darüber hinaus. Daß innerhalb des Protestantismus die Mission eine Macht geworden ist, braucht als eine unbestrittene Tatsache hier nur konstatiert zu werden. Und von Jahr zu Jahr wachsen seine Arbeitsfelder, kaum reichen die Kräfte aus, um den sich immer neu erschließenden Aufgaben gerecht zu werden.

Dem oben gewonnenen Resultat, daß das Christentum den anderen Weltreligionen überlegen ist, dürfen wir also die weitere

Aussage hinzufügen, daß die gegenwärtige religionsgeschichtliche Stellung des Christentums das Werk der Mission ist. Darin liegt eine Legitimation der Mission wie sie umfassender und durchschlagender gar nicht geliefert werden könnte. Es ist ihre Bewährung durch ein unter den verschiedensten Bedingungen, zum Teil unter den schwierigsten Verhältnissen, auf breitester Basis angestelltes Experiment, durch das größte, das sich denken läßt, durch die Geschichte. Die Beachtung dieser Tatsache würde vielleicht jene vorschnellen Kritiker etwas vorsichtiger machen, die sich berechtigt glauben, aus wirklichen oder angenommenen Mißgriffen im einzelnen den Schluß auf die Erfolglosigkeit „der Mission" zu ziehen.

3.

Aber wie hoch wir auch diese Ergebnisse der Geschichte werten, wir können bei ihnen nicht stehen bleiben und dürfen uns nicht mit ihnen begnügen. Wir müssen uns darüber klar sein, worin die von dem Christentum tatsächlich bewiesene Überlegenheit über andere Religionen begründet ist, wodurch es befähigt war und befähigt ist, andere Religionen zu verdrängen und zu ersetzen. Das ist eine Frage, auf die wir eine Antwort suchen müssen, nicht nur weil sie allein das Verständnis eines wichtigen Teiles der Geschichte des Christentumes vermittelt, sondern vor allem deshalb, weil von der befriedigenden Antwort auf diese Frage unser inneres Recht, die organisierte Verbreitung der christlichen Religion, die Mission, zu unterstützen abhängt.

Wir sind uns darüber nicht im unklaren, daß sehr starke Gründe vorliegen müssen, welche sie empfehlen, ja zur Pflicht machen; denn gewichtige Einwände können gegen sie ins Feld geführt werden. Wenn allein die evangelische Christenheit im Jahre 1905 mehr als sechsundsiebenzig Millionen Mark für Zwecke der äußeren Mission verwandt hat — ungerechnet die auf den Missionsgebieten selbst für das Missionswerk aufgebrachten vierzehn Millionen — so ist das eine Aufwendung von so beträchtlicher Höhe, daß unwillkürlich der Gedanke an die großen, aber aus Mangel an Mitteln gar nicht oder nur ungenügend gelösten Aufgaben der heimatlichen Kirche sich aufdrängt. Es repräsentieren ferner die siebzehntausendfünfhundert europäischen und amerikanischen Missionare, Missionarsfrauen und Missionarinnen, die in dem genannten Jahr aktiv in der evangelischen Mission Verwendung fanden, ein solches Kapital geistiger,

geistlicher und sittlicher Kraft, daß die sie aussendende Kirche nur dann die Verantwortung für dessen Verbrauch in dem Dienst der Mission übernehmen kann, wenn sie die feste Zuversicht hat, mit diesem Verbrauch tüchtiger, zum Teil bester Kräfte Gottes Willen zu vollziehen. Aber noch mehr! Die Einführung des Christentums bedeutet für jedes Volk einen tiefen Eingriff in sein gesamtes Leben. Die Volksseele wird bis in ihre tiefsten Tiefen erschüttert und indem es sich von seinem bisherigen Glauben loslöst, löst es sich zugleich los von seiner Vergangenheit, bricht es mit seinen Traditionen, verliert es den Halt seiner Sitte. Auch im allergünstigsten Fall d. h. wenn es dem Christentum wirklich gelingt, Wurzel zu schlagen und das Volkstum lebensvoll zu durchdringen, wird diesem unter normalen Verhältnissen stets langsam sich vollziehenden Prozeß eine höchst kritische Übergangszeit vorangehen, die große Gefahren für das gesamte Volksleben umschließt. Es ist klar, daß alle diese und ähnliche schwere Bedenken sehr starke Gegengewichte bedürfen, wenn wir trotz ihrer Mission treiben wollen, nicht nur in Festhaltung einer liebgewordenen Gewohnheit, sondern indem wir uns der Gründe unseres Handelns bewußt sind.

Nun zeigt uns allerdings die Geschichte des Christentums, daß im Laufe der Jahrhunderte sehr verschiedenartige Missionsmotive wirksam geworden sind. Wie viele sind ausgezogen als Sendboten des Evangeliums, weil der Missionsdienst Entbehrungen, nicht selten schwere Entsagungen verheißt und die Aussicht eröffnet, die höchste asketische Leistung vollbringen zu können, das Leben im Martyrium dahinzugeben. Ein Bonifatius hat dieses Ziel erreicht, viele haben es erstrebt und nicht wenige würden noch heute beglückt sein, wenn sie in die Reihe der Blutzeugen der Kirche einrücken dürften. Nicht selten auch haben weitschauende Politiker für die Ausbreitung des Christentums starkes Interesse bekundet. Daß christliche Gemeinden ein guter Grenzschutz gegen unruhige heidnische Nachbarn sind, hat schon Karl der Große gewußt und daher an der Christianisierung der Sachsen gearbeitet. Die gleiche Einsicht ist in der Gegenwart in England, Frankreich, Rußland verbreitet, nur daß die Früchte dieser Politik bald der evangelischen, bald der römisch-katholischen, bald der anatolischen Kirche zufallen. Auch hierarchisch-kirchliche Interessen haben sich als eine kräftige Anreizung zu missionarischen Unternehmungen erwiesen. Denn da die römische Kirche von dem Bewußt-

sein beherrscht ist, daß sie von Gott dazu berufen ist, ihren Bereich über die ganze Welt auszudehnen, hat sie ihrer großangelegten ökumenischen Kirchenpolitik wie die Unterwerfung der Ketzer, so auch die Unterwerfung der heidnischen Völker als Spezialaufgaben eingegliedert: der ganze Erdkreis soll werden „katholisches Land.“ Da zugleich in ihr die Vorstellung lebt, daß nur in ihrer Mitte die Erreichung der Seligkeit möglich ist, scheint es, daß sie zu einer Missionstätigkeit gelangen könnte, die lediglich durch die Rücksicht auf das Wohl der Objekte dieser Arbeit bestimmt wäre. Aber der Begriff der Kirche als eines religiös-politischen Organismus führt notorisch dazu, daß sich mit ihrer Missionsarbeit auch Machtfragen verquicken. Es liegt uns fern, bestreiten zu wollen, daß auch Missionsunternehmungen, die durch das asketische, durch das politisch-kolonisatorische, durch das hierarchisch-kirchliche Missionsmotiv hervorgerufen worden sind, segensreiche Wirkungen erzielt haben. Der Grund liegt darin, daß sie wohl nur in seltenen Fällen isoliert in Kraft traten, vielmehr meist in Kombinationen, so daß neben dem im Mittelpunkt stehenden Motiv noch andere, sicher oft tief religiöse Erwägungen als Unter- oder Nebenströmung sich geltend machten. Aber es ist von Wichtigkeit, darüber volle Klarheit zu schaffen, daß in allen diesen Fällen die Mission zugleich in den Dienst nicht-missionarischer Zwecke gestellt wird, mag dieser Nebenzweck nun darin bestehen, Anlässe zu heroischen Taten zu liefern oder durch die Disziplinierung der ansässigen Bevölkerung die wirtschaftliche und politische Entwicklung des betreffenden Gebietes zu fördern, oder endlich den Organismns der römischen Hierarchie zu vervollständigen. Daß wir ein Recht haben, in der Verfolgung solcher Nebenzwecke Gefahren für die Mission zu erblicken, beweist die Geschichte der japanischen Mission des siebzehnten Jahrhunderts, die Geschichte der Mission in den Kolonialreichen europäischer Staaten, die Geschichte der Mission in China. Aber wie es sich auch mit diesen Missionsmotiven im einzelnen Fall verhalten mag, selbst wenn wir ihre relative Unschädlichkeit zugeben wollten, wo sie nicht einseitig und extrem vertreten werden, darüber kann kein Zweifel bestehen, daß sie nicht imstande sind, das Recht des Christentums zur Mission zu begründen. Dieses Recht muß vielmehr aus dem Wesen des Christentums und aus *seinem* Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen abgeleitet werden.

An die Spitze stellen wir die Überzeugung, daß wir in dem Chri-

stentum die absolute Religion besitzen. Damit sprechen wir aus, daß es die Religion der höchsten und vollkommenen Offenbarung Gottes ist, daß es einzigartige Güter umschließt und alle anderen Religionen überragt. Wir bestreiten damit nicht, daß auch andere Religionen Wahrheitselemente enthalten, ebensowenig, daß sich unter ihnen Abstufungen finden, wohl aber, daß das Christentum und andere Religionen gleichgesetzt werden dürfen und aus der Vereinigung von Elementen des Christentums und Elementen anderer Religionen eine neue, dem Christentum überlegene Religionsform zu erwarten wäre. Die christliche Mission hat allerdings die Aufgabe, bei ihrer Predigt an die von ihr vorgefundenen Wahrheitselemente anzuknüpfen, sie wird vielleicht auch gut daran tun, ihren Sendboten eine noch gründlichere religionsgeschichtliche Ausbildung zuzuwenden, um deren Befähigung zu solcher Tätigkeit noch zu steigern; aber dieses Entgegenkommen und Anerkennen darf nicht dazu verführen, die Grenzlinie zwischen dem Christentum und den Religionen Japans, Chinas, Indiens zu verwischen, und den Anschein zu erregen, als ob das Evangelium von Jesus Christus und diese Religionssysteme sich vereinigen ließen. Das Christentum verträgt keine Kompromisse, die in das Labyrinth des religiösen Synkretismus hineinführen, das zwanzigste Jahrhundert sollte das zweite studieren. — Wir sind ferner der Überzeugung, daß die christliche Religion für die ganze Menschheit bestimmt ist und verweisen auf ihre durch die Geschichte d. h. durch die Erfahrung erwiesene Befähigung, unter allen Völkern heimisch zu werden. Seit das Christentum seinen ersten großen Sieg auf dem Boden des römischen Weltreichs erfocht und den ihm feindlichen verbündeten Mächten des Staates, der Gesellschaft, der Kultur nicht erlag, sondern sie niederzwang, hat es Gelegenheit gefunden, unter den denkbar verschiedensten Verhältnissen, unter hoch und unter minder begabten Nationen die ihm innewohnende Kraft zu betätigen. An Mißerfolgen hat es ihm freilich nicht gefehlt, auch nicht an Rückschlägen, Fehlgriffe sind nicht ausgeblieben, auch nicht schwere Verirrungen, aber den Gang des Christentums durch die Weltgeschichte haben sie nicht gehemmt. Wir finden es vielmehr auf allen Stufen der Kultur, wir sehen, daß seine religiösen Vorstellungen und Lebensanschauungen in Europa und unter dem Sternenbanner, unter Eskimos wie unter Hottentotten, im Lande des Drachen wie in dem *geheimnisvollen* Indien wie dort, wo die Kirschblüte besungen

wird, eine Macht geworden sind oder wenigstens Wurzel geschlagen haben. Durch diese Entwicklung über alle Erdteile ist die universale Veranlagung des Christentums sicher gestellt, mögen ihm auch in nicht wenigen Gebieten große in die Auge fallende Erfolge noch versagt sein. Und wenn uns aus dem Besitz von Kolonien besondere Verpflichtungen gegen „unsere" Heiden erwachsen oder wenn die heutige Weltlage uns nahe legt, in der nächsten Zukunft Ostasien besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so wird auch dadurch das Urteil nicht in Frage gestellt, daß wir grundsätzlich alle nichtchristlichen Völker in gleicher Weise als Missionsobjekt zu betrachten haben. Noch heute begegnen wir freilich der Ansicht, daß das Christentum für tiefer stehende Völker nicht geeignet ist, aber sie wird durch die Geschichte der christlichen Mission widerlegt. — Gesteigert und gerechtfertigt wird dieser Ausbreitungstrieb des Christentums durch die unser Mitleid weckende und uns zur Hilfe aufrufende Beschaffenheit des Heidentums. Die Worte der Weisheit, die aus Indien zu uns herüberklingen, auch aus China, werden von uns voll gewürdigt, auch mancher feine Zug des Bushido. Aber wo sind denn diese Blüten heidnischer Weisheit für das Volksleben befruchtend geworden, für die Stellung der Frau, für die Schätzung des Menschenlebens, für die Beweisung von Humanität gegenüber dem Kranken, dem Armen, dem Verwahrlosten? Woher kommt es denn, daß überall dort, wo christliche Nächstenliebe jetzt in heidnischen Ländern ihre geräuschlosen Triumphe feiert, sie zuerst tief gewurzeltes Mißtrauen überwinden mußte, da der Begriff des selbstlosen, uninteressierten Handelns im Dienste eines anderen dem Heidentum fremd war, in Japan wie in China, auch in Indien? Wo liegt das Land und wo lebt das Volk, in dem wir nicht auf Aberglauben stoßen, der die Bevölkerung bedrückt, auf Religionen, deren Anhänger nicht von Furcht uud Angst beherrscht sind, auf gesellschaftliche Verhältnisse, die uns nicht auffordern, helfend einzugreifen, sobald wir sie kennen gelernt? Den Eindruck der Hilfsbedürftigkeit heidnischer Völker stuft sich wohl ab und modifiziert sich, aber die Wirkungen des Mangels, daß sie den einen wahren Gott nicht kennen, lasten auf allen.[1])

---

1) Von einem grundsätzlich anderen Standpunkte aus erhebt E. Troeltsch, Die Mission in der modernen Welt: Christliche Welt 1906, Nr. 3, Spalte 56 ff. die Forderung, daß die Mission „nur da eingreifen sollte, wo Anlaß und Bedürfnis dazu vorhanden ist" d. h. nur dort, wo das Eindringen der europäi-

Und endlich der letzte Quellpunkt christlicher Missionsarbeit: Die Erfahrung der Liebe Gottes. Wer das Evangelium als das erlebt hat, was es sein will, wer die Gnade und Vergebung Gottes kennt, wer Christus als seinen Führer durch das Leben erprobt und in dem Christentum seine ganze Welt- und Lebensanschauung verankert hat, ist sich über die Pflicht nicht im unklaren, daß es denen gebracht werden muß, welche von ihm noch nichts wissen. Daß die Betätigung dieser Einsicht in der Form missionarischen Handelns im konkreten Fall allerdings noch von besonderen Bedingungen abhängig ist, wissen wir wohl, das grundsätzlich Entscheidende aber ist, daß lebendiger Glaube mit der Gewalt eines Naturtriebes auf Mitteilung, d. h. auf Mission, hindrängt und zwar um so intensiver je reicher er sich entfaltet und je mehr seine Vertiefung fortschreitet.[1])

---

schen Kultur das vorhandene Volkstum erschüttert hat oder wo die einheimischen Religionen sich in einen Zustand der Auflösung und Zersetzung befinden. Den Weg zu dieser Forderung bahnt sich der Verfasser durch folgende Ausführung. Die Mission in der modernen Welt ist etwas anderes als die altchristliche, als die mittelalterliche, als die pietistische Mission: „Sie ist die Ausbreitung der religiösen Ideenwelt Europas und Amerikas im engen Zusammenhang mit der europäischen Einflußsphäre. Sie achtet das fremde religiöse Leben als wirkliches religiöses Leben und knüpft daran fortführend und entwickelnd an. Sie mischt sich nicht überall wahllos in fremdes religiöses Leben ein, das nach dem Christentum keinerlei Bedürfnis hat und weiß, daß die Christianisierung stets eine gewisse geistige und kulturelle Höhe voraussetzt, wie das Christentum selbst ja erst in der Reife und Überreife der antiken Zivilisation möglich war. Sie ist nicht Rettung und Bekehrung, sondern Erhebung und Entwicklung, jedenfalls Rettung und Bekehrung nur da, wo Religion und Moral im tiefsten Verfall sind, was keineswegs die Regel ist auf heidnischem Gebiet." Ganz konsequent wird daher auch bestritten, daß es „eine allgemeine Christenpflicht" sei, unter den Völkern zu missionieren, „bei denen ihre natürliche Entwicklung nicht oder noch nicht Reife der Notwendigkeit für die christliche Mission herbeiführt." — Leider hat E. Troeltsch es unterlassen, seine theoretischen Aufstellungen mit der Geschichte der christlichen Mission in die durch den Gegenstand geforderte enge Beziehung zu setzen und aus ihr den von ihm befürworteten Bruch mit der bisherigen Missionsmethode zu rechtfertigen.

1) Troeltsch erkennt — Christliche Welt 1906, Nr. 2, Spalte 26 ff. — die Mission als eine Pflicht der christlichen Völker an, und zwar zunächst als eine Pflicht gegen ihren Glauben. „Selbstverständlich ist die Pflicht der Ausbreitung für jeden Bekenner einer umfassenden ethischen und religiösen Weltanschauung, eines die höchste und wichtigste Wahrheit umfassenden Glaubens." Einen weiteren Grund findet er darin, daß das Christentum um seiner selbst willen Mission treiben muß, um seine Kräfte anzuspannen und in der Aus-

Das Bewußtsein von dem Recht des Christentums zur Mission ist auch deren Kraft, das erfahren vor allem die Männer, die in ihrem Dienst stehen. In der Normierung der Anforderungen in bezug auf die geistliche Qualifikation des Missionars sind, wenn nur daran festgehalten wird, daß er nicht als fertiger sondern als werdender Christ hinauszieht, Abweichungen möglich. Aber wenn er nicht felsenfest davon überzeugt ist, daß er den Heiden etwas bringt, was ihnen fehlt und was sie bedürfen und tief durchdrungen ist, daß das Evangelium für die ganze Menschheit bestimmt ist, daß es die Wahrheit enthält, — er bliebe besser daheim; denn er würde mit halbem Herzen arbeiten und seinem Wort würde die Werbekraft fehlen, die nur der von Glaubensgewißheit getragenen Rede entströmt. Als Gesandter Gottes aber kann er ausharren, auch wenn die Zeit des Wartens lange währt wie für die Mission der Brüdergemeine im Himalaya, kann er es ertragen, wenn die eigenen Landsleute ihn schmähen wie in Deutschsüdwestafrika oder wenn Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit sich häuft, wie wir es in Madagaskar erlebten, oder wenn die Frucht jahrzehntelangen Wirkens zertreten wird wie es die Berliner Missionsgesellschaft in Transvaal fürchten mußte.

Die gegenwärtige religionsgeschichtliche Stellung des Christentums haben wir nicht nur als das Resultat einer langen Entwicklung aufzufassen, sondern vor allem als die Basis für seine weitere Entfaltung. An die Mission werden in der Zukunft wohl noch größere Ansprüche herantreten als in der Gegenwart, es kann geschehen, daß einmal große Massen dem Christentum sich anschließen

---

einandersetzung mit anderen Religionen sich weiter zu entwickeln, einen dritten darin, daß die Einheit der Kulturmenschheit nur dann gewahrt werden kann, wenn dem im Osten auftauchenden neuen Völkersystem das Christentum gebracht wird, um zwischen ihm und den abendländischen Völkern eine innerliche, geistige Verbindung herzustellen und dadurch die Gefahren des Rassengegensatzes zu neutralisieren. — Ob dieser zweite und dritte Grund geeignet ist, die Missionspflicht des Christentums zu begründen, ist mir fraglich, denn in beiden Fällen wird die Mission als Mittel für die Erreichung von Zwecken in Anspruch genommen, die außerhalb ihrer Aufgabe liegen, Heiden zu Jüngern Christi zu machen. Selbstverständlich sollen damit die günstigen Rückwirkungen der Mission auf das heimatliche Christentum nicht bestritten werden, darüber herrscht wohl allgemeines Einverständnis, ebensowenig die große Bedeutung der Ausbreitung des Christentums gerade in Ostasien.

werden, wie es in verschiedenen Perioden der Geschichte der christlichen Kirche geschehen ist, und die Zeit wird nicht ausbleiben, in der das japanische, das chinesische und das indische Denken den Versuch unternimmt, die christliche Gedankenwelt selbständig zu verarbeiten. Wir hoffen, daß unsere evangelische Kirche befähigt sein wird, die an einem solchen Wendepunkt in der Geschichte des Christentums ihr zufallenden Aufgaben zu verstehen und weit und groß aufzufassen. Und sie wird dazu imstande sein, wenn sie sich das erhält, was seit Ziegenbalg die Kraft ihrer Missionstätigkeit gewesen ist.

Die Arbeit der rheinischen Mission auf Sumatras Ostküste.

Von Missionar G. K. Simon in Bandar.

(Schluß.)

III. Stationsanlagen.

Erst Mai desselben Jahres 1904 konnte ich mich in Bandar niederlassen. Es galt viele Schwierigkeiten zu überwinden. Schon im Januar waren am See neue Unruhen ausgebrochen; der Platz Tiga Ras, wohin ich meine Frau vorläufig gebracht hatte, sollte abgebrannt werden. Tag und Nacht bewachten die Heiden unser Haus. Stolz erklärte der Häuptling am Strand meiner Frau, daß der Weg zu ihr und unserem Kind nur „über seine Leiche" führe. Aber im Februar erschien der Beamte und führte den Hauptrådelsführer ab. Im April wurde sogar eine militärische Expedition bis an die Nordspitze der gegenüberliegenden Samosir-Insel gesandt und die dreisten Bedroher verstummten.

Tiga Ras wurde nun der batakschen Missionsgesellschaft übergeben. Sie stellte dort einen ordinierten Gehilfen an. Einige Familien sind bereits im Taufunterricht, ein Evangelist arbeitet erfolgreich auf der gegenüberliegenden Insel Samosir. Ein Missionsboot vermittelt den Verkehr mit den alten Gemeinden im Süden. Raja wurde von Missionar Theis übernommen. Zu Raja gehören vier Filiale, auf denen junge Gehilfen durch Schulhalten und Medizinausgeben das Vertrauen der Leute zu gewinnen suchen; Bekehrungen haben noch nicht stattgefunden; die sklavische Furcht des Volkes vor

seinen Häuptlingen hält sie zurück. Der Fürst ist ein kluger Mann, stets höflich, aber auch zurückhaltend. Zu seinen vielen Frauen nahm er kürzlich noch eine Javanin hinzu. Hier ist die Despotie noch ungebrochen. Fürst und Volk hängen fest am alten Heidentum, trotz der drei mohammedanischen Beamten im Dienst des Fürsten.

Sehr wichtig ist es, daß Raja 1905 endlich aus seiner sehr isolierten Lage dadurch herauskam, daß Missionar Guillaume sich in Purba niederlassen konnte. Auf halber Höhe am Bergesrand über dem romantischen See liegt die provisorische Wohnung des Missionars, eine Stunde von der Residenz des Fürsten. Dieser hat einen christlichen Sekretär und wird auch wohl bald eine Schule in seinem Dorf haben. Zum Sonntagsgottesdienst im Dorf stellen sich schon einige Heiden ein. Gottes Wort ist in Purba keine unbekannte Sache mehr.

Schneller als wie gedacht hat sich ein lebhafter Verkehr zwischen dem christlichen Westen und dem Si Balungunland entwickelt; ungestört fahren christliche Händler über den See, eine neue Zeit ist im Nordwesten angebrochen: der Anschluß des christlichen Tobalandes an Si Balungun ist erreicht.

Der Südosten zeigt ein wesentlich anderes Bild als der Nordwesten. Schließen hier hohe Gebirge und das heidnische Volk der Karobatak das Si Balungunland von den mohammedanischen Malaien ab, so ist der Südosten eine gewaltige, sanft zum Meer abfallende Ebene; fast unmerklich geht das Si Balungunland über in das malaiische Gebiet — überallhin kommt seit Jahrzehnten ohne Mühe der mohammedanische Händler, das Heidentum ist bereits unterminiert.

Als wir in unserem provisorischen Häuschen im hohen Steppengras dicht vor Bandar einzogen, sahen wir bald, daß der Islam die Zeit nur zu gut ausgekauft hatte. Ein Mekkapilger hatte sich bei dem Onkel des Fürsten niedergelassen, und im Verhalten desselben war eine sichtliche Veränderung eingetreten. Auf alle Weise wurden Verdächtigungen unter das Volk geworfen; war ich freundlich, so hieß es: das ist der Köder, mit den er euch angelt; warb ich für die Schule, dann hieß es: er wirbt Soldaten für Atjeh; bot ich Medizin an, dann hieß es: er will euch bezaubern; dem Fürsten sagten sie: der Missionar trachtet nach deiner Krone, und dem Volk: *werdet* Mohammedaner, dann hört der Frohndienst auf.

So hat die Mission in Bandar einen harten Stand; ein ver-

borgener Zug des Volkes zum Islam ist unverkennbar; man schämt sich, ein Batak zu heißen; Batak ist ja für den Malaien der Inbegriff alles Schmutzes. Der Mohammedaner läßt sich Malaie nennen; er schämt sich seines Volkstums. Der stetig zunehmende Handelsverkehr mit der Küste weckt solche Gefühle in ihnen.

Gegenüber diesen nationalen Strömungen tritt das religiöse Motiv zurück. Dennoch entwerfen auch hier wie sonst die Wanderlehrer des Islam phantastische Bilder von der ewigen Strafe, welche die Christen trifft. Die Moslem werden die Christen als Brennholz gebrauchen, jeder Christ wird siebenmal gebrannt, nachdem er ins Grab gelegt ist, der Moslem aber wird selig. Daß also hier das eschatologische Moment als Hauptzugmittel bei der islamitischen Propaganda in dem Vordergrund steht ist bedeutsam für den Islam überhaupt; die Lehre von der Einheit Gottes dagegen tritt auffallend zurück.[1])

Die Lehre vom Himmel macht freilich bei dem gewöhnlichen Volk noch nicht so arg viel Eindruck, wohl aber die Zauberei. Die ordinärste Taschenspielerei zu treiben, um sich vor dem Volk als Gottesboten zu legitimieren, verschmäht der heilige Hadji nicht. Er ruft Bismillah und wirft einen Dollar in einen Eimer voll Wasser, um ihn trocken herauszuziehen. Bismillah ruft der Fechter und macht den Jüngling stark und unverwundbar. — Kein Wunder, daß der Islam besonders für die heranwachsende Jugend seine eigenen Reize hat.

Auch die Schwächen des Islam machen sich schon geltend. Sie sollen uns Mut machen. Als der Hadji kaum ein Jahr hier war, erschienen plötzlich Kollegen und erklärten seine Lehre als Abfall vom wahren Islam. So verketzert ein Lehrer den andern, sie sind keine geschlossene Macht. Allmählich beginnt die Unwissenheit und Habsucht der herumziehenden Lehrer des Islam dem Volk aufzugehen; sie lehren nur für Geld, sie verachten und verspotten die Heiden. Schon jetzt begreifen manche, daß die christlichen Lehrer ihre Freunde sind. Auch die leichtsinnigen Ehescheidungen der Mohammedaner sind dem Batak unsympathisch, sie widerstreiten zu sehr dem Herkommen. Freilich dieser konservative Zug, der die väterliche Sitte

1) Schon hieraus ist ersichtlich, daß der Islam hier im Volksleben ein ganz anderes Gepräge hat, als wir es gewöhnt sind. Im einzelnen kann dafür der Nachweis hier *nicht* gebracht werden. D. Verf.

liebt, bietet nur geringen Schutz vor dem andringenden Islam; denn dieser weiß sich der heidnischen Sitte trefflich anzubequemen. Er stellt keine hohen Anforderungen: höchstens verlangt er Abschaffung der Schweine; der neubekehrte opfert wie früher den Geistern, raucht Opium, wählt Tage und bleibt was er früher war; der Zauberer zaubert weiter, das Medium der Geister bleibt bei seinem einträglichen Geschäft. Nur eins wird allen fest eingeprägt: wilder Haß und hoffärtige Verachtung gegenüber allem was Christentum heißt.

Man könnte fragen, ob es praktisch war, bei einer solchen Stimmung des Volkes so nahe an der malaiischen Grenze eine Missionsstation anzulegen. Allein der Lebensunterhalt im Inneren der Insel ist z. B. noch so schwierig, daß es nur mit ganz ungeheuren Kosten möglich ist, im Innern als Europäer zu leben. Selbst hier im fruchtbaren Bandar lebt ein Teil der Bevölkerung von importiertem Reis, der gegen Guttapercha eingetauscht wird, weil der Reisbau noch so sehr darnieder liegt, daß importierter Reis sich billiger stellt als der einheimische.

Ausschlaggebend für die Besetzung von Bandar aber war ein ganz anderer Gesichtspunkt: Bandar sollte der Mittelpunkt werden für eine ausgedehnte Evangelisationsarbeit durch inländische Gehilfen. Kann man auf dem Missionsgebiet der Westküste etwa 10 000 Seelen auf die Quadratmeile annehmen, so muß man hier im Osten, selbst in relativ gut bevölkerten Gegenden, mit 1000 Seelen auf die Quadratmeile zufrieden sein, dabei aber bedenken, daß zwischen den bevölkerten Distrikten weite ganz unbewohnte Urwald- und Steppenpartien liegen. Nur selten trifft man geschlossene Dörfer. Das trockene durch Raubbau gewonnene Reisfeld des Urwalds verlangt weite Waldflächen, alle drei bis sechs Jahre muß ein neues Waldstück urbar gemacht werden. Gummi-, Pfeffer- und Kokosanpflanzungen brauchen riesige Flächen, das zieht die Bevölkerung auseinander. Der sandige Boden der Ebene saugt das Regenwasser auf, ohne daß sich ein Bach bilden kann. Die Ansiedlungen der Menschen folgen darum den größeren, das felsenarme Gelände in tiefen Einschnitten durchfurchenden Flüssen — daher die unbewohnten flußarmen Strecken, die unheimlichen Behausungen der Tiger und Elefantenherden. Diesen eigenartigen Zuständen mußte die Mission sich akkommodieren, es wurden also auch für Bandar zwei odinierte Gehilfen freigestellt. Ihre Arbeit umfaßt ein weites Gebiet. Zwei

Tagereisen westlich von Bandar wurde der Pandita Jonas stationiert. Ein dortiger junger Fürst, der Tuan Dolok bosi, hatte uns bei unserer ersten Reise sehr freundlich aufgenommen. Aber kaum hatten wir das Dorf verlassen, als die Mohammedaner, besonders der Schwager des Fürsten, der Radja Si Antar, den Mann gegen uns aufhetzten. Rückgängig konnte er die Erlaubnis zum Bau nicht machen, aber auf alle Weise legte er uns Hindernisse in den Weg. Er verbot einfach seinen Untertanen das Betreten des Panditahauses, ja diese wagten nicht einmal, Betel und Reis zur Begrüßung zu senden, die Häuptlinge verboten sogar insgeheim den Verkauf von Nahrungsmitteln an den Pandita. So muß aller Reis durch Träger zwei Tagereisen weit geholt werden. Zu alledem erkrankte die Frau des Jonas so schwer, daß er sie auf die Missionsstation transportieren lassen mußte; ein junger Lehrer übernahm seinen Posten.

Auf dem Wege nach Dolok bosi werden zur Zeit zwei kleinere Wohnungen für jüngere Gehilfen gebaut, sie suchen durch freundschaftlichen Verkehr und Austeilen von Medizin das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. Auch hier beginnt der Islam eben seinen Einzug zu halten.

Für den Pandita Martin tat Gott uns in merkwürdiger Weise eine Tür auf in Tano Djawa. Der Fürst des Landes wollte keine Mission in seinem Lande dulden; das große Land, welches die Festlandverbindung mit dem Missionsgebiet in Toba bildet, und noch ganz heidnisch ist, blieb uns verschlossen. Nun lebte aber im Land eine alte vornehme Familie, die früher Teil gehabt an der Herrschaft; um den beständigen Intriguen dieser Familie ein Ende zu machen, entfernte die Regierung den Sohn aus den Händen seiner intriguanten Mutter und Großmutter und ließ ihn die Regierungsschule an der Küste besuchen. Dieser junge Mann wandte sich an die Mission mit der Bitte, ihm einen Lehrer zu geben, damit er in seinem Dorfe unterrichtet werden könne, und nicht mehr an der Küste zu wohnen gezwungen sei. Die Regierung erklärte sich einverstanden, und der junge Tuan Long Brain erhielt den Pandita Martin, Neujahr 1905, als Lehrer. Der Unterricht des Fürstensohnes ließ diesem reichliche Zeit zur Evangelisation. Der Übertritt des Tuan Long Brain steht zu erhoffen; wichtiger ist, daß sich noch in demselben Jahre zwei weitere Plätze fanden, an denen Gehilfen stationiert werden konnten. Auf seinen Reisen wurde dem Pandita eines Tages

mitgeteilt, daß in der Nähe eine Familie wohne, die schon seit Jahren „Gottes Wort besitze." In der Tat fand er mitten im Urwald eine Familie, die durch einen Verwandten aus dem fernen Balige, der dort christlicher Ältester war, für das Christentum gewonnen war. Sie feierten den Sonntag und hatten sich vom Heidentum losgesagt; sie erhielten sofort einen jungen Mann, der ihre Kinder unterrichtet. Und schon beginnt es sich unter den umwohnenden Heiden zu regen. Diese Familie ist ein merkwürdiger Beweis für die Wirksamkeit des Geistes Gottes: der Mann hatte in den Jahren des Alleinseins nichts als ein Gebet, das er halb gelernt, halb selbst gemacht. Dies Gebet spricht er täglich mit großer Inbrunst nach den Mahlzeiten. Mit dieser Waffe überwand er die großen Anfechtungen eines jung Bekehrten, pflanzte Reis ohne den heidnischen Spuk, verzichtete auf Zauberei selbst bei schwerer Krankheit, überall half ihm der eine Satz: Gottes Wille geschehe, er ist der Schöpfer des Himmels und der Erde.

In diesem Tano Djawa scheinen sich noch weitere Türen auftun zu wollen. Einige mächtige Häuptlinge am See taten sich Mitte 1905 zusammen und erklärten, unbekümmert um den Willen des Fürsten von Tano Djawa, einen Missionar aufnehmen zu wollen; so konnte Oktober 1905 Missionar Weißenbruch Parapat am See besetzen. Damit ist die Kette der Missionsstationen zwischen dem Si Balungunland auf der Ostküste und dem alten Missionsgebiet auf der Westküste geschlossen.

Freilich die Maschen des Netzes sind weit: von Bandar nach Südwesten bis Parapat sind vier Tagereisen, von Bandar nach Nordwesten bis Raja sind es drei Tage — wie soll das zwischenliegende Land bearbeitet werden? Zu diesem Zweck ist versuchsweise in Bandar eine kleine Schule für Evangelisten eingerichtet. Hier sollen Jünglinge oder womöglich junge verheiratete tüchtige Christen ausgebildet werden zu Evangelisten und zu einer Art Katecheten für die abgelegenen Plätze. Auf der Schule befinden sich zur Zeit erst vier Schüler, eine Anzahl lernt vorläufig bei älteren Gehilfen Sprache und Land kennen, um im nächsten Jahr in der Schule geordneten Unterricht zu erhalten.

Leider können die großen Seminare auf der Westküste mit 160 *Zöglingen* zur Zeit kaum den starken Bedarf der alten Missions*stationen* decken. Für unsere Arbeit sind darum wenig ausgebildete

Lehrer zur Verfügung. Unter dem Mangel an vorgebildeten Gehilfen leidet die junge Arbeit außerordentlich.

Zurzeit arbeitet also die Rh. M. auf der Ostküste Sumatras auf vier Hauptstationen: Raja (1903), Bandar (1904), Purba und Parapat (1905), mit vier europäischen Missionaren.

Diesen stehen zur Seite an Nationalgehilfen, auf die Missionsstationen und und elf weitere Plätze verteilt: drei ordinierte Prediger (pandita batak), zwei seminaristisch gebildete Lehrer, sechs anderweitig vorgebildete Lehrer, vier Evangelisten, sechzehn Hilfslehrer beziehungsweise Evangelistenschüler. Im Taufunterricht befanden sich November 1905 etwa dreißig Personen; ungefähr dreißig Schulkinder besuchten die Schulen.

Vorläufig nehmen die Häuptlinge noch eine abwartende Stellung ein, und keiner der Untertanen wagt es, aus Furcht vor jenen, überzutreten. Eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bereitet auch der abweichende Dialekt. Es kostet den Gehilfen aus dem Volk einige Monate, bis sie sich in den fremden Dialekt eingelebt haben; für eine erfolgreiche missionarische Einwirkung bedarf es noch längerer Zeit. Auch mit sprachlichen Arbeiten ist ein Anfang gemacht, Katechismusteile und einige biblische Geschichten sind übertragen unter Assistenz eines sprachlich begabten Gehilfen; das fertiggestellte wird auf einem Mimeograph in Bandar vervielfältigt, eine Fibel ist bereits gedruckt. Mit Hilfe dieses Apparates sollen dann auch in der batak-sibalungunschen Schrift biblische Stücke hergestellt werden. Die Lesekunst ist nämlich auffallend verbreitet und zwar so, daß in manchen Distrikten bis siebzig Prozent der erwachsenen Männer lesen kann. Es ist Sitte, daß der Vater den Sohn lesen lehrt.

IV. Bedeutung der Arbeit.

Si Balungun heißt zu Deutsch „die Einsame"; reitet man durch die weiten Steppen und die schier endlosen Urwälder, so hat man eine starke Empfindung dafür, wie wahr der Name ist. Aber auch „die Einsame" darf auf köstliche Verheißungen in der Schrift hinweisen und die Mission darf am wenigsten den Armen und Verkommenen ihre Hilfe versagen. Möglich ist, ja wahrscheinlich, daß Si Balungun noch einmal eine Bedeutung erlangen wird. Auf dem alten Missionsgebiet wird von Jahr zu Jahr das Land knapper, kein Wunder bei der stetig wachsenden Bevölkerung. Es fehlt nicht

an Anzeichen dafür, daß später einmal die aus dem Westen Auswandernden die Urwälder Si Balunguns besiedeln werden. Aber auf solchen unsicheren Zukunftshoffnungen beruht nicht die Bedeutung der Si Balungunmission. Zahlen, wie sie die Mission auf der Westküste aufweist, wird man in Si Balungun nicht erwarten dürfen. Ihre Aufgabe ist eine doppelte, eine positive, wie sie aller Missionsarbeit eignet: dem treuen Hirten, der das eine verlorene Schaf voll Freude auf die Achsel nimmt, Schafe zuzuführen; sodann eine negative: den Islam abzuwehren, den Stoß, der von Osten unserer Mission durch den langsam aber sicher vorwärtsdrängenden Islam droht, aufzufangen und will's Gott kräftig zurückzuwerfen. Damit bewegt sich unsere Arbeit auf der Richtlinie, die gerade in neuester Zeit der Missionsarbeit gestellt wird: Hilfe den durch den Islam bedrohten Heiden und Belehrung den erst seit kurzem zu einem primitiven Islam Bekehrten. In diesem Sinn ist die Arbeit der Rh. M. auf Samatras Ostküste Mohammedanermission, und darin scheint mir ihre besondere Bedeutung — und Schwierigkeit zu bestehen.

Missionsrundschau.

Indien.

Von Julius Richter.

I. Allgemeines.

Die letzten $2^1/_2$ Jahre, über welche sich die vorliegende Rundschau erstreckt, sind für Indien überaus schwer gewesen. Es ist in dieser Zeitschrift wiederholt darauf hingewiesen (z. B. 1905, 344 vergl. Miss. Rev. 1905, 633), daß die Pest mit ungebrochener Gewalt wütet. In jedem Winter scheint sie von Oktober bis Januar ein wenig nachzulassen, um dann im Februar wieder mit verdoppelter Kraft einzusetzen. Alle Mittel, der verheerenden Seuche Einhalt zu gebieten, haben sich als nicht ausreichend und im Grunde wirkungslos erwiesen. Man hat sich mit der furchtbaren Krankheit fast wie mit einem unvermeidlichen und dauernden Übel abgefunden. Manche Gebiete, wie Maisur, der Pandschab, Bombey und seine weitere Umgebung sind in jedem Jahre von neuem schwer heimgesucht. Wo die Pest ausbricht, verbreitet sie namenlosen Schrecken; wer fliehen kann, eilt von dannen; die Schulen werden geschlossen, die Straßen menschenleer; Wochen- und monatelang kampieren die Einwohner ganzer Dörfer im Felde oder unter Bäumen. Überall in den Pestgebieten ist die Missionsarbeit sehr behindert; die Schulen werden unterbrochen; die Kinder der Kostschulen müssen nach Hause geschickt werden; bei den Reisepredigten begegnet das Volk den Missionaren nicht selten mit offener Feindseligkeit, stehen doch auch sie unter dem weitverbreiteten Verdachte, die eng

lische Regierung verbreite absichtlich die Pestkeime, um durch dies boshafte Mittel die Bevölkerung Indiens zu verringern. Die Missionsärzte und -Krankenhäuser, vielfach auch andere Missionare, Schwestern und eingeborene Helfer kämpfen tapfer und furchtlos gegen das entsetzliche Übel. Allerdings sind einige von ihnen diesem Samariterdienst zum Opfer gefallen. Am schwersten betroffen ist das St. Katharinen-Missionskrankenhaus der SPG. in Kahnpur, wo im Januar 1904 innerhalb eines halben Monats die Missionsärztin, die leitende Pflegeschwester, der eingeborene Apotheker und die farbige Diakonisse von der Pest dahingerafft wurden. Im allgemeinen bleiben Gott sei dank sowohl die Missionare wie die eingeborenen Christen von der Pest in bemerkenswerter Weise verschont; nächst der gnädigen Bewahrung Gottes, den gesunderen Lebensverhältnissen und der größeren Reinlichkeit hat das seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß sich die Christen infolge des Vertrauens, das sie zu ihren Missionaren haben, willig der Haffkineschen Schutzimpfung unterworfen.

Leider ist nach den furchtbaren Notjahren 1897 und 1900 noch immer kein normaler Regen, wenigstens nicht in allen Provinzen Indiens gefallen. Zumal in dem großen Landstrich des östlichen Dekkan und der Ostküste vom Godaveri bis zum Kaweri hinunter hat in weiten Landschaften — in der Hermannsburger Telugu-Mission, in dem Madras-Landdistrikt, in der wesleyanischen Haiderabad-Mission, auch in der reformierten Arkot-Mission und der Madura Provinz — der Mangel und die Sorge selbst um kümmerlichen Regenfall nicht aufgehört; wieder und wieder hat entweder der Südwest- oder der Nordostmonsun versagt. Auch das so oft heimgesuchte Radschputana hat seit 1904 wieder böse Zeit; die Regierung hatte um die Jahreswende 1905/06 dort bereits wieder 40 000 Menschen an Notstandsarbeiten, die dadurch kümmerlich vor dem Hungertode bewahrt wurden. In einem großen Teile des Pandschab hatte die Baumwollernte, eines der wichtigsten Landesprodukte, versagt. In der Provinz Madura im Süden war in manchen Landstrichen nur eine Einanna-Ernte d. h. nur 1/16 des normalen Ertrages.

Zwei politische Ereignisse haben im letzten Jahre (1905) Indien in hervorragendem Maße beschäftigt. Am 20. August resignierte der hochbegabte Lord Curzon als Vizekönig, nachdem eben 1903 seine Amtsdauer ausnahmsweise bis 1908 verlängert war; Lord Minto wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Es hatte schon einige Monate gekriselt; schließlich aber kam diese Wendung gänzlich überraschend und ist in weiten Kreisen aufrichtig bedauert. Die Reibungen zwischen Lord Curzon und dem infolge des südafrikanischen Krieges sehr populären Lord Kitchener über die Abgrenzung der Befugnisse des Vizekönigs und des Oberstkommandierenden der indischen Armee, also technische Fragen auf dem Hintergrunde des britischen Imperialismus, haben den Bruch herbeigeführt. Lord Curzon galt als der seit Lord Dalhousie (1848—56) tüchtigste Vizekönig Indiens. Sein ausgeprägtes Pflichtbewußtsein, seine rastlose Arbeitsfreudigkeit und sein verständnisvolles Interesse für die ostasiatischen Fragen machten ihn für Indien zu einem leuchtenden Vorbild. Den Kreisen und Bestrebungen der Mission hat er ohne Verständnis und Sympathie, ja teilweise direkt feindselig gegenüber gestanden.

Und durch sein rücksichtslos herrisches Durchgreifen hatte er doch auch viel Entfremdung hervorgerufen. Das trat in besonders auffälliger Weise hervor bei seiner letzten großen staatsmännischen Tat, der Teilung von Bengalen. Die Lieutenant-governorship Bengalen mit 151 185 engl. Quadratmeilen und 74¾ Millionen Einwohnern (gegen 174 300 engl. Quadratmeilen und 32½ Millionen Einwohnern im Königreich Preußen) war in der Tat für eine Provinz zu groß; eine Teilung war dringend erwünscht. Aber die Art, wie Lord Curzon — und zwar ohne darüber die maßgebenden lokalen Instanzen zu befragen — die Teilung angeordnet hat, ist vielfach angefochten. Er hat die östlichen Distrikte von Bengalen, die Division Radschschahi und die Distrikte von Dakka und Tschittagong mit Assam zusammengelegt und daraus eine neue Provinz „Ost Bengalen und Assam" gemacht, welche immerhin noch 31 Millionen Einwohner zählt. Die Hauptstadt der neuen Provinz ist Dakka, die frühere Residenz des östlichen Mogulreiches. Das Auffällige nun bei der Durchführung dieser Verwaltungsmaßregel war, daß sie bei den Bengalen in einem Umfang Widerspruch fand und mit einer Erbitterung die Abneigung gegen die englische Fremdherrschaft öffentlich zum Ausdruck brachte, wie das seit dem Militäraufstande von 1857 nicht geschehen war. Die Protestversammlungen jagten sich in Kalkutta und an anderen Verkehrsmittelpunkten; die nationale Begeisterung machte sich in glühenden dithyrambischen Vaterlandsliedern mit dem Kehrreim Bande Mataram, „Heil unser Mutterland", Luft; die Swadeshi- („Unser Heimatland"-) Bewegung verhängte den Boykott über die englischen Importwaren, alle möglichen neuen Gesellschaften traten ins Leben, alle mit einer Spitze gegen England. Diese konvulsivischen Zuckungen eines aus dem Traume erwachenden Volkes haben den englischen Staatsmännern doch viel zu denken gegeben (Harv. Field 1906, 3 ff.). Gewiß war die fast einem Aufstande nahe kommende Bewegung nach vielen Seiten hin unreif und verfrüht. Indien und vor allem Bengalen kann auf die große Wareneinfuhr aus England und Amerika nicht verzichten; es hat sich zuviele Bedürfnisse angewöhnt, die nur auf diesem Wege befriedigt werden können; und selbst die notwendigsten einheimischen Kulturen liegen zur Zeit hoffnungslos darnieder. Zudem beruht die wirtschaftliche Bedeutung Bengalens darauf, daß es den Zwischenhandel zwischen dem Westen und Indien in den Händen hat; die bengalischen Kaufleute würden bei einer folgerichtigen Durchführung der Swadeshi-Bewegung den Ast absägen, der ihnen so reiche Früchte trägt. Zudem hielten sich die Mohammedaner ostentativ fern von diesem Rausche, und sie allein hätten ihn gefährlich machen können. Auf der anderen Seite hat die so offenkundig zur Schau getragene Feindseligkeit gegen England und die englische Herrschaft doch den Herren des Landes einen gewaltigen Schrecken eingejagt; sie hätten das, zumal in Bengalen, nicht für möglich gehalten. Die Bengalen haben in den englischen Schulen etwas wie Patriotismus und nationale Begeisterung gelernt, was Indiens Geschichte bisher fremd war. Es war charakteristisch, daß die Führer der antienglischen Bewegung fast ausnahmslos englisch gebildete Babus waren; allerdings auch das andere, daß die Bewegung über die Kreise der Gebildeten fast nirgends hinausreichte (Int. 1906, 612).

Der Swadeshi-Bewegung liegt übrigens doch wohl ein Wahrheits-

moment zugrunde. Während bisher die Intelligenz Indiens, soweit sie abendländischer Wissenschaft aufgeschlossen ist, sich einseitig den literarischen Studien oder den Jura zugewandt hat, um besoldete Staatsämter zu erlangen, wäre es von großem Werte, daß begabte Inder ihre Kräfte in den Dienst industrieller, bergmännischer oder ackerbaulicher Unternehmungen stellten. Daß die großen natürlichen Hilfsquellen Indiens durch die Intelligenz seiner eigenen Söhne entwickelt und Indien dadurch vom Auslande unabhängiger werde, ist ein hohes und gesundes Ziel dieser phantastischen Bewegung. Ansätze nach dieser Richtung hin finden sich. So hat ein Inder aus der Bombay-Präsidentschaft fünf Jahre in England die Glasindustrie studiert und nun angefangen, ähnliche Werkstätten in Tschota Nagpur einzurichten. Künftig sollen begabten indischen Studenten Stipendien zum Studium abendländischer Industriezweige in Europa verliehen werden.

Die „nationale" Bewegung ist in Indien ein halbes Jahrhundert alt und hat in ihren Zielen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewechselt; heute mehr die Spitze nach außen, gegen die englische Herrschaft und die abendländische Kultur, ein andermal den Blick nach innen, auf soziale und religiöse Reformen richtend. Es ist beachtenswert, daß die Bewegung durch die Siege Japans und den damit herbeigeführten Umschwung der politischen Lage in Ostasien einen neuen Charakter bekommen hat. „Die Wirkung der japanischen Erfolge auf die Gebildeten Nordindiens", schreibt Missionar Andrews in der Quartalzeitschrift der SPG.: The East and the West, „ist überraschend und unmittelbar gewesen. Eine Flutwelle der Begeisterung ist über alle unsere Städte dahingegangen und hat neue Hoffnungen und neue Ideale erweckt. Ein älterer Mann sagte mir: Seit dem Militäraufstande 1857 hat sich nichts ähnliches ereignet. Ich will nicht gerade sagen, daß die Bewegung unloyal sei; es ist das Erwachen eines neuen nationalen Geistes und die Hinrichtung aller Augen auf Japan als das wahre Vorbild des Ostens. Nach der passiven, fatalistischen Ergebung, als sei das Vordringen des Westens ein unausweichliches Geschick, ist nun die lebendige Hoffnung erwacht, daß doch noch der Osten sein eigenes Heil sich in orientalischer Weise schaffen werde, und daß Indien eines Tages an der Seite Japans seinen Platz als eine unabhängige Nation einnehmen werde. Ex oriente fiat lux. Studenten, die früher nach Oxford und Cambridge zu gehen strebten, richten nun ihr Angsicht nach Tokyo, und nicht wenige sind schon dorthin aufgebrochen." Es würde zu weit führen, auf die zum Teil sonderbaren Geschichtskonstruktionen einzugehen, mit denen diese neuen Ideale sich zu legitimieren suchen (vergl. Harvest Field 1906, 63 ff.).

In geschickter Weise hat die rührige Leitung der Christl. Vereinigung junger Männer diese Bewegung benutzt und hat zwei hervorragende christliche Japaner, den Pastor Harada von der A. B.-Kongregationalisten Kirche in Kobe und Dr. Sakunoshin Motoda, Professor am Formosan-Kollege in Tokyo, nach Indien berufen, um dort überall Vorträge über Japan und sein Verhältnis zum Christentum und zur christlichen Kultur zu halten. Die beiden Japaner haben sich ihres Auftrags mit großem Geschick entledigt und haben ungeheuren Zulauf gefunden. Der bekannte *John Mott* meint sogar übertreibend, ihre Vortragsreise werde

eins der bemerkenswertesten Ereignisse in der Geschichte des Christentums in Indien werden. Erfreulich ist der Freimut, mit welchem die Japaner die indischen Heiden und Christen auf ihre Schwächen hingewiesen haben: die Heiden, indem sie betonten, das Geheimnis von Japans Größe liege in der rücksichtslosen Entschlossenheit des ganzen Volkes, alles Gute und Große zu lernen, von wem es auch sei, und gälte es auch, die teuersten Bräuche zu opfern; die Christen, indem sie auf die unterschiedliche Stellung aufmerksam machten, welche die Missionare und der ausländische Missionsbetrieb in Indien und in Japan einnehmen. (Harv. F. 1906, 167 f.)

Die letzten Jahre haben wieder auf das eigentümliche religiös-soziale Mischgebilde des Hinduismus überraschende Schlaglichter geworfen; wir können nur einzelne besonders charakteristische Züge anführen, welche in der indischen Presse viel besprochen sind. Menschenopfer sind zwar auch im „höheren Hinduismus" verboten, und Freunde und Verehrer des indischen Volkes wollen uns glauben machen, sie seien neuerdings in Indien gerade so selten wie Hexenverbrennungen in Deutschland. Allein es vergeht kein Jahr, wo man nicht auffälligen Spuren dieser furchtbaren Form des heidnischen Aberglaubens begegnet. In Majaweram starben beim letzten Badefeste 1905 zahlreiche Menschen schnell an dem Genuß von vergiftetem Zucker, den sie auf dem Wege zum Kaweri in kleinen Päckchen gefunden hatten. Die Untersuchung stellte fest, daß in Tandschaur zwölf Giftmischer mit einem Schwur an die finstere Göttin Kali sich vereinigt hatten, ihr 1000 Menschen zu opfern, wofern sie ihnen Gewalt über die Geister und Reichtum gäbe. Im Pandschab ermordete ein Mann, dem mehrere Kinder jung gestorben waren, kaltblütig den Knaben seines Nachbarn, damit seine Frau sich in dessen Blut bade und dadurch ihr erwartetes Kind vor dem Zorn der bösen Geister geschützt werde (cf. S. 354). Auch in Santalistan hat 1904 ein Menschenopfer unter besonders tragischen Umständen stattgefunden: ein fanatischer Heide opferte in der Nacht versehentlich an Stelle des dafür bestimmten zugelaufenen Mädchens seine eigene Tochter (Evang. Miss. 1905, 142).

Im letzten Winter hat ein angloaustralischer Journalist Dr. Fitchett Indien bereist und hat seine Eindrücke in australischen Zeitungen geschildert. Dabei entwirft er von dem Hinduismus folgendes Bild: „Das Widersinnigste unter dem indischen Himmel ist die Hindu-Religion. Der Hindugötzendienst ist wohl die wenigst achtbare Form von Aberglauben, den die Welt kennt. Er hat keine Darstellung, welche sich vom Kunststandpunkt über die Schnitzereien eines Maori Pah erhebt. Dabei ist es unaussprechlich obszön. Nirgends sonst in der Menschenwelt und Geschichte findet sich eine so geile und skrupellose Frömmigkeitsform, wie die, unter der der Hindu seufzt. Einen Hindu-Heiligen mit nackten Beinen, schmutzigem, zottigem Haar, das Gesicht mit Asche beschmiert, wie einen Halbverrückten durch die Straßen stolzieren zu sehen, ist einer der häßlichsten Typen menschlicher Natur. Der Hinduismus ist verdammt, von dem Gelächter der Menschheit totgemacht, bald zu vergehen." Wenn ein Missionar das geschrieben hätte, so würde man über ihn als einen *beschränkten* Fanatiker, geringschätzig die Achseln zucken. Diesmal ist es aber *ein* in Australien angesehener Journalist; und die Missionare nehmen gegen *ihn den* Hinduismus in Schutz (Harv. F. 1906, 121 f.).

Wohl selten ist das System der indischen Kaste so scharf angegriffen worden und so offen als der Grund der Rückständigkeit Indiens hingestellt, wie in einer großen Rede des Gaikwar von Baroda, eines der angesehensten und gebildetsten indischen Fürsten, auf dem Hindu-National-Kongresse am 31. Dezember 1904.[1]) Er führte aus: „Die verhängnisvollen Folgen des Kastenwesens lassen sich durch das ganze Gebiet des privaten und des öffentlichen Lebens nachweisen. Im Privatleben wirken die zahllosen kleinlichen und sinnlosen Kastenvorschriften wie Fußfesseln, die jeden Schritt erschweren. Die Kaste beschränkt die Freiheit der Ehe, verkümmert das Familienleben und erschwert die Kindererziehung. Auf wirtschaftlichem Gebiete hemmt sie jeden gesunden Fortschritt, denn sie schränkt die verschiedenen Kasten auf bestimmte Gewerbe ein; sie nährt eine falsche Selbstgenügsamkeit, die davon abhält, von der westlichen Kultur zu lernen; sie verbietet die ausgiebige Verwendung tüchtiger Hilfskräfte, falls dieselben sich außerhalb der eigenen Kaste finden. Noch verhängnisvoller sind die Einwirkungen auf das Gesamtleben der Nation. Sie löst dieselbe auf in zahllose getrennte, ja sich feindlich gegenüberstehende Gruppen und macht so eine gemeinsame Arbeit unmöglich. Die Kaste ist wie eine Mauer, die den Ausblick auf das große Ganze verdeckt. Es liegt auf der Hand, daß auf dem Boden des Kastenwesens ein wahrer Patriotismus unmöglich gedeihen kann. Die Kaste züchtet förmlich die gegenseitige Eifersucht, führt zu ewigen Zwisten und Parteibestrebungen und verdunkelt dadurch die großen nationalen Ideen und Ziele, welche jedem Inder am Herzen liegen müßten. Solange das Land und Volk durch das Kastenwesen zersplittert ist, besteht keine Hoffnung, daß es sich jemals aus seiner Schwäche herausarbeitet und sich die Vorteile zunutze macht, die ihm die Berührung mit der Zivilisation des Westens bietet. Es hindert die Nation, die Fähigkeiten der einzelnen Bevölkerungsklassen für das Ganze auszunützen und fruchtbar zu machen." Die Kaste sei das konservativste Element der indischen Gesellschaft und daher der Erzfeind aller Reform. Alle bis heute gemachten Reformversuche seien an dieser Klippe gescheitert. Das Kastenwesen verderbe auch den sittlichen Charakter des Volkes. „Es nimmt uns den Anspruch auf den Namen wahrer Humanität, indem es uns die Erniedrigung eines Teiles unserer Mitbürger, die von uns durch nichts anderes als den Zufall der Geburt sich unterscheiden, zur Pflicht macht. Es verhindert jene edlen Impulse der Liebe, die so viel beigetragen haben zur Erhebung und zum gegenseitigen Vorteil der europäischen Gesellschaft." Das Nebeneinanderbestehen der Vielweiberei auf der einen und des Verbotes der Witwenverheiratung auf der anderen Seite enthalte einen seltsamen Widerspruch und zeige so recht, wie schlecht organisiert das indische Gesellschaftsleben sei. Die eine Sitte — die Vielweiberei — schraube den sittlichen Maßstab für die Männer ungebührlich tief herab, während das Verbot der Wiederverheiratung junger Witwen an die Frauen ungebührlich hohe sittliche Anforderungen stelle und förmlich zum Laster dränge usw. Die Rede des Gaikwar hat ebenso in Hindu- wie in englischen Kreisen Aufsehen gemacht. (Kath. Miss. 1905, S. 258).

---

1) *Vergl. S. 401.*

Eine ähnliche, fast noch radikalere Reformrede hat zu Anfang dieses Jahres der Maharadscha von Bardwan gehalten (Miss. Rev. 1906, 468).

Wieviel ist in Indien schon geredet und geschrieben worden, um den armen Witwen auch vor der öffentlichen Meinung das Recht zur Wiederverheiratung zu erkämpfen, das ihnen nach dem Gesetz schon seit 1856 (Widow remariage Act.) zusteht. Noch im September 1905 hat in Lahore eine große, zahlreich besuchte Versammlung sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt. Aber wenn eine Witwe Ernst macht und sich wieder verheiratet, gerät ganz Indien in Aufregung. So war im Herbste 1905 ganz Kalkutta in Bewegung, als sich eine vornehme Radscha-Witwe Rani Mrinalini mit einem Sohne des bekannten Reformers Keschab Tschandran Sen verehelichte.

Es ist lehrreich, wie der Vorgang und das Vorbild der Mission die Hindu nötigt, auch ihrerseits auf Abhilfe wenigstens der ärgsten Mißbräuche ihres Kastensystems zu sinnen. Im September 1905 wurde in Puna ein erstes „Hindu-Witwenheim" eröffnet, um dem großen, nahegelegenen Asyle der Pandita Ramabai ein Konkurrenzunternehmen entgegen zu stellen. Bei der Eröffnungsfeier, zu der übrigens sogar der Gouverneur von Bombay erschienen war, führte der Hindu-Rechtsanwalt Dr. Bhandarkar aus, es gelte, solche Witwen aufzunehmen, die aus Furcht ihre Kaste zu verlieren, nicht in ein gewisses anderes Asyl — eben das Mukti der Pandita — gehen könnten. Auch eine Schule sei vorhanden, um die Witwen zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen usw. Die Nachahmung evangelischer Einrichtungen von seiten der Heiden ist der deutlichste Beweis, einmal wie notwendig sie waren, und dann, wie sehr die Hindu den Einfluß dieser christlichen Anstalten fürchten.

Der bekannte Reformer Berhamdschi Malabari fordert nachdrücklich auf, einen indischen Diakonissenorden, „Seva Sadana" (Haus des Dienstes), zu gründen, worin Hindufrauen dazu erzogen werden sollen, unter ihren Volksgenossinnen zu arbeiten. Ein solches Haus sollte in Puna errichtet werden; später sollten Zweiganstalten in anderen Städten folgen. Allerdings müsse wenigstens für den Anfang die Leitung der Anstalt in die Hände einer europäischen Christin gelegt werden (!). Wie sehr diese Gedanken in den christlich beeinflußten Kreisen Indiens in der Luft liegen, sieht man daran, daß für Malabaris Plan sofort ein unbekannter indischer Wohltäter 3 Lakh Rup. (1/2 Million Mark) zur Verfügung gestellt hat. Es sei übrigens bemerkt, daß ein erster Versuch in dieser Richtung der indischen Frauenhilfe durch indische Frauen bereits in der Ramkrischnamission in Kalkutta vorliegt; die Trägerinnen dieses Vereins sind einige gebildete Hindufrauen, welche in christlichen Ländern gereist sind und von dorther christliche Ideale mitgebracht haben. (Harvest F. 1906, 161).

Soviel von der sozialen Seite des Hinduismus. Noch verwirrender und für einen Neuling geradezu verblüffend ist die Produktivität des Hinduismus in neuen Sekten; wir lassen einige neu in Flor gekommene *Kulte erst* vor kurzem gestorbener Personen, wie die Rodamma-Verehrung in *Haiderabad* beiseite und berichten nur über drei in diesen letzten 2 1/2 Jahren *neu aufgetauchten* Sekten oder Schulen, die offenbar unter dem Einflusse

und im Gegensatz zu den Lehren des Christentums entstanden sind. Um 900 vor Christi Geburt soll in Zentralasien irgendwo eine Prinzessin Lupsandsch gelebt haben; nach ihr nennt sich eine neue „Religion", der „Lupsandschismus". Ihre Anhänger verwerfen die Annahme mehrerer göttlicher Personen, die den Hindu und den Christen gemeinsam sein soll; ebenso die Lehre der Inkarnation; sie sagen, die, welche glauben, daß Gott sich in dem Menschen wie in einem Götzenbilde offenbart, seien Götzendiener und zwar die Christen gerade so sehr wie die Hindu; sie lehnen weiter die Wunder, die Berichte von Dämonischen, den Gebrauch des Wassers als eines „wiedergebärenden" Mittels und andere Mißbräuche ab, die den „Christen und Hindu gemeinsam" seien. Das Bestreben der Richtung liegt offen am Tage: das Christentum soll ganz nahe neben den Hinduismus gerückt und mit ihm unter den gleichen Bann einer antiquierten und überwundenen Religion gestellt werden — eine Seifenblase. (Epiphany, 20. 5. 02.)

Im Pandschab hat sich eine neue religiöse Sekte aufgetan, die offenbar unter christlichen Einflüssen steht, der Dev Somadsch des Sri Bhagwandas; sie verpflichtet ihre Anhänger zu einem streng sittlichen Leben; ihre Anhänger sollen als Beamte so unbestechlich sein „wie die Engländer"; Kinderheirat soll verpönt, Kindwitwen die Wiederverheiratung gestattet sein; die Kaste soll beseitigt, die Lage des weiblichen Geschlechts gehoben werden usw.; ein schönes Programm, dem man nur Erfolg wünschen kann. (Int. 1906, 291).

Eine ähnliche Mischsekte, die sicher auch auf christliche Anregungen zurückgeht, haben die Missionare in Ostbengalen entdeckt, die Srinath Dharma; sie wollen die Anhänger eines Radscha Krischna sein, der sie gelehrt habe, nur einen Gott unter dem Namen Srinath (Heiliger Herr) zu verehren, kein Götzenbild anzubeten, in Krankheitsfällen keine Medizin zu gebrauchen, sondern sich nur auf die Wirksamkeit des Gebets zu verlassen; Srinath sei in Jesu Christo Mensch geworden. Es kommt uns bisweilen sonderbar vor, wie die Strahlen der evangelischen Wahrheit in dem trüben Spiegel des Hindugeistes sich brechen; aber daß fast in jedem Jahre eine solche vom Christentum angeregte Mischsekte auftaucht, ist doch ein Beweis, wie der Sauerteig zu wirken angefangen hat.

Der in dieser Zeitschrift wiederholt erwähnte nordindische Pseudoprophet Mirza Ghulam von Qadian (1902, 508; 1903, 564; 1904, 98), hat Indien mit einer neuen Offenbarung überrascht: er sei, wie der wiedergekommene Christus der Christen, der Mahdi der Mohammedaner, so der Radscha Krischna, die größte Avatare, für die Hindu (Miss. Rev. 1905, 392). Auch sonst regt dieser Abenteurer Indier mit abgeschmackten Weissagungen auf. Man muß sich wundern, daß der Maulheld in den indischen Blättern noch so ernst genommen wird.

Über die Anhänger des in der vorigen Rundschau (1904, 98) erwähnten Tschet Ram, eines halbchristlichen Hinduguru, gibt Miss. Rev. 1905, 233 einige weitere Auskunft; danach hat er einen Orden gestiftet, dessen Mönche zur Ehelosigkeit verpflichtet sind, von Almosen leben und hauptsächlich die Lehren ihres 1905 verstorbenen Gründers verkündigen sollen. Jeder Tschet Rami muß eine Bibel besitzen; aber die wenigsten können sie lesen.

Zu den Zeichen der Zeit gehören auch die Einigungsbestrebungen innerhalb des Hinduismus selbst, von denen man leider nur gelegentlich hört. Der Angriff der christlichen Mission wird von den führenden Kreisen des Hinduismus so stark empfunden, daß sie das Bedürfnis fühlen, wenigstens den Versuch zu machen, das wilde Gewirr ihrer Religion auf eine einheitliche Formel zu bringen, sodaß man sagen könne, was eigentlich Hinduismus sei. Aus Anlaß der gewaltigen Kumbh Mela, welche in diesem Winter an 2½ Millionen Pilger in Allahabad zusammenführte — die größte Mela Indiens — fand auch ein Kongreß von Hinduführern statt, um diese Einigungsbestrebungen zu fördern. Die Ironie war dabei, daß sich die Beteiligten gleich anfangs in zwei große feindliche Lager[1]) spalteten. Merkwürdig ist auch, daß zu den Verhandlungen der CMS. Missionar Johnson aus Benares als hervorragender Sachverständiger in der heiligen Literatur der Hindu als Gast eingeladen war. Ein vorläufiges Ergebnis ist, daß eine große spezifische „Hindu-Universität", unabhängig von der Regierung, gegründet werden soll; in drei Wochen war über 1 Million Rup. für diesen Zweck gezeichnet; sie wird also wohl zustande kommen — ein neues, eigenartiges Phänomen in Indien. (Intell. 1906, 254 ff., 352.)

Ein merkwürdiges Schlaglicht auf die geistige Gährung in den indischen Mohammedanerkreisen wirft eine Gesandtschaft, welche in die Welt hinausgeschickt ist, um „das verlorene Evangelium" zu suchen. In der Kontroverse der Missionare mit den Mohammedanern spielt eine große Rolle die Frage, ob die von Mohammed im Koran so viel gerühmte Heilige Schrift der Christen unsere Bibel ist. Früher halfen sich die mohammedanischen Gelehrten meist damit, daß sie behaupteten, die Christen hätten zwar die von Mohammed gepriesene Bibel, hätten sie aber im Interesse ihrer Dogmen (von der Gottheit Christi usw.) schnöde gefälscht (vergl. Sir William Muir: Erstlingsfrüchte der heiligen Schrift aus Syrien). Die indischen Mohammedaner haben sich anscheinend von der Unhaltbarkeit dieser Behauptung überzeugt und haben nun die noch abenteuerlichere aufgestellt, die Bibel der Christen sei gar nicht das von Mohammed gepriesene Evangelium; dies sei vielmehr verloren gegangen und ihre Gelehrten hätten die Pflicht, es zu suchen. Die dazu abgeordnete Gesandtschaft ist zunächst nach Mekka gereist; da sie aber dort das „verlorene Evangelium" begreiflicherweise nicht gefunden hat, ist sie nach Kairo weitergegangen. (SPG. Rep. 1903, 104.)

Auf das tiefste zu bedauern ist die Unterstützung, welche dem Hinduismus von seiten abtrünniger Europäer zuteil wird. Schon wiederholt ist in diesen Rundschauen von Mrs. Annie Besant und ihrem verhängnisvollem Wirken die Rede gewesen. Diese exaltierte und in ihren Anschauungen oft wechselnde Dame wird von den Hindu geradezu abgöttisch als eine Menschwerdung der Sarasvati, der Göttin der Weisheit, angebetet. Und sowohl in ihrem Hauptquartier Benares mit seinem immer weiter ausgebauten Schulwesen wie auf ausgedehnten Vortragsreisen übt sie gegen die

1) Der Sanatana Dharma Maha Sabha und der Sanatana Dharma Maha Mandala.

christliche Mission eine nicht zu unterschätzende Gegenwirkung aus. Im Zusammenhang mit ihr ist es nützlich, auf die „Theosophische Gesellschaft" hinzuweisen, in Verbindung mit welcher Frau Besant nach Indien gekommen ist. Sie hat noch heute eine gewisse Bedeutung für Indien. Bekanntlich hat sich diese 1875 in New York gegründete Gesellschaft im Laufe der drei letzten Jahrzehnte über die ganze gebildete Welt von Island im Norden bis Neuseeland im Süden ausgebreitet und hat auch in allen Ländern Europas Zweigvereine. Ihr Präsident ist noch heute Oberst Olkott. Sie zählt nach ihrem Jahresbericht von 1904 325 Zweigvereine, und in jedem Jahre kommen neue hinzu; sie verfügt, außer den in den Zweigvereinen verbrauchten, beträchtlichen Summen, in ihrer Zentralkasse über eine Einnahme von mehr als 1/2 Millionen Mark. Weitaus das wichtigste Land für die Gesellschaft ist Indien; hier befindet sich in Adyar, einer Vorstadt von Madras, das Hauptquartier; hier sind allein 198 von den 325 Zweigvereinen. Nur der indische Teil der Gesellschaft interessiert uns in diesem Zusammenhang. Der Missionar Lazarus hat im Jahre 1905 eine Rundfrage ergehen lassen, um über den Umfang der Bewegung und ihre Lebensfähigkeit ein zutreffendes Urteil zu bekommen. Danach sind von den 198 indischen Zweigvereinen nicht weniger als 90 eingeschlafen bezeichnet, und von den übrigen wird von keinem berichtet, daß er irgendwie eine große Wirksamkeit entfalte; manche sind mehr literarische oder religiöse Klubs. Die treibende Kraft sind Frau Besant mit ihrer hinreißenden, skrupelloser Beredsamkeit und ihre Schildknappen; wo sie hinkommen, stampfen sie Zweigvereine aus der Erde. Aber es fehlen die begeisterten Apostel, welche selbsttätig die Anregung weiter trügen. Die Lebensfähigkeit der Bewegung ist also nicht hoch anzuschlagen. Sie ist ein bequemer Zufluchtsort für Hindu, welche auf Grund ihrer abendländischen Bildung mit dem Götzendienst und Aberglauben ihres Vaterlandes zerfallen sind, aber nicht die sittliche Kraft und nicht Glauben genug haben, um den opferreichen Übertritt zum Christentum zu vollziehen. Sie ist eine moderne Halbwegsstation für Wanderer, die etwas besseres suchen als den Hinduismus. Sie hat insofern das Erbe des Brahma Samadsch angetreten, dessen Nachfolgerin sie auch zeitlich ist; eben auch eine eklektische, religiöse Mischbildung, deren Entstehen und Gehen in Indien zurzeit an die Persönlichkeit der Frau Besant geknüpft scheint. Es ist übrigens bemerkswert, daß von diesen Theosophen solche christlich-gnostische Schriften wie die ägyptische „Pistis Sophia" verbreitet und von den englisch gebildeten Babus ziemlich viel gelesen werden.

Wie weit die Herabwürdigung ungläubiger Europäer vor dem indischen Heidentum geht, dafür nur zwei Beispiele. Ein wesleyanischer Missionar besuchte eine von den Hindu im Gegensatz zu den Missionsschulen ins Leben gerufenen Mädchenschulen in der Umgegend von Kalkutta. Er fand als Lehrerin eine Amerikanerin (!). Während der Missionar noch in der Schule weilte, kam ein halbnackter Fakir herein, und die englische Lady warf sich vor den Augen ihrer Schülerinnen vor dem Menschen auf den Erdboden nieder! Diese Hindu-Gegenschulen werden gut besucht; sie werden außer von reichen Hindu auch mit englischem und amerikanischem Gelde unterstützt, bieten einen Unterricht zugleich von Hindu-Pandits und Ladies aus dem „christlichen"

Abendlande an, gewähren ihren Schülerinnen wertvolle Preise und Belohnungen und befördern sie in der Kutsche nach der Schule und wieder nach Hause! (Wesl. General-Synod S. 121). Damit können natürlich die Missionen nicht wetteifern. Aber wie durchschlagend haben doch die evangelischen Missionsschwestern auf dem früher von den Hindu so gänzlich vernachlässigten Gebiete der weiblichen Erziehung gewirkt, wenn sich jetzt die Hindu durch solche Mittel ihres übermächtigen Einflusses zu erwehren suchen!

Eine ergebene Schülerin des am 4. Juli 1902 in Kalkutta verstorbenen Swami Vivekananda, Miß Margaret Noble — oder wie sie sich indisch nennt Sister Nivedita of Ram-Krishna-Vivekananda — hat 1904 ein englisches Buch, The Web of Indian Life, herausgegeben, in welchem sie an blinder Verherrlichung alles Indischen alle ihre Vorgänger übertrumpft. Sie bewundert das Verbot der Wiederverheiratung von Hindu-Witwen, sie hält sogar die Polygamie für eine reizende Einrichtung usw. (Frohnmeyer, Missionsarbeit in Indien, S. 26 f.)

Die in der letzten Rundschau (1904, S. 39) erwähnte Neugestaltung des Schulwesens ist inzwischen durch die Universities' Bill vom 21. März 1903, welche 1904 zum Gesetz erhoben ist, zum Abschluß gekommen und beginnt bereits ihre tiefgreifenden Wirkungen auszuüben. Die Grundidee des Gesetzes ist, die akademische Bildung Jungindiens gründlicher und planvoller zu gestalten und dem Übelstande entgegenzuwirken, daß weiterhin noch mehr stellenlose Graduierte unzufrieden sich herumtreiben und gegen die englische Regierung Mißtrauen säen. Die Examensanforderungen sind höher gespannt auch auf die Gefahr hin, dadurch die Zahl der Studenten zu verringern. In den Kolleges wird auf eine angemessene Ausstattung des Lehrapparates, also auf umfassende Schülerbibliotheken, Laboratorien und Anschauungsgegenstände für den naturwissenschaftlichen Unterricht großes Gewicht gelegt. Um dem Übelstande entgegenzuwirken, daß soviele Schüler den ganzen Lehrstoff mit nur geringem Verständnis auswendig lernen und sich nur wenig davon geistig aneignen, sollen künftig die Kollegeklassen nur auf eine mäßige Zahl von Schülern, etwa nicht mehr als 50, beschränkt werden. Um ferner über den rein intellektuellen Einfluß innerhalb der Vorlesung hinaus auf die Charakterbildung der Studenten Einfluß zu gewinnen und sie vor allem in so versuchungsreichen Großstädten wie Kalkutta vor dem sittlichen Schiffbruch zu bewahren, sollen je die Schüler eines Kolleges, soweit sie nicht in der Stadt Familienanschluß haben, in Konvikte (hostels) gesammelt werden, für deren Beaufsichtigung die Verwalter des Kolleges verantwortlich sind. Die Schulverwaltung von Bengalen beabsichtigt zudem, in dem bekannten Rantschi in Tschota Nagpur ein Musterkollege mit organisch verbundenem Studentenkonvikt nach dem Muster der Kolleges von Oxford und Cambridge zu begründen (Intell. 1906, 330). Dieser Plan, der dann in ähnlicher Weise in Verbindung mit allen Kolleges durchgeführt werden und sie aus bloßen Lehr- in Erziehungsanstalten umwandeln soll, findet sowohl in den englischen wie in den indischen Kreisen viel Anklang, in den englischen, weil sie dem heimatlichen Typus der akademischen Ausbildung entspricht; in den indischen, weil sie an dem Zusammenleben des *Guru mit* seinen Schülern in den alten Tol und Pathasala (vergl. z. B.

Intell. 1906, 345 ff.) ein Analogon hat. Außerdem soll die Scheidung zwischen den Kollege- und den Gymnasialklassen (High school) durchgeführt werden; die letzteren müssen fortan in einem anderen Gebäude als die ersteren abgehalten werden. Glücklicherweise ist der Vorschlag der Unterrichtskommission, die Second grade Colleges (die nur bis zum First in Arts-Examen vorbereiten) aufzuheben, abgelehnt. Die Wirkung dieser tiefgreifenden Reformen macht sich in den Missionen hauptsächlich nach zwei Richtungen hin geltend. Einmal bemüht man sich ungemein, die fast überall bereits vorhandenen, aber meist viel zu kleinen Hostels auszubauen und auszudehnen; sodann erfordert die Trennung der High schools von den Kolleges viele, zum Teil kostspielige Neubauten. Es scheint aber nicht, als ob durch diese Reform die Beteiligung der evangelischen Missionen am indischen Schulwesen sich verringern würde, wie man auch in Missionskreisen vor einigen Jahren fürchtete; im Gegenteil macht sich das Bemühen geltend, immer mehr High schools zu Kolleges (wenn auch Second grade) auszubauen. So haben sich die High schools der CMS. in Kalkutta, der Dublin-Bruderschaft in Hasaribagh, der Londoner Mission in Bankura u. a. zu Kolleges weiterentwickelt resp. sich solche angegliedert. Zu den infolge der Reform nötigen Neubauten gibt die Schulregierung in der Regel die Hälfte der Kosten; und zum Teil veranstalen die Eingeborenen, auch Heiden, dafür große Sammlungen, ein erfreuliches Zeichen des Ansehens, dessen sich die Missionshochschulen erfreuen. (SPG. Rep. 1904, 85).

Sieben presbyterianische Kirchen — die schottische Staatskirche und die vereinigte schottische Freikirche, die englischen, die irischen, die nordamerikanischen und die kanadischen Presbyterianer und die reformierte (dutch reformed) Kirche von Amerika haben sich im Dezember 1904 zu einem presbyterianischen Kirchenbunde zusammengeschlossen. Die Generalsynode hat zum ersten Male im Dezember 1904 in Allahabad, zum zweiten Male im Dezember 1905 in Nagpur getagt. Unter ihr bestehen sechs Synoden (Südindien, Bombay und Zentralprovinzen, Bengalen, Nordindien, Radschputana und Zentral ndien, und Pandschab), jede mit zwei bis drei Presbyteries (Kreissynoden). Im Oktober 1901 haben sich die Gemeinden der Arcotmission und der Vereinigten schottischen Freikirche zu einem Kirchenkörper zusammengeschlossen unter dem Namen „Soath Indian United Church“. Diese Kirche hat sich auch in dem großen Verbande der indischen presbyter. Kirchen eine Sonderstellung vorbehalten, um Freiheit zu haben, sich event. auch mit den Gemeinden anderer aber verwandt gerichteter Missionen (Kongregationalisten, Methodisten) zu einem größeren Kirchenkörper zu vereinigen. Die an diesem Kirchenbunde beteiligten Missionen haben sich auch sonst zusammengeschlossen: sie haben in Arkonam ein gemeinsames Lehrerseminar (Teacher Normal School) gegründet. Sie geben auch eine gemeinsame englisch-tamulische Kirchenzeitung „Mangala Vasanam“ heraus und haben für die Witwen aller ihrer eingeborenen Angestellten eine gemeinsame Pensionskasse geschaffen. Die Wesleyaner haben in ihrer Kirchenorganisation einen Schritt vorwärts getan. Nachdem im Jahre 1892 die sechste „Dreijahrskonferenz wesleyanischer Missionare“ in Bombay den Zusammenschluß der wesleyanischen Missionare in Provinzial- und Generalsynoden angeregt hatte, tagte zunächst von 1895 an alljährlich

auf Ceylon, von 1894 an in Südindien eine wesleyanische Provinzial-Synode. Vom 10. bis 14. Februar 1905 wurde in Madras unter dem Vorsitz des früheren südindischen Missionars, jetzigen Missionssekretärs Findlay auf dem geräumigen Rayapetta-Gehöfte die erste wesleyanische „Generalsynode für Ceylon und Indien" abgehalten. (Vergl. die äußerst lehrreichen Vorlagen und Protokolle dieser Synode: Historical Sketches and Review of the Work. 1893—98; und General-Synod 1905, wahre Fundgruben für die Geschichte der wesleyanischen Mission in Indien und Ceylon, leider nur als Manuskript gedruckt).

Die kongregationalistischen Missionen in Südindien (die Londoner Mission und der A. B.) haben in Madura im Juli 1905 einen einheitlichen, wenn auch losen Kirchenbund angebahnt, welcher alle Gemeinden beider Missionen im Tamulenlande, in Travankor und Nordceylon umfassen soll. Wenigstens hat man sich bisher über ein gemeinsames Glaubensbekenntnis und eine Form der Kirchenverfassung geeinigt.

Auch die konfessionell-lutherischen Missionare, zumal Südindiens, bahnen einen engeren Zusammenschluß an. Im Sommer 1905 hat in Kodeikanal, der Erholungsstation auf den Palni-Bergen, zum erstenmale eine „allindische lutherische Konferenz" getagt, die zunächst auf einigen Gebieten (wie die Gründung einer „Lutherischen Literatur-Gesellschaft" und die Herausgabe eines gemeinsamen Organs — The Gospel witness, Herausgeber D. Wolf in Guntar) eine Annäherung herbeigeführt hat.

Die dritte Frühjahrskonferenz der amerikanischen und kanadischen Baptisten, welche im Dezember 1905 in Ramapatam tagte, hat beschlossen, einen „indischen Baptisten Kongreß" einzuberufen, um alle baptistischen Missionen in Indien, Ceylon und Barma irgendwie zu einem kirchlichen Organismus zusammenzuschließen. Das einflußreiche indische Monatsblatt Harvest Field regt weiter die Diskussion an, ob nicht zunächst in bezug auf die Bibel, das Gesangbuch, speziell die Ausdrücke für „Kirche, Gottesdienst, Sakrament, Pastor, Laie" usw. Einmütigkeit je unter den Missionen desselben Sprachgebietes herbeigeführt werden könne, und weist auf die entsprechenden, bereits weiter geförderten Bestrebungen in Nordchina und Japan als ein leuchtendes Vorbild hin (Harv. Field 1906, 8 ff. 270 ff.).

In den Kreisen der CMS.-Mission hat man sich in den letzten Jahren eingehend mit einer Umbildung von Henry Venns großem „Church Council System" beschäftigt, nach dem bekanntlich alle indischen Missionen der C. M. S. organisiert sind. In der Pandschab-Mission hat man nach dieser Richtung einen, wie uns scheint, glücklichen Versuch gemacht. Danach wird die jenem System zugrunde liegende Trennung und Scheidung der missionarischen und der kirchlichen Instanzen beseitigt. Alle mit der CMS. verbundenen Christen, die Missionare wie die Eingeborenen, bilden zusammen einen Kirchenkörper, an dessen Spitze ein „Central Council' steht, das sich aus Deputierten der heimatlichen Missionsleitung, den Mitgliedern des lokalen „Korrespondierenden Komitees" und gewählten Vertretern der Provinzialkirche zusammensetzt. Unter ihm stehen die „Distrikt-„Councils", und zwar ist zu diesem Zwecke die Pandschab-Mission in sechs Distrikte eingeteilt. In jeder

Gemeinde ist ein „Pastorate Commitee“ zur Verwaltung der lokalen Angelegen- eiten eingesetzt. (Proc. 1905, 228).

Der anglikanische Episkopat Indiens, der für die Missionare nglikanischer Richtung so bedeutungsvoll ist, hat in den letzten Jahren eine ist vollständige Neubesetzung erfahren. Von den 11 Bistümern (einschließlich Barma und Ceylon) sind seit 1902 acht neubesetzt. Soweit wir sehen, ehören die neuen Bischöfe fast ausschließlich der hochkirchlichen Richtung an, die unmehr im indischen Episkopat und damit auch in den ihm untergeordneten aplanstellen vollständig durchgedrungen ist. Von Interesse für deutsche Missionsfreunde ist, daß an Stelle des Bischofs Whitley von Tschota Nagpu † 17. November 1904) der Missionar Foß Westcott, Sohn des bekannten Bibelforschers Bischof Westcott und bisher Mitglied der Bruderschaftsmission n Kahnpur, getreten ist. Ein neues, elftes Bistum ist hinzugekommen in den entralprovinzen mit dem Sitze in Nagpur (1903); ein weiteres wird jetzt ach der Teilung Bengalens geplant für Ostbengalen und Assam.

Die hochkirchlichen Bruderschaftsmissionen, in welchen 5—10 Theologen und Ärzte in freiwilliger Ehelosigkeit und Gütergemeinschaft zu- ammenleben, finden in den englischen hochkirchlichen Kreisen und darüber inaus in den indischen Missionskreisen (Harv. F. 1906, 129) Anklang. Im ahre 1905 ist in Tritschinapalli eine neue im Anschluß an das dortige Kollege es SPG. gegründet und in Mandalay, wo die SPG. an dem ihr von dem armanischen Könige Mindum Min geschenkten Palaste zwar eine sehr schöne iederlassung, aber bisher keine Missionare hatte, wird in diesem Jahre eine eitere Bruderschaftsmission (die Winchester-Mission) ins Leben treten. Die PG. hat dadurch den Vorteil, mit verhältnismäßig geringen Kosten eine eihe sehr stark besetzter und musterhaft organisierter Stationen (Kalkutta, ahnpur, Delhi, Hasaribagh, neuerdings Tritschinapalli und Mandalay) zu halten, von denen ein mächtiger Einfluß ausgeht. Allerdings stehen diese t übermäßig bemannten Stationen in einem seltsamen Kontrast zu den eiten, allzuschwach und ungenügend besetzten Missionsfeldern der SPG. Während in dem abgelegenen Hasaribagh sechs ordinierte Männer und neun Missionsschwestern vereinigt sind, hat die große Tinnevely-Mission (mit 26581 hristen) nur zwei Missionare und zwei Schwestern!

Im letzten Winter haben der Prinz und die Prinzessin von Wales eine große Reise durch ihr künftiges indisches Herrschaftsgebiet gemacht eine lange Reihe überaus glänzender Demonstrationen. Die Christen aber nd dabei in auffälliger Weise zurückgesetzt worden. Zwar war der vornehmste angelische Christ Sir Harnam Singh unter den zum Empfang befohlenen amindaren in Audh, und in Madras wurden einige vornehme Christinnen r Prinzessin von Wales vorgestellt; aber eine ausdrückliche Begegnung des rinzen mit den indischen Christen — wie sie bei der gleichen Tour des jetzigen önigs Eduard 1875 in Tinnevelly und in Amritsar stattfand — scheint diesmal sichtlich vermieden zu sein. Selbst bei dem gelegentlichen Besuche in dem hristendorfe Sigra bei Bevaris (C. M. S.) am 20. Februar scheint der Prinz um einige Höflichkeitsworte geäußert zu haben. Dagegen ist es peinlich ufgefallen, daß der Prinz vier Gotteshäusern je die gleiche Gabe von

2000 Mark geschenkt hat, der anglikanischen Kathredrale in Kalkutta, der Dschama Masdjid in Delhi, dem goldenen Tempel in Amritsar und der Schwe Dagon Pagode in Rangun — das ist in der Tat der Gipfel der religiösen „Neutralität.“

Für die Aussätzigen-Mission scheint von Bedeutung zu sein das 1904 in Rangun von dem Militärarzte Dr. Rost erfundene Leprolin-Serum: die wissenschaftlichen Autoritäten in Indien haben sich zwar über seine Heilkraft abfällig geäußert, doch werden zumal in dem größten und bestgeleiteten Asyle zu Purulia weiter Versuche damit gemacht, und die Berichte der Edinburger Aussätzigen-Mission sprechen sich hoffnungsvoll aus.

Bereits erwähnt ist in dieser Zeitschrift (1904, 524) der Heimgang Dr. John Murdochs; 1905, 344: Das Erdbeben am 4. April 1905 in Nordindien; 431: Die Zahl der Christen unter den Graduierten der Universität Madras; 485: Drei führende Geister Jungindiens;[1]) 1906, 243: Eine nationalindische Missionsgesellschaft; 244: Die Erweckungen in Indien; 355: Professor Dr. Sam. Satthianadhan †. Betreffs der indischen Missionsgesellschaft sei nachgetragen, daß sich ihr bisher 60 junge indische Christen zum Missionsdienst zur Verfügung gestellt haben und sich überall im Lande Zweigvereine bilden. (Int. 1906, 618.)

❧ ❧ ❧

Chronik.

Der Direktor des Kollege der Londoner M.-G. zu Antananarivo Rev. James Sebree, ließ sich von den Zöglingen desselben vor ihrem Eintritt in die Schule unter anderen Fragen auch die schriftlich beantworten: **„wie sie Christen geworden sind?“** Von 50 Studenten, deren Antworten er im Laufe einiger Jahre gesammelt, schrieb fast die Hälfte Predigten zum Teil über bestimmte Texte und von bestimmten Personen, und im Zusammenhange mit dem gehörten Wort, dem Schriftstudium ihre Bekehrung zu. Von einigen wurde auch Bunyans Pilgerreise genannt. Ferner wurden Unterredungen mit christlichen Freunden und Beeinflussungen seitens der Eltern angegeben. Einige führten ihre Bekehrung auf direkte Einwirkung des heiligen Geistes zurück, andere auf vertiefte Sündenerkenntnis, auf Erweckungsbewegungen, auf Leidenserfahrungen, auf Träume einer auf die Betrachtung der Majestät und Schönheit der Natur. (Miss. Rev. 1906, 427). Manche dieser Angaben sind wohl mehr das Ergebnis von Reflexionen, als von wirklichen Erlebnissen und vielleicht in der mehr oder weniger bewußten Erwartung gemacht, daß sie für die Aufnahme in das Kollege ins Gewicht fallen; aber erfreulich ist, 1) daß solche Fragen überhaupt gestellt und die Antworten mit seelsorgerlicher Weisheit besprochen werden und 2) daß unter den Mächten, welche den Übertritt zum Christentum bewirken

---

1) Von den wichtigeren Erweckungen werden wir in der geographischen *Übersicht* über die Missionsfelder Bericht erstatten.

das gepredigte, geschriebene und gelebte Wort, trotz häufiger äußerlicher Motive, doch die entscheidende Rolle spielt.

* * *

Ein ernstes Wort an die Missionskritiker, sonderlich an diejenigen, die sich auf Grund eines kürzeren oder längeren Aufenthaltes auf irgend einem Missionsgebiete gern als „Kenner“ aufspielen, wurde gesprochen von dem Gouverneur von Bengalen, Sir Andrew Fraser, auf den Generalsynoden der schottischen Staats- und der Vereinigten freien Kirche. Nachdem er der Mission auf Grund seiner 35 jährigen Dienstzeit in Indien, welche ihn nicht nur mit den Eingeborenen, sondern auch mit der Mission, ihren Trägern und ihren Ergebnissen „intim bekannt gemacht habe,“ ein gut Zeugnis ausgestellt, sagte er: „Ein Mann kann viele Jahre in Indien gewesen sein und doch nichts über die Mission wissen, wie er auch viele Jahre in Indien gewesen sein kann, ohne über viele andere indische Fragen etwas zu wissen. Man muß an einem Gegenstande Interesse haben und sich Mühe geben, sich über ihn zu unterrichten, wenn man ein kompetenter Zeuge über ihn werden will. Ich rate daher an Leute, die sich zu Missionskritikern aufwerfen, etwa folgende Fragen zu richten: „Haben Sie Missionare unter Ihren Freunden? Wenn Ihr Verhältnis zu den Missionaren kein gutes war, was war der Grund? Haben Sie irgend eine Missionsschule besucht? Haben Sie die Schüler examiniert? Haben Sie sich bemüht, die Lebensgeschichte der Knaben und Mädchen zu erkunden, welche hier waren? Haben Sie den Lebenslauf auch nur eines der Knaben nach seiner Entlassung aus der Schule verfolgt, um zu erfahren, ob er der Missionsschule Ehre gemacht hat oder nicht? Sind Sie Mitglied einer christlichen Gemeinde aus den Eingeborenen oder haben Sie auch nur eine solche Gemeinde besucht? Kennen Sie christliche Eingeborene persönlich? Haben Sie mit ihnen über das Christentum gesprochen? Haben Sie ihnen zu verstehen gegeben, daß Sie ein Verständnis für die großen Opfer haben, welche ihr Übertritt zum Christentum von ihnen verlangt?“ Das sind etwa die Fragen, die ich einem Manne vorzulegen pflege, der mit mir über das Werk der Mission redet. (Life and Work 1906, 154, Unit. free Ch. Rec. 1906, 307). — Der Herr Gouverneur sagt ja direkt nichts neues; aber vielleicht macht es doch mehr Eindruck, wenn ein Mann von seiner Stellung und mit seiner unbezweifelbaren Kompetenz diese Fragen stellt, als wenn ein Missionsarbeiter von Beruf es tut.

* * *

In Uganda, wo im Jahre 1905 die Zahl der evangelischen Christen auf 57000 gestiegen ist und mit großem Ernst auch an der Pflege und Vertiefung des geistlichen und sittlichen Lebens dieser Christen gearbeitet wird, fand am Ostersonntage dieses Jahres in der Hauptstadt Mengo eine einzigartige, **ergreifende Tauffeier** statt: der Sohn des auf Befehl des Königs Muanga 1885 ermordeten Missionsbischofs Hannigton (A. M.-Z. 1885, 327. 1886, 17) taufte den Sohn des Mörders seines Vaters, des (noch als Heide lebenden) Busogahäuptlings Luba, Timotheus Mubinyo, der auf der höheren, der sog. Königsschule in Mengo erzogen worden war. Welch eine christliche Rache! Der junge Hannigton hat als sein Arbeitsfeld Busoga erwählt, wo

sein Vater den Märtyrertod erlitten, und der Sohn Lubas wird als ein hoffnungsvoller junger Christ geschildert, der seinem Taufname Ehre zu machen verspreche (Int. 1906, 615; Gleaner 1906, 118).

* * *

Während den evangelischen Missionen seitens der Regierung des **Kongostaates** ihre Arbeit durch fortgehende Chikanen auf alle Weise erschwert und notwendige Landankäufe fast unmöglich gemacht werden, „hat die höchste Verwaltung des Staates von Brüssel aus Weisung erhalten, mit dem größten Wohlwollen die verschiedenen Anträge zu prüfen, welche die katholischen Missionen im Interesse ihrer apostolischen Werke zu stellen sich veranlaßt sehen" (Jahrb. 1906, III, 232). Nach einer kürzlich getroffenen Vereinbarung „überläßt die Regierung kostenlos jeder katholischen Missionsstation 100 oder nach Bedürfnis 200 ha kulturfähiges Land als Eigentum, das lediglich Missionszwecken dienen und niemals veräußert werden darf. . . Ständige Missionsresidenzen erhalten Regierungszuschüsse, die in jedem einzelnen Falle des näheren zu bestimmen sind. Beamten und Missionaren wird gutes Einvernehmen empfohlen. Entstehende Schwierigkeiten sollen durch freundliche Aussprache mit den Lokalbehörden und sofern dies zu keinem Ziele führt, durch die höheren oberen geregelt werden" (Kath. Miss. 1906, 262 f.). Um diese unparitätische Behandlung der Missionen zu verstehen, verweise ich auf den Aufsatz: „Die verschiedene Stellung der evangelischen und der katholischen Missionare zu den notorischen Greueln im Kongostaate" in der A. M.-Z. 1904, 426 ff. — Neuerdings ist sogar, um die mutigen evangelischen Missionare einzuschüchtern, ein speziell gegen sie gemünztes Gesetz erlassen worden, welches mit hohen Strafen diejenigen bedroht, „die unbegründete Anklagen gegen Staatsbeamte erheben oder verbreiten," und der Balolo-Missionar Stannard, ein Hauptzeuge vor der königlichen Untersuchungskommission (cf. 1906, 30: „Die Greuel im Kongostaate") verhaftet worden, als er im Begriff war, mit neuem Material versehen nach Europa zu reisen. Das englische Auswärtige Amt hat sich indes seiner angenommen und seine Freilassung wird wohl bereits erfolgt sein. Sowohl England wie Amerika beabsichtigt daher eigene Konsuln im Kongostaate zu stationieren, um gegen die dortige Willkürherrschaft ihren Untertanen einigen Schutz zu gewähren. Unterdes sind infolge der Ergebnisse der königlichen Untersuchungskommission wenigstens einige Reformerlasse zur Abstellung der schlimmsten Mißstände ergangen, man wird aber abwarten müssen, ob und wie sie durchgeführt werden. Hinterher folgte als Krönung des Ganzen ein „Offener Brief des Königs Leopold an die Generalsekretäre", d. h. eine für die breiteste Öffentlichkeit bestimmte Kundgebung, die in den schärfsten Ausdrücken betont, daß die Gründung des Kongostaats **sein** persönlichstes Werk, daß seine Rechte an denselbem unteilbar, weil das Erzeugnis seiner eigenen Arbeit und Aufwendungen seien und daß daher keine andere Macht ein Interventionsrecht im Kongo besitze. Ob die Vertragsmächte der Berliner Akte einverstanden sind, wird sich ja bald zeigen (Bapt. Mag. 1906, 331; Int. 1906, 690 f.; Deutsche Kol.-Z. 1906, Nr. 34).

* * *

Endlich eine **Erntefreude hat die Rheinische Mission in Kaiser**

Wilhelmsland erlebt nach einer 19jährigen treuen Geduldsarbeit, während welcher sie 10 Missionare, 5 Missionarsfrauen und 5 Missionarskinder dort begraben hat. Auf der Station Ragetta konnte am Trinitatissonntage das erste größere Tauffest gefeiert werden, bei dem 20 Papua, 14 Erwachsene und 6 Kinder, nach einer langen und gründlichen Vorbereitung zu einer Erstlingsgemeinde gesammelt worden sind. Und 22 weitere Taufbewerber haben sich gemeldet. Nach der langen bangen Tränensaat endlich der Anfang einer wills Gott wachsenden Ernte. (Rh. M.-Bl. 1906, 181, Barmer M.-Bl. 1906, 67).

* * *

Von hervorragenden Missionaren sind in letzter Zeit wieder zwei gestorben: der anglikanische Bischof **Bompas**, der unter unsäglichen Strapazen, Selbstverleugnungen und Gefahren mit nicht zu ermüdender Geduld und Güte 40 Jahre lang unter den Indianern des unwirtlichen Nordwestens von Kanada segensreich gearbeitet hat. Seit 1874, wo er zum Bischof der großen Diözese von Selkirk geweiht wurde, hat er seinen Posten niemals verlassen. (Int. 1906, 596). Und **G. Grenfell**, einer der Pioniere der englischen Baptisten-Mission am Kongo nach 28jähriger rastloser Arbeit. Auch als Geograph hat er sich durch seine Erforschung des Beckens wie der Nebenflüsse des Kongo große, auch durch viele Ehrungen anerkannte Verdienste erworben.

* * *

Eine neue Weltsprache. Im Ernst? Ich würde es kaum glauben, wenn ich nicht zwei Zeugnisse vor mir liegen hätte: 1) ein in das „Esperanto" — so hat man diese neue Weltsprache genannt — übersetztes Evangelium des Matthäus, welches Lic. Dr. Alfred Jeremias mit einem fast enthusiastischen Vorwort begleitet, in dem es u. a. heißt: „Der Gedanke einer Weltsprache muß in besonderer Weise das Interesse der Menschen wecken, denen der Befehl Jesu am Herzen liegt: Gehet hin usw. Ihnen muß die Übersetzung der Bibel als die bedeutendste Aufgabe der Esperantisten erscheinen." Und vorher schreibt er gar: „Esperanto wird die Welt erobern." Eine kühne Prophetie, der ich aber ohne kühn zu sein die andere zuversichtlich entgegensetze: Esperanto wird die Welt nicht erobern; so wenig wird es Weltsprache werden, wie es das jetzt bereits vergessene Volapück geworden ist. Und 2) ist auf der Genfer Weltkonferenz des Jugendbundes für entschiedenes Christentum in zwei Versammlungen für das Esperanto Stimmung gemacht, ja eine Resolution ist dort gefaßt worden, „die den Leitern der Jugendbündnisse das Erlernen dieser so außerordentlich einfachen, leicht zu erlernenden Esperantosprache ans Herz legen sollte." Können nüchterne Männer im Ernst glauben, daß Neger und Chinesen, Araber und Hindu usw. diese künstlich fabrizierte Weltsprache lernen und daß eine in Esperanto übersetzte Bibel die Verheißung hat, das Buch der Menschheit zu werden? So lange man mit der Konstruktion und Erlernung von dergleichen Weltsprachen ein wissenschaftliches Spiel treibt, braucht man sich nicht dagegen zu ereifern; aber wenn man aus dieser Spielerei Ernst macht, indem man Zeit und Kraft der Missionare für eine solche unfruchtbare Arbeit in Anspruch nimmt, so ist das eine Verirrung, die als verhängnisvolle Phantasterei bezeichnet werden muß.

Wie mangelhaft die Kenntnis der deutschen Missionen selbst derer in Indien bei unsern englischen Freunden ist, davon liefert die sehr kurze, nur 11 Zeilen umfassende Notiz einen neuen Beleg, welche das angesehenste und wertvollste englische Missionsorgan, der Ch. M. Intelligencer (1906, 620) über das 200jährige Jubiläum der dänisch-halleschen Mission bringt. Abgesehen davon, daß dieselbe nur von dänischer Mission redet, es völlig ignorierend, daß die große Majorität der Missionare und gerade die hervorragendsten Deutsche waren und daß nur die Verbindung des deutschen Pietismus mit der dänischen Initiative der Mission zum Leben geholfen und sie am Leben erhalten hat, schreibt der Int. zu unserer Überraschung wörtlich: „Nach Ziegenbalgs Tode 1719 hörten die Beiträge aus Dänemark auf, und 1728 übernahm die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntnis die Mission und sie wesentlich unterstützte sie ein Jahrhundert hindurch, bis sie 1826 der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangelii (S. P. G.) übertragen wurde." Welche Fülle geschichtlicher Konfusion, ja geradezu Unrichtigkeiten in diesen paar Zeilen! Ich glaube nicht, daß etwas Ähnliches bezüglich englischer Missionen in angesehenen deutschen Missionsorganen sich findet. Vielleicht nehmen die englischen Missionshistoriker wenigstens Notiz von dem Aufsatz der A. M.-Z. 1906, 301: „Die dänisch-hallesche Mission in ihrer Bedeutung für die evangelische Missionsgeschichte."

* * *

Mit der Aufforderung an „die deutsche christliche Studenten-Vereinigung und den Studentenbund für Mission" das Projekt zu unterstützen, hat sich in Freiburg im Br. „eine Gesellschaft für wissenschaftliche Unterrichtsanstalten zur Förderung christlicher Bildung unter den Studenten Chinas" gebildet, deren Vorstand aus den Herren Rechnungsrat Dr. Hölzlin und zwei cand. cam. Österreicher und von Dobbeler besteht — in Missionskreisen bis jetzt unbekannten Namen. Nach weiteren Angaben „sieht die Gesellschaft ihre Aufgabe in der Errichtung von Universitäten in China für die Gewinnung der Gelehrtenwelt durch die Wissenschaft. Es soll kein Missionsseminar zur Ausbildung der Lehrkräfte gebildet werden, vielmehr hofft man, gläubige Akademiker und Dozenten Deutschlands und des Auslandes in genügender Anzahl zu gewinnen." In einem sachkundigen, sehr gediegenen Aufsatze des Organs des Studentenbundes für Mission (1906, Nr. 3) sind „Ernste Bedenken" gegen dieses jedenfalls sehr unklare, wenn nicht phantastische Unternehmen geäußert worden, die ich für so wuchtig halte, daß nüchterne Männer durch sie von der Aussichtslosigkeit desselben überzeugt werden müssen. Sollte der sehr kleine Freiburger Kreis dennoch auf dem Projekte bestehen und durch Werbung für dasselbe Verwirrung in den ohnehin nicht sehr starken deutschen Studentenbund hineintragen, so wird es allerdings die Aufgabe dieser Zeitschrift sein, ihm eine eingehende Kritik zu widmen. Vorläufig nur drei Bemerkungen:

1. Wer einen Turm bauen will, der sitze zuvor und überschlage die Kosten, ob er es auch habe hinauszuführen. Es ist ein gewaltiger Turm: Universitäten (man hat sich gleich des Plurals bedient) in China zu gründen; sie verursachen nicht bloß Geld-, sondern auch noch große andere Kosten. Frei-

ich „will Gott Menschen, die ihm ganz vertrauen und die im Vertrauen auf hn handeln“, aber er will, daß sie auch verständig handeln.

2. Ja, in China ist jetzt eine große Lehr-Gelegenheit vorhanden und alle in China tätigen Missionsorgane sind sich des nicht nur bewußt, sondern nachen auch Anstalt, und zum Teil großartige Anstalt, diese Gelegenheit voll auszunutzen. Man braucht z. B. nur den Chinese Recorder zu lesen, um ich davon zu überzeugen; es sind bereits Universitätsbildungen im Gange. Und diese Missionsorgane verstehen etwas von dieser Sache auf Grund einer halbhundertjährigen Erfahrung, verfügen über Geldmittel und Menschen und zwar über Menschen, die ausgerüstet sind mit Sprach-, Volks-, und Erziehungskenntnis, in deren Hände man die neuen missionarischen Bildungsaufgaben in China vertrauensvoller legen kann, als in die von jungen, unerfahrenen „Dozenten“, die man im Auslande erst zu finden hofft. Man überlasse also die „Universitäten“-Gründungen den alten Missionsorganen und unterstütze sie, indem man sich ihnen zur Verfügung stellt. Das ist nüchterner, weiser und praktischer. Das Phantastische ist keineswegs der stärkste Glaubenserweis.

3. Der deutsche Studentenbund, dem wir so dringend eine frische, gesunde, kraftvolle Entwicklung wünschen, ist eine viel zu kleine Kraft, als daß er sich unterwinden könnte, ein Universitäten-Gründer in China zu werden. Er wird sich nicht stärken, sondern schwächen und jedenfalls zersplittern, wenn er — was bis jetzt glücklicherweise nicht geschehen ist — „sich mit dem Unternehmen identifizierte“. Und auf Unterstützung in weiteren Missionskreisen würde er nicht rechnen können, wenn er durch selbständige und gar große Turmbau-Unternehmungen sich von dem Dienste in den alten deutschen Missionsgesellschaften lossagte. Wollen die Mitglieder des Studentenbundes an der wissenschaftlichen Bildungsarbeit in China sich beteiligen — und es ist sehr wünschenswert, daß das geschieht —, so sind ja deutsche Missionsgesellschaften in China am Werke, die alle universitätlich gebildete Arbeiter suchen. Wohlan, erbietet euch ihnen zum Dienste und ihr werdet fruchtbarere Arbeit tun, als wenn ihr selbständige Pläne verfolgt, deren Ausführung ihr schwerlich gewachsen seid. Warneck.

Literatur-Bericht.

Plehn: „Tropenhygiene mit spezieller Berücksichtigung der deutschen Kolonien.“ 2. Auflage. G. Fischer-Jena 1906. 5 geb. Mk. Von dem Bruder des an einem in Ägypten aquirierten Malariafieber verstorbenen Verfassers ist diese 2. Auflage des bekannten Buches besorgt und weiter ausgebaut worden. In den ersten drei der 21 Vorlesungen behandeln die Verfasser das Tropenklima und seinen Einfluß auf den menschlichen Organismus, wobei die Verhältnisse unserer Kolonien besonders berücksichtigt werden; wie überhaupt die Besprechung derselben einen wichtigen Teil des 305 Seiten starken Buches einnehmen.

Die fünf nächsten Vorlesungen behandeln in eingehender und überaus klarer Weise das Malariafieber und seine Komplikation, das Schwarzwasserfieber; unbewiesene Theorien werden vermieden und nur die tatsächlichen Verhältnisse berücksichtigt. Natürlich nimmt die Darstellung der Behandlung dieses Fiebers einen breiten Raum ein, aber es erscheint mir kein Wort zu viel gesagt; vor Experimenten in der Behandlung der Malaria auf Grund unklarer Ansichten warnen die Verfasser dringend. Die 9. bis 14. Vorlesung beschäftigen sich mit den andern in den Tropen vorkommenden hauptsächlichen Gesundheitsstörungen interner und chirurgischer Art, einschließlich der Verwundungen durch Schlangen- und Pfeilgifte. Manchen sehr praktischen Ratschlägen merkt man den erprobten Gebrauch an. Der letzte Teil des Buches (15.—21. Vorlesung) umfaßt die gesamte Stations- und Expeditionshygiene. An verschiedenen Modellen von Häusern und Expeditionszelten (Abbildungen) wird die Wohnungshygiene in den Tropen veranschaulicht; die wichtigen Beziehungen zwischen dem Platz der Stationsanlage und der Umgebung, besonders der Eingeborenenwohnstätten werden besonders betont. Die vollständige Entbehrlichkeit des Alkohols in jeder Form hätte noch stärker betont werden können, denn seine schon hier erschlaffende Wirkung muß in den Tropen noch verderblicher hervortreten und zu einer sittlichen Verwilderung und Energielosigkeit führen, deren Vorhandensein unseren Kolonien nicht gerade zum Vorteil gereicht. Der Alkohol gehört wenn irgendwo dann in den Tropen in die Apotheke. Das dieser Auflage neu hinzugefügte Kapitel über Eingeborenenhygiene bespricht die Maßregeln, die der Europäer, sei es als Stations- oder Expeditionsleiter, treffen muß, um seinen Leuten ein hohes Maß von Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu erhalten: es gipfelt in der Forderung amtlicher Aufsicht — durch Ärzte — über Plantagenbetrieb, ein im Hinblick auf die Gefährdung der Europäer durch die Nähe verseuchter Eingeborenen sehr beachtenswerter Vorschlag.

Das Buch birgt eine Fülle lehrreicher Winke und Ratschläge und sollte auf jeder Missionsstation als Ratgeber gebraucht werden, es würde dadurch viel Not vermieden und auch mancherlei Kosten gespart werden.

Dr. med. Feldmann.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Sam. J. Mills,

ein Bahnbrecher der Mission in den Vereinigten Staaten.

Von Paul Richter.

Hat uns in Deutschland der Juli dieses Jahres den denkwürdigen zweihundertsten Gedächtnistag der Landung Ziegenbalgs und Plütschaus in Trankebar und damit des Beginns der deutsch-evangelischen Missionstätigkeit gebracht, so konnte etliche Wochen später, in den ersten Tagen des August, die amerikanische Missionswelt die hundertste Wiederkehr eines Tages begehen, der für das Missionsleben jenseits des Ozeans eine ähnliche Bedeutung hat.

Es war an einem schwülen Sonnabendnachmittag im Jahre 1806, da waren nach ihrer Gewohnheit mehrere junge Studenten des Kolleges von Williamstown (im Staate Massachusetts) in dem dichten Ahornhain, etwas abseits von dem Kollege und dem Städtchen, zusammengekommen, ihre regelmäßige Gebetsstunde zu halten. Diesmal waren es ihrer nur fünf: Sam. Mills, James Richards, Francis Robbins, Harvey Loomis und Byram Green. Heraufziehende schwarze Gewitterwolken nötigten sie, unter einem nahen Heuschober Schutz zu suchen. Wie sie von dort aus wohlgeborgen dem Toben des Unwetters zuschauten, kam das Gespräch auf Indien. Mit Interesse besprach man das Vorgehen der ostindischen Kompagnie, die in jenen Tagen daran war, ihr großes, stolzes Kolonialreich immer weiter auszudehnen und damit weite, bis dahin unzugängliche Gebiete dem Verkehr zu erschließen. Auch die religiöse und moralische Lage der Einwohner dieses Landes wurde erörtert. Da nahm Mills das Wort und schilderte die Finsternis in der diese Millionen lebten. Wie nötig hätten sie es, daß das Licht des Evangeliums sie erleuchte! Wäre es nicht heilige Pflicht der abendländischen Christenheit, es ihnen zu bringen? Er wurde bei seinen Ausführungen eifriger und wärmer. „Wir können es, wenn wir nur wollen!“ so schloß er. In jugendlicher Begeisterung gingen die andern auf seine Gedanken ein. Nur Loomis verhielt sich ablehnend. Die Zeit sei noch nicht reif, und solch ein Unternehmen würde voreilig sein, meinte er; wenn Missionare dahin gehen würden, so würden sie sicherlich ermordet

werden. Es würde zunächst ein neuer Kreuzzug gegen die Türken und Araber unternommen werden müssen, ehe man daran denken könne, das Evangelium zu ihnen zu senden. Die anderen erklärten dagegen, Gott wolle zu jeder Zeit, daß sein Reich ausgebreitet würde und wenn nur die Christenheit das Ihre tue, so dürfe sie dessen gewiß sein, daß er sein Werk zum Ziele führen werde. Mills, gewohnt, alle ihn bewegenden Angelegenheiten zum Gegenstand des Gebets zu machen, schlug vor: „Wohlan, laßt uns die Sache hier unter dem Heuschober im Gebet vor Gott bringen, während die dunklen Wolken abziehen und der Himmel sich aufklärt!" Einer nach dem andern, Loomis ausgenommen, beteten sie, daß, was sie im Geist geschaut hätten, zur Wirklichkeit werden möchte. Mills machte den Beschluß, der glühende Enthusiasmus hatte ihn ganz hingenommen und auf Loomis Einwendung, die Missionare würden ermordet werden, bezugnehmend, betete er: „O Gott, zermalme mit der feurigen Artillerie des Himmels jeden Arm, der sich wider einen Boten des Kreuzes erheben will!" Ein Liedervers, die Herrlichkeit des göttlichen Wortes gegenüber allen heiligen Schriften der Heiden preisend, beendete die kleine und doch so bedeutungsvolle Gebetsversammlung unter dem Heuschober, die dazu bestimmt war, die Geburtsstunde des amerikanischen Missionswesens zu werden.

Der bei dieser Versammlung als Stimmführer hervorgetretene Sam. Mills verdient es, bei der Rolle, die er auch sonst für die Weckung des Missionsinteresses unter seinen Landsleuten gespielt hat, daß wir uns eingehender mit ihm beschäftigen. Eine soeben erschienene Biographie von ihm gibt uns das nötige Material dazu.[1])

I.

Sam. J. Mills wurde als das jüngste von sieben Kindern des Pfarrers gleichen Namens am 21. April 1783 in der kleinen Stadt Torringford im Staate Connecticut geboren. Als Kanzelredner wie als Seelsorger geschätzt und beliebt hat sein Vater, ein origineller, humorvoller Mann, 64 Jahre lang in dem Städtchen des Pfarramtes gewaltet. Neben ihm übte auf des jungen Samuel Entwicklung seine Mutter, eine zarte, feinfühlige Frau mit warmem religiösen Empfinden, einen großen Einfluß aus. Von ihren Lippen

1) Thom. Richards, Samuel J. Mills, Missionary Pathfinder, Pioneco and Promotor. Boston Pilgrim Press. 1906.

hörte der Knabe schon früh die Lebensgeschichte eines Eliot, Brainerd und anderer Missionshelden. Auch erzählte sie ihm einmal, daß sie ihn als Kind dem Dienst des Herrn als Missionar geweiht habe. Es war eine gesunde christliche Atmosphäre im Pfarrhaus zu Torringford, in welcher es Sam. Mills vergönnt war aufzuwachsen. Zu einem klaren, entschiedenen und bewußten Christentum kam es aber bei ihm doch erst, als er das fünfzehnte Lebensjahr überschritten hatte. Den Anstoß dazu gab eine religiöse Bewegung, von der in den letzten Jahren des scheidenden Jahrhunderts der Ort ergriffen wurde. Sie teilte sich auch dem jungen Samuel mit; ihre Wirkung waren freilich bei ihm für das erste quälende Vorstellungen, die ihm den inneren Frieden raubten. Es war die Lehre von der göttlichen Prädestination, die ihn peinigte. Wie zur Gewißheit darüber kommen, daß man zu den Erwählten gehöre? Und wie furchtbar, ein Verworfener zu sein! Lange lagen diese qualvollen Gedanken wie ein lähmender Druck auf ihm, bis er sie fast gewaltsam abschüttelte. Das geschah, als er im Herbst 1801, als ein achtzehnjähriger Jüngling, zu weiterer Ausbildung die höhere Schule von Litchfield bezog. Auf der Wanderung dahin kam es plötzlich — er konnte sich selbst wohl kaum Rechenschaft darüber ablegen, wie — über ihn wie eine neue Vision von Gott. Er sah ihn in seiner Herrlichkeit und Schönheit, nicht mehr nur wie früher als den erhabenen, unnahbaren, unwandelbaren, sondern als den liebreichen, allerbarmenden. Und er beugte am Wegrande einmal über das andere die Knie und betete an: „O glorious Sovereignty!“ Seitdem ging in seinem Innern eine große Umwandlung vor; er kam zum Frieden, wenn freilich sich auch je und je noch einmal die alten Anfechtungen einstellen wollten, ob er ein Anrecht dazu habe, sich zu den Erwählten zu zählen. Bis an sein Lebensende ist er davon gelegentlich beunruhigt worden.

Von dem Augenblick an, wo er nun das Heil ergriffen hatte, stand es ihm fest, daß er die frohe Botschaft auch andern zu bringen habe. Ein Christ zu sein, bedeutete für ihn, ein Missionar zu sein. Als er etwa nach Jahresfrist die Schule von Litchfield wieder verließ, teilte er seinem Vater mit, er könne sich keinen begehrenswerteren Beruf vorstellen als den, die Botschaft des Heils den armen Heiden verkünden zu dürfen. Die Eltern gaben gern ihre Einwilligung dazu. Unter Anleitung des Vaters bereitete er sich darum noch weiter auf den Eintritt in das Williams-Kollege in Williams-

town vor. Ein kleines Landgut, das er vom Großvater mütterlicherseits geerbt hatte, zögerte er nicht zu verkaufen, um durch den Erlös davon die Mittel zum Studium zu gewinnen.

Im April 1806 wurde er in das Kollege aufgenommen. Sein Eintritt erfolgte zu einer sehr günstigen Zeit. Längere Zeit hatte nämlich unter den Studenten von Williamstown ein Geist des Unglaubens und frivoler Spötterei geherrscht, seit kurzem aber hatte ein ernsterer, entschieden christlicher Geist die Oberhand bekommen. Ein zuerst kleiner, allmählich aber sich ausdehnender Kreis gläubiger Jünglinge hatte sich unbekümmert um den Spott ihrer Kameraden zu einer Gebetsgemeinschaft zusammengetan, und Mills schloß sich diesem Kreise an. Obwohl er keine äußeren Vorzüge besaß, keine stattliche Erscheinung, keine glänzende Redegabe, auch durchaus keine hervorragenden Talente, vielmehr bescheidenen, zurückhaltenden Wesens war, nahm er doch in diesem Kreise bald vermöge seiner verhältnismäßig größeren Gereiftheit — er war ja immerhin schon 23 Jahre alt — sowie vermöge des ihn beseelenden Enthusiasmus eine führende Stellung ein. Wöchentlich zweimal vereinigten sich die jungen Studenten zu ihren Gebetsversammlungen, Mittwochs im Schatten einiger Weidenbäume, südlich vom Kollege, Sonnabends in dem erwähnten Ahornhain nordwärts davon. Eine solche Sonnabendsversammlung war jene Zusammenkunft unter dem Heuschober, die eingangs geschildert ist. Im Winter wurden die Zusammenkünfte im Hause einer frommen Frau in der Stadt fortgesetzt. Die Heidenmission bildete einen regelmäßigen Gegenstand des Gebets. Um das Missionsinteresse bei seinen Freunden wach zu halten und zu mehren, sorgte Mills für Herbeischaffung des nötigen Stoffes. Briefe von Missionaren, Missionsberichte und Missionspredigten wurden vorgelesen und besprochen. Die Mission wurde immer mehr Mills Lebenselement; er ging so ganz in ihr auf, daß er kaum ein paar Augenblicke mit jemand zusammen sein konnte, ohne daß er das Gespräch darauf gebracht hatte.

Ein weiterer Schritt vorwärts war es, als im Jahre 1808 die Freunde zu einer förmlichen studentischen Missionsgesellschaft zusammentraten, die sich Society of Brethren nannte. Es war das keine bloße jugendliche Spielerei, sondern es war den Teilnehmern *heiliger* Ernst. Aufgenommen wurde nur, wer selbst fest entschlossen *war*, einmal in den Missionsdienst einzutreten. Jeder „Bruder"

war verpflichtet, sich von jedem Engagement freizuhalten, das nach betender Erwägung und Beratung mit den Brüdern als unvereinbar mit den Zielen der Gesellschaft erfunden wurde; weiter mußte er sich bereit halten, als Missionar hinauszugehen, wann und wohin die Pflicht ihn rufen würde. Mit der Aufnahme neuer Mitglieder ging man sehr vorsichtig vor, man überzeugte sich erst sorgfältig, ob der Betreffende auch geeignet sei, insbesondere ob keinerlei Verhältnisse ihn hindern würden, später Missionar zu werden. Als solche hindernden Verhältnisse sah man auch Verlöbnis und Ehestand an, daher gelobten die Brüder Ehelosigkeit. Mills ist tatsächlich unverheiratet geblieben; obgleich mit lebhaftem Familiensinn ausgestattet, meinte er, nicht die Zeit zu haben, in den Ehestand zu treten. Ebenso war es durchaus nicht die Absicht der Brüder, viel Wesens von sich zu machen, nichts lag ihnen ferner als studentische Wichtigtuerei. Sie trieben vielmehr ihre Sache in aller Stille und ausdrücklich wurde jedem Verschwiegenheit darüber zur Pflicht gemacht. Endlich, ihrer jugendlichen Unerfahrenheit sich bewußt, suchten sie bewährten Geistlichen näher zu treten, legten ihnen ihre Ideen vor und ließen sich von ihnen beraten. Das konnte ihrem Beginnen nur förderlich sein und diente daneben dazu, dem Missionsgedanken im Schoß der Kirche allmählich Gehör zu verschaffen und ihn heimischer darin zu machen.

Um dann auch an anderen Hochschulen Propaganda für die Mission zu machen, siedelten mehrere von den Brüdern auf andere Kolleges über. Mills ging für kürzere Zeit nach New Haven auf die berühmte Yale University. Es scheint jedoch nicht, daß er dort für diesen Zweck viel erreicht hat. Aber für ihn selbst war der Aufenthalt in New Haven bedeutungsvoll — und ebenso für die Geschichte der Mission auf den Sandwichinseln. Er wurde nämlich daselbst mit einem jungen Hawaiier namens Obukiah bekannt. Dieser, ein Waisenknabe, war auf seinen Irrfahrten nach New Haven verschlagen. Wissensdurstig lungerte er dort oft vor dem Kollegegebäude herum, die Studenten um ihr glückliches Los beneidend, die dort ein- und ausgehen durften. Dieser junge Schwarze erweckte alsbald Mills lebhafteste Teilnahme. Er nahm sich seiner herzlich an und brachte ihn, als das Semester zu Ende war, mit nach Torringford in sein Elternhaus, das dem Verwaisten zur zweiten Heimat wurde. Dann als Mills das theologische Seminar zu Andover be-

zog, begleitete Obukiah ihn auch dorthin. Die Bekanntschaft mit diesem interessanten heidnischen Jüngling gab begreiflicherweise der Missionsliebe Mills' neue und kräftige Nahrung.

In einem Briefe an „Bruder" Hall spricht er über Obukiah und schreibt: „Was bedeutet dies, Bruder Hall? Verstehst Du es? Soll er zurückgeschickt werden ohne Unterstützung? Sollen wir nicht vielmehr diese Südseeinseln als ein geeignetes Feld zur Aufnahme einer Missionsarbeit ansehen? Nicht daß ich die heidnischen Stämme in unserem Westen aufgeben wollte. Ich hoffe, wir werden in kurzem, wenigstens in etlichen Jahren mehr als eine Mission zu etablieren imstande sein. Ich denke, Gott wird uns befähigen, unsere Anschauungen und unsere Arbeiten zu erweitern, mehr als wir früher gewähnt haben. Wir dürfen nicht nur auf die Heiden in unserem Kontinent blicken; wir müssen unsere Aufmerksamkeit auch auf solche Plätze richten, wo wir menschlichem Ermessen nach am ehesten etwas erreichen und den geringsten Hindernissen begegnen werden ..... Das Feld ist beinahe unbegrenzt, überall sollten Missionare stehen. O, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund! Der Mann aus Mazedonien ruft: „Komm herüber und hilf uns!" Der Ruf kommt von Nord und Süd, von Ost und West. O daß wir glühen möchten vor feurigem Eifer, das Evangelium zu verkündigen! Das Heer setzt sich in Bewegung. Die Leviten tragen die Bundeslade voran; der große Heerführer ruft: vorwärts! Lieber Bruder, laß uns unverbrüchlich trauen auf jene großen, ewigen, kostbaren Verheißungen, die in Gottes Wort (Mark. 10, 29) enthalten sind. Darum seid stark und laßt eure Hand nicht matt werden, denn eure Arbeit soll wohl belohnet werden! Gürte dein Schwert um, Allmächtiger, fahre siegreich einher in Herrlichkeit und Majestät um deiner Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit willen, denn die Heiden sollen Christo zum Erbe gegeben werden."

Nicht nur Mills wurde von Obukiah beeinflußt. Er wurde für viele zu einer lebendigen Predigt, sah man doch an ihm handgreiflich, daß es der Mühe wert war, den Heiden das Christentum zu bringen. So wurde er das Werkzeug, in weiteren Kreisen das Interesse für eine Mission auf den Sandwichinseln zu erwecken. Sein eigener Wunsch, einmal als Missionar zu seinen heidnischen Landsleuten zurückkehren zu dürfen, wurde zwar durch seinen frühen Tod (1818) vereitelt; aber nicht lange danach ist Hiram Bingham, gleichfalls durch seine Bekanntschaft für diese Inseln interessiert, als Bahnbrecher der Mission dorthin gezogen. Doch damit sind wir dem hier zu schildernden Gang der Dinge weit vorausgeeilt. Es galt nur zu zeigen, welchen Anteil indirekt Mills an der späteren Hawaiischen Mission gehabt hat.

Nach Absolvierung der allgemeinen Kollegestudien wandte sich

Mills, wie schon bemerkt, nach dem Seminar zu Andover, um dort den speziellen theologischen Fachstudien obzuliegen. Andover war das erste Seminar dieser Art in den Vereinigten Staaten. Früher war es in Amerika Brauch gewesen, daß junge Männer, die Geistliche zu werden beabsichtigten, zu hervorragenden Geistlichen gingen, um sich von diesen für solchen Beruf zurichten zu lassen. Andover war erst 1806 gestiftet. Ein glückliches Zusammentreffen: der Umstand, daß nun an einem Ort viele angehende Theologen sich zusammenfanden ermöglichte es, daß der Missionsgedanke schnell in viel weitere Kreise dringen konnte, als es früher möglich gewesen wäre.

Mills traf in Andover schon einige von den „Brüdern" an, außer seinen besonderen Freunden James Richards und Rob. Robbins Luther Rice, Cyrus Gray und Amsel Nash. So konnten sie alsbald ihre Gebets- und Missionsversammlungen wieder aufnehmen. Einen wertvollen Zuwachs erhielt ihr kleiner Kreis durch den Beitritt einiger neuer Mitglieder, besonders von Adoniram Judson, Sam. Nott und Sam. Newell. Übrigens war man auch jetzt mit solchen Neuaufnahmen zurückhaltend und fuhr fort nur solche zuzulassen, die entschlossen waren, als Missionar hinauszugehen. Doch fanden sie es zweckmäßig, daneben noch einen zweiten Verein, the Society of Inquiry on the Subject of Missions, ins Leben zu rufen, dem sie keine so enge Grenzen zogen. In diesen konnte jeder gläubige Student aufgenommen werden. Sein Zweck war, zum Studium der Lage der Heidenvölker anzuregen, die Wichtigkeit und Pflicht der Mission, die besten Methoden der Missionsarbeit zu diskutieren und überhaupt Missionskenntnisse zu verbreiten und die Aufmerksamkeit der Christen auf sie hinzulenken. Mit der Anlegung einer Missionsbibliothek wurde ein Anfang gemacht.

Dann kam der Tag, wo die ersten von den „Brüdern" so weit waren, daß sie daran denken konnten, als Missionare hinauszugehen. Aber wie das bewerkstelligen, wohin gehen, von wem sich senden lassen, woher die Unterhaltungsmittel bekommen? Da es in den Vereinigten Staaten noch keine Missionsgesellschaften gab, lag es nahe, daß sie sich an eine englische wandten. So fragte man im April 1810 bei dem Sekretär der Londoner Mission Dr. Bogue an, ob diese Gesellschaft geneigt sein würde, zwei bis drei junge Leute, die eine tüchtige Bildung genossen hätten, dem Heiland unter den Heiden zu dienen wünschten und für die Mission begeistert seien.

anzunehmen und auszusenden. Indessen, Mills wollte sich bei diesem Auswege nicht beruhigen.

„Soll England — schrieb er an einen der Brüder — außer seinen Missionaren auch noch unsere unterhalten? O Schande! Ist Br. Judson bereit, hinauszugehen, so möchte ich den Arm eines Herkules haben, ihn vorwärts zu drängen. Mir gefällt die Abhängigkeit von einer andern Nation nicht, besonders wenn diese selbst schon so viel und wir noch nichts getan haben. Ich denke, unsere „Brüder“ können jeder auf seinem eignen Posten stehen und mit Gottes Hilfe beweisen, daß sie selbst Manns genug sind. Vielleicht werden unsere Väter bald erwachen und die Missionssache in ihre Hand nehmen. Aber sollten sie noch zaudern, so wollen wir vorwärts gehen im Vertrauen auf den Beistand des Herrn, der verheißen hat: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Und die Väter erwachten, wenn auch langsam. Man zog die Professoren des Seminars Griffin, Stuard und Woods und zwei andere einflußreiche Männer Dr. Sam. Worcester und Dr. Sam. Spring ins Vertrauen. Diese gaben den jungen Leuten den Rat, ihr Vorhaben in einem Gesuch der Generalsynode von Massachusetts vorzulegen, deren Tagung unmittelbar vor der Tür stand und der Dr. Worcester und Dr. Spring als Mitglieder angehörten. Unverzüglich wurde der Rat ausgeführt und das Gesuch eingereicht.

Es hatte folgenden Wortlaut: Die unterzeichneten Angehörigen des theologischen Seminars bitten ehrerbietigst, die Aufmerksamkeit der ehrwürdigen Väter, die zur Generalsynode in Bradford versammelt sind, für die nachfolgenden Mitteilungen und Fragen in Anspruch nehmen zu dürfen.

Sie sind seit langem von dem Gefühl der Pflicht und der Wichtigkeit durchdrungen, persönlich eine Mission zu den Heiden zu unternehmen. Sie haben diese Sache, wie sie meinen, ernstlich und unter brünstigen Gebeten nach ihren verschiedenen Seiten hin erwogen, besonders auch den etwaigen Erfolg, den ein solches Unternehmen haben würde, und die Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellen würden. Sie haben, soviel es ihnen möglich war, Informationen eingezogen und diese geprüft und halten sich selbst für verpflichtet, diesem Werk ihr Leben zu weihen, wenn immer Gott in seiner Vorsehung ihnen den Weg dazu öffnen wird. Sie haben nun folgende Fragen, über welche sie die Meinung und den Rat der Synode erbitten: Sollen sie bei solcher ihrer Gesinnung und Willensmeinung die Missionssache als etwas phantastisches und untunliches fahren lassen? Wenn nicht, sollen sie ihr Augenmerk auf den Osten oder auf den Westen (die Indianerstämme in den Vereinigten Staaten) richten? Würden sie bei ihrem Unternehmen von einer Missionsgesellschaft in Amerika Leitung und Unterstützung erwarten dürfen oder müßten sie sich der Leitung einer europäischen Missionsgesellschaft anvertrauen? Welche weiteren Vorbereitungen müßten sie noch treffen, bevor sie an die eigentliche Ausführung ihres Vorhabens gehen könnten? Die Unterzeichneten

fühlen ihre Jugend und Unerfahrenheit und schauen darum zu ihren Vätern in der Kirche auf und bitten sie ehrerbietigst um ihren Rat, ihre Leitung und ihre Gebete.

Adoniram Judson jun.,
Samuel Nott jun.,
Samuel J. Mills,
Samuel Newell.

Am 27. Juni 1810 tagte die Synode, sie nahm das Gesuch der vier Petenten entgegen und überwies es einer Kommission zur Begutachtung. Diese empfahl der Synode am nächsten Tage die Einsetzung eines Board of Commissioners for Foreign Missions zu dem Behuf, „Mittel und Wege ausfindig zu machen und Maßnahmen zu treffen, um das Evangelium zu den Heiden zu bringen. Der Board sollte aus fünf Mitgliedern aus Massachusetts und vier aus Connecticut bestehen. Die Studenten sollten beschieden werden, anzuhalten mit ernstlichem Gebet und mit dem Studium der Mission, sich unter die Leitung des neuen Board zu stellen und geduldig abzuwarten, wie die Vorsehung ihnen zur Ausführung ihres großen und herrlichen Entschlusses den Weg weisen würde."

Damit ging der sehnsüchtige Traum von Mills endlich in Erfüllung: die erste amerikanische Mission trat ins Leben. Noch im selben Jahre konstituierte sich der Board und hielt in Farmington seine erste Sitzung, in welcher ein Aufruf an die kongregationalistischen Gemeinden zur Unterstützung des Missionswerkes verfaßt wurde.

„Allenthalben — hieß es darin — fängt das Interesse für die Heidenmission sich zu regen an. Auch in unserer Mitte haben sich unter tiefen und heiligen Eindrücken mehrere junge Männer der Missionssache für Lebenszeit geweiht und sind bereit, in jegliches Land der nichtchristlichen Welt zu ziehen. Missionen können aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht ohne finanzielle Unterstützung betrieben werden. Soll diese Unterstützung ausbleiben? Wenn Millionen verschmachten und dahinsterben, weil sie das Heil nicht kennen; wenn junge Diener des Herrn mit heiliger Begierde warten, ihnen dies Heil zu bringen; sollen dann diese Millionen sich selbst und dem Verderben überlassen bleiben, soll die heilige Begier dieser Jünger enttäuscht und fruchtlos gemacht werden?"

II.

Noch über ein Jahr mußten die Petenten sich in der Geduld üben. Aber im Januar 1812 wurden die fünf ersten Sendboten nach Indien abgeordnet, es waren Judson, Hall, Newell, Nott und Rice. Es wird einigermaßen Verwunderung erregen, daß Mills

nicht unter ihnen war. Was war der Grund davon? Einmal war es seine große Bescheidenheit, daß er sich für weniger geschickt hielt als jene und darum vor ihnen zurücktrat. Ausschlagend für sein Zurückbleiben scheint aber gewesen zu sein, daß die „Brüder", welche aus ihrer Mitte die Auszusendenden bestimmten, der Meinung waren, daß Mills der Mission in der Heimat würde größere Dienste erweisen können als draußen, und daß sie darum von seiner Wahl Abstand nahmen. Ohne Murren und ohne Eifersucht auf die Glücklicheren, die hinausgehen konnten, hat sich Mills gefügt. Ein geringes Opfer mag es ihm nicht gewesen sein; war doch der Tag, wo er einmal den Heiden würde das Evangelium verkündigen können, all die Jahre hindurch seines Lebens Leitstern gewesen.

Die Erwartung der Brüder aber, daß er daheim der Mission von größerem Nutzen sein würde, hat er durchaus gerechtfertigt. Die kurze Lebenszeit, die ihm von Gott beschieden war, hat er gewissenhaft ausgekauft, der Kirche ihre Missionsverpflichtung immer wieder ans Herz zu legen. Besonders verstand er es, die Studenten der Kolleges kräftig anzufassen. Sein Werben hatte immer etwas Andringliches, Persönliches, daß man sich ihm nicht leicht entziehen konnte. Er legte jedem die Pflicht der Entscheidung aufs Gewissen, ob er sich nicht als von Gott zum persönlichen Missionsdienst berufen anzusehen habe.

Als Beispiel dafür sei aus den zahlreichen Briefen, die er zu diesem Zwecke geschrieben hat, einer wiedergegeben. Er schreibt an einen Studenten in Andover: „Ich glaube in der Tat, es gibt auf unseren theologischen Seminarien Studenten der Theologie, welche es nicht wagen, sich den letzten Befehl des Herrn an seine Jünger vorzulegen und darüber einen Tag zu fasten und zu beten, um sich über ihre Verpflichtung den Heiden gegenüber zu vergewissern, damit sich ihrer Erkenntnis nicht mit unwiderstehlicher Kraft die Überzeugung aufdrängen möchte, es sei ihre Pflicht, mitzuhelfen, daß dieser Befehl in Erfüllung gehe. Ich sage, sie *wagen* es nicht, obwohl der Befehl mit der Verheißung schließt: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Ich will bei Leibe nicht sagen, daß alle jungen Männer, welche sich dem Pfarramt widmen, nach Asien gehen sollten. Aber ich meine, da es jetzt (1817) drei oder vier theologische Schulen im Lande gibt, so könnten wir für die unermeßliche Heidenwelt mehr als einen jedes Jahr stellen. Will daher von den anderen Seminaren niemand gehen, so sollten doch die Brüder von Andover ernstlich erwägen, ob sie nicht verpflichtet sind, denen die Gnadenmittel reichlicher darzubieten, die ohne dieselben verloren gehen müssen."

Aber nicht nur vor Menschen brachte er die Missionssache, sondern vor allem vor Gott. Das Gebet war die Quelle seiner

Kraft. Jenes Wort Matth. 28, V. 20, seine Lieblingsstelle, war ihm eine Realität. Er lebte sein Leben in der Gemeinschaft mit dem gegenwärtigen Christus. Sein Opfer, sein Leben, Leiden und Sterben war der Grund, auf dem er sich gründete, war die unwiderstehliche Triebkraft, seinen Fußstapfen nachzufolgen. Mit diesem Vorbilde vor Augen war ihm nichts zu schwer, kein Opfer zu groß.

Einen gewissen Ersatz dafür, daß es ihm nicht vergönnt war, zu den Heiden hinauszugehen, fand Mills, als er in den Jahren 1812—15 im Auftrage der Connecticut und Massachusetts Missionary Societies zwei ausgedehnte Missionsreisen — Evangelisationsreisen würden wir sagen — in den „wilden Westen“ der Vereinigten Staaten unternehmen durfte. Die genannten Gesellschaften waren keine Missionsgesellschaften in unserem Sinn, ihre Arbeit war mehr innere Mission an den eingewanderten Ansiedlern, daneben freilich gelegentlich wohl auch direkte Missionsarbeit an den Ureinwohnern des Landes, den Indianern. Mills unterzog sich der gestellten Aufgabe mit freudigem Eifer. So ganz außerhalb seines Gesichtskreises lag ja auch eine solche Tätigkeit nicht. In seinen und seiner Freunde Missionsplänen hatte neben dem „Osten“ immer auch „der Westen“ eine Rolle gespielt.

Von einem Mitarbeiter begleitet, durchzog er das ganze weite Gebiet westlich der Alleghanies vom Eriesee hinab bis zum Meerbusen von Mexiko, vornehmlich Ohio, Illinois, Indiana, Kentucky, Tenesee, Missouri, Mississippi und Luisiana. Das ganze Gebiet war damals noch im ersten Zustande der Besiedlung. Noch deckten riesige Urwälder und endlose Prärien und Savannen den größten Teil des Bodens. Hier und da erhoben sich hauptsächlich an den Flußläufen Niederlassungen, aber noch im allerprimitivsten Zustande. Cincinnati, St. Louis und andere Millionenstädte von heute waren damals noch kleine elende Orte. Straßen und Verbindungswege gab es kaum. Dem entsprechend war das Reisen mit großen Strapazen, Entbehrungen und Gefahren verbunden. Die beiden Reisenden legten den größten Teil ihres Weges zu Pferde zurück, gelegentlich auf Flußbooten. Hindurchschwimmen durch Ströme und Kreeks, Übernachten auf dem flachen Dach der Flußboote, sich hindurcharbeiten durch Sümpfe und morastiges Terrain, solches und ähnliches gehörte zur Tagesordnung. In religiöser Beziehung mutete das ganze Land

die Reisenden wie ein weites Tal des Todes an. Finsternis überall. Nur hin und wieder ein Lichtstrahl, der durch das Dunkel hindurch drang. Es mochten damals etwa eine Million Weiße über das Riesengebiet zerstreut wohnen. Eine gewaltige Flut der Einwanderung ließ aber ihre Zahl Jahr für Jahr um Tausende anschwellen. Für ihre geistliche Bedienung war bisher kaum etwas geschehen, wenigstens nicht von den presbyterianischen und kongregationalistischen Kirchen. Es gab Bezirke, so groß wie Provinzen, mit Zehntausenden von Bewohnern, in deren Mitte kein Geistlicher zu finden war. Das junge Geschlecht wuchs ohne Taufe, ohne Unterricht in äußerster Unwissenheit auf: ein neues Heidentum drohte emporzuwachsen, schlimmer als das der heidnischen Völker in den fremden Erdteilen. Religiöse Gleichgiltigkeit war allgemein vorherrschend. Bibeln waren wenige zu finden. Der Tiefstand der Sittlichkeit war kaum noch zu überschreiten. Trunksucht, Unzucht, Spielen, Rauchen, Sabbathschändung und dergleichen standen in höchster Blüte. In St. Louis rühmte man sich, daß der Sonntag noch nicht den Mississippi überschritten habe und ihn niemals überschreiten werde.

Die beiden Evangelisten walteten unverdrossen ihres Amtes. In Blockhäusern, in Schulen, in Regierungsgebäuden, in primitiven Kirchen, im Freien predigten sie. Zur Zeit und zur Unzeit wurde hier einen einsamen Ansiedler, der nach dem Brot des Lebens hungerte, dort einem verlorenen Sohn, der sich dem Bereich Gottes und seines Wortes zu entziehen gesucht hatte, das Wort verkündigt. Alle Briefe und Berichte, die sie heimsandten, enthielten dringende Appelle, Prediger und Bibeln in diese Gegenden zu senden. Auf der ersten Tour legte Mills über 3000 englische Meilen, auf der zweiten derer 5000 zurück. Dann, glücklich wieder heimgekehrt, veröffentlichte er ein Pamphlet. „Ein genaues Bild des Gebietes der Vereinigten Staaten westlich der Alleghany-Berge hinsichtlich der Religion und Sittlichkeit.“ Es war für den Osten geradezu eine Offenbarung über ein bis dahin unbekanntes Land und wirkte wie ein zündender Aufruf, all dies Land einzunehmen. Der Erfolg war, daß allenthalben ein neuer Eifer sich regte, in diese bisher so sehr vernachlässigten Gebiete Prediger zu senden. Die General-Synode der presbyterianischen Kirche organisierte einen Board of Home Missions und begann die Grenzgebiete mit Kirchen zu besetzen. Die Connecticut Missionary Society dehnte ihre Tätigkeit gleichfalls in dieser Richtung aus. In

den nächsten Jahren ging eine steigende Anzahl junger eifriger Geistlicher nach dem Westen ab.

Ebenso bemühte sich Mills dem ihm auf Schritt und Tritt entgegengetretenen erschreckenden Mangel an Bibeln abzuhelfen. Schon unterwegs war es ihm gelungen, hier und da einen Bibelverein zu stiften. Die in den älteren Staaten schon bestehenden Bibelvereine wies er unausgesetzt auf die gen Himmel schreienden Notstände hin. Sie taten denn auch, was in ihren Kräften stand, die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Aber ihre Kraft reichte dazu nicht aus. Das reifte in Mills den Plan, die Gründung einer großen allgemeinen amerikanischen Bibelgesellschaft zu betreiben, als deren Ideal ihm die 1804 gegründete und seither schon so segensreich wirkende Britische und Ausländische Bibelgesellschaft vorschwebte.

„Die bestehenden Vereine, schreibt er, sind nicht einmal imstande gewesen, das Bedürfnis in ihrer eigenen unmittelbaren Umgebung zu decken. Es müssen größere Anstrengungen gemacht werden. Die zersplitterten und schwachen Bemühungen sind der Größe der zu erfüllenden Aufgabe nicht gewachsen. Ich schätze, es ist eine halbe Million Bibeln nötig, um in den Vereinigten Staaten die zu versorgen, welche sie noch entbehren. Das ist ein fauler Fleck auf unserem Nationalcharakter. Das christliche Amerika muß erwachen und ihn austilgen. Die vorhandenen Vereine können es nicht. Sie bedürfen des Zusammenschlusses, sie bedürfen größerer Hilfsquellen. Kann keine nationale Einrichtung geschaffen werden, so muß man sich um Hilfe an die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft wenden."

Und nicht nur selbst war er unermüdlich für die Ausführung dieser Idee tätig, sondern veranlaßte auch einflußreiche Freunde, besonders solche, die die Feder zu führen verstanden, hierüber zu schreiben. Im Jahre 1816 hatte er die hohe Freude zu erleben, daß ihm auch dieser Wunsch in Erfüllung ging. Elias Boudinot, der Präsident des New Jerseyer Bibelvereins, nahm den Gedanken auf und brachte eine Vereinigung sämtlicher in den Vereinigten Staaten bestehenden Bibelvereine zu Wege. Sie bildeten fortan die Amerikanische Bibelgesellschaft, nächst der britischen die größte derartige Gesellschaft. Sie beschränkt ihre Tätigkeit nicht auf Nordamerika, sondern hat in weitem Umfange auch die heidnische und mohammedanische Welt in ihren Arbeitskreis gezogen. Daß in ihr sich die verschiedensten Denominationen: Kongregationalisten, Presbyterianer, Episkopale, Methodisten, Baptisten usw. zu friedlicher Mitarbeit vereinigt haben, ist zum nicht geringen Teile Mills' Verdienst, der, selbst von weitherziger evangelischer Gesinnung, in per-

sönlicher Zwiesprache und Briefwechsel Vertreter dieser Denominationen für den Plan zu erwärmen verstand.

Bei seinen Evangelisationsreisen im Westen hatte Mills seine Aufmerksamkeit auch auf die Erforschung der Lage der verschiedenen dort ansässigen Indianerstämme gerichtet. Eine Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Indianern in Nordamerika hatte ihn damit beauftragt. In dem Bericht, den er ihr erstattete, schilderte er besonders die Verhältnisse, die er bei den Tschikasas und Tschoktas vorfand, zwei Stämmen, die der Zahl nach alle übrigen Stämme zwischen den Seen und dem Ohio übertreffen.

„Schon um deswillen, urteilt er, würde hier eine Mission wohl am Platze sein und größeren Erfolg versprechen als unter den kleinen Stämmen in Indiana und Illinois. Es sind aber auch noch andere Gründe, die uns diesen Stämmen den Vorzug zu geben empfehlen. Sie haben bereits große Fortschritte im Ackerbau und in der Zivilisation gemacht, legen nach und nach ihre indianischen Sitten ab und nehmen die Lebensweise der Weißen an. Sie fangen an ihren Wigwams den Rücken zu kehren und das Jägerleben aufzugeben, machen die Wildnis urbar und ziehen Vieh auf. Sie haben schon etwas von dem Vorteil verspürt, der ihnen aus dieser veränderten Lebensweise erwächst und sind begierig, weitere Fortschritte zu machen. Es ist nicht zu erwarten, daß sie nach dem Worte Gottes Verlangen haben, denn von dessen Segnungen wissen sie noch wenig. Aber wahrscheinlich werden sie ihre Kinder gern unterrichten lassen. Und vielleicht wird der erfolgreichste Weg, das Christentum bei den Indianern einzuführen, der sein, das herwachsende Geschlecht zu erziehen. Aus der Tatsache, daß der Häuptling der Tschikasas um Schulen gebeten hat, läßt sich schließen, daß solche ohne Mühe in ihrer Mitte errichtet werden können. Erwähnenswert ist auch, daß die für diese Stämme bestellten Agenten ehrenhafte Männer und, wenn ich recht berichtet bin, Christen sind und den Versuch, eine Mission unter ihnen zu etablieren, zweifellos wenigstens ermutigen würden."

Mills ließ es nicht bei diesem Bericht bewenden; es drängte ihn, mehr für die Indianer zu tun. Und da er keine der bestehenden Missiongesellschaften bereit fand, sich der Indianer anzunehmen, ruhte er nicht, bis er auch dafür eine neue Gesellschaft ins Leben gerufen hatte. Er sah, daß die presbyterianischen Kirchen bis dahin an der Heidenmission noch keinen tätigen Anteil nahmen. Sollten ihre großen Mittel für diese wichtige Reichsgottessache ungenützt bleiben? Er ging wieder mit Professor Dr. Griffin zu Rate, wie sich die verschiedenen presbyterianischen Kirchen und verwandten Denominationen zu einer solchen Arbeit würden gewinnen und zusammenschließen lassen. Dr. Griffin empfahl ihm, seine Pläne der General

Assembly der presbyterianischen Kirche, die sich im Jahre 1818 in Philadelphia versammelte, vorzulegen. Er tat es und fand die Zustimmung der Synode. Es wurde beschlossen, mit den reformierten Kirchen in Unterhandlung zu treten. Das Resultat war, daß sich die presbyterianische, holländisch-reformierte und andere reformierte Kirchen zu einer United Foreign Missionary Society vereinigten, deren Objekt „die Indianer von Nordamerika, die Einwohner Mexikos und Südamerikas, sowie andere Teile der heidnischen und nichtchristlichen Welt sein sollten.“ Alsbald wurde eine Mission unter den Osagas am Missouri und Arkansas, die Kataraugas-Mission im Staate New York, die Mackinaw-Mission in Michigan und eine Mission in Haiti ins Werk gesetzt. Im Jahre 1826 gingen diese und mehrere andere Missionen der neuen Gesellschaft, insgesamt ihrer neun mit 70 Missionaren, an den American Board über.

Wie mit den Indianern so machte Mills auf seinen Wanderungen auch mit den Negern Bekanntschaft, vornehmlich in den Südstaaten, wo sie bekanntlich einen erheblichen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen. Die trostlose Lage „dieser seiner armen afrikanischen Brüder“ ließ in ihm den lebhaften Wunsch aufsteigen, auch zu ihrer Hebung etwas tun zu können.

Er klagt: „Es ist das Los dieser Ärmsten gewesen und ist es auch noch, angekettet, zur Arbeit gezwungen und mit Peitschenhieben dazu angetrieben zu werden; man könnte ein unvernünftiges Tier nicht ohne Mitgefühl so behandelt sehen. Um aber den Kelch der Leiden voll zu machen, hat ihnen die Kirche den einzigen Trost vorenthalten, der ihre traurige Lage hätte lindern können — die himmlische Hoffnung, die uns das Evangelium bringt. Fast möchte es scheinen, als ob das christliche Publikum die Ansicht der Sklavenhalter teile, die in aller Gemütsruhe behaupten, daß die schwarze Herde keine Seelen habe.“

Wesentlich auf Mills' Betreiben wurde 1816 in Parsipanny im Staate New Jersey eine Afrikaner-Schule eröffnet, deren Aufgabe sein sollte, junge Farbige zu Predigern und Lehrern für ihre Volksgenossen in den Vereinigten Staaten und Westindien auszubilden. Auch ihre spätere Aussendung nach Afrika wurde ins Auge gefaßt. Einige Jahre prosperierte die Schule leidlich. Als aber, um die Kosten zu vermindern, der Versuch gemacht wurde, von den Zöglingen ein gewisses Maß körperlicher Arbeit zu fordern, streikten diese, und schließlich ging die Schule ein.

Ein anderer Gedanke Mills, innerhalb der Vereinigten Staaten

eine Reserve auszusondern, auf ihr freie Farbige anzusiedeln und sie einen besonderen Staat bilden zu lassen, fand keinen Beifall. Dagegen bildete sich 1817 eine Gesellschaft, die sich die Ansiedlung freier Farbiger in Afrika oder an irgend einem anderen Platze, den der Kongreß dazu für geeignet erklären würde, zur Aufgabe setzte. Mills begrüßte den Plan mit Freuden und stellte alsbald zu seiner Ausführung seine Dienste zur Verfügung. Das Angebot wurde angenommen, und anfangs 1818 wurde er mit seinem Freunde Professor Burgeß nach Afrika ausgesandt, um eine für die geplante Kolonie geeignete Stelle auszukundschaften. Die Reise ging über London, wo man mit den Männern von der englisch-kirchlichen Mission, mit Wilberforce und anderen Philanthropen und Leitern der Sierra-Leone Kolonie Bekanntschaft machte und freundschaftliche Beziehungen anknüpfte. Von dort ging's nach Afrika. Am 13. März betraten die beiden an der Mündung des Gambia den afrikanischen Boden. Mills schrieb von hier seinen letzten Brief an seine Schwester.

Er spricht von den Hoffnungen, mit denen er an das Unternehmen gehe. Wenn jetzt erst einige wohlgesinnte Farbige hier angesiedelt werden könnten, so könnten sie vielleicht das Werkzeug werden, Zivilisation und Religion bei den ansässigen barbarischen Stämmen einzuführen. Ihre Niederlassung würde sich allmählich ausdehnen, aus der ersten möchten neue hervorgehen und so viel Gutes geschaffen werden. Was ihn persönlich betreffe, so sei er in Gottes Hand; ob er, mit der Erfüllung dieser Aufgabe beschäftigt, leben oder sterben werde, wisse allein Gott. Sollte er sterben und die Heimat nicht wiedersehen, so werde es für seine Lieben ein großer Trost sein, zu wissen, daß seine Gebeine Besitz von dem verheißenen Lande ergriffen hätten und darin ruhen würden in der herrlichen Hoffnung des endlichen und völligen Sieges Jesu über den Fürsten dieser Welt.

Seine Todesahnungen sollten sich erfüllen. Drei arbeitsreiche Monate brachte er mit Professor Burgeß in Afrika zu. Zuerst erfreute er sich der aufblühenden Kolonie in Sierra Leone und sah mit Staunen, wie das Christentum dort so schön Wurzel zu schlagen anfing. Die Verhältnisse dieser Kolonie wurden eingehend studiert. Dann fuhren sie kundschaftend die Küste entlang. Mit mehreren Negerfürsten wurden Verhandlungen wegen Überlassung eines geeigneten Territoriums geführt. Eine besondere Genugtuung war es Mills, daß er eines Sonntags dem König von Scherbro und seinen Leuten den Weg des Heils ausführlich darlegen konnte.

Alle Arbeit, die die beiden Gesandten taten, hatten sie unter der Gluthitze einer tropischen Sonne in sehr ungünstiger Jahreszeit

(März/Mai) zu tun. Professor Burgeß brach unter diesen Strapazen zuerst zusammen und mußte fieberkrank nach Sierra Leore zurückgebracht werden. Nachdem er sich dort leidlich erholt hatte, traten beide die Rückreise an. Auf der Seefahrt kam aber nun bei Mills ein verhaltenes Lungenleiden zum Ausbruch und entwickelte sich mit erschreckender Schnelle. Am Nachmittag des 15. Juni schon kam sein Ende. Mit gottergebenem Vertrauen befahl er seine Seele Gott und entschlief sanft. Am Abend wurde der Leichnam in die Fluten des Ozeans hinabgesenkt.

Nur auf 35 Jahre hat Mills sein Leben gebracht. Zu einer Zeit, wo andere erst ihr Lebenswerk beginnen, war das seine schon vollendet. Aber in der kurzen Spanne Zeit, die ihm verliehen war, hat er viel arbeiten und schaffen dürfen, mehr als andere in einem langen Leben. Nur 12 Jahre waren es von jener Versammlung unter dem Heuschober bis zu dem Grabe im Ozean, aber reich an Frucht. Zu einem Freunde hatte er gelegentlich einmal gesagt: „Obgleich du und ich nur geringe Leute sind, so wollen wir uns doch nicht zufrieden geben, bis unser Einfluß bis in die entlegensten Winkel dieser verlorenen Welt gedrungen ist." Er hat sich bestrebt, dies Wort einzulösen. Hawaii und die Inseln der Südsee, Indien und Afrika, die Indianer der Prärie und die Negersklaven der Plantagen nicht minder als die weißen Pioniere im fernen Westen umfaßte er mit seiner Teilnahme, allen galt in gleicher Weise sein Wirken. Und was er angriff, dem widmete er sich mit ganzer Seele. Trotz seiner jungen Jahre hat er durch dies vielseitige Wirken sich eine einflußreiche Stellung in der amerikanischen Christenheit errungen und eine Bedeutung gewonnen, die weit über seinen Tod hinausreichte.

Die Entstehung der indischen Kaste.

Von Julius Richter.

Der Zensus-Bericht über die am 1. März 1901 im englischen Indien stattgehabte Volkszählung enthält keineswegs nur lange, trockene, statistische Tabellen, sondern daneben eine Fülle wissen-

schaftlichen Materials, welches über den gegenwärtigen Stand der indischen Forschung auf dem Gebiete der Völkerkunde, der Linguistik, der Soziologie usw. orientiert. Mit besonderer Ausführlichkeit und einer uns bisher in der einschlägigen Literatur noch nicht begegneten Gründlichkeit werden dabei die Fragen behandelt, welche sich auf das Kastengefüge der indischen Gesellschaft beziehen. Da nicht viele von unsern Lesern Gelegenheit haben werden, die 582 Folioseiten des betr. Bandes nebst 251 Folioseiten eines Ergänzungsbandes durchzuarbeiten, sei es gestattet, die wichtigsten darin verzeichneten Ergebnisse über das Problem der Entstehung der Kaste hier kurz zusammen zu stellen. Es sei im voraus bemerkt, daß es sich noch keineswegs um abgeschlossene Resultate handelt; die Ansichten der Forscher gehen noch weit auseinander, und das beigebrachte Beweismaterial ist noch weder genügend vollständig noch nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgearbeitet.

I.

Es ist bekannt, daß uns die Kastengliederung zum ersten Male in dem Rigveda-Liede 3, 90, 11—14 begegnet:

11. Als sie den Urgeist auseinander legten, wie viele machten sie aus ihm der Teile?
    Was war da sein Gesicht, was seine Arme? was nennt man seine Schenkel, seine Füße?
12. Sein Angesicht war damals der Brahmane, der königliche Krieger seine Arme;
    Der Mann des Volks, das waren seine Schenkel; der Sudra ward erzeugt aus seinen Füßen.
13. Der Mond entstand aus seinem innern Sinne; aus seinen Augen ward die Sonn geboren;
    Indra und Agni wurden aus dem Munde, aus seinem Odem ist der Wind entstanden usw.

Die Gelehrten glauben beweisen zu können, daß die ganze Ode oder wenigstens die zitierten Verse ein späterer Einschub im Rigveda sind. Im Rahmen einer großartigen Kosmogonie, in der die einzelnen Teile des Weltalls als aus dem ursprünglichen Alleinen durch Zergliederung entstanden aufgefaßt werden, treten auch vier Menschenklassen, die Brahmana, Radschanja (später Kschatrya), Vaisja und Sudra als besondere kosmogonische Einheiten auf. Nichts deutet in der prägnanten Kürze des Textes darauf hin, daß der Sudra als der Sklave und Leibeigene aus den Urbewohnern den

drei andern Volksklassen als volklich verschieden gegenüber gestellt werden solle, daß er zu den Vaisja in einem anderen Verhältnis stehe wie der Brahmana zu dem Radschanja. Vielmehr ist der Sinn, daß von Anfang vier Gesellschaftsklassen neben einander bestanden haben, deren Sonderexistenz auf eine Schöpfungsordnung zurückgeführt werden müsse. Das Bedeutsame ist nun, daß diese Auffassung des Rigveda-Liedes zur Richtschnur und zum geistigen Gemeingut des Hinduismus geworden ist. Ob zu irgend einer Zeit der Zustand der indischen Gesellschaft tatsächlich diesem einfachen Schema — Priester, Fürst, Bauer, Handwerker (oder Knecht?) — entsprochen hat, ist geschichtlich nicht nachweisbar. Aber das ist sicher, daß zu allen Zeiten, besonders in dem unendlich verwickelten Kastengewirr unserer Tage, die Grundeinteilung des Rivgeda-Liedes die Norm des indischen Denkens ist. In dieser Verteilung sich einen Platz, und zwar einen möglichst bevorzugten Platz zu sichern, ist das heiße Begehren aller aufstrebenden Kasten.

Die erste ausgearbeitete Theorie der indischen Kastenordnung liegt vor im Gesetzbuch des Manu, dessen ältere Grundschrift wahrscheinlich um 200 v. Chr. entstanden, die uns vorliegende, stark überarbeitete Rezension aber wohl erst um 500 n. Chr. abgeschlossen ist. Zugrunde liegt auch hier die obige Verteilung: Der Brahmane soll studieren, lehren, opfern und Almosen empfangen; der Kschatrija soll das Volk beschützen und sich der sinnlichen Lüste enthalten; der Vaisja soll Vieh züchten, handeln, Geld leihen und das Land bebauen; dem Sudra wird verordnet, in Demut den drei andern Gruppen zu dienen. Nun hat aber Manu nicht diese einfache Grundteilung der Gesellschaftsordnung vor sich, sondern offenbar schon ein schon kompliziertes Kastengewebe, in welchem ihm daran liegt, jeder Kaste einen besonderen Beruf und eine genau umschriebene Rangstellung anzuweisen. Manu leitet die übrigen Kasten in einer Weise, deren Ungeschichtlichkeit offensichtlich ist, von Mißheiraten und Zwischenheiraten der vier Grundkasten ab. Aber so phantastisch diese Erklärung erscheint, sie eröffnet indirekt und unbewußt einen lehrreichen Blick in die vorhistorische Gesellschaft in Indien. Es muß damals ein hoch entwickeltes soziales System bestanden haben, welches Stammes- oder Volksgruppen wie die Magadha, Vaideha, Malla, Dravida und Tschandale, Berufsgruppen wie die Ambastha (Ärzte), Suta (Pferdezüchter), Kaivarta (Fischer)

Ajogawa (Zimmerleute) u. a. einschloß. Ebenso waren damals bereits die Beschäftigungen der Brahmanen so verschieden wie heute, und ihre Lage war in dieser Hinsicht eben so fern von der ihnen nach der traditionellen Theorie angewiesenen. In der Liste der Brahmanen, welche ein frommer Hausbesitzer nicht bei der Sraddha (Totenfeier) beköstigen soll, finden wir Ärzte, Fleischverkäufer, Wucherer, Kuhhirten, Elefanten-, Ochsen-, Pferdezüchter, Astrologen und selbst Leichenträger! Es ist von Interesse, daß auch die Untersuchungen Dr. Ficks über „die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit" (Kiel 1897) zu dem Ergebnis geführt haben, daß sich die soziale Organisation in jenem Teile Indiens damals nicht wesentlich von der heutigen unterschieden hat. Auch damals war die traditionelle Hierarchie der vier Kasten tatsächlich als Gesellschaftsordnung nicht vorhanden. Damals wie jetzt bestand die indische Gesellschaft aus einem Gemisch verschiedener und verschiedenartiger Gruppen, die offenbar noch nicht so streng endogam waren wie die heutigen Kasten, die aber bereits die Keime enthielten, aus denen sich das heutige System entwickelt hat (§§ 858 859; S. 546 ff).

Wir bemerkten schon, daß weder im Rigvedaliede, noch in der Konstruktion des Manu der Gegensatz der arischen Einwanderer und der dunkelfarbigen Ureinwohner markiert und zur Erklärung der Kastenordnung herangezogen wird. Das ist nun aber von den Gelehrten des 19. Jahrhunderts in ausgiebigster Weise geschehen. Es hat sich geradezu die wissenschaftliche Tradition gebildet, daß die Triebkraft der Kastenentwicklung der Rassengegensatz der Arier und der Aboriginer gewesen sei, und daß der Gegensatz der drei obersten Kastengruppen als der Dwidscha (der Zweimalgeborenen), welche die Dschaneo (Brahmanenschnur) tragen, zu den Sudra der klaffende Riß sei, der die indische Gesellschaft in zwei verschiedene Völker spalte. Der Zensus-Bericht bringt nun ein wahrhaft erdrückendes Beweismaterial bei, um zu erhärten, daß diese Anschauung zur Erklärung des heutigen Kastengefüges nicht leistet, was sie verspricht. Zwei Gruppen von Beweismaterial müssen wir zu unserer Orientierung kurz Raum geben: das anthropometrische und das soziologische.

Die Anthropologie glaubt in der vergleichenden Messung der hauptsächlich konstanten Körpermaße (Anthropometrie) ein sicheres Kennzeichen zur Ergründung der volklichen Zusammenhänge gefunden zu haben.

Es kommen dabei hauptsächlich 3 Verhältnisse in Betracht: Das Verhältnis der Länge des Kopfes zu seiner Breite, das Verhältnis der Länge der Nase zu ihrer Breite, und der Winkel, welchen eine Linie, die zwei korrespondierende Punkte der oberen Augenwand verbindet, mit der Nasenwurzel bildet. Diese 3 Verhältnisse bezeichnet man der Kürze wegen so, daß man die Länge des Kopfes, die Länge der Nase und die erwähnte Verbindungslinie als 100 annimmt und nun die entsprechende Breite resp. den Augenwinkel zu dieser gedachten Zahl 100 ins Verhältnis setzt. Bei einem Kopfe verhält sich beispielsweise die Länge zur Breite wie 100:87. Man nennt dann diese Verhältniszahl 87 den Index des Kopfes; der erwähnte Kopf hat also den Index 87. Nun teilt man die Menschen nach ihrem Index in Langköpfe (mit einem Index unter 75), Mittelköpfe (Index 75—80) und Breitköpfe (Index über 80), wissenschaftlich dolichocephale, mesocephale und brachycephale. Ebenso teilt man die Menschen nach dem Verhältnis der Länge zur Breite der Nasen in schmalnasige (Index unter 70), mittelnasige (Index 70—85) und breitnasige (Index über 85); wissenschaftlich leptorrhine, mesorrhine und platyrrhine. Der Winkel der Augenwand mit dem Nasenbein ist nur bei den mongolischen Völkern von Bedeutung, welche sogenannte schiefstehende Augen haben. Diese auffallende Erscheinung der Schlitzaugen kommt keineswegs daher, daß bei den Mongolen die Augen anders ständen als bei uns: sondern daß die Nasenwurzel bei ihnen auffällig eingedrückt ist, sodaß an dem beschriebenen Nasenwinkel — natürlich stets einem stumpfen — die beiden Schenkel zusammen länger sind als die Grundlinie; nimmt man also die Länge der letztern als 100 an, so ist die Gesamtlänge der beiden Schenkel — der Index des Nasenwinkels — stets über 100. Man scheidet nun Plattaugen (Index unter 110), Mittelaugen (Index 110—113) und vorstehende Augen (Index über 113), wissenschaftlich platiopische, mesopische und proopische Gesichter. Wir begnügen uns im folgenden mit den deutschen Bezeichnungen und setzen nur bei lehrreichen Beispielen in Klammern den Index dahinter. Früher betonte man hauptsächlich die Körpergröße und schied große (über 170 cm), übermittel (165—170 cm), untermittel (160—165 cm) und kleine (unter 160 cm) Menschen. Ebenso beobachtete man die Hautfarbe, den Haar- und Bartwuchs, die Länge des Vorderarmes usw. Diese Indizien sind neuerdings als minder konstant und darum minder zuverlässig in die zweite Linie gerückt und kommen nur als sekundäre Momente in Betracht.

Wenn nun jene oben erwähnte, weitverbreitete Anschauung begründet wäre, wonach der Unterschied von Ariern und Ureinwohnern das entscheidende Merkmal der Kastensonderung ist, so müßte das durch die anthropologischen Messungen der Kastengruppen nachweisbar sein. Es liegt nämlich von vornherein das günstige Vorurteil vor, daß wenn überhaupt bei irgend einem Volke derartige Messungen zu gesicherten und wissenschaftlich wertvollen Ergebnissen führen, das in Indien der Fall ist, da es eines der wichtigsten Merkmale der Kasten ist, daß sie endogam sind, d. h. Heiraten nur im Bereiche der Kasten gestatten, die Reinheit des Blutes und

der Stammeseigentümlichkeiten also in hohem Maße konservieren. Nun haben diese Messungen in Indien hauptsächlich 5 anthropologische Gruppen festgestellt:

Im **Pandschab, Radschputana** und **Kaschmir** wohnen im wesentlichen überraschend gleichartige Stämme mit Langköpfen (Index 72, 3—74,4), Schmalnasen (Index 68, 8—75,2), hohem Wuchs (Index 169, 7—174,8), heller Hautfarbe, schwarzen Augen und reichem Haar, kurz etwa so, wie man sich die arischen Einwanderer Indiens denkt. Man nennt sie den indo-arischen Typus; und es kann anthropologisch nicht zweifelhaft sein, daß sie eine Völkergruppe bilden, trotzdem sie verschiedene Sprachen reden, im Osten vorwiegend Hindu, im Westen und Norden überwiegend Mohammedaner sind und dementsprechend auch in Sitten und Gebräuchen stark abweichen. Dabei macht in den entscheidenden Merkmalen der hohe oder niedere Rang der Kastengruppe wenig aus: Man hat die höchste Kopflänge bei Khatri (Vaisja; Index 86), die niedrigste bei Radschputen (Kschatrija; Index 64); die schmalsten Nasen bei Gudschar (hohe Sudra; Index 67), die breitesten Nasen bei Tschuhra (Paria; Index 75); die größte Körperlänge bei Radschputen (174,8 cm), aber auch bei verkümmerten Arora (mittlere Sudra-Kaste) noch 166 cm beobachtet.

Östlich davon, hauptsächlich im **Ganges-Tieflande bis Bihar** wohnen dichte Volksmassen, in denen offenbar eine Vermischung zweier Typen vorliegt; sie haben auch Langköpfe, aber die Nasen schwanken von mittel zu breit; ihre Statur ist meist unter mittel, ihre Hautfarbe von lichtbraun bis schwarz. Und zwar ist das Eigentümliche, daß die Nasen schmaler, die Statur höher, die Hautfarbe heller ist bei den oberen Klassen und Kasten, daß die Nasen breiter, die Statur kleiner und die Hautfarbe dunkler wird, je tiefer man auf der sozialen Skala hinunter steigt. Man hat geradezu nach der Nasenweite eine soziale Rangordnung aufgestellt: an der Spitze stehen die Buinhars, die Aristokraten von Hindostan und Bihar (mit einem Naseninder von 73,0); nach ihnen kommen die Bihar Brahmanen (73,2); ganz unter die Hindostani Tschamar (mit einen Nasenindex von 86) und die tiefstehenden Musahar von Bihar (88,7). Man nennt diesen Typus den „arisch-dravidischen" oder hindostanischen. Wie charakteristisch verschieden er von dem indo-arischen des Pandschab ist, zeigt z. B. die Tatsache, daß die Hindostani-Brahmanen mit einem fast gleichen Kopfindex wie die verachteten Tschuhras des Pandschab — jene 73,1, diese noch 73,4 — (!) einen viel höheren Prozentsatz von Breitnasen haben, der auf eine Beimischung dravidischen Blutes hinweist. Sie haben im Durchschnitt einen Nasenindex von 74,6, so breit wie er sich im Pandschab kaum bei den verachtetsten Kastenlosen findet.

Wandern wir noch weiter nach Westen, nach **Bengalen** und **Orissa**, so treffen wir dort Breitköpfe, die Nasen von mittel bis breit, die Statur mittel bis klein, die Hautfarbe dunkel. Es ist einer der bestimmtest ausgeprägten Typen Indiens, den man überall leicht wieder erkennt, wohin auch ihre hervorrgande Begabung für den Verwaltungs-

dienst die Bengalen verschlagen mag. Man nennt ihn den „mongolisch-dravidischen" oder bengalischen Typus. Der charakteristische Unterschied sind die breiten Köpfe. Während die Brahmanen von Hindostan einen Index von 73—74 haben, die Radschputen 72,4, haben die Brahmanen von Bengalen einen Kopfindex von 79 und mehr. Es vollzieht sich von Westen nach Osten in Bengalen ein allmählich deutlicheres Hervortreten mongoloïder Züge, besonders in bezug auf die Kopfform, und zwar so sehr, daß die relativ spät hinduisierten Kutsch oder Kotsch in Ost-Bengalen von den einen für einen „dravidischen Volksstamm", von andern für „entschieden mongoloïder" Abstammung angesehen werden, je nach dem der eine Beobachter von Westen, der andere von Osten her kommt. Sehen wir schon beim „hindostanischen Typus", daß die Brahmanen sich nicht wirklich von der Masse des Volks unterscheiden, ja nicht einmal die feinsten Gesichtsformen in ihrem Typus haben, so trifft das in erhöhtem Maße auf die Bengali-Brahmanen zu. Offenbar findet sich in ihren Familien eine Beimischung arischen Blutes, aber diese ist bei ihnen als Kaste nicht stark genug, um sie — etwa als „unvermischte Arier" — vom Durchschnitt der bengalischen Bevölkerung zu scheiden. Ethnologisch ist trotz der indo-arischen Sprachen der Westen von Bengalen vorwiegend dravidisch der Osten vorwiegend mongoloïd.

Der Süden von Indien, u. z. weit mehr als heute munda-dravidisches Sprachgebiet ist, und bis tief nach Hindostan hinein, wird von einer Bevölkerung eingenommen, welche mittlere bis lange Köpfe, breite Nasen, untermittlere bis kleine Statur und dunkle Hautfarbe wieder als einen charakteristischen Typus aussondern; man nennt ihn den dravidischen. In den oberen Gesellschaftsschichten und Kasten verwischen sich allerdings zum Teil die markanten Züge, die Nase wird schmaler, die Hautfarbe heller, der Wuchs schlanker, deutliche Beweise einer, wenn auch spärlichen, Beimischung indo-arischen Blutes. Aber selbst bei diesen Kasten finden sich so viele dravidische Züge, daß es vergebliches Bemühen wäre, sie etwa als Einwanderer von der übrigen Volksmasse zu trennen. Auch hier haben merkwürdigerweise die Brahmanen keineswegs die feinsten, den reinen Indoariern des Pandschab ähnlichsten Formen; sie sind mit einer Durchschnittsstatur von rund 163,7 cm. (gegen 174,8 cm bei den Radschputen, bis zu 190,5 cm bei den Dschats und selbst noch erheblich über 170 cm bei den tief stehenden Tschuhras) und einer durchschnittlichen Nasenbreite von 76,7 (gegen immerhin nur 75,2 bei den verachteten Tschuhra des Pandschab und 70,3 bei den Brahmanen Bengalens) im ganzen echte Draviden. Es zeigt sich auch hier die auch sonst in Indien beobachtete Erscheinung, daß die Nase breiter, die Statur reduzierter, die Hautfarbe schwärzer wird, je tiefer die Kasten stehen.

Merkwürdigerweise finden sich neben diesen 4 Typen längs der Westküste Indiens von Gudscherat bis nach Kurg hinunter noch ein fünfter anthropologischer Typus mit breiten Köpfen, deren Index selbst bei den höchsten Kasten, den Brahmanen, den Kurg und den mahrattischen Kunbis, von 79,7 bis 92 steigt (gegen 71,7 bei den

Badaga, 73,6 bei den Pareiar, 73,4 bei den Tscherumern Malayalems. Würde diese auffällig breite Kopfform die Bewohner der Westküste, besonders des Mahratta-Landes, mit den Turko-iraniern von Beludschistan zusammenbringen, so sind erstere doch wieder entschieden kleiner, haben breitere und dabei kürzere und wirklich eingedrückte Nasen. So stark auch, zumal bei den niedern Kasten die Beimischung dravidischen Blutes sein mag, so liegt doch offenbar ein ebenso von den Indo-ariern Nordindiens wie von den Draviden Südindiens abweichender Typus vor, und man sucht vergeblich in der Geschichte eine Erklärung für diese Erscheinung. Verhältnismäßig noch am einleuchtendsten ist die Hypothese, daß wir hier eine relativ starke skythische Einwanderung und eine daraus hervorgegangene Blutvermischung vor uns haben. Suchte man bisher skythische Einflüsse, die erwiesenermaßen Nord- und Nordwest-Indien in den ersten 4 Jahrhunderten unserer Zeitrechnung beherrscht haben, mehr bei den Dschats und den Radschputen des Pandschab und in den indischen Stammlanden des Buddhismus, so klassifiziert man jetzt die Breitköpfe des westlichen Indien, besonders die Mahratten als „skytho-dravidischen" Typus.

Diese neueren anthropologischen Untersuchungen gestalten die herkömmliche Auffassung von der Ethnologie Indiens in den wesentlichsten Punkten um. Die sich mehr und mehr bahnbrechende Anschauung ist die, daß sich relativ reine indo-arische Volksmassen nur im Pandschab und den südlich und nördlich angrenzenden Gebieten finden. Der Grundstock der Bevölkerung im ganzen übrigen Indien ist dravidisch, jedoch so, daß von Norden nach Süden sich immer mehr verringernd, indo-arisches Blut beigemischt ist, in den höheren Volksschichten stärker als in den unteren. Daneben ist im Osten, in Bengalen, eine je weiter nach Osten um so stärkere mongolische, längs der Westküste, besonders im Mahratta Lande und Kurg, eine ebenso starke skythische (mongoloïde) Beimischung zu beobachten. Dabei ist die Überlegenheit des indo-arischen Elements als des Kulturträgers so stark gewesen, daß sie die skythischen Sprachen des Westens ganz absorbiert, die mongolischen des östlichen Bengalen bis in die Walddickichte zurückgedrängt und von den ursprünglichen dravidischen Sprachen die nördlicheren bei Seite geschoben und von den zentralen und südlicheren große Stücke abgerissen hat. Die Folge ist, daß die sprachgeschichtliche Entwicklung und der heutige Sprachenbestand Indiens ein unzuverlässiger, vielfach irre führender Wegweiser durch die ethnologische Vergangenheit ist. Noch viel zweifelhafter sind überall die Ansprüche der Brahmanen, der Radschputen und der übrigen „zweimal geborenen" Kasten auf

mehr oder weniger reine „arische" Abstammung. Früher neigte man der Ansicht zu, wenigstens in ihnen leidlich reine Reste der mit viel Liebe und Phantasie verherrlichten „Arier" zu haben. Neuerdings ist man mehr geneigt, diese Adelsklassen überall dem übrigen Volkstum zuzurechnen und ihre „arischen" Überlieferungen und Stammbäume mehr oder weniger in den Bereich der Sage zu verweisen. Nesfield, einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete des Kastenwesens, erklärt: „Wenn ein Fremder, der Indien zum ersten Male besucht, durch die (nur den vornehmsten Kasten zugänglichen) Klassenzimmer des Sanskrit-Kollegs in Benares wanderte, würde er niemals auch nur auf den Gedanken kommen, diese vor ihm sitzenden Brahmanen, Radschputen usw. einer andern Rasse zuzuzählen, wie die Straßenkehrer draußen vor den Fenstern" (§ 863 S. 550). Das ist zu scharf präzisiert und trifft in diesem Umfang nicht zu; so gründlich ist die Aufsaugung des arischen Blutes durch die dravidischen Massen nicht erfolgt. Jedenfalls bestätigt es aber, daß der Unterschied eines ethnologisch arischen und eines dravidischen Indien sowohl territorial wie sozial undurchführbar ist.

Trotzdem ist gewiß der Rassenunterschied ein erheblicher Faktor bei der Entstehung der Kaste gewesen. Es zwingt uns zu dieser Annahme nicht sowohl ein sicherer geschichtlicher Erweis, — der ist trotz aller kühnen Konstruktionen und Spekulationen, soviel wir sehen, bisher nicht erbracht, — sondern die Analogie mit andern Ländern, wo Herrschervölker überlegener Kultur mit unterjochten Völkern niederer Kultur zusammenleben, wie die Südstaaten der amerikanischen Union, Südafrika, auch die Lage der Eurasier im heutigen Indien. Überall sehen wir, daß die Eroberer sich Frauen aus den Unterdrückten nehmen, aber deren Nachkommenschaft nicht als legitim anerkennen; daß die Mischbevölkerung sich, stolz auf die Beimischung von Blut aus dem Herrenvolke, von den Ureinwohnern absondert, und daß so zwischen den Eroberern und Unterjochten sich allmählich Volksschichten einschieben, welche in der Regel nur unter einander heiraten. Oft scheiden sich diese Zwischengruppen noch sozial nach dem Grade ihrer mehr oder weniger direkten Abstammung von den Eroberern, wie in den amerikanischen Südstaaten die Mulatten, Quadronen, Oktoronen usw. Das sind Analogien, die ein Licht auf die Entstehung der indischen Kasten werfen; nur sind wir in Indien nicht in der Lage, diesen Prozeß an der Hand sicherer Urkunden zu verfolgen; wir sind auf Vermutungen angewiesen.

Die weltliche Presse in ihren Beziehungen zur Heidenmission.[1])

Von J. A. Macdonald, Chefredakteur des Toronto Globe.

Was kann die weltliche Presse in bezug auf die Heidenmission tun — was kann man vernünftigerweise von ihr verlangen?

1. Ebenso eingehend wie sie die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme des Auslandes behandelt, oder irgend ein Problem, welches das Leben und den Fortschritt einer fremden Nation berührt, ebenso gründlich kann und soll sie auch das Missions-Problem behandeln. Unter den Mitarbeitern einer Zeitung, die sich einen Fachmann für Börse, Handel, Politik und Sport leisten kann, sollte sich auch ein Sachverständiger für Religions- und Missionswesen befinden, der die Zeitung vor Fehlern, Mißverständnissen und Unrichtigkeiten bewahren würde, wie sie in keinem anderen Teil des Blattes geduldet würden.

2. Sie muß über alle Geschehnisse des Missionswesens, über seine Organisation in der Heimat und über seine Unternehmungen im Ausland mit derselben Einsicht und derselben Gerechtigkeit berichten, wie über alle sonstigen Ereignisse und Bewegungen. Ein Blatt, welches die Fachausdrücke der Sportwelt, der Justiz, der Politik etwa falsch gebrauchte, würde sich sofort wegen seiner Unwissenheit scharfe Kritik zuziehen. Seine Unkenntnis ist aber ebenso tadelnswert und sollte ebenso verurteilt werden, wenn es sich um

1) Der 2. Teil seines Vortrags auf der Student Volunteer Convention in Nashville. Cf. diese Ztschr. 1906, 295. — Im ersten Teile führte der Referent, nachdem er mit Nachdruck betont, daß er weder als Politiker noch als Missionar, sondern lediglich als ein Mann der Presse rede, etwa folgendes aus: Die Aufgabe der Presse ist, eine Zeitung zu sein, die täglich zu berichten und zu besprechen hat, was auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sich ereignet. Heute ist jede große Zeitung, ja überhaupt jede Zeitung von einiger Bedeutung, ein Weltblatt, denn wir leben in einer Zeit, deren Geschichte wirklich Weltgeschichte ist. Ohne Zweifel ist ein charakteristischer Faktor in dieser Weltgeschichte die Mission. Ihre Arbeit hat Anspruch auf das allgemeine menschliche Interesse. Sie ist der Kampf des Christentums mit den nichtchristlichen Religionen der Gegenwart. Sie tut einen universalen Barmherzigkeitsdienst weithin durch die Welt und ist als Kulturträgerin nach allen Seiten hin eine der ersten Größen. Dazu steht sie auch mit dem geistlichen und geistigen Leben der Heimat in der regsten Wechselbeziehung. So darf sie mit Recht auch einen stehenden Platz in der Tagespresse beanspruchen.

ungenaue Berichte und Auslassungen über religiöse Angelegenheiten handelt, die nur irreführen können.

3. Sie müßte denjenigen Typus der Zivilisation zu Hause repräsentieren, welcher das unbestrittene Recht beanspruchen kann, sich im Ausland auszubreiten und über die ganze Welt zu erstrecken. Nur diejenige Zivilisation, welche die höchste Stufe einnimmt und Leben in sich hat, ist es wert, verpflanzt zu werden und hat ein Recht, zu bestehen. In unserem Leben gibt es Züge und in unserer Zivilisation Typen in Beziehung auf Politik, Handel, Industrie und Gesellschaft, welche nur selbstsüchtig und tadelnswert sind, und welche für jede Nation, die sie annähme, eine Last und ein Fluch sein würden. Indem sie diesen Typen und charakteristischen Zügen Widerstand leistet, sie bekämpft, würde die Presse dieses Landes nicht nur die Kräfte in Schach halten, welche die Korruption und den Verfall zu Hause fördern, sondern sie würde auch den Nationen im Auslande ein Vorbild der Zivilisation geben, welche verdient als die höchste angesehen zu werden, die in sich die Elemente trägt, welche unvergänglich sind, und die bestimmt ist, das Leben der Welt zur Erreichung seiner edelsten Ideale zu befähigen.

4. Die weltliche Presse kann der Mission ferner dadurch helfen, daß sie stets für Ehre und Wahrheit eintritt und für ein Verhältnis von Recht und Gerechtigkeit zwischen der christlichen und nichtchristlichen Welt. Das britische Reich ist die größte weltliche Macht, die auf eine tausendjährige Geschichte zurückblicken kann, und die nach Gerechtigkeit, nach Zivilisation strebt. Doch sind die Annalen britischer Diplomatie, britischen Handels, britischer Ausdehnung in Indien, China, Afrika nicht fleckenlos geblieben, wo hätte es sonst eine mutiny[1]), einen Zwangshandel mit Opium, einen Jameson-Einfall gegeben mit den Gräueln und der unaussprechlichen Schmach, die dieselben im Gefolge hatten. Seht zu, ihr Männer der amerikanischen Republik, ob nicht in eurer Politik, in eurem auswärtigen Handel, in eurem jungen weitreichenden Imperialismus sich irgend welche Elemente finden, deren eure Bürger sich schämen müßten, wenn man Kenntnis davon erhielte. Wenn unsere weltliche Presse gegen solche Mißstände zu Felde zöge, so würde sie den christlichen Völkern in fernen Landen größeres Prestige geben, würde die Zivilisation

1) Der große Aufstand in Indien 1857 ist gemeint.

fördern, würde das Leben der nichtchristlichen Nationen heben, und würde dem Missionar eine nicht ungeachtete Stellung und einen ungehinderten Wirkungskreis verschaffen.

5. Die Presse kann der Mission noch weiter und entschiedener dadurch dienen, daß sie die Missionsprobleme einsichtsvoll und vorurteilsfrei behandelt, indem sie bei der Erörterung der Bekehrungsmethoden sich erst genau informiert, ferner muß sie bei der Abschätzung der Missionsresultate mit präziser Genauigkeit verfahren und bei der Kritik des Missionars Gerechtigkeit walten lassen. Wir verlangen keinen Dispens, keine Unterlassung jeder Kritik, sondern nur Verständnis, Gerechtigkeit und eine unparteiische Anerkennung dessen, was der Missionar im Dienste der Bildung und des Fortschritts der Menschheit getan hat. Wir verlangen ferner eine ehrliche und vernünftige Auffassung der bürgerlichen Rechte des Missionars kraft derselben Verträge, welche die Rechte des Händlers und des Reisenden schützen. Auch muß die Presse die Freiheit haben, nicht nur an den Missionaren Kritik zu üben, sondern auch an den oberflächlichen voreingenommenen Kritikern des Missionswesens, ebenso wie an den „Weltbummlern“, deren Zügellosigkeit den Eingeborenen zum Fluch geworden und deren Laster der Missionar verdammt.

6. Noch einmal: die Presse kann der Sache der Zivilisation und Evangelisation dadurch dienen, daß sie im Gang der Geschichte in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft grade jene geistig-religiösen Strömungen hervorhebt, ohne die es eben keine Zivilisation gegeben hätte, ohne die noch heute ein steter Fortschritt nicht möglich wäre. Wer die Tagesereignisse berichtet und aufzählt, der muß diese Geschehnisse, diese Ereignisse zu Geschichtsströmungen zusammengruppieren, muß die Verbindung herstellen zwischen diesen Strömungen und dem großen Endzweck der Dinge, der die Geschichte beherrscht, der ihr Bedeutung und Wert verleiht. Damit, daß Südamerika Baumwolle und West-Kanada Weizen nach dem Osten schickt, und der Orient Tee und Reis und Seide zurückschickt, damit sind doch die Beziehungen zwischen Ost und West nicht erschöpft! Ist es denn etwa ein Zufall, daß grade jetzt, wo im Osten ein neues und tiefes Verlangen erwacht, im Westen ein neues Erfassen und festes Gestalten der christlichen Wahrheit vor sich geht, das zu *universalen* Zielen strebt, daß grade jetzt die Streitkräfte des Christen-

tums sich neu organisieren zum Dienst für die ganze Welt. Solches Zusammentreffen ist nicht zufällig. Diejenigen, welche offenen Auges auf der Warte stehen und den fernen Horizont beobachten und Kenntnis nehmen von den Geschehnissen in der Welt des Handels, des sozialen Lebens, der Politik, dürfen ihr Auge nicht verschließen gegen die tiefe Bedeutung der Lage in China, Indien, Afrika und den Inseln des Meeres, wo die Türen weit offen stehen, wo sich tausend Gelegenheiten bieten, wo Millionen Stimmen um Hilfe rufen, wo Millionen Hände sich ausstrecken nach einem tieferen befriedigenderen Leben, und gegen die ebenso tiefe Bedeutung der Missionsbewegung, die zur Schaffung desselben Kräfte gesammelt hat in den Kirchen, Seminarien und Universitäten dieses Landes und der Christenheit, wovon diese Versammlung der Student Volunteers einen so ergreifenden Ausdruck bietet. Auch sind gerade die besten Männer an der weltlichen Presse nicht blind gegen den mächtigen allumfassenden Endzweck, der sich durch all die Strömungen, all die gegenseitigen Annäherungen von Ost und West verfolgen läßt, der langsam und oft auf Umwegen, aber sicher und stetig hinführt zur Morgenröte eines Weltfriedens, der Wahrheit und der Bruderliebe.

Das Missionsmotiv ist die Dynamik der Zivilisation; das Kreuz Christi die Philosophie der Geschichte der Welt; das Evangelium die Seele der Hoffnung der Welt, und im Erlösungsplan Gottes liegt der Impuls der fortschreitenden Weltentwicklung.

Nachschrift. Wie Spirit of Missions (06, 542) mitteilt, hat sich in den Vereinigten Staaten und Kanada unter der Leitung eines der Redakteure der Philadelphia Press ein Syndikat der Tageszeitungen gebildet, welches einen sachkundigen Mann als Missionskorrespondenten für die Tagespresse in die Missionsgebiete der weiten Welt aussendet. Mr. Ellis, der Anreger dieser Unternehmung, hat als der erste dieser Korrespondenten von San Franzisko aus Mitte Juni eine auf 9 Monate berechnete Reise nach Hawaii, Japan, Korea, China, Indien, Persien, Ägypten und die Türkei bereits angetreten. Es ist nur reichlich viel, was er in 9 Monaten durchreisen soll.

Missionsrundschau.

Indien.

Von Julius Richter.

II. Spezielle Übersicht.

In der **Madras Präsidentschaft** ist in den letzten Jahren das Wachstum der Mission auffallend gering gewesen. Zählte D. Jones 1899 insgesamt in den hier arbeitenden protestantischen Missionen 608878 Christen (The Progress and Triumphs of a Century, Schlußtafel), so zählt Wyckoff im Jahre 1905 nach demselben statistischen Schema 637264 Christen, also nach 6 Jahren nur 29386 Seelen mehr. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten ist von 159797 auf 187675 gestiegen, eine Zunahme von 27878; die Zahl der ordinierten Eingeborenen nur von 406 auf 412. Ein beträchtliches Wachstum zeigen die Zahl der Schüler in den Missionsschulen (1899: 170450; 1905: 209208) und die Beiträge für Gemeinde- und Schulzwecke (1899: 248852 Rup.; 1905: 302000 Rup.). (Harvest Field 1906, 238, Miss. Rev. 1906, 152 berechnet, sich auf dieselbe Zschr. berufend, für das Jahr 1904 allein ein Wachstum um 9847 Abendmahlsberechtigte, 29051 Getaufte, 10567 Anhänger, 202 Evangelisten und Katechisten.)

Zum Nachfolger des am 10. August 1904 in Madras verstorbenen bekannten Dr. Murdoch, des verdienten Begründers und Leiters der „Christlichen Literatur Gesellschaft" (vgl. 1904, 524), ist der wesleyanische Missionar Gulliford ernannt. Er war in den Missionskreisen bekannt als Leiter der Missionspresse in der Stadt Maisur und als Herausgeber der gut redigierten englisch-indischen Missionszeitschrift Harvest Field.

Dr. Miller, der bekannte schottische Schulmissionar und Leiter des Christian College in Madras, hat dieser größten christlichen Hochschule, die seiner Freigebigkeit schon viel verdankt, ein Kapital von 26000 Rup. geschenkt, um davon eine Stiftung zu gründen, mit deren Zinsen arme christliche Schüler und Studenten während ihrer Studienzeit am College unterstützt werden sollen. Int. 1906, 610.

Die wesley. Mission in Maisur hat unter der Pest, die seit 1899 alljährlich in diesem unglücklichen Lande mit furchtbarer Heftigkeit wütet und von den $5^1/_2$ Mill. Einwohnern schon annähernd 1 Million hinweggerafft haben soll, schwer gelitten. Besonders ihr ausgedehntes Schulwerk ist mehr als einmal desorganisiert worden, und es ist kein Wunder, daß in dem halben Jahrzehnt 1899—1904 die Zahl der Schüler etwas zurückgegangen ist (allerdings nur von 9794 auf 9211). Trotzdem hat diese Mission zahlreiche neue Triebe entwickelt. Im Anschluß an die (von den Minengesellschaften bezahlte) Pastoration der besonders aus der vorwiegend methodistischen englischen Landschaft Cornwall zusammengeströmten Engländer ist auf den zukunftsreichen Goldfeldern von Kolar auch unter den fast 100000 eingewanderten Tamulenkuli die Arbeit aufgenommen und ein eigener Missionar für sie angestellt. In der Landschaft Tschittaldrug im nördlichen Maisur haben die Wesleyaner

auf den dort zahlreich angelegten Teeplantagen in Verbindung mit der „Indian Evangelization Soc." einen Missionar zur geistlichen Pflege der in ihrer Vereinsamung so gefährdeten Pflanzer angestellt. Auch in Verbindung damit entwickelt sich in der von der Mission bisher nicht berührten Landschaft die Missionsarbeit. Das höhere Knabenschulwesen wird von den Wesleyanern in der Stadt Maisur konzentriert, wo sie das „Hardwick College" (übrigens vorläufig nur eine High School) und in Verbindung damit ein Lehrer- und Predigerseminar eröffnet haben. In derselben Stadt machen sie einen interessanten neuen Versuch auf dem Gebiete der Frauenmission: sie haben ein „Senana Institut" gegründet, eine Art Klubhaus, wo die sonst in den einzelnen Senana nur mühsam zu erreichenden Frauen in geschlossenen Gesellschaften vereinigt und gruppenweise unterrichtet werden. Zur literarischen Pflege der Arbeit an den Frauen geben sie (seit 1900) neben dem bekannten, von dem sprachbegabten Missionar Haigh begründeten und jetzt in einer Auflage von 7500 Exemplaren gelesenen kanaresischen Wochenblatte „Vrittanta Patrike" ein eigenes kanarasisches Monatsorgan „Mahilasakhi" heraus, das auch bereits 800 Abonnenten zählt. Noch wichtiger ist die Ausbreitung der ärztlichen Missionsarbeit nicht allein auf diesem, sondern auf allen wesley. Missionsfeldern in Südindien und Ceylon. Im Jahre 1900 hatten die Wesleyaner nur in Mannargudi (südwestl. von Negapatam) eine gut besuchte Poliklinik, die von einem Eingeborenen bedient wurde, und in Ikkadu (bei Tiruvalur im Madras Landdistrikt) war eben ein Frauenhospital erbaut, das seitdem erheblich erweitert ist und jetzt von zwei Missionsärztinnen bedient wird. Außerdem ist nun in Madras der vornehmste Christ der wesly. Missionsgemeinde, Diwan Bahadur (etwa „Exzellenz") R. Subramanien, im Begriff, der Mission ein neu gebautes und eingerichtetes Frauenhospital zu schenken. Für Hassan in Maisur, der kanaresischen Mädchenwaisen-Station der Methodisten, hat der leider am 28. März 1904 verstorbene tüchtige Redsern die Geldmittel für eine vollausgestattete Frauenpoliklinik gesammelt und sicher gestellt. In der Stadt Maisur wird ein großes Frauenhospital mit einer Poliklinik erbaut. Im Haiderabad-Distrikte sind in Medak ein vollständiges Hospital, auf den beiden Stationen Karim nagar und Indur Polikliniken eingerichtet. Auf Ceylon sind in Welimada in der Hochlandprovinz Uva und in Batticaloa an der Ostküste Hospitäler, in Puttur im Dschaffna-Bezirke eine große Poliklinik erbaut. Man sieht, die Wesleyaner machen sich diesen neu in Aufnahme gekommenen Missionszweig sehr zu nutze. Bemerkenswert ist dabei, daß diese ärztliche Arbeit planmäßig nur auf die Frauen und Kinder beschränkt wird.

Der Pflege der englisch gebildeten Hindu wird zumal in den Hauptstädten und Verkehrsmittelpunkten immer mehr Aufmerksamkeit zugewandt. In Madras hatten die Wesleyaner für die Arbeit an ihnen einen ihrer tüchtigsten Leute, Miss. Kellet, früher lange Jahre Professor am „Christlichen College", freigestellt, und er hatte die Arbeit in dem Stadtteile Triplicane, dem Quartier der „Gebildeten", begonnen (1900). Leider ist

er am 29. Juni 1904 dahin gerafft. An seine Stelle ist in der schwierigen Arbeit ein junger Schotte, Rev. Leith, getreten.

Die mit der CMS. verbundenen Christengemeinden in Tinnevely haben eine „indische Missionsgesellschaft" gegründet, um ihren heidnischen Landsleuten das Evangelium zu bringen. Ein eigenes Arbeitsfeld hat ihnen die Missionsleitung im Bereich der Telugu-Station Khammamett im Reiche Haiderabad angewiesen. Ihr erster Missionar ist der als Evangelist bewährte Samuel Pakianadan. Die Tinnevely-Christen haben im ersten Jahre für „ihre Mission" 1443 Rup. aufgebracht, allerdings nur ein bescheidener, aber erfreulicher Anfang selbständiger Missionsarbeit.

Von einer größeren Bewegung kann man z. B. in Südindien eigentlich nur in der Telugu-Mission reden, wo unter den Mala und Madiga, besonders unter den ersteren, die Neigung zum Übertritt immer noch im Wachsen zu sein scheint. Die am erfreulichsten beteiligten Missionen sind die amer. Baptisten, die amer. Lutheraner, die CMS. und die SPG. Alle können mit ihrem beschränkten Arbeiterstabe fast der Massen von Taufbewerbern nicht Herr werden, welche doch bei ihrer religiös-sittlichen Verwahrlosung einen sorgfältigen Unterricht unbedingt nötig haben. Die seit 1879 in des Neisams Reiche Haiderabad begonnene wesley. Arbeit ist von Haus aus einseitig auf die Kastenschicht der Mala angelegt. Die Hoffnung, hier eine große Ernte einzuheimsen, hat die Wesleyaner nicht betrogen; sie haben hier weitaus ihr fruchtbarstes Missionsfeld in Indien. Die Zahl der Getauften ist von 2234 (1892) auf 4323 (1897) und 8631 (1904) gestiegen. Es ist hoffnungsvoll, daß diese schnell wachsende Christenschar sich über 232 Dörfer zerstreut, und daß die Bewegung sich überall in der Linie der Familienbande fortpflanzt, sodaß die Kanäle der Arbeit sich von selbst darbieten. Die Wesleyaner haben zur Pflege dieser Bewegung in Indur eine neue Station gegründet.

Auch im sog. Madras Landdistrikte sammeln neben den Leipzigern die Wesleyaner eine große Ernte ein. In Verbindung mit ihrer Station Tiruvalur-Ikkadu zählen sie (1904) gegen 2500 Getaufte, und ganze Ortschaften wie Iruppur, Suvadi und Mukkurambakam sind christlich. Um der Arbeit auch nach außen hin Ansehen zu geben, haben sie in der Brahmanenstadt Tiruvalur eine Knaben-Highschool und eine Kastenmädchenschule eröffnet. Eine zweite Station für diesen Landdistrikt bauen sie in dem allerdings sehr weit westlich (an der Bahn von Arkonam nach Bombay) gelegenen Nagari; sie hoffen auch von dort aus die als so zugänglich erprobte Kastenschicht der Pareiar zu erreichen.

Zwei wichtige Gedenktage hat in diesem Jahre die Londoner-Mission in Süd-Travankor gefeiert: Am 25. April waren es 100 Jahre, daß W. Tobias Ringeltaube zum ersten Male, von Tinnevely her über die Westghats kommend, nach Travankor eindrang (vgl. S. 355), und am 4. Februar hatte der jetzige Senior dieser Mission, D. James Duthie, die Freude, sein fünfzigjähriges Jubiläum als Missionar zu feiern. Die Travankor-Mission ist weitaus die fruchtbarste von den zahlreichen Missionen der LMS. in Indien; sie zählt (1905) 51098 Anhänger, während

die übrigen indischen Missionen derselben Gesellschaft nur 29448 Anhänger zählen; dabei hat sie hier nur 12 Missionare, während auf ihren andern indischen Arbeitsfeldern deren 47 stehen. Auffällig ist an der Travankor-Mission, daß 41144 Anhängern nur 9954 abendmahlsfähige Kirchenglieder gegenüberstehen; bei dem niedrigen sozialen Niveau der meisten Bekehrten und den vorwiegend weltlichen Beweggründen beim Übertritt ist diese Mission mit der Zulassung zur vollen Kirchgliedschaft besonders vorsichtig. Duthie hat sich Verdienste besonders um die Ausbildung des eingeborenen Helfer- und Predigerstandes erworben. Die zu dieser Mission gehörige ärztliche Arbeit in Neijur ist die ausgedehnteste in Indien; sie umfaßt außer den neuen, luftigen Hospitälern (für Männer und Frauen, nebst Aussätzigen-Asyl) in Neijur noch 8 kleine Krankenhäuser und Polikliniken, welche von „ärztlichen Evangelisten" bedient werden. Solche eingeborenen Hilfsärzte werden in jedem Jahrzehnt einmal in einem 3—4jährigen Kursus ausgebildet. Leider hat der Leiter dieses ausgedehnten ärztlichen Werkes, Dr. Arth. Fells (1893 bis 1905) sich wegen Erkrankung seiner Frau nach England zurückgezogen; doch sind 2 jüngere Ärzte an seine Stelle getreten. Im Jahre 1904 wurden von dieser ärztlichen Mission 84859 Patienten in 135557 Konsultationen behandelt.

Die wesleyanische Highschool in Negapatam hat nach einer Zeit großen Aufschwungs einen schweren Stoß erlitten. Mitte 1904 wurde eine hinduistische Gegenschule, die „Nationale Hochschule" ins Leben gerufen; deren Komitee kaperte durch höhere Gehälter drei von den Lehrern der wesleyanischen Hochschule, und diese zogen fast die Hälfte der Schüler nach sich.

Die Leipziger Mission hat unter großer Teilnahme nicht nur ihrer eigenen Gemeinden, sondern auch der übrigen lutherischen Missionen in Indien das 200jährige Jubiläum der indischen Mission in Trankebar gefeiert. Es ist aus diesem Anlaß ein schlichter Denkstein errichtet. Die Mission hat den großen, unübersichtlichen Madraslandbezirk mit ca. 3000 Christen dadurch geteilt, daß sie in Pandur eine zweite Station gegründet hat. Auf dieser neuen Station hat sie eine Ackerbauschule eröffnet, um den armen, sozial tiefstehenden Pariachristen nach Kräften auch wirtschaftlich aufzuhelfen. Außerdem haben die Leipziger im Koimbatur-Bezirke im Westen des Tamulenlandes eine neue Station in Udamalpet abgezweigt, die vorläufig von Polatschi aus bedient wird. Auch in der an die Leipziger Mission angegliederten „schwedischen Diözese" haben wichtige Fortschritte stattgefunden: In Wirudupatti ist eine neue Station angelegt; die alte Station Aneikadu ist nach dem günstiger gelegenen Pattukotei verlegt. Dem Wunsche, die Mittelschule in Pudukotei zu einer Highschool zu erheben, haben sich allerdings bisher Schwierigkeiten entgegengestellt. Eine gute Entwicklung der Leipziger Frauenmissionsarbeit zeigt es, daß Anfang Januar dieses Jahres zum erstenmale in Tritschinapalli eine Frauen-

missions-Konferenz Leipziger Missionsschwestern stattfand, und daß sich 14 Schwestern daran beteiligten.

Die Visitationsreise des Breklumer Missionsinspektors Bahnsen im Winter 1905/6 nach Indien hat außer zahlreichen innern Reformen und Forbildungen des Missionsorganismus auch die Frucht gehabt, daß der Missionsvorstand sogleich nach des Inspektors Heimkehr den Beschluß gefaßt hat, in Letschmipur eine neue Missionsstation anzulegen. Dadurch soll der zu groß gewordene Stationsbezirk von Koraput geteilt und zugleich eine neue Operationsbasis für die Arbeit in dem Schutzstaate Kalahandi gewonnen werden. In naher Zukunft wird die Gründung von 3 weiteren Stationen nötig werden. Die Mission im Jeypur-Lande weist nämlich ein überaus erfreuliches Wachstum auf. Nachdem 1882 die ersten Missionare ausgesandt, 1885 die Erstlinge getauft wurden, zählte diese Mission 1895: 274, 1900: 1102 und 1905 schon 7306 Christen; dabei blieben am Ende des letzten Jahres noch 3160 Personen im Taufunterrichte.

Am 14. Dez. 1904 sind zum erstenmale in der Hermannsburger Telugu-Mission 3 bewährte Inder zum Predigtamte ordiniert.

Die Arkot-Mission der amerik.-reform. Kirche hat im Januar 1905 ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert; sie ist besonders bekannt durch die hervorragenden Dienste, welche ihr die Missionarsfamilie Scudder geleistet hat. Dr. John Scudder, der Vater dieser Familie, wirkte 1819 bis 1855 als Missionsarzt und Reiseprediger erst in Nordceylon und später in Madras. Er hatte 8 Söhne, von denen sich 7 dem Missionsberufe widmeten, während der 8. in der Vorbereitung dazu starb. Von 1851—70 wurden in die Arkot-Mission 23 europäische Missionsgeschwister hinausgesandt; davon trugen 17 den Namen Scudder, und auch heute noch stehen 10 dieses Namens in dem Dienste dieser Mission.

In der amer.-bapt. Telugu-Mission ist 1905 Lev. John Clough, wohl ihr hervorragendster Missionar, in den Ruhestand getreten; er war seit 1864 in Indien und war zumal seit der großen Hungersnot 1876—78 und der sich daran schließenden Erweckungsbewegung die Seele der Mission auf der Hauptstation Ongole.

Die Basler Mission hat in Kalikut ein neues, stattliches Highschool-Gebäude eingeweiht und mit Hilfe der Edinburger Aussätzigen-Mission auf einem luftigen Hügel vor den Toren der Stadt ein geräumiges, gesundes Aussätzigen-Asyl errichtet. Sie plant außerdem, östlich von Kalikut nach den Bergen zu in Mandscheri eine neue Station zu begründen, um an die dichte Bevölkerung jener Gegend heranzukommen (Calw. Miss.-Bl. 06, 68).

Die auf S. 474 f. charakterisierte Selbständigkeitsbewegung hat in der Basler Missionsgemeinde in Mangalur eine unerfreuliche Frucht getragen. Dort hat ein pensionierter Beamter namens Th. Roberts eine Zeitschrift, The Indian Christian Journal, gegründet, in der er die Mission, ihre Einrichtungen und Arbeiter angreift und für eine unabhängige indische Kirche eintritt. Er ist aus der Basler Missionskirche ausgetreten.

Doch hat er nicht das Zeug zu einem Kirchengründer und wird schwerlich etwas Lebensfähiges zustande bringen (Basl. Jahresb. 1906, 13).

Bischof Hodges (1890—1905) hat sein Amt in Travankor niedergelegt; an seine Stelle ist Rev. Ch. Hope Gill zum Bischof von Travankor und Kotschin ernannt. Es ist erfreulich und ein Zeichen des Taktes des Erzbischofes von Canterbury, daß auch dieser neue Bischof, wie seine beiden Vorgänger Speechly und Hodges, aus den Reihen der CMS.-Missionare genommen ist. Hodges führte nach seiner Rückkehr in einer Komiteesitzung der CMS. in London aus, innerhalb seines Bistums bilden die Christen mit ca. 900 000 Seelen fast $^1/_4$ der Gesamteinwohnerschaft von Travankor und Kotschin (4 Mll.). Von diesen 900 000 Christen gehören 600 000 zur römischen Kirche, 200 000 sind unabhängige Syrer, 60 000 gehören zur Londoner Mission, 40 000 zur CMS. Das gibt in runden Zahlen ein Bild von der kirchlichen Verteilung der Christen in diesen am stärksten christlichen Teilen Indiens (Proc. 1905, 293).

Bengalen. Die Reform des höheren Schulwesens wird in Verbindung mit den Einigungsbestrebungen der presbyterianischen Missionen für die großen und einflußreichen Schulanstalten der Schotten in Kalkutta eingreifende Folgen haben. Es bestehen dort zwei schottische Kolleges, die große „General Assembly's Institution" der Staatskirche, das von Dr. Alex. Duff 1830 gegründete erste Kollege, und das andere von Duff nach der Disruption 1843 begründete „Duff College". Nun liegt dies letztere infolge der Bau- und Verkehrsentwickelung Kalkuttas zur Zeit für die Zwecke des höheren Schulwesens ungünstig und eingeengt in einem übervölkerten Eingeborenenviertel, und man möchte es gern in dem akademischen Viertel der Stadt neu aufbauen. Andererseits ist die Staatskirche genötigt, neben ihrem imposanten Kollege eine neue Highschool zu errichten. Nun planen die Vertreter beider Kirchen und Missionen, diese Schulanstalten zu einem Schulsystem zu vereinigen. Nur die unglücklichen Streitigkeiten der Vereinigten schottischen Freikirche mit der kleinen, aber einflußreichen Gegenkirche daheim, die ihr auch auf den Missionsfeldern den Kirchenbesitz lange streitig gemacht hat, haben die Ausführung dieses schönen Planes bisher verzögert.

Am 7. Oktober 1904 starb in Edinburg, 73 Jahre alt, Frau Isabella Bird-Bishop, die bekannte englische Weltreisende, welche in ihren letzten Lebensjahren als Missionarin unter der Leitung des anglikanischen Bischofs in Kalkutta gearbeitet hat. Früher eine scharfe Kritikerin, ja Gegnerin der Mission, ist sie gerade durch die genaue Bekanntschaft mit der Not der Heiden und der Arbeit der Mission zu einer begeisterten Fürsprecherin und Förderin derselben geworden. 5 Missionshospitäler und 1 Waisenhaus, für das sie selbst sorgte, stehen als Denkmäler ihrer Missionsliebe in verschiedenen Ländern des Ostens. Das Zeugnis einer solchen gründlich sachkundigen Reisenden verdient mehr Glauben als das von 100 Globetrottern. Frau Bird-Bishop hat in ihrem Testamente 116 000 Mk. an verschiedene Missionsgesellschaften, hauptsächlich zur Förderung von missionsärztlichen Bestrebungen vermacht.

Am 1. Januar 1906 hat der bekannte Freimissionar James Monro, der frühere Polizeipräsident von London, die ganze von ihm und seiner Familie mit so großer Aufopferung betriebene ärztliche Freimission in Ranaghat unter die Leitung der in dem angrenzenden Krischnagar Bezirke arbeitenden CMS. gestellt, ein edler Akt der Selbstverleugnung.

Das Wachstum der Goßnerschen Kols-Mission ist in den letzten Jahren nicht so stark gewesen, wie in dem vorausgegangenen Zeitraume. Immerhin tritt die schöne Entwickelung dieser Mission hell ins Licht, wenn man die Zahlen von 1895 mit denen von 1905 vergleicht: in dem ersteren Jahre hatte sie 34861 Getaufte und 2530 Katechumenen, in dem letzteren 66045 Getaufte und 17831 Taufbewerber. In den äußerlichen Verhältnissen dieser Mission bahnt sich ein Umschwung an. Das bisher schwer erreichbare Rantschi wird Bahnstation, der Endpunkt einer von Purulia aus nach der Hochebene von Tschota Nagpur hinaufführenden Kleinbahn. In Rantschi wird ein großes Regierungsschulinstitut (s. u.), ein Lehrerseminar (Normal School), eine Ingenieur-Schule und eine Irrenanstalt errichtet. Auch die von den Missionaren lange gewünschte Landvermessung geht vor sich. Sie bringt den Missionaren zwar viel Arbeit und verursacht durch die dabei gespielten Ränke manche Aufregung. Aber sie bedeutet doch einen großen Segen für die Kols: denn sie bringt endlich Ordnung in die verworrenen Landverhältnisse und wird die Kols hoffentlich mehr gegen die Übergriffe und die Vergewaltigung der Zamindare schützen. Dem Goßnerschen Missionar Ferdinand Hahn ist in Anerkennung seiner Verdienste zur „Linderung des Elends der indischen Untertanen" der Kaisar i Hind-Orden 1. Klasse verliehen, eine immerhin seltene Auszeichnung für einen Missionar. Im Winterhalbjahr 1905/06 hat in der Goßnerschen Mission die übliche 10jährige Visitation, und zwar zum erstenmale durch Missionsdirektor Kausch stattgefunden. Es sind in den letzten Jahren 3 neue Stationen errichtet: Korontscho-Plathpur, die Gedächtnisstation für den verstorbenen Missionsinspektor Prof. D. Plath, um das große und wichtige Gebiet in Biru und Gangpur ausreichender zu bearbeiten; Jarsaguda-Frisiapur an der Bengal-Nagpur Bahn, weiter im Südwesten, um dem in dieser Richtung sich ergießenden Auswanderer-Strome zu folgen; und in Assam Bhaitabhanga in der Landschaft Darrang, neben dem 1901 gegründeten Jorhat ein zweiter Stützpunkt unter den ausgewanderten Kol-Kuli in den weitzerstreuten Teepflanzungen. Einen schweren Verlust hat die Goßnersche Mission erlitten durch den Tod des Missionars Wilhelm Kiesel am 15. August 1905, eines der tüchtigsten und tatkräftigsten Missionare dieser Gesellschaft. Ein Fortschritt ist es, daß nun auch Missionsschwestern mit in diese Arbeit eintreten. Bisher mußten nur die Missionarsfrauen sich der Frauen und Mädchen in den Gemeinden annehmen und die so wichtigen Mädchenkostschulen litten darunter. Auf der diesjährigen Generalversammlung hat der Präses Dr. Nottrott über das dringende Bedürfnis von Missionsschwestern ein Referat gehalten (Biene 06, 61). Bereits in diesem Herbste werden die ersten 5 Missionsschwestern in Ber-

bindung mit dem Morgenl. Frauenverein ausreisen. Mit der ärztlichen Mission hat man schon zweimal, beide Male mit Missionarssöhnen, einen Versuch gemacht; beide Male haben die jungen Ärzte nach kurzer Zeit die Hand vom Pfluge zurückgezogen. Trotzdem hat die Goßnersche Mission daheim einen ärztlichen Hilfsverein gegründet, um diesen Arbeitszweig von neuem in Angriff zu nehmen.

Von dem Einfluß, welchen die Mission bereits unter den Naga erlangt hat, legt ein kleines Erlebnis des Missionars W. F. Dowd in Impur beredtes Zeugnis ab. Bei einer festlichen Zusammenkunft von Naga verschiedener Stämme in Ungma hielt eine Naga-Häuptling folgende Rede: „Wir haben von Anfang an unser Mögliches getan, die ‚neue Sitte' von unserm Lande fern zu halten; aber wir könnten ebenso gut versuchen, die Sonne und den Mond am Aufgehen zu verhindern. Je mehr wir uns bemühen, den Strom einzudämmen, um so schneller läuft er. Der ganze Stamm ist angefüllt mit des weißen Mannes Religion. Wir sind wie Männer, die in der Schlacht umringt sind; es hat keinen Zweck, länger zu kämpfen. Wenn wir die Führer des Volkes bleiben wollen, müßten wir selbst Christen werden; aber das können wir nicht, ohne von unsern Sünden zu lassen. Wir wissen nicht, was wir tun sollen" (Miss. Rev. 1905, 875).

Mit Hilfe der reichen Geldmittel, welche ihnen das Arthington Vermächtnis zur Verfügung stellt, haben die engl. Baptisten im Hinterlande der schon seit 1812, allerdings mit Unterbrechungen besetzten großen Hafenstadt Tschittagong (Islamabad) eine neue „Arthington Mission" gegründet, zunächst mit 2 Stationen: Rangamatti im Tschittagong Berglande 1902 unter einer volklich und sprachlich sehr zerrissenen Bevölkerung von Mugh, Tschakma, Mrung usw., und Port Lungleh noch weiter landeinwärts in Süd-Lushai unter dem Lushai-Volke. Auf dieser letzteren Station sind in ihren Dienst die beiden früher von Arthington ausgesandten Freimissionare Lorrain und Savidge getreten, welche vor einem Jahrzehnt in Nord-Lushai die Station Aidschal gegründet hatten. Diese Lushai-Mission in Port Lungleh ist bereits von der Regierung dadurch ausgezeichnet, daß unter ihre Aufsicht das ganze Regierungsschulwesen in der Landschaft Süd-Lushai gestellt ist. Denselben Weg, das Schulwesen einer ganzen Landschaft unter die Leitung einer Mission zu stellen, hat die Regierung übrigens auch in der Umgegend von Dardschiling mit der schottisch-kirchlichen Mission eingeschlagen (Engl. Bapt. Rep. 1905, 45 ff.).

Die Mission der walesschen Kalvinisten in den Khassia Bergen ist in den beiden letzten Jahren der Schauplatz einer großen Erweckung geworden, die von der analogen Erweckung in Wales, der Heimat der Missionare, dorthin übergesprungen ist. Sie hat unter den Khassis einen fruchtbaren Boden gefunden und sich schnell über die verschiedenen Missionsstationen ausgebreitet. Ein bisher unbekanntes, reges religiöses Leben kam über die Christengemeinden. Die Gottesdienste waren gedrängt voll. Die Kirchen hallten wider von inbrün-

stigen Gebeten und enthusiastischen Lobliedern. Viele legten ein Bekenntnis ihrer Sünden ab, manche suchten früher begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Freilich liefen viele Exzentritäten unter: manche gerieten in Verzückung, hatten Gesichte, andere tanzten in den Gottesdiensten wild umher und hatten krampfartige Zustände; auch Fälle von dämonischer Besessenheit kamen vor. Den Höhepunkt erreichte die Bewegung auf der diesjährigen Synode 15.—18. März, wo gegen 10000 Christen und Katechumenen in dem abgelegenen und schwer zu erreichenden Orte Mairang zusammenkamen und wahrhaft großartige und geistlich bewegte Tage erlebten. Des Singens und Betens war da kein Ende bis tief in die Nächte hinein; Hunderte gerieten in Ekstase und wurden stundenlang wie im Krampfe geschüttelt. Uns kühlen Nordländern und an Selbstzucht gewöhnten Deutschen erscheinen ja diese an hysterische Krämpfe grenzenden Erscheinungen fremdartig und unsympathisch. Wir dürfen aber nicht vergessen, einmal daß sie Begleiterscheinungen aller Erweckungsbewegungen in neuerer Zeit gewesen sind, und vor allem daß wo das innerste Wesen solcher Naturkinder von großen Impulsen gepackt und durchzuckt wird, die innere Ergriffenheit sich naturgemäß in andern als den uns geläufigen Formen gesetzter Kirchlichkeit äußert. Missionar C. Evans, der mitten in der Bewegung steht, bezeugt: „Wir wagen zu sagen, es ist ein großes, mächtiges Werk getan, von dem sehr vieles bleibenden Wert haben wird. Das Leben der Christen und das Leben vieler, die vor der Erweckung außerhalb der christlichen Gemeinde standen, ist davon berührt." Im Laufe der letzten 12 Monate sind 5000 Seelen in die walesschen Missionsgemeinden neu aufgenommen. Die Christen haben beschlossen, ein Dankopfer von 10000 Rup. zu sammeln und zur Evangelisation ihrer heidnischen Nachbarn zu verwenden. (Berichte im Friend of Sylhet, vielfach abgedruckt im Harvest Field und andern Missionsblättern.)

Pandschab. Die 6 einflußreichen prot. Missionsgesellschaften im Pandschab haben ein nützliches Konkordat abgeschlossen, um in ihrem Kreise Reibungen und Übergriffe zu vermeiden. Das Abkommen regelt 1. die Bedingungen, unter denen Angestellte von einer Mission in die andere übergehen dürfen, 2. setzt es fest, daß an Orten oder in Gegenden, die bereits von der einen Gesellschaft bearbeitet werden, die andern nicht einsetzen dürfen. (Intell. 1906, 511. Das wertvolle und nachahmenswerte Abkommen ist voll abgedruckt Harv. Field 1906, 280.)

Die am. Presbyterianer-Mission in Lahore ist von der englischen Regierung in hervorragender Weise ausgezeichnet worden; zu dem großen Neubau des dortigen Forman College bewilligte letztere auf eine Eingabe der Missionare hin die stattliche Summe von 15000 Rup. für eine Versammlungshalle. Und der Direktor (Principal) dieser angesehenen akademischen Lehranstalt, D. Rhea Ewing, ist von König Eduard mit der goldenen Medaille des Kaisar i Hind-Ordens geehrt; allerdings aus Anlaß seiner Verdienste um die Linderung der Not der von dem furchtbaren Erdbeben des 4. April 1905 Betroffenen (1905, 344), hauptsächlich aber wohl

um der Dankbarkeit für die hervorragend gediegene Arbeit dieser Mission Ausdruck zu geben.

Im Jahre 1904 hat die „North India School of Medicine for Christian Women“, die im Jahre 1894 in Ludhiana gegründet ist, die staatliche Anerkennung der Universität Lahore als ein „affiliiertes Kollege“ erhalten; sie bildet junge Christinnen zu Krankenschwestern, Apothekerinnen und Heilgehilfinnen, aber auch zu voll qualifizierten Ärztinnen aus, bei der Unzugänglichkeit der indischen Frauen für Ärzte eine überaus wichtige Aufgabe. Um die wissenschaftlichen Apparate dieser medizinischen Fakultät besser auszustatten, hat die Regierung 25000 Rup. für Bauten und 3000 als jährlichen Grant bewilligt (Jnt. 1906, 795).

Der Radscha von Tschamba, der schon wiederholt den in seinem Fürstentume arbeitenden schottischen Missionaren sich freundlich erzeigt hat, gab im vorigen Jahre einen ausgezeichneten Beweis seiner Geneigtheit. Dr. Hutchinson wollte für die dortige Gemeinde eine neue Kirche bauen; er legte dem Radscha in einem ausführlichen Schriftstück seine Pläne vor. Binnen 24 Stunden antwortete der Fürst und bat um die Erlaubnis, die ganzen Kosten des Kirchbaues bezahlen zu dürfen!

Große Tage für die Cambridge-Bruderschaft-Mission in Delhi waren es, als ihr früheres Haupt, der jetzige Bischof Lefroy von Lahore am 7., 8. und 9. Nov. 1905 3 neue Kirchen für sie einweihte: die eine in dem Stadtteil Mirkhangandsch von Delhi, eine Gedächtniskirche für den trefflichen, 1904 verstorbenen Missionar Maitland, ist für die arme Schuhmacherbevölkerung (Tschamar), unter der die SPG. ziemlichen Eingang gefunden hat; die zweite in dem Dorfe Fatihpur westlich von Delhi soll ein Mittelpunkt für die ländliche Arbeit werden; die dritte in der Stadt Karnal, 71 engl. Meilen nördlich von Delhi, ist eine wichtige, hauptsächlich frauenärztliche Nebenstation. (SPG. Rep. 1905, 85 ff.)

Vereinigte Provinzen. Die bischöfliche Methodisten-Mission hat in diesem Jahr das 50jährige Jubiläum ihrer Arbeit in Südasien gefeiert. Am 25. Sept. 1856 kam ihr erster Sendbote Rev. William Butler in Kalkutta an. Die Arbeit hat sich, zumal seit Beendigung des Söldner-Aufstandes von 1857, schnell über ganz Vorderindien und über das östliche Südasien ausgebreitet. Von den 125358 Getauften und vollen Kirchengliedern, welche diese Gesellschaft auf diesem ausgedehnten Missionsfelde zur Zeit in Pflege hat, befinden sich 110490 in Indien mit Barma, und zwar 87027 allein in den beiden Konferenzen Nordindien und Nordwestindien. Diese beiden ältesten Arbeitsgebiete zeigen noch immer ein erfreuliches Wachstum. Von dem Jahresberichte 1904 zu dem (im Mai dieses Jahres ausgegebenen) für 1905 ist die Zahl der Kirchen- und Probeglieder um 6547 Seelen gestiegen, von 80580 auf 87027. Auch die Mission der Bombay-Konferenz, speziell in der Landschaft Gudscherat, ist im letzten Jahrzehnt stark gewachsen; diese Konferenz hatte 1897 erst 2884 Kirchen- und Probeglieder; 1905 sind es ihrer 14035. Die Kreise dieser Mission haben am letzten Mai-Sonntag das Jubiläum auf ihrer Zentralstation Barcilli festlich begangen; sie sind zur Zeit

mit 102 Missionaren, 82 meist missionseifrigen Ehefrauen und 94 Missionsschwestern nächst der CMS. die stärkstbemannte Mission in Indien.

Für **Zentralindien** ist im Jahre 1904 eine neue anglikanische Diözese mit dem Bischofssitze in Nagpur begründet; sie umfaßt Zentralindien, die Zentralprovinzen, Birar und Teile von Radschputana. Ist sie aber auch dreimal so groß als Großbritannien und Irland, so ist doch gerade in diesen weiten Distrikten wenig anglikanische Missionsarbeit vorhanden. Zum Bischof ist der auch als Missionsschriftsteller bekannte hochkirchliche Missionar Dr. Eyre Chatterton ernannt, bisher ein Glied der Dubliner Universitäten-Mission in Hasaribagh.

Bombay-Präsidentschaft. Die Witwenhäuser Mukti der Pandita Ramabai sind das zweite Zentrum der religiösen Erweckungsbewegung in Indien geworden. Ramabai hatte schon lange um eine neue Ausgießung des hlg. Geistes gebetet und hatte auch einen Gebetsverein unter ihren Pflegebefohlenen gebildet. Am 28. Juni 1905 brach die Erweckung mit Macht hervor. Am folgenden Morgen erklärte Ramabai in ihrem gewohnten ruhigen Tone Ev. Joh. 8, als die Mädchen von dem Bewußtsein ihrer Sünden ergriffen wurden und alle laut zu beten anfingen, sodaß Ramabai ihre Erklärung abbrechen mußte. Nun wurden viele kräftig von ihren Sünden überführt und bekannten unter bittern Schmerzen ihre Schuld; auf die Gewißheit der Vergebung folgte große Freude des neuen Lebens. Und die Wirkungen der Erweckung waren nachhaltig und tief. „Viele", schreibt die dort weilende amer. Missionsschwester M. Abrams zusammenfassend, „sind von Grund aus umgewandelt; diejenigen, die völlig errettet sind, wandeln in der Gemeinschaft mit Gott und nehmen zu in der Kraft und im Dienste des Herrn." Es ist ja begreiflich, daß eine Anstalt wie das große Mukti mit seinen fast 2000 leicht erregbaren Mädchen und Witwen unter einer so bedeutenden und zu außergewöhnlichen Formen des christlichen Lebens neigenden Leiterin wie Ramabai ein Mittelpunkt der Erweckung werden konnte, wenn der Geist Gottes die Herzen berührte. Von den Mukti-Anstalten aus wurde das Feuer weithin auf andere Missionsstationen und in angrenzende Landschaften, bis nach Mangalur und Süd-Kanara hinunter getragen. Besonders erfolgreich war die von Schülerinnen von Mukti angeregte Erweckung auf der presbyt. Missionsstation Ratnagiri im südlichen Konkan, wo die ganze Mädchenanstalt auf das tiefste ergriffen wurde. (Minnie Abrams, The baptism of the Holy Ghost and Fire; Harvest Field 06, 71.)

*Pandita Ramabai ist übrigens trotz ihrer großen Belastung mit der Sorge für die Witwen und Waisenmädchen in Mukti unermüdlich in Plänen für Indiens Bekehrung. Sie beabsichtigt, in weitem Kreise um ihr Mukti herum in verschiedenen Dörfern 20 Missionsstationen anzulegen und bittet um erfahrene englische oder amerikanische Gehilfen für dies Werk. Etwa 700 von ihren Pflegebefohlenen ziehen, je 60 an jedem Tage, truppweise in die ganze Umgegend, um jeden Weiler, jedes Gehöft mit dem Schall des Evangelii anzufüllen (Miss. Rev. 1906, *233. 552*).

Römische Mission. Prof. Warnecks Abriß, 8. Aufl. 368 enthält zum erstenmale eine statistische Übersicht über den jetzigen Bestand der katholischen Missionen in Indien. Inzwischen hat die „apostolische Delegation" von Vorderindien für das Jahr 1904 eine, wie uns scheint, relativ zuverlässige Missionsstatistik gegeben; wir ordnen sie geographisch, heben nur die von Prof. Warneck gewählten Zahlenreihen heraus und ersetzen des apostolischen Delegaten Zalesky Zahlen durch neuere, wo solche zuverlässig zu Gebote stehen.

	Katholiken.	Schüler, einschl. Seminaristen	Europ. Mission.	Eingeb. Pastor.
Madras Präsidentschaft:				
Madras	45779	4595	35	20
Meilapur	73989	3710	13	53
Visagapatam	13737	1804	72	27
Haiderabad	15083	1725	17	2
Pondicherry	141024	4850	78	26
Maisur	45450	4143	53	10
Koimbatur	36700	3988	38	11
Kumbakonam	87742	2550	25	16
Tritschinapalli	233423	12079	71	34
Verapoli	65000	5357	10	59
Quilon	93300	5359	18	33
Tritschur	91998	11963	—	72
Ernacolam	93011	8847	—	102
Tschanganascherry	140272	14561	—	218
Kotschin	90898	6046	6	56
	1267396	91577	436	740
Westliches Indien:				
Goa	327188	9347	6	776
Mangalur	89372	5789	40	53
Puna	14327	3063	21	11
Nagpur	10908	3340	24	3
Damao	70870	5004	5	82
Bombay	17242	6093	66	18
	529907	32636	162	943
Nordindien:				
Kalkutta	79460	10492	112	1
Krischnagar	4018	405	8	—
Dakka	9572	1784	16	—
Assam	1801	256	10	—
Bettia	3267	427	15	—
Allahabad	7604	1460	24	1
Agra	8866	590	45	3
Lahore	4462	591	30	—
Kafiristan und Kaschmir	3500	185	12	—
Radschputana	3167	401	17	—
	126637	16590	280	5

Hinterindien:				
Malakka	22419	3470	37	1
Ceylon:				
Colombo	205521	32563	74	12
Kandy	27938	1551	8	15
Dschaffna	44300	6818	24	14
Galle	8799	2801	15	2
Trincomali	7500	2245	12	—
	294058	45978	133	43
Insgesamt:	2217998	186771	1011	1721

In diesen Zahlen sind die 45909 Katechumenen — davon allein 32730 in der Erzdiözese Kalkutta, offenbar weitaus die meisten in Tschota Nagpur — nicht mit eingerechnet, wohl aber 34751 Europäer und 57061 Eurasier. Auffallend ist die Verteilung der europäischen und eingeborenen Priester: Die syro-malabarischen Vikariate Tritschur, Ernakolam und Tschanganascherry werden ausschließlich von Eingeborenen pastoriert; in den Bistümern des Goanesischen Patriachates (Goa, Damaon, Kotschin, Mailapur) stehen neben 27 europäischen Priestern 967 eingeborene; auch in den alten malabarischen Bistümern Quilon und Verapoli überwiegen die eingeborenen Priester weitaus (92 eingeborene neben 28 europäischen Priestern). Dagegen in allen andern Bischofssprengeln ist das Verhältnis umgekehrt. Der Unterschied charakterisiert die einen Sprengel als alte Kirchengebiete, die andern als missionarisches Neuland. Die Katholiken wohnen am dichtesten in Travankor und Kotschin (die Bischofssprengel Verapoli, Quilon, Kotschin und die syro-malabarischen Vikariate Tritschur, Ernakolam und Tschanganascherry) mit zusammen 584479 Katholiken, in den 3 Diözesen des weiteren Kaweri-Stromlandes (Pondischerry, Kumbakonam, Tritschinapalli) mit 462189 Katholiken, in den beiden portugiesischen Kolonien Goa und Damaon mit ihrem näheren Hinterlande, wozu wir die meist aus Goanesen bestehenden Gemeinden des Bistums Mangalur rechnen, mit 487420 Katholiken, und in den beiden Diözesen um Madras (Madras und Meilapur) mit 119768 Katholiken. Dies sind die alten Missionsgebiete von den Zeiten der portugiesischen Eroberung, Franz Xavers und Robert de' Nobilis her; sie enthalten zusammen 1653856 Katholiken. In dem übrigen Indien zählt die Statistik 250084 Römische, und davon sind weitaus die meisten der vorher erwähnten 81811 Europäer und Eurasier in Abzug zu bringen.

Merkwürdige Eingeständnisse über das ungebrochene Fortbestehen des Kastengeistes in den katholischen Gemeinden enthält der folgende Bericht aus dem Bischofssprengel Madras:

„Wenn der Bischof in einer Christengemeinde zum Besuch erscheint, wird er überall mit lauten Freudenbezeugungen, Feuerwerk und Beleuchtung empfangen. Der Oberhirt begibt sich in feierlicher Prozession zur Kirche und Kapelle, gibt hier dem Volk den bischöflichen Segen und läßt die Leute zum Handkuß zu. Nie würde es bei solcher Gelegenheit ein

kastenloser Paria wagen, sich zu nahen, ehe die einer Kaste angehörigen Christen an der Reihe gewesen. Die Anschauungen darüber sind so tief eingewurzelt, daß wir vorderhand nichts dagegen tun können.

Bei einem Besuch der Missionsstation Nottala hatte ich in der Mitte des Kirchleins Platz genommen. Die Christen nahten sich, um den bischöflichen Ring zu küssen. Ich glaubte, es seien schon alle dagewesen, als ich zur Linken noch einige Leute stehen sah. Es waren Parias. Auf ein Zeichen kamen sie heran, während die übrigen rasch sich zurückzogen aus Furcht, mit den ‚Unreinen' in Berührung zu kommen, in welchem Fall sie durch ein Bad sich hätte reinigen müssen. Zufällig hatten ein Mann und eine Frau von Kaste den Ring noch nicht geküßt, und sie bahnten sich durch die Menge einen Weg, um dies nachträglich noch zu tun.

Am Abend kamen die Parias zu uns und klagten, sie hätten nichts zu essen bekommen. Es ist nämlich sonst Gebrauch, daß bei solchen Gelegenheiten die Parias von den Kastenchristen bewirtet werden. Diesmal war ihnen dies abgeschlagen worden, aus dem einfachen Grund, weil sie am Morgen sich vor jenen zwei Kastenleuten dem Bischof genaht hätten. Und doch waren die armen Parias daran ganz unschuldig gewesen, da ich sie ja herangewinkt hatte.

Die Sache wurde zwar gütlich beigelegt, sie zeigt aber, wie tief die Kluft ist, die hier selbst die Christen von einander trennt.

Ich wurde daher auch gleich von dem Missionär darauf aufmerksam gemacht, doch ja nicht die Parias zu mir in die Veranda kommen zu lassen, so lange noch Kastenleute herumständen, sondern zu den armen Leuten vom Hause aus zu sprechen.

Schon von zarter Jugend an werden die Kinder in diesen Kastenvorurteilen erzogen. Eines Tages sah ich, wie ein Knabe von Kaste sich meiner Veranda näherte. Sofort wichen die Parias zur Seite aus, um dem Knaben freien Zutritt zu geben. Es tat mir im Herzen weh, als ich bemerkte, wie der Knabe schon von ferne den Parias mit einer verächtlichen Fußbewegung ein Zeichen gab, sich aus dem Staub zu machen. Ich mußte tun, als ob ich nichts bemerkt hätte. Auf die Anwesenden machte der Vorgang gar keinen Eindruck, ich aber war längere Zeit in ganz gedrückter Stimmung." (Kath. Miss. 1904, 67.)

Literaturbericht.

1) **Tiesmeyer:** „Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des 19. Jahrhunderts." Bis jetzt 8 Hefte: Minden-Ravensberg und Lippe; das Siegerland, das Dilltal und das Homburger Land; das Wuppertal, das Ober- und Niederbergische Land; Baden; ehemaliges Kurfürstentum Hessen; das Großherzogtum Hessen; Württemberg; Bayern. 1901 bis 1905. Kassel. E. Röttger. Jedes Heft Mk. 1.—. Heft 1—8 in zwei

Bände, geb. je Mk. 5.—. Ein lehrreiches und erbauliches Stück deutscher Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in volkstümlicher Darstellung, voll lebendiger Detailschilderungen, biographischer Zeichnungen und charakteristischer Aussprüche in oft eignen Erinnerungen. Lehrreich, weil es an konkreten Tatsachen den überzeugenden Beweis liefert, daß die Erneuerung des christlichen Lebens und die Betätigung dieses Lebens in den mannigfaltigsten Erweisungen christlicher Tugenden Wurzel und Kraft stets in dem wieder erwachten Glauben an das apostolische Evangelium hat; erbaulich, weil das geschichtliche Material dem Leser zugleich eine Erquickung, eine Lebensanregung, eine geistliche Gabe bietet, die ihm Speise wird. So verschiedenartig auch die Erweckungsbewegung in den einzelnen Landesteilen sich gestaltet, deren Geschichte der Verf. bis jetzt behandelt hat, so wird sie doch überall durch folgende gemeinsame Züge charakterisiert: ihre Hauptträger sind glaubensstarke Männer, Geistliche und Laien, die, nachdem sie selbst auf dem Wege einer reellen Bekehrung Gottes Werk geworden sind, Gottes Werkzeuge zur Erweckung werden; das evangelische Zeugnis dieser Männer bringt eine wirkliche Bewegung zustande, die — allerdings hier schneller, dort langsamer und hier mehr, dort weniger — weite Kreise ergreift und in denselben ein intensives geistliches Leben erweckt, das auch rechtschaffene Früchte der Gerechtigkeit bringt; fast überall tritt dieser Bewegung eine nicht selten bis zu Verfolgungen sich steigernde Feindschaft entgegen, die leider oft in den amtlichen Organen der Kirche ihre Urheber hat; und überall verbindet sich mit der Erweckungsbewegung der Missionstrieb, so daß die junge Missionsbewegung in den Kreisen der Erweckten ihre Hauptträger findet. Dieser Zusammenhang zwischen Erweckungs- und Missionsbewegung, der uns natürlich besonders interessiert, zieht sich, ohne daß es des Verfassers Absicht gewesen ihn besonders zu markieren, wie ein goldener Faden durch alle bisherigen Hefte hindurch (I: 49. 68. 75. 82. 126. 157. 162. 167. 177. 208. 215. 219. 241. 323. II: 34. 46. 48. 67. 77. III: 23. 30. 38. 42) und er ist bis auf den heutigen Tag eine von den Früchten geblieben, welche die deutsche Erweckungsbewegung gebracht hat. Auch dafür ist ein umfassender Nachweis erbracht, wie zahlreich die Beziehungen zwischen dieser Bewegung und der Brüdergemeine gewesen sind (z. B. I: 25. 63. 92. 105. 115. 173. III: 23). An den mancherlei Auswüchsen, schwärmerischen Exzentrizitäten, sektiererischen Neigungen und sonstigen ungesunden Erscheinungen geht der Verf. nicht kritiklos vorüber, obgleich er je und je nüchterne Beurteilung vermissen läßt, z. B. bei der Kindererweckung im Elberfelder Waisenhause (I 238), die ich selbst aus nächster Nähe kennen zu lernen Gelegenheit hatte. — Ich habe die sämtlichen Hefte in einem Zuge durchgelesen und muß dankbar bekennen, daß ich nicht nur, obgleich mit dem behandelten Gegenstande ziemlich vertraut, im einzelnen manches Neue gelernt, sondern von der Gesamtlektüre einen inneren Gewinn gehabt habe: Weihestunden voll Glaubensstärkung.

Warneck.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die Gordon-Gedächtnis-Mission im Sudan.

Von Paul Richter.

Seit Jahresfrist ist die englisch-kirchliche Mission (CMS.) daran, hoch oben im ägyptischen Sudan, in der sogenannten Äquatorialprovinz, eine neue, interessante Mission zu etablieren. Ein Blick auf die Karte Afrikas läßt uns die große Bedeutung dieses Unternehmens erkennen. Es stellt einen neuen Vorstoß der Mission in das Herz des dunklen Erdteils dar. Der Sudan, dieses riesengroße Gebiet, das sich wie ein breiter Gürtel südlich von der Sahara bis etwa zum 5° n. Br. fast vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer quer durch Afrika hindurchzieht und von ungezählten Millionen von Negern bewohnt wird, war bisher von der evangelischen Mission kaum in Angriff genommen; aber die Zeit scheint in Anbruch begriffen zu sein, wo es geschehen soll. Und mit besonderer Freude ist es da zu begrüßen, wenn eine so gediegene und große Gesellschaft wie die CMS. Hand ans Werk legt; von ihren Unternehmungen ist man berechtigt, sich etwas zu versprechen. Im Westen bemüht sie sich vom Niger aus, wo ihr ihre dortige Yoruba- und Nigermission eine geeignete Operationsbasis gibt, mit zäher Ausdauer schon seit Jahren in den Sudan einzudringen. Durch die neue Mission wird sie nun auch von der entgegengesetzten Seite, im östlichen Sudan, einsetzen. Und auch diese Arbeit wird nicht isoliert dastehen, sondern sich vielmehr trefflich als ein Ring in die Kette von Stationen eingliedern, die die CMS. bereits in Ostafrika besitzt, sie wird besonders an der Ugandamission im Süden, aber auch an der ägyptischen Mission der CMS. in Kairo und Khartum wertvolle Stützpunkte finden.

„Gordon-Gedächtnis-Mission" soll der Name der neuen Mission sein. Es soll mit ihr dem Wirken des bekannten General Gordon, des ebenso tapferen wie frommen „Helden von Khartum", ein Denkmal gesetzt werden, und es kommt damit ein Vorhaben zur Ausführung, das schon viele Jahre lang den Missionskreisen

der anglikanischen Kirche sehr am Herzen gelegen hat. Das bringt uns auf die Vorgeschichte der Mission.

Sie beginnt mit den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Damals (1873—79) war der ägyptische Sudan der Schauplatz der Wirksamkeit von General Gordon. Er war vom Khedive damit betraut, in diesen Gebieten Ordnung zu schaffen, besonders den Sklavenhandel, der hier greuliche Verheerungen anrichtete, zu unterdrücken. Durch seine kühne Entschlossenheit und Tatkraft erreichte Gordon trotz geringer Mittel Großes. Mit Leib und Seele widmete er sich der Aufgabe, dem zertretenen, unglücklichen Volke aufzuhelfen. So war es eine segensreiche Zeit, die diesem Teil des Sudan unter seiner menschenfreundlichen und gerechten Verwaltung zuteil wurde (cf. A. M. Z. 1885, Beibl. 56: Gen. Gordon). Auch die Evangelisierung dieser in heidnischer Finsternis liegenden Gebiete war ihm ein Herzensanliegen. Er sandte wiederholt glühende Berichte über die Aussichten einer Mission unter den noch unberührten Stämmen am Albert-See an das Komitee der CMS. Und als 1878 eine für Uganda bestimmte Missionsexpedition ihren Weg durch Ägypten nahm, hätte Gordon sie gar zu gerne für seine Missionspläne zu gewinnen gesucht. Da das nicht anging, ließ er sie wenigstens auf seine Kosten sicher zu ihrem Reiseziel geleiten. Die CMS. war damals nicht in der Lage, neben der Uganda-Mission auch eine in der Äquatorialprovinz zu beginnen. Aber ihr Interesse war von dieser Zeit ab auf diese Gebiete hingerichtet. Im Jahre 1882 nahm die Gesellschaft ihre 20 Jahre zuvor eingegangene ägyptische Mission wieder auf, und zwar tat sie es nicht zum wenigsten mit in der Hoffnung, daß sich durch Ägypten einmal für sie der Weg nach dem Sudan öffnen würde.

In weiteren Kreisen erregte dann das tragische Ende Gordons das Interesse für den Sudan. Er war bekanntlich vom Khedive aufs neue zu Hilfe gerufen, um den ausgebrochenen Aufstand des Mahdi niederzuschlagen. Aber von den Seinen völlig im Stich gelassen, fiel er nach heldenmütiger Verteidigung Khartums in die Hände der Mahdisten und wurde am 26. Januar 1885 getötet. Die Kunde von dem Tode dieses Lieblings des englischen Volkes rief in der Heimat tiefe Trauer hervor. Freunde der CMS. drangen in das Komitee, Schritte zur Gründung einer Gordon-Gedächtnis-Mission zu tun. Und nachdem zu diesem Behuf am 24. März 1885 in Exeter Hall eine große Volksversammlung stattgefunden hatte, erließ die CMS. einen Aufruf um Beiträge zu einer solchen Gedächtnis-Mission. Daraufhin kamen 60 000 Mk. ein, und weitere Summen wurden versprochen, sobald das Unternehmen ins Leben gerufen sein würde. Um an Ort und Stelle die Aussichten des geplanten Unternehmens zu untersuchen, ließ die Gesellschaft einen ihrer ägyptischen Missionare Dr. Harpur von Suakim (am Roten Meere) aus eine Rekognoszierungsreise ausführen. Ihr Resultat war jedoch, daß dieser Platz zum Ausgangspunkt einer Mission durchaus ungeeignet sei. Überhaupt war die Zeit für eine Sudanmission noch nicht da. Der Mahdi-

aufstand stand in höchster Blüte und machte für Jahre den Sudan völlig unzugängig. Endlich 1898 gelang es Kitchener, in zwei entscheidenden Schlachten den Mahdi zu schlagen; am 2. September wurde seine Residenz Omdurman erobert. Auf diese Nachrichten hin machte noch ausgangs 1898 eine Deputation der CMS. dem zu Besuch in London weilenden General Kitchener ihre Aufwartung und bat um seine Genehmigung zum Beginn einer Mission im Sudan. Indessen verhielt Kitchener sich ablehnend. Der Fanatismus der Mohammedaner sei zur Zeit noch zu erregt, und es sei zu befürchten, daß die Etablierung einer christlichen Mission in ihrer Mitte denselben nur anreizen und so die kaum hergestellte Ruhe gefährden möchte. Dagegen stellte er in Aussicht, sobald als irgend tunlich gestatten zu wollen, daß unter den heidnischen Stämmen im südlichen Sudan eine Mission begonnen würde. So schmerzlich der Gesellschaft dieser neue Aufschub war, so blieb ihr doch nichts übrig, als sich darein zu finden. Doch gab sie die Hoffnung nicht auf, daß sich die Verhältnisse in kurzem so weit bessern würden, daß die Regierung ihren Widerspruch fallen lassen würde. Zwei Jahre später reichte das Komitee an den Unterstaatssekretär Lansdowne ein Memorandum ein, in welchem es ausführte: man habe im Sudan öffentlich Religionsfreiheit proklamiert, das schließe in sich, daß jede Religion auch unverboten gelehrt werden und jeder Untertan sich für diese oder jene Religion entscheiden dürfe. Die Furcht vor dem Fanatismus der Mohammedaner sei übertrieben; die Geschichte der Annexion des Pandschab und der Mission daselbst lieferten einen schlagenden Beweis dafür. Das Memorandum war vom Erzbischof v. Canterbury mit unterzeichnet. Aber es war vergeblich; die Regierung glaubte einstweilen an dem Kitchenerschen Standpunkt festhalten zu müssen. Schließlich wurde wenigstens so viel erreicht, daß in Khartum Missionsschulen eröffnet werden durften. Die damit gegebene Möglichkeit, in Khartum festen Fuß zu fassen, ließ sich die CMS. nicht entgehen und installierte daselbst sofort eine solche Missionsschule.

Unterdessen waren die Verhältnisse im südlichen Sudan so weit geordnet und sicher geworden, daß Lord Cromer, der englische Generalgouverneur, die Missionsgesellschaften selbst auffordern konnte, dorthin zu gehen und ihre wohltätige Arbeit den Negervölkern daselbst zuzuwenden. Um Konkurrenz zwischen den verschiedenen Konfessionen und Gesellschaften zu verhindern, wies er der kathol. Mission das Gebiet westlich vom weißen Nil und zu beiden Seiten des Bahr el Ghazal, den amerik. Presbyterianern, die in Ägypten eine bedeutende Mission haben, das am Sobat zu, den ganzen Süden aber reservierte er für eine englische Mission. Die Katholiken und Amerikaner zögerten nicht von der Erlaubnis Gebrauch zu machen. Das der englischen Mission vorbehaltene Gebiet harrte aber noch der Besetzung. Da wandte sich Lord Cromer im Dezember 1904 ausdrücklich an die CMS. und lud sie ein, diesen Platz auszufüllen. Einer solchen direkten Aufforderung konnte sich die Gesellschaft nicht entziehen, sie sah darin eine göttliche Weisung, nun end-

lich die so lange schon geplante Gordon-Gedächtnis-Mission, wenn auch an anderem Platze, als man gehofft hatte, zur Ausführung zu bringen.

Es war eine wohlausgerüstete Missionsexpedition, die im Herbst 1905 auf das neue Arbeitsfeld abgeordnet werden konnte. Sie zählte unter ihren Gliedern 4 akademisch gebildete junge Männer, 3 Theologen und einen praktischen Arzt; für die äußeren Arbeiten, Errichtung der Gebäude, Anlegung von Gärten und Feldern und dergleichen waren ihnen ein Zimmermann und ein Landwirt beigegeben. Mit Lebensmitteln versah man sie für ein volles Jahr, da nicht darauf zu rechnen war, daß an Ort und Stelle ohne weiteres solche beschafft werden konnten. Als sachkundiger Führer übernahm es der für die Sudanmission seit langem interessierte Archidiakonus Gwynne, der britische Militärgeistliche von Khartum, die Gesellschaft bis zum Ziele ihrer Reise, nach Mongalla, einer Regierungsstation nahe der Grenze des ägyptischen Sudan und des Uganda-Protektorates, zu geleiten.[1]) Dort sollte Missionar Dr. Cook die weitere Führung übernehmen und sich zu diesem Zwecke von seiner Station Mengo, der Hauptstadt Ugandas, gleichfalls nach Mongalla begeben.

Die Reise ging über Marseille nach Alexandria, von dort mit der Bahn bis Khartum. In Khartum wurde ein großes Segelboot gemietet und die Fahrt flußaufwärts fortgesetzt. Bei gutem Winde kam man gut vorwärts, trat dagegen Windstille ein, so lag man fest. So dauerte die Flußreise volle 4 Wochen. Der Fluß hat oft eine beträchtliche Breite, ist aber stellenweise zu flach, daß man wiederholt auf einer Sandbank festsaß. Die Landschaft, die man durchreiste, bot wenig Interessantes. Die Ufer sind meist ganz eben, eine sandige Wüste mit Mimosen und Dornbüschen bestanden und von zahllosen Wasservögeln belebt.

Etwa bis Renk (12° n. Br.) sind die Bewohner zu beiden Seiten des Flusses Araber und Mohammedaner. Von da an beginnt das Gebiet der Schwarzen. Hier fehlt fast jede Spur von Kultur. Wälder treten bis an den Fluß heran. Man sieht viel großes Getier, Krokodile, Flußpferde, Elefanten, Hartebeests, Antilopen usw. Recht unliebsam macht sich eine wahre Landplage, die Moskiten, spürbar, vor denen man sich kaum zu retten weiß.

1) Mongalla liegt am Nil unter dem 5° n. Br., ein wenig nördlich von Lado.

Der erste große Negerstamm, den man trifft, sind die Dinka (Denka) am östlichen Ufer. Dann kommen am entgegengesetzten die Schilluks. Kaka und Faschoda (jetzt Kodok genannt) sind ihre Hauptplätze. Sie sind von großer Statur und leben hauptsächlich von Jagd und Fischfang; fleißige Arbeit scheint aber nicht ihre Sache. Noch ein Stück flußaufwärts gelangten die Reisenden nach Lul, wo die Katholiken (Österreicher) ihre Mutterstation angelegt haben, um unter den Schilluks zu arbeiten. Nicht weit von der Sobatmündung, die man demnächst erreichte, haben die amerikanischen Presbyterianer ihre stattliche Niederlassung.

Bei der Einmündung des Sobat wendet sich der Nil im rechten Winkel nach Westen bis zum Lo-See, dem Einfluß des Bahr el Ghazal, und von da ab nimmt er wieder die alte Richtung (von Süden nach Norden) an. Die Fahrt wird aber von hier an sehr beschwerlich und langwierig. Denn von da ab ist der Fluß ganz mit Sudd bedeckt. Man versteht darunter Wasserpflanzen und Schilf, die aus benachbarten Seen in den Fluß geschwemmt sind. Wo sich diese Massen stauen, schlagen sie Wurzeln und verbreiten sich über die ganze Oberfläche, so daß sie die Fahrstraße sperren. Dieses Sudd ist bisweilen so fest, daß es einen Mann trägt, ja daß man sein Lager darauf aufschlagen kann. Wird ein Boot davon eingeschlossen, so kann es Monate lang festliegen, und seine Insassen sind mit dem Hungertode bedroht. Die Regierung hat jetzt für ihren zwischen Khartum und Gondokoro verkehrenden Dampfer durch das Sudd eine Fahrrinne hauen lassen und sorgt für deren Offenhaltung. Für ein Segelboot ist's jedoch nicht rätlich, sich in das Sudd hineinzuwagen. Darum warteten die Missionare, bis der Dampfer kam und sie glücklich hindurchschleppte. Es war eine eintönige 5 Tage beanspruchende Strecke. Das hohe und dichte Schilf am Ufer hinderte noch dazu jede Aussicht. Am 6. Januar wurde die Regierungsstation Bor (6° 15 n. Br.) erreicht. Von hier aus wechselt die Szenerie und wird interessanter. Die Vegetation nimmt tropischen Charakter an. Zahlreiche Dörfer und große Viehherden werden sichtbar. Noch 2 Tage, und man war ohne Unfall am Ziel, in Mongalla, angelangt. Im Nilboot hatte man 1675 Kilometer zurückgelegt.

In Mongalla wartete Dr. Cook schon 14 Tage auf die Gesellschaft. Er hatte zwar keine so weite, aber eine desto strapa-

ziösere Reise von 44 Tagen hinter sich. Am 19. November war er von Mengo aufgebrochen, war in nordwestlicher Richtung durch Unjoro gereist und hatte nach Überschreitung des Nil die Äquatorialprovinz betreten. In Patigo (Fatiko) hatte er den damals vorgeschobensten Posten der Ugandamission visitiert. Dort wird unter den Schuli (Acoli und Acholi schreiben die englischen Missionsberichte) missioniert. Die Arbeit war erst 18 Monate alt, wies aber schon Fortschritte auf: 18 Schüler lasen die Evangelien, die ersten 2 Heiden konnte er taufen. Von Patigo marschierte er über Nimule (bei Dufile am Nil) nach Gondokoro, einem von Gordon angelegten Posten, jetzt dem äußersten Punkte des Uganda-Protektorates. Selbst hier traf er noch einige Wagandachristen unter der Leitung eines übergetretenen Katholiken Kamiri. Sie freuten sich seines Kommens sehr und baten um Stationierung eines Lehrers, dem sie ein Haus zu errichten und für dessen Unterhalt sie aufzukommen versprachen. Sie konnten auch mitteilen, daß verschiedene der umwohnenden Bari den Wunsch ausgesprochen hätten, lesen zu lernen.[1]) Von Gondokoro war es nur noch ein kurzer, aber anstrengender Marsch, oft durch tiefen Sumpf, bis Mongalla.

Hier hatte Dr. Cook nun reichlich Zeit, um Umschau zu halten und festzustellen, ob der Platz zur Anlage einer Missionsstation, wie beabsichtigt, geeignet sei. Mongalla hat eine starke militärische Besatzung von 1200 Sudanesen; sonst wird der Ort jedoch von Eingeborenen nicht bewohnt. Doch liegen Dörfer der Bari, wie der ansässige Stamm heißt, nördlich und südlich am Fluß, die Dr. Cook besuchte und mit deren Häuptlingen er freundschaftliche Beziehungen anknüpfte. Rechts und links vom Fluß landeinwärts zu erwies sich aber die Gegend aus Mangel an Wasser völlig menschenleer, erst 100 Kilometer vom Fluß entfernt stieß er wieder auf Ortschaften. Die Hitze in Mongalla war sehr groß, die Moskitenplage arg, infolge davon ist die Malaria endemisch. Dr. Cook nahm selbst zur Vorsicht täglich eine Dosis Chinin und gab auch seinen mit ihm gekommenen Waganda zwei- bis dreimal wöchentlich eine solche. Nach allen diesen Erkundungen und Beobachtungen konnte er es bei der Beratung der ver-

---

1) Daraufhin sind neuestens 2 christliche Waganda-Lehrer in Gondokoro stationiert worden.

sammelten Missionare nicht befürworten, daß Mongalla zum Standquartier gemacht wurde. Es fiel dabei auch noch das ins Gewicht, daß die Bari ein numerisch nicht besonders starker Volksstamm sein sollen.

Infolgedessen sah man vorläufig von Mongalla ab und kehrte nach dem vorher schon berührten Regierungsposten Bor (75 Kilometer weiter stromabwärts) zurück, den ihnen der Platzkommandant von Mongalla empfahl. Einige Kilometer oberhalb der Station schlug man das Lager auf und errichtete provisorische Hütten, wobei die von Dr. Cook mitgebrachten Waganda die besten Dienste leisteten. Bei der Rekognoszierung des Landes wurde dann festgestellt, daß das westliche Ufer des Nils allerdings sumpfig und unbewohnt sei. Nach Osten vordringend, erreichte man in einer Entfernung von etwa 15 Kilometern vom Fluß eine Ebene, die sich ca. 150 Fuß über dem Wasserspiegel erhob. Sie dehnte sich unabsehbar weit aus und zog sich parallel mit dem Flusse hin. Anscheinend war sie sehr fruchtbar und dicht bevölkert. Dr. Cook und Rev. Gwynne besuchten mehrere Ortschaften auf dieser Ebene und fanden überall freundliche Aufnahme. Die ärztliche Hilfe, die Dr. Cook den Kranken angedeihen lassen konnte, verschaffte ihnen überall Eingang. Ihr Augenmerk richteten sie besonders auf das große Dorf des Scheik Bior, dessen Bewohnerschaft sie auf 10000 Seelen schätzten. Es zieht sich bei einer Breite von 2 bis 3 Kilometer ziemlich 7 Kilometer weit hin. Erfreulicherweise gibt es dort fast keine Moskiten, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Gesundheitsverhältnisse dort besser sein werden. Der alte Scheik Bior war ein freundlicher Mann. Mit Hilfe des Arabischen konnten sie sich leidlich mit ihm verständigen und ihm ihre Absichten klar machen. Er ging darauf gerne ein und lud sie ein, sich bei ihm niederzulassen. Daß Bor selbst, obwohl es am Flusse der Kommunikation wegen günstiger gelegen war, doch zum Hauptquartier der Mission nicht geeignet war, darüber waren sich die Missionare schon klar geworden. Denn einmal versprachen auch hier die zahllosen Moskiten in gesundheitlicher Beziehung nichts Gutes, sodann ist in nächster Nachbarschaft von Bor die Bevölkerung nur sehr spärlich.

Es wurde deshalb der Entschluß gefaßt, Bor einstweilen als Basisstation zwar noch beizubehalten, zum Hauptquartiere aber

Scheik Bior's zu wählen. Und so sind zurzeit die Missionare damit beschäftigt, sich in Scheik Bior's häuslich einzurichten. Zur vorläufigen Unterkunft sind 2 Grashäuser und zur Behandlung der Kranken ein Hospital aus demselben Material erbaut. Es war gut, daß man dazu die Hilfe der Wagandachristen hatte, denn die Landeseinwohner bezeigten am Anfang wenig Lust, mitzuzufassen. Ein hervorstechender Charakterzug ist an ihnen — darauf hatten die Regierungsbeamten die Missionare schon aufmerksam gemacht — die Trägheit. Als sich die Missionare in Scheik Bior's niedergelassen hatten, kamen sie zunächst 3 Wochen lang mit dem Bau ihrer Hütten kaum vom Fleck. Scharen von Eingeborenen umringten sie beständig und riefen: „Mjoitscha, mjoitscha!" („Gib, gib!") Sie bettelten um Speise, Kleidung, Tabak, Perlen und alles Mögliche. Wenn die Missionare ihnen den Vorschlag machten, sich durch Arbeit solche Sachen zu verdienen, lachte man sie aus. Doch die Missionare blieben fest und gaben, abgesehen von den notwendigen Gastgeschenken an die Häuptlinge, nichts umsonst. Während der ganzen Zeit konnten sie nur ein wenig Milch und 2 Bündel Gras zum Dachdecken erhalten. Danach brachten eines Tages mehrere Frauen Grasbündel und erhielten als Entgelt Armringe und Perlen. Sie gingen beglückt davon, und die Kunde davon verbreitete sich schnell. Am Abend desselben Tages hatten die Missionare bereits 87 Grasbündel gekauft. Damit war das Eis gebrochen. Nun kamen auch welche, um zu arbeiten und sich dadurch die begehrenswerten Dinge zu verdienen. Bald hatten die Missionare eine ganze Schar junger Burschen, die zu allem willig waren. Der Lohn wurde in Durra (Negerhirse), Armbändern und Perlen gegeben. Der Umgang mit den bekleideten Europäern und Waganda hatte zur Folge, daß manche auch nach Kleidung zu verlangen anfingen. Eins zieht das andere nach sich. Tragen sie erst Kleidung, so brauchen sie auch Seife, denn Kleidung-tragen und Beschmieren des Körpers mit Asche und Oker, wie es bisher Sitte war, verträgt sich nicht miteinander. Die Zivilisation hält so ihren Einzug. Die jungen Burschen, die zur Arbeit kommen, werden den Kern der ersten Leseschule abgeben. Die ärztliche Tätigkeit verspricht ein wirksames Mittel zu werden, dem Evangelium den Boden zu bereiten. Schon stellen sich Patienten von weit her ein. Die verheerendste Krankheit ist die

Dysenterie. Der Guineawurm kommt viel vor; kein Wunder: dasselbe Wasserloch wird zum Trinken, zum Waschen und zum Tränken des Viehs gebraucht. Augenkrankheiten und Brustleiden sind auch weit verbreitet. Auch ansteckende Hautkrankheiten sind häufig.

Über Land und Leute geben die Missionare folgende Schilderungen:

Die Einwohner gehören zum Stamm der Dinka (Denka). Nächst den kannibalischen Sandeh (Niam Niam), die den Südwesten des ägyptischen Sudan und das angrenzende Gebiet des Kongostaates inne haben, mögen die Dinka von allen nilotischen Stämmen die volkreichsten sein. Sie werden von der Regierung auf 2 Millionen geschätzt. Die Dörfer am Fluß sind, wie erwähnt, wenig zahlreich und sehr zerstreut. Auf der geschilderten Hochebene östlich vom Fluß ziehen sie sich aber wie eine fortlaufende Kette gegen 150 Kilometer weit hin. Auch sind die Dinka nicht nur ostwärts vom Nil ansässig, sondern auch nach Westen erstreckt sich ihr Gebiet bis an das der Sandeh. Ein anderer Stamm der Dinka sitzt erheblich weiter nördlich zwischen dem weißen und blauen Nil und dem Sobat. Daß die Mission gerade unter einem so volkreichen Stamm ihre Arbeit beginnen kann, ist außerordentlich günstig.

Die Dinka wohnen nicht in geschlossenen Dörfern, sondern die einzelnen Gehöfte liegen jedes für sich abgesondert; so wird es erklärlich, daß z. B. Scheik Bior's einen so großen Flächenraum einnimmt. Die Landschaft sieht dadurch recht belebt aus, sie ist von zahllosen Gruppen von Hütten und Gehöften bedeckt. Jede Familie besitzt eine Schlafhütte, einen Kornspeicher, eine höhere und eine niedere Plattform. Um die Wohnstätten herum liegen gleich die Äcker. Von einem Gehöft zum andern führen schmale, gewundene Pfade. Die runde Schlafhütte hat eine senkrechte Wellerwand und darauf ein kappenförmiges, zugespitztes Strohdach. Diese Dächer werden lagenförmig gedeckt und sehen recht ordentlich aus. Die Tür ist sehr niedrig, selten mehr als 2 Fuß hoch, so daß man hineinkriechen muß. Die innere Einrichtung besteht aus etlichen Fellen oder Matten und einem hölzernen primitiven Schemel. Der eigentümliche Kornspeicher ist eigentlich nur ein riesiger geflochtener Korb gleichfalls mit spitzem Strohdach, der zum Schutz gegen die gefräßigen weißen Ameisen auf hohen Pfählen in der Luft schwebt. Der Raum unter ihm gibt, mit Matten verkleidet, in der Regel die Küche ab. Die wenigen Hausgeräte bestehen aus zierlich geflochtenen Körben und tönernen Krügen und Töpfen. Auf der niederen Plattform pflegen die Männer sich dem dolce far niente hinzugeben. Die höhere ist die Warte, von welcher ein Knabe die Vögel auf dem Durrafelde verscheucht. Der wohlhabende Dinka hat außerdem noch ein größeres aus Wellerwand gefertigtes Haus, den Kraal, in welchem das Vieh gehalten wird. Wegen ihres schönen Viehs sind die Dinka berühmt, in der Viehzucht sind sie Meister. Der Reichtum bemißt sich nach der Stückzahl der Rinder. Auch Ziegen und

Schafe werden viel gehalten. Die Dinka tragen keine Kleidung, sondern nur einige wenige Schmuckgegenstände, eine Perlenkette um den Hals, einen oder zwei Armringe um den Arm. Den ganzen Körper beschmieren sie dagegen mit Asche, wodurch sie einen recht häßlichen, leichenartigen Anblick gewähren. Wenn sie recht kriegerisch erscheinen wollen, färben sie außerdem das Gesicht mit rotem Oker und weißem Ton und stecken eine Straußenfeder in den Haarbüschel, den sie auf dem sonst kahl geschorenen Kopf stehen lassen. Ihre Waffen sind Speere, Schilde aus Fellen, Bogen und Pfeile. Die Speer- und Pfeilspitzen sowie Angelhaken und Fischharpunen schmieden sie selbst. Sie sind ganz geschickte Schmiede. Sie bedienen sich dabei der gewöhnlichen afrikanischen Schmiede: den Blasebalg vertreten 2 mit einer Röhre versehene tönerne Töpfe, sie sind mit Ziegenfellen überspannt, in deren Mitte ein Stock befestigt ist. Dieser wird gehoben und wieder niedergedrückt. Die dabei entweichende Luft wird durch die Röhre auf die glühenden Kohlen geleitet. Ein harter Stein bildet den Amboß. Die Frauen kleiden sich mit Tierfellen. Sie haben die meiste Arbeit zu verrichten, sie bauen die Häuser und decken das Dach, sie formen die Töpfe, bestellen das Feld, holen Wasser, mahlen und kochen die Durra. Die Männer helfen höchstens beim Bestellen des Ackers und sehen nach dem Vieh. Die Knaben weiden das Vieh und holen das Brennholz. Die Hauptnahrung bildet die Durra. Das Land wird mit einer primitiven hölzernen Hacke bearbeitet und dann die Durra hineingesät. Sie ist sehr ergiebig und reift, wenn der Regen nicht ausbleibt, in 3 Monaten. Die geerntete Durra wird gesiebt und zur Speise in einem hölzernen Mörser, der auf dem Hofraum in den Erdboden eingelassen ist, gequetscht. Genossen wird sie als Brei. Ist eine Mißernte eingetreten, so fristet man das Leben mit Erdnüssen und dergl. Fleisch wird nur bei seltenen Gelegenheiten genossen.

Der Religion nach sind die Dinka Heiden. Zwar wohnen sie dem Machtbereich des Islam nicht sehr fern. Aber derselbe hat nicht den geringsten Boden bei ihnen noch auch bei den andern umwohnenden Stämmen gefunden; er ist im Gegenteil aufs äußerste verhaßt. Das haben zuerst die Araber und dann die Derwische zuwege gebracht, die zu ihnen kamen, ihnen Schutz und Freundschaft versprachen, sie aber statt dessen ausplünderten, ihres Viehes beraubten, ihre Dörfer zerstörten, ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei wegschleppten und weite Striche in Einöden verwandelten. Für die Mission ist es von nicht zu unterschätzendem Werte, daß sich der Islam so verhaßt gemacht hat. Um so eher wird es ihr gelingen, hier einen Schutzdamm gegen die Afrika bedrohende Flutwelle des Islam aufzurichten.

Von den religiösen Vorstellungen der Dinka haben die Missionare auch schon dies und das in Erfahrung gebracht. Sie kennen

ein höchstes Wesen, das sie Dengdit oder Njalie nennen. Bei wichtigen Angelegenheiten wird ihm ein Ochse, von ärmeren Leuten ein Schaf oder eine Ziege geopfert. Dem Schlachttier wird die Kehle durchschnitten und der Priester trinkt das hervorquellende Blut. Dann wird zu Dengdit gebetet, daß die Seele des Opfertieres, die gen Himmel gegangen ist, sie versöhnen und für sie eintreten möge. Solches Opfer wird hauptsächlich bei 3 Gelegenheiten gebracht: wenn Dürre im Lande herrscht, wenn ein drohendes Unglück abgewandt werden soll und wenn der Häuptling sehr schwer erkrankt ist. Sehr unklare Vorstellungen herrschen bezüglich des Lebens nach dem Tode. Danach gefragt, antworteten einige den Missionaren: „Akwoi" („Wir wissen es nicht"); andere meinten sehr optimistisch, alle Seelen (natürlich mit Ausnahme derer der Feinde) gingen in den Himmel; noch andere, der Geist verwese zugleich mit dem Leibe in der Erde. Es fand sich aber auch die Vorstellung, daß die sehr Bösen in Pin-ter (d. h. wörtlich an den Wurzeln der Erde) von einem Geist Maindit geplagt würden. In beständiger Furcht leben die Dinka vor den Jork, den bösen Geistern, welche in Bäumen, in der Wildnis und an anderen Orten wohnend gedacht werden. Vor dem Viehkraal findet man häufig eine aus Ton geformte Kuh, die das Vieh beschützen soll, und vor welcher rituelle Tänze aufgeführt werden. Die Missionare hoffen, daß diese so armselige Religion gegenüber den Lebens- und Segenskräften des Christentums nicht allzu starke Widerstandskraft beweisen werde.

Eine erwünschte Gabe konnte die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft den Sendboten der CMS. schon vor dem Beginn ihrer Missionsarbeit geben, eine Gabe, welche ihnen unzweifelhaft den Anfang ihrer Tätigkeit sehr erleichtert: die Übersetzung des Evangeliums St. Lucä in der Dinka-Sprache. Die Bibelgesellschaft ist auf eigentümliche Weise dazu gekommen. Vor länger als 50 Jahren haben die Jesuiten schon einmal einen später wieder aufgegebenen Versuch gemacht, den Dinka das Evangelium zu bringen. Ein Brixener Professor Mitterrutzner (?), der sich für das Volk interessierte, lernte seine Sprache, übersetzte das Evangelium Lucä in dieselbe und verfaßte auch eine Grammatik dazu. Praktische Dienste hat diese Übersetzung damals nicht getan, denn sie kam gar nicht in die Hände der Dinka. Jetzt hat die Britische

Bibelgesellschaft sie sich verschafft und sie durch ihren ägyptischen Agenten mit Hilfe eines nach England verschlagenen Dinka revidieren lassen. So war sie in der Lage, jedem der ausziehenden Missionare der CMS. ein solches Evangelium mitgeben zu können, das für ihre weiteren Sprachstudien einige Grundlage abgibt. Daneben haben sie durch den täglichen Verkehr mit den Dinka schon viele Worte sammeln können. Ihr angelegtes Vokabularium weist deren schon 2000 auf. Ein erstes Leseblatt mit Schrifttexten ist in Kairo gedruckt, Teile des Common Prayer book und ein Dutzend Lieder werden für den Druck vorbereitet. Kurz, die Missionare fangen bereits an, die Dinka zu verstehen, und diese verstehen sie. Der Mund wird ihnen bald geöffnet sein, um in einer neuen Sprache einem neuen Volke die großen Taten Gottes verkündigen zu können.

Anmerkung. Zum Schluß eine Erinnerung! Unwillkürlich ruft das neue Missionsunternehmen uns den Krapfschen Sehnsuchtswunsch einer Kette von Missionsstationen quer durch Afrika hindurch und den abenteuerlichen Plan der Chrischona-Pilgermission von der Anlegung einer „Apostelstraße“ den Nilstrom hinauf ins Gedächtnis. Was damals ein allzu kühner Traum war, wir dürfen es erleben, wie es immer mehr Wirklichkeit wird. Von Osten und Westen, von Norden und Süden dringen die Pioniere des Kreuzes tiefer und tiefer in den dunklen Erdteil ein und arbeiten sich entgegen. Die neue Sudanmission bildet eine neue Etappe in der Ausführung jener Wünsche und Pläne. Die Lücken werden immer kleiner. Vom Norden nach Süden beginnt sich die Kette schon zu schließen. Wir sahen ja, wie nahe sich die Uganda-Mission und die neue Sudan-Mission in Gondokoro und Scheik Bior's schon berühren. Wie lange wird's noch währen, so reichen sich die von Osten her vordringenden Missionare der CMS. auch mit den von Westen her den Kongolauf entlang sich nahenden englischen Baptisten die Hand!

Die Entstehung der indischen Kaste.

Von Julius Richter.

II.

Wenn mithin der ethnologische Schlüssel keine sichere Kunde über die Entstehung der Kaste gibt, sind wir genötigt, anderweitig Umschau zu halten. Da bieten sich uns die Prozesse und Vorgänge dar, in denen wir entweder Entstehungen neuer Kasten oder Verschiebungen in der Kastenordnung teils in historischer Zeit

verfolgen, teils vor unsern Augen vorgehen sehen. Es empfiehlt sich, diese Vorgänge zur Erklärung der Ereignisse in der Vergangenheit heranzuziehen, weil anzunehmen ist, daß damals ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen gehabt haben. Da herrscht nun unter den Gelehrten keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß die Gleichartigkeit der Beschäftigung und des Standes eines der wesentlichsten Motive der Kastensonderung zu allen Zeiten gewesen ist. Es gehört zum Typus des Mittelalters bei jedem Kulturvolk, daß die einzelnen Berufszweige ihr Wissen oder ihre Geschicklichkeit als Amtsgeheimnis hüten und in ihren Familien erblich fortpflanzen, sich also zu Zünften zusammenschließen und die Skala der Gesellschaftsordnung nach dem irgendwie festgestellten Range der Zünfte gliedern. Man hat darauf hingewiesen, daß schon der Vierteilung des Rigveda-Liedes diese Rangordnung nach Erwerbszweigen zugrunde liegt, und daß die Gesetzgebung des Manu sie zur selbstverständlichen Voraussetzung hat. Von welcher Tragweite dieses Doppelmotiv ist, erkennen wir erst, wenn wir in die Mannigfaltigkeit des Details hineinsteigen. Greifen wir die Kastengruppe heraus, die der Berufsgemeinschaft am sichersten ihr Dasein verdankt, die Brahmanen. Das ist ein weithin auch bei andern Völkern beobachteter Prozeß, daß, wo die Priester zu Macht kommen, sie ihrem Beruf eine bedeutende Stellung auch auf die Dauer zu sichern und ihn deshalb zu einem erblichen Vorrecht ihrer Familien zu machen sich bemühen. Alle Forscher sind darin einig, daß ihnen das in Indien in hervorragendem Maße gelungen ist, wahrscheinlich bei den arischen Volksstämmen zuerst, später auch bei den Drawiden. Sie sind zweifellos in ganz Indien die oberste, weitaus angesehenste, seit den Tagen Manus als Halbgötter oder Götter verehrte Kastengruppe. Man zählt in Indien (1. März 1901) 14 893 258 Brahmanen. Nun wäre es aber ganz verfehlt, sie auch nur als eine einigermaßen einheitliche Kaste anzusehen. Man zählt vielmehr nicht weniger als 1886 Brahmanenkasten.

Gehen wir z. B. nach dem Pandschab. Dort finden wir unter andern zwei hohe Brahmanenkasten, die Gaur-Brahmanen, welche behaupten, aus der ehemaligen Priester- und Königsstadt Gaur im alten Madhyadescha, dem Paradies des orthodoxen Brahmanismus, eingewandert zu sein, und Sarsut- oder Saraswati-Brahmanen, welche von jenen verächtlich behandelt werden als solche, die die Geheimnisse des Opferdienstes verlernt und sich durch den Genuß unreiner Speisen befleckt

haben. Daneben sind Taga-Brahmanen, welche ihren Rang dadurch verloren, daß sie selbst ihre Äcker pflügten; Dharuk-Brahmanen, welche bei sich die Wiederverheiratung der Witwen zugelassen haben und dadurch in Verachtung geraten sind; Tschamarwa Sadhs und andere Brahmanengruppen, welche den Kastenlosen als Priester dienen; ja sogar Maha-Brahmanen, die für so unrein gelten, daß sie in vielen Dörfern nicht einmal hereingelassen werden; Dakaut- und Gudschrati-Brahmanen, von deren Händen die orthodoxen Brahmanen nicht einmal Opfer annehmen (Append. 236 f.) Ähnliche Abstufungen von Brahmanenkasten finden wir in allen Provinzen Indiens: Brahmanen, die Tempelpriester, Pandits, Schreiber, Rechtsanwälte, gemeine Soldaten, Ackerbauer, Köche, Gefängniswärter, Wächter usw. sind, kurz von den höchsten Berufen die ganze Skala hindurch fast bis zu den niedrigsten und verachtetsten. Von den Brahmanen in Bengalen sind nur 18 Proz., von denen in Bihar gar nur 8 Proz. überhaupt in religiösen Berufen beschäftigt. Es ist also durchaus unrichtig, von einem Brahmanenberufe zu sprechen; aber — das ist das Merkwürdige — immer die Brahmanen, welche einen bestimmten Beruf ausüben, bilden eine Kaste für sich und schließen sich ebenso gegen die Brahmanen, die anderen Berufen nachgehen, wie gegen die Kschatrija, Vaissja, Sudra usw., welche denselben Beruf ausüben, als eine besondere Kaste ab. Ob die Gaur- und die Sarsut-Brahmanen ethnographisch verwandt sind, ob sie irgend etwas anderes gemein haben, als daß die Vorfahren der ersten in den Vereinigten Provinzen, die der letzteren im Pandschab ursprünglich Priester gewesen sind, läßt eine so gewiegte Autorität wie Sir Denzil Ibbetson dahingestellt (App. 244), daß die stolzen Nambudri- oder Nambutiri-Brahmanen Malabars, diese „echtesten Arier Südindiens", wie sie Mr. Fawcett beschreibt (§ 521, S. 527), von den dunkelfarbigen niedern Brahmanen Malabars und von den Konkoni-Brahmanen auch volklich verschieden ist, ist kaum zweifelhaft. Ebenso nehmen sich die schwarzen, Ackerbau treibenden Brahmanen Orissas und die selbst unter den Rang der Ackerbürger heruntergesunkenen Brahmanen der Badaga in der Nilagiri sonderbar aus neben den stolzen exklusiven Brahmanen von Benares und Ramesseram. Wie soll man aber diese größte Gruppe der Brahmanenkasten, die doch durch alle Zensus-Tabellen als eine große, relativ einheitliche Kastengruppe zu verfolgen ist und überall oben ansteht, beschreiben? Es ist eine wahrscheinlich ursprünglich irgendwie mit dem Opferdienste ihrer betreffenden Stämme befaßte Gesellschaft verschiedenartigster Zusammensetzung, welche sich dadurch in viele hunderte von Kasten zersplittert hat, daß einzelne Familiengruppen teils in andere Landesteile auswanderten, teils andere Berufe ergriffen, teils durch Änderung ihrer Sitten (Witwenheirat) Anstoß erregten usw. Das einzig erkennbare Gemeinsame ist, daß sie alle beanspruchen, unter die erste Kategorie des Rigveda-Liedes zu gehören, und daß die Volksmeinung ihnen das mehr oder weniger einmütig einräumt.

Nehmen wir ein zweites Beispiel, die Radschputen. Der

Zensus von 1901 zählt ihrer 9 712 156, wozu noch 2 408 654 Radschbansi in Bengalen und Assam kommen. Sie beanspruchen, die Kschatrya- oder Radschanja-Gruppe des Rigveda-Liedes zu sein und weisen lange Stammbäume auf, um die Abstammung von diesen erlauchten Helden der arischen Urzeit über allen Zweifel zu erweisen. Sehen wir uns nach ihnen in einem ihrer Stammlande, im Pandschab um. Wir zitieren mit einigen Abkürzungen und Auslassungen wörtlich (aus App. S. 237):

„An der Grenzlinie im Himalaja zwischen Tibet und Indien kann man die Kaste unter seinen Augen wachsen sehen; ein Adliger wandelt sich in einen Radschputen, ein Priester in einen Brahmanen, ein Bauer in einen Dschat usw., abwärts bis zum Grunde der sozialen Rangordnung. Derselbe Prozeß ist im Kangra-Bezirke mit mehr oder weniger Kraft schon seit längerer Zeit im Gang . . . In Sirsa (bei Kangra) haben wir Beispiele von Clans, welche noch vor wenigen Menschenaltern als Dschats galten, die jetzt allgemein als Radschputen zählen, weil sie sich inzwischen an größere Exklusivität in Ehesachen gewöhnt und die Witwenheirat aufgegeben haben. Aber auch der umgekehrte Prozeß ist nicht weniger häufig. Die Tschauhans von Delhi werden nicht länger als Radschputen angesehen, seit sie angefangen haben, ihre Witwen zu verheiraten. Von ganzen Dschat- und Gudschar-Stämmen des Pandschab liegen noch jetzt Überlieferungen vor, daß sie von Radschputen abstammen, welche unter ihrem Stande heirateten, aufhörten ihre Frauen einzuschließen oder anfingen Witwen zu heiraten. Ebenso liegt die interessante Tatsache vor, daß ein und derselbe Stamm oft in einem Bezirke, wo er sich zu politischer Bedeutung erhoben hat, als Radschputen bekannt ist, während er in einem andern als Dschat gilt. Aber Radschputen und Dschat können noch tiefer fallen: Die Sahnsars von Hoschiarpur waren anerkanntermaßen noch vor wenigen Generationen Radschputen; dann fingen sie den — in dem Geruch einer unreinen Beschäftigung stehenden — Gemüsebau an; heute rangieren sie mit den Arain (ganz niedrigen mohammedanischen Kastenlosen). Manche von den Tharkan, Lohar und Nai von Sirsa sind als Abkömmlinge von Radschputen bekannt, welche erst in letzter Zeit die erblichen Beschäftigungen dieser Kasten ergriffen haben; so sind manche Tschauhan von Karnal, deren Väter als Radschputen geboren waren, Weber geworden und rangieren nun als Schekhs. Umgekehrt können die grundbesitzenden Kasten auch steigen: Ein Zweig der Watta-Radschputen am Satledsch (Mohammedaner) sind durch Affektation besonderer Heiligkeit in wenigen Generationen Bodlas geworden, streiten nun ihre Radschputen-Abstammung ab und behaupten Koreischiten (vom höchsten arabischen Adel) zu sein." Wir haben diesen Abschnitt in extenso gegeben, weil er einen besonders deutlichen Einblick in das Aufsteigen und Absteigen in die scheinbar so unbewegliche Welt der Kasten gewährt. Gerade der Kastengruppe

der Radschputen ist diese Tendenz, zumal die des sozialen Aufsteigens, eigentümlich. Ob es überhaupt je eine ursprünglich reine Arier-Kaste der Kschatrya gegeben hat, und ob irgend eine der zahlreichen Radschputen-Kasten legitimen Grund hat, ihren Stammbaum auf sie zurückzuführen, diese Fragen werden verschieden beantwortet; und die Mehrzahl der Forscher ist geneigt, sie zu verneinen. Aber wo immer ein Stamm oder eine Familie sich zu königlichem Rang oder Ansehen erhob, da dauerte es meist nicht lange, bis sie Radschputen zu sein beanspruchten. „Die Führer irgend eines Aboriginer-Stammes wissen sich, wenn sie irgendwie in der Welt vorangekommen oder unabhängige Großgrundbesitzer geworden sind, auf irgend eine Weise unter den ausgezeichneten Kasten einzuschmuggeln. Sie fangen damit an, daß sie einen Brahmanen engagieren, der für sie einen mythischen Ahnen erfindet, sie mit einem Familienwunder in Verbindung mit der Gegend, wo der Stamm wohnt, versieht und entdeckt, daß sie zu einem bisher unbekannten Zweige der großen Radschputen-Gesellschaft gehören. In den früheren Stadien ihres gesellschaftlichen Aufschwungs haben sie meist große Schwierigkeit, ihre Töchter standesgemäß zu verheiraten; denn von ihren Stammesgenossen wollen sie keine Schwiegersöhne haben, und die Radschputen ihrer angemaßten Kaste wollen sich naturgemäß vorerst zu Verbindungen mit ihnen nicht herablassen. Aber nach einem oder zwei Menschenaltern gewinnt ihre Hartnäckigkeit den Sieg und sie heiraten, wenn auch nicht mit „reinen" Radschputen, so doch mit einem höheren Stande neugebackener Radschputen, deren Aufnahme in die Brahmanische Gesellschaft weit genug zurückliegt, um die Schritte in Vergessenheit geraten zu lassen, auf denen es dazu gekommen ist."

Typische Beispiele dieser Art sind die Maharadschas von Tschota Nagpur mit ihrer Schlangenkönig-Legende (Ev. Miss. 1895, 75) und die Radschbansis im nordöstlichen Bengalen. Der Mongoloide-Stamm der Kötsch bezeichnet sich nämlich selbst als Radschbansi („Königssöhne"), Bratja oder Bhanga („gebrochene") Kschatrya; sie behaupten, ein Zweig der erlauchten Radschputen-Familien zu sein, der vor dem Zorn Parasu Ramas, des großen Feindes der Radschputen, in diese abgelegene Gegend floh und dort einen Teil der charakteristischen Gebräuche ihrer Familien in Vergessenheit geraten ließ, — ein euphemistischer Ausdruck für einen eben erst aus der Barbarei des mongoloiden Heidentums auftauchenden Stamm. Ein anderes charakteristisches Beispiel sind die Khattri in den Vereinigten Provinzen. Diese gelten im allgemeinen als Vaissjas und waren auch bei dem Zensus 1891 als solche gezählt. Als ihnen das bei dem letzten Zensus auch widerfahren sollte, setzten sie Himmel und Hölle in Bewegung, um zu beweisen, daß sie nicht nur in der authentischen, modernen Geschichte des Pandschab eine hervorragende Rolle gespielt hätten, sondern auch allgemein als die modernen Vertreter der Kschatrya der indischen Überlieferung angesehen würden, — und sie wurden tatsächlich als Kschatrya gezählt.

Aus diesen Ausführungen, welche sich noch hundertfach vermehren ließen, geht hervor, welche Bedeutung in der Kastenordnung der soziale Rang, der Stand in der Gesellschaft hat: bürgerlicher Beruf und sozialer Stand bedingen sich gegenseitig, beides unter der Voraussetzung einer fingierten Eingliederung in die angenommene altarische Vierteilung der Gesellschaft. Wie die Brahmahnen ursprünglich Priester, die Radschputen Krieger waren oder als solche galten, so sind die Ahir der Überlieferung nach Hirten, die Tschamar und Mutschi Lederarbeiter, die Tschuhra, Bhangi und Dom Kehrer (Kotfeger), die Dosadh Dorfwächter und Boten, die Goala Melker, die Kaibartta und Kewat Fischer und Bauern, die Kayast Schreiber, die Koiri und Katschhi Gemüsezüchter, die Kumhar Töpfer, die Pod Fischer usw. Aber der Prozentsatz ist sehr verschieden und meist nicht sehr groß, der noch diese überlieferte Beschäftigung ausübt: nur 8 Prozent von den Tschamar in Bihar sind Lederarbeiter, die andern Feldarbeiter oder Kuli; $^2/_3$ der Kayast in Bengalen sind Bauern, nur $^1/_3$ noch Schreiber; nur 35 Prozent der Peli sind noch Ölpresser; 80 Prozent der Ahir in Bengalen sind Bauern usw. Aber das Eigentümliche ist, daß jeder neue Beruf, den irgend eine dieser Kastengruppen ergreift, die Aussonderung einer neuen Kaste zur Folge hat. Dadurch entsteht ein fast nicht zu übersehendes Durcheinander. An sich sollte man meinen, müsse gerade in Indien eine auf dem Beruf sich aufbauende Standesgliederung überaus einfach sein; denn kein Land der Erde ist ein so vorwiegend Ackerbau treibendes wie Indien; 191 691 731 Personen, $^2/_3$ der Gesamtbevölkerung leben vom Ackerbau. Es gehört zu den merkwürdigen Ironien der Weltgeschichte, daß gerade in diesem Lande des Ackerbaues die verwickeltste und verworrenste Gesellschaftsordnung sich gebildet hat, welche die Welt kennt.

Die Voraussetzung unserer bisherigen Ausführungen war, daß es einmal eine wenn auch beschränkte Anzahl solcher großen Gruppen gegeben habe wie die Brahmanen, Kaibartta, Tschuhra, Tschamar, Ahir, Kumhar usw., durch deren Zergliederung in Unterkasten das verwickelte Kastensystem entstanden ist. Man könnte nun die Hypothese aufstellen, daß in einem prähistorischen Zeitraum die Gemeinsamkeit des Berufs und der Beschäftigung z. B. alle Hirten (Ahir), Landarbeiter (Tschamar), Fischer (Pod, Kai-

bartta) zu einem sozialen Stratum zusammengefügt habe, das sich dann in einem umgekehrten Prozeß wieder aufgelöst habe. Bei den Brahmanen lassen sich Spuren eines solchen in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Doppelprozesses nachweisen; wir haben einige davon vorher erwähnt. Aber aufs Ganze gesehen ist diese Theorie zu künstlich. Eine andere empfiehlt sich mehr, nämlich daß diese Gruppen ursprünglich Stämme gewesen sind, welche in Kasten erst umgewandelt sind, als sie in den Bereich des Brahmanismus eintraten. Wir schließen wieder von dem, was wir vor unsern Augen vorgehen sehen, auf die Entwickelung der Vergangenheit. Wir nehmen unsern Ausgangspunkt im Bereich der Urao- und Munda-Stämme in Tschota Nagpur. Die Bhumidsch sind ein Munda-Stamm, von dem nur noch einige Grenzdörfer Mundari sprechen; weitaus die meisten sprechen Bengali, verehren Hindugötter und haben die alten Mundabhuten nur noch als Gegenstand der Verehrung für Frauen und Kinder beibehalten. Einige führende Männer beanspruchen Buinhar — der hohe Landadel der Vereinigten Provinzen, — einige Großgrundbesitzer sogar Radschputen zu sein und halten eine niedere Klasse von Brahmanen als Hauspriester. Da haben wir einen ganzen Stamm von mehr als 370 000 Seelen, der im Begriff ist, hinduisiert zu werden. Es wird nicht lange dauern, so wird der Stamm eine Kaste im vollen Sinne des Wortes geworden sein und wird alle ihm noch anklebenden Sitten und Gebräuche ablegen, welche noch an seinen Ursprung erinnern. Seit ihrer Umwandlung in eine Kaste sind die Bhumidsch strenger endogam, als sie als Volksstamm waren; sie werden demnach die körperlichen Eigenschaften ihres Stammestypus voraussichtlich treu bewahren — ein unverlierbares Andenken an die Vergangenheit, nachdem sie alle andern abgestreift haben! Die Bhumidsch sind aber nur ein Beispiel, wo sich die Übergänge noch genau verfolgen lassen. Auch die Mahili, die Kora und die Kurmi sind aller Wahrscheinlichkeit nach solche abgesprengten Bruchstücke der Aboriginer Völker. Die Mahili scheinen sich erst in jüngster Zeit abgelöst zu haben; sie verehren neben den Hauptgottheiten der Hindu noch die Santal-Götter; sie essen die von einem Santal gekochte Speise; und sie haben noch keine Brahmanenpriester. Die Koras mögen ursprünglich zu der Familie der Mundastämme gehört haben, verloren aber ihr Stammesrecht dadurch,

daß sie Graben- und Teichgräber wurden. Die Kurmis sind wieder ein hinduisierter Stamm der Santal; letztere essen die von ihnen bereitete Speise und sollen sie nach einer Tradition als ihre älteren Brüder betrachten. Ein interessanter Übergang zu dieser Ausscheidung von Kasten aus den Aboriginer Stämmen liegt bei den Munda vor. Wenn ein Mann ein Weib von einem andern Stamm heiratet, so werden seine Kinder nicht zu seinem Stamme gerechnet, sondern als besondere Gruppe angesehen; so finden wir nach der Abstammung der Mütter: Khangar-Munda, Kharia-Munda, Uraon-Munda, Savar-Munda usw. Auch die Mahili haben fünf Unterclans dieser Art, die von der Verbindung eines Munda-Mannes mit einer Santal-Frau herstammen sollen. Der Punkt, auf den man achten muß, ist, daß diese Unterstämme, welche durch Kreuzungen zwischen den Stämmen entstanden sind, von früh an endogame Einheiten sind und beständig das Bestreben haben, das dünne Band mit dem Mutterstamm zu zerschneiden und sich als unabhängige Stämme aufzuspielen. Sobald sie dies erreicht haben, verdeckt ein von der Landschaft oder dem Beruf hergenommener Name die gemischte Abstammung.

Die Maratha gelten als eine Kaste; ihrer Geschichte und ihrer Überlieferung nach sind sie sicher eine Nation, also eine Kaste von nationalem Typus. Sie zählen 5009024 Seelen. Nach Mr. Enthoven können die Bombay-Marathen als ein Stamm mit zwei Abteilungen, den Maratha und den Maratha Kunbi klassifiziert werden; die ersteren sind hypergam (geben ihre Töchter nur Gliedern höherer Kasten zur Ehe) und haben sich dadurch über die letzteren erhoben. Die höchste Klasse der Maratha besteht aus 96 Familien, welche Kschatrija-Abstammung beanspruchen; sie tragen die heilige Schnur, verheiraten ihre Töchter vor der Mannbarkeit und verbieten die Witwenheirat. Dabei steht nicht nur durch die anthropometrischen Daten, sondern auch durch Überlieferungen und allerlei alte, besonders religiöse Gebräuche ihr Zusammenhang mit den Kunbi außer Zweifel.

Auch hier ließe sich die Zahl von Beispielen sehr vermehren: Aller Wahrscheinlichkeit liegen alte Stammesgruppen vor bei den Ahir, Dom und Dosadh in den Vereinigten Provinzen und Bihar; bei den Gudschar, Dschat, Mev und Radschputen im Pandschab und Radschputana; bei den Koli, Mahar und Maratha in Bombay

bei den Bagdi, Bauri, Namasudra-Tschandalen, Kaibartta, Pod und Radschbansi-Kotsch von Bengalen; bei den Mala, Nayr, Böllala, Parayern und Schanar in der Präsidentschaft Madras u. a. m. Man vergesse nicht, daß es sich dabei immer um Auflösung von Stämmen in ein Volkstum gleicher Abstammung und gleicher völklicher Grundart handelt, also um Prozesse, wie sie auch die Urgeschichte der germanischen Völker in reicher Zahl aufweist.

III.

Fassen wir das Ergebnis der bisherigen Ausführungen zusammen, so sind wir geneigt anzunehmen, daß dem Kastensystem auf der einen Seite der Rassengegensatz zwischen den arischen Eroberen und den dunkelfarbigen Aboriginern, andererseits aber zahlreiche mehr oder weniger neben einander bestehende Stämme zugrunde liegen, welche zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen von dem Kasten bildenden Geiste ergriffen wurden. Nach den vorliegenden Anzeichen setzte dieser Prozeß in der Regel ein, wenn der tamm hinduisiert wurde, also mit der bereits kastenmäßig gegliederten Gesellschaft in Berührung kam. Der arischen Kultur ist seit alten Zeiten die Auffassung von der Vierteilung der menschlichen Gesellschaft eigen. Das mittelalterliche Kulturstadium brachte es mit sich, daß sich die einzelnen Berufsarten zunftmäßig abschlossen, und irgend welche Umstände hatten zur Folge, daß sich die Zunftgrenzen verhärteten. Diese einfachen, in der Entwicklungsgeschichte jedes komplizierten Volksganzen, z. B. auch bei den Griechen, den Römern und vor allem in der deutschen Geschichte zu beobachtenden Grundmotive lagen dem Kastenbildungsprozeß zugrunde — und fördern ihn heute noch.

Eins bleibt dabei unerklärt, und das ist im Grunde das Entscheidende: welche Umstände verleihen dem komplizierten sozialen Bildungsprozeß in Indien die versteinernde Kraft, die Kraft, daß sich Kasten und Unterkasten hermetisch von einander abschließen, daß national und sozial einander ganz nahe stehende Gruppen durch unübersteigbare Klüften getrennt werden? Was ist das „Zersplitterungsprinzip" des Kastensystems, wie es ein geistreicher Forscher treffend bezeichnet hat? Der Name „Kaste" taucht zum ersten Male 1567 in einem portugiesischen Dekret des römischen Konzils in Goa auf; das Wort ist abzuleiten von dem lateinischen

Wort castus und schließt den Begriff levitischer Reinheit in sich. Die Hindu haben verschiedene Ausdrücke, um sie zu bezeichnen; die gebräuchlichen sind varna, Farbe, und dschat, Geschlecht. Der erstere Ausdruck, basierend auf der einfachen Erfahrung, daß im allgemeinen die Glieder höherer Kasten heller sind als die niederer Kasten, hat mitgeholfen, die Forscher auf ethnologische Irrwege zu leiten. Weder der portugiesische noch der indische Name geben über das Wesen der Kaste Aufschluß. Mit Rücksicht auf den ersteren möchte man vermuten, daß die levitische Reinheit bei ihr von entscheidender Bedeutung sei. In der Tat teilt auch die so instruktive Schichtungstafel der Hauptkasten nach den oben skizzierten 5 ethnologischen Landschaften (Cens. Rep. 560 ff.) die südindischen Kasten (im dravidischen Volkstum) in (Klasse 5—7) solche, deren Berührung die höheren Klassen befleckt und (Klasse 8) solche, welche auch ohne Berührung beflecken. Und es ist bekannt, mit welcher rigorosen Strenge dies Prinzip der Befleckung auf der Malabar-Küste, besonders in den beiden Reichen Travankor und Kotschin in ein System gebracht ist: Ein Nayr befleckt einen Brahmanen nur durch Berührung; Schmiede, Zimmerleute, Maurer und Lederarbeiter (die Kammaler-Kastengruppe) beflecken ihn auf 24 Fuß; Palmweinzieher (Tyer, Illuwer) auf 36 Fuß; Pulayan und Tscheruman auf 48 Fuß; Parayan auf 64 Fuß. (§838, S. 540). Allein diese Theorie von der rituellen Befleckung ist in Nordindien fast unbekannt. Man hat dort als Schichtungsprinzip der Kasten den Grad der Essensgemeinschaft angenommen; diejenigen Kasten, welche von einander pakki-Speise, d. h. in Metallgefäßen mit Ghi gekochte Speise oder katschhi-Speise, d. h. in irdenen Töpfen ohne Ghi zubereitete Speise oder wenigstens Wasser zum Trinken annehmen. In der Tat ist die Gewährung und Verweigerung der Essensgemeinschaft fast überall in Indien der charakteristische Ausdruck für die Kastengemeinschaft oder Kastenverwandtschaft. „Speisegemeinschaft" — so schließt Sir Denzil Ibbetson seine kundigen Ausführungen über das Kastenwesen im Pandschab (App. 248) — „wird als das äußerliche und sichtbare Zeichen der Blutsgemeinschaft betrachtet; jede Zeremonie, an der ein Stamm oder Clan oder verwandte Gruppe als solche teilnimmt, schließt in der Regel ein formales Essen in sich, zumal wenn es sich um die Aufnahme eines neuen Gliedes in die Gruppe

durch Adoption oder Heirat handelt." Jeder Kenner indischer Verhältnisse und indischer Missionsgeschichte weiß, welche Rolle die Essensgemeinschaft in den Fragen der Schulen, der Hospitäler und des Gemeindelebens spielt. Aber so wichtig sie als äußeres und sichtbares Zeichen der Kaste ist, so sicher ist sie nicht ihr Grundelement und ihre Kraft.

Nesfield in seinem Buche „Brief Report of the caste system in the N. W. P. and Oudh" (App. S. 232 f.) und ihm nach ein großer Teil der Ausführungen im Zensus Report setzen das Entscheidende in die Ehegemeinschaft. Nesfield führt aus:

„Eine Kaste ist eine Ehe-Verbindung, deren Kontrahenten verschiedenen Stämmen (oder ähnlich entstandenen Kasten) angehören, aber durch eine gemeinsame Beschäftigung, Handwerk oder Amt weltlicher oder religiöser Art verbunden sind. Die innere Disziplin, durch welche die Bedingungen der Mitgliedschaft bezüglich des Ehe- und Speiserechts festgesetzt und eingeschärft werden, sind der Stammesperiode entlehnt, welche der Kastenperiode um viele Jahrhunderte vorausgegangen ist, und welche durch die Verschmelzung der Stämme in eine Nation unter einem gemeinsamen Zepter ihr Ende fand. Das Entscheidende der Kaste als einer Ehe-Verbindung besteht in der Gemeinsamkeit des Berufs . . . Der Brahmane stellte zuerst die Regel auf, daß kein männliches oder weibliches Kind den Namen oder Stand eines Brahmanen erben könne, außer sie seien von beiden Seiten rein brahmanischer Abstammung. Durch die Aufstellung dieses Grundsatzes wurde zu der Berufsgemeinschaft das Prinzip der Eheverbindung hinzugefügt; und nur durch die Kombination dieser beiden Prinzipien konnte oder kann die Kaste im strengen Sinne des Wortes zustande kommen . . . Als so durch eine anmaßende und hochmütige Priesterschaft das Beispiel gegeben war, folgten die anderen erblichen Klassen in regelmäßiger Reihenfolge nach unten, teils aus Nachahmung, teils zum Selbstschutz. Einer Nation, die vom Brahmanismus hypnotisiert, durch Aberglauben und Unwissenheit verblendet war, blieb nichts anderes übrig . . . So ist durch die ganze Reihe der indischen Kasten ein doppelter Prüfstein des sozialen Vorrangs wirksam gewesen, der Beruf und der brahmanische Einfluß; und diese beiden haben gleichen Schritt gehalten wie ein Paar vor einem Wagen gut eingeschirrte Pferde. In demselben Maße wie ein von irgend einer Kaste ausgeübter Beruf in der Stufenfolge der wirtschaftlichen Entwickelung hoch oder niedrig steht, ebenso nähert sich die Kaste selbst unter dem allgemeinen Antrieb der sie umgebenden Stimmung der Gesellschaft mehr oder weniger dem brahmanischen Ideal des Lebens . . . Diese beiden Merkmale zusammen haben den relativen Rang der verschiedenen Kasten in der Hindu-Gesellschaftsordnung bestimmt . . ."

Nesfield betont mit der ihm eigenen Einseitigkeit ein ohne

Zweifel wichtiges Prinzip im Kastensystem, die **Heiratsordnung**, das jus connubii. Es ist eins der wichtigen Merkmale des Kastensystems, daß in der Hauptsache jede Kaste endogamisch ist. Man unterscheidet bei den Volksgruppen 3 Eheordnungen: die endogamische, wenn die Ehe nur zwischen Gliedern derselben Volksgruppe geschlossen werden darf; die exogamische, wenn die beiden Ehegatten verschiedenen Volksgruppen angehören müssen; und die hypergamische, wenn zwar der Mann seine Gattin aus seiner (oder der nächst niedern) Volksgruppe nimmt, die Töchter dagegen mit Vorliebe an Männer einer höheren Kastengruppe, keinesfalls unter der eigenen, verheiratet werden. Es ist Grundordnung der Kaste, daß sie endogamisch ist, d. h. daß die Kastengenossen nur untereinander heiraten dürfen. Nesfield sieht darin neben der (wie wir oben schon gesehen haben, zu schroff betonten) Berufsgemeinschaft das entscheidende Kriterium der Kaste und baut darauf seine Auffassung des Kastensystems; er schließt: Dadurch daß sich die Berufsgenossen die Beschränkung der Gattenwahl nur in ihrem Kreise auferlegten, wurden sie zur Kaste. Allein in dieser Schroffheit trifft das nicht zu: In Malabar z. B. heiraten zwar die Nayr nur Nayr-Frauen; aber ihre Töchter (und auch ihre Frauen) stellen sie den Brahmanen zur Verfügung; sie sind also hypergamisch. Und es ist Brauch der aufstrebenden Kasten, daß sie hypergamisch werden, d. h. daß sich im Bereiche einer Kaste eine Anzahl aristokratischer Familien bildet, die nur untereinander heiraten, sich von der übrigen Kaste abschließen und sich dadurch allmählich zu einer besonderen Kaste auswachsen. In einem ähnlichen, wenn auch nicht so strengem Sinne wie die hinduistischen Kasten sind übrigens auch die Aboriginer „Völker der Waldgebirge Indiens endogamisch, d. h. sie erkennen als legitime Ehen nur die innerhalb des Stammesverbandes geschlossenen an und nehmen nur die Kinder in den letzteren auf, bei welchen Vater und Mutter Stammesgenossen sind. Das endogamische Prinzip ist also lediglich von dem Stamm auf die Berufs- resp. Kastengenossenschaft übertragen, als der Stamm sich in die Hindu-Gesellschaft auflöste. Diese Parallele zwischen der Eheordnung der altdravitischen Stämme und der modernen Kaste wird noch auffallender, wenn wir eine für beide charakteristische Beschränkung hinzunehmen: Jeder Aboriginer Stamm (so weit die wissenschaftliche Forschung es bisher festgestellt

hat) von munda-dravidischer Abstammung ist in eine größere oder kleinere Anzahl von Totem-Sippen[1]) gespalten, d. h. in Sippen, welche je ein bestimmtes Totem aus der Natur heilig halten, und die Eheordnung bestimmt, daß der Gatte wohl innerhalb des Stammes, aber notwendig außerhalb der Totem-Sippe gesucht werden müsse. Totem-Sippen kennt der Hinduismus nicht; aber dafür sind gerade bei den höheren Kasten, zumal den Brahmanen, Sippen getreten, welche mit irgend einem der alten Rischi-Heiligen der altindischen Götterherrlichkeit oder einem berühmten Radschputen-Helden der Vorzeit in Verbindung stehen wollen, sich nach diesem Schutzheiligen benennen und sich um ihn zu einer Art geistlicher

1) Der Einblick in den Totemismus der munda-drawidischen Völker (§ 822—831) gehört zu den interessantesten Partien des Zensus-Reports. Bekanntlich ist der Totemismus eine bei den Naturvölkern Australiens und Amerikas weitverbreitete religiös-soziale Einrichtung. Der Zensus erbringt den Beweis, daß auch die Gesellschaft der munda-drawidischen Stämme in Totem-Sippen gegliedert ist. Und zwar sind diese Totem-Sippen noch in voller Kraft bei denjenigen Stämmen Tschota-Nagpurs und der angrenzenden zentralindischen Landschaften vorhanden, welche ihre sprachliche und volkliche Eigenart bewahrt haben. Bei den Uraon hat man 73, bei den Santal 91, bei den Munda 323, bei den Ho 46 Totemsippen nachgewiesen. Jede Sippe führt einen besonderen Namen und hat ihr eigenes Totem, z. B. bei den Uraon (das Totem steht bei jeder Sippe in Klammern): Tirki (Junge Maus), Ekka (Schildkröte), Kispotte (Eingeweide des Schweins), Lakra (Hyäne), Bagh (Tiger), Kurdschrar (Öl des Kurdschrar-Baumes), Gede (Ente), Khoepa (Wilder Hund), Tschirra (Eichhörnchen) usw. Das Eigentümliche ist nun, daß man diese Totem-Organisation noch weithin verfolgen kann, wenn einzelne Stämme oder Stammesteile bereits viel vom Hinduismus angenommen haben oder gar schon in diesem untergegangen sind. Der Totemismus ist oft das letzte Merkmal, ein beim Fehlen aller andern Anzeichen noch zuverlässiger Wegweiser, um die ursprüngliche Zugehörigkeit mancher Kasten zu den Munda-Drawiden festzustellen. Das trifft zu bei den von den Mundastämmen abgesplitterten Bhumidsch, Mahili, Kora, Kurmi usw., die ihre Munda-Sprachen verloren haben und zur Anbetung der Hindu-Götter übergegangen sind; aber auch noch bei den Kumhar von Orissa, einer dort hohen Kaste, den Bhil, den Sundhia in Malwa, den Dschatapu (dem zivilisierten Teile der Khand) usw. Wahrscheinlich ist die Gliederung in exogamische Totem-Sippen die ursprüngliche Gesellschafts-Ordnung der Munda-Drawida-Stämme. Die Umwandlung der Totem-Gruppen in Kasten erfolgt stets erst nach der Auflösung der betreffenden Stämme in den Hinduismus.

Familiensippe, Gotra genannt, zusammenschließen. Ihre Eheordnung bestimmt nun, daß man in der Kaste, aber unter allen Umständen außerhalb der Gotra heiraten müsse. Das ist so sehr dasselbe Prinzip, daß man unwillkürlich auf eine Übertragung der älteren auf die jüngere soziale Formation schließt.

Hier aber sind wir am Ende dessen angelangt, bis wohin uns das große, in dem Zensus Report aufgehäufte Material sichere Schlüsse erlaubt. Danach ist Ergebnis der bisherigen Forschungen etwa dies: Die Grundlagen des Kastensystems sind der Rassengegensatz der Einwanderer gegen die Aboriginer, die zunftmäßige Abschließung der Berufsarten und ursprünglichen Stammesgliederungen und ein kompliziertes Eherecht. Solche Teilungen und Abstufungen der Volksgemeinschaft finden sich bei allen Völkern mit wechselnder Schärfe und Ausschließlichkeit. Die Eigenart der indischen Kaste sind die kristallinische Härte, in welcher sich hier die trennenden Tendenzen ausgestalten, die Vorschriften über die Essensgemeinschaft oder deren Verweigerung, das Absonderungssystem der levitischen Reinheitsgrade, die Zurückführung des Systems auf eine angenommene Schöpferordnung, die unbedingte Oberstellung der Brahmanen, die Weihung aller Kastensonderungen durch religiöse Motive, und die Neigung zu stets neuen Kastensonderungen.

Ibbetson, der über diese Probleme besonders gründlich nachgedacht hat, faßt seine Ergebnisse so zusammen (App. 236): Die Züge oder Kräfte, welche der — auf der Berufsgemeinschaft, der Sippeneheordnung, dem Überwiegen brahmanischer Einflüsse usw. beruhenden — Kastenordnung *eigentümlich* sind, sie von ähnlichen sozialen Gebilden anderer Länder und Völker charakteristisch *unterscheiden*, sind die sonderbar willkürlichen Maßstäbe, welche den sozialen Rang bedingen, die Regeln, die unter allen Umständen beobachtet werden müssen auf die Gefahr hin, an Rang zu verlieren. Das sind im allgemeinen das Verbot der Witwenheirat, die Beschränkung der Gattenwahl auf die Kastengenossen oder die nächstliegenden Kastenschichten, ferner daß man sich gewisser Berufe enthalten soll, welche willkürlich für unrein erklärt sind, wie Gemüsebau und -verkauf, die Handwerke im allgemeinen, speziell alle Lederarbeit und die Weberei; ferner soll unreine Speise vermieden und keine Gemeinschaft mit Kastenlosen wie Kotfegern, Aasfressern usw.

unterhalten werden. Dazu kommen — nicht gleich verbreitet und nicht bei allen Kasten üblich — Vorschriften über atmosphäre Unreinigkeit und dadurch bedingte lästige und drückende Erschwerungen des Verkehrs; die Frauen sollen in die Senana eingeschlossen werden; vielfach verlangt die Kastensitte, daß die Töchter nur an Glieder höherer Kasten verheiratet werden usw. Aber eben weil diese Bestimmungen im Grunde willkürlich sind, ist fast keine in allen Landschaften Indiens mit gleicher Strenge in Kraft; ja es können einzelne Kasten, wie die Nambutiri-Brahmanen, und einzelne Landschaften, wie Malabar, Kastensitten und -ordnungen pflegen, welche im übrigen Indien verabscheut werden würden.

Und damit kommen wir an einen Punkt, der uns besonders lebhaft interessiert. Am Anfang des 19. Jahrhunderts und noch in den Graulschen Kastenstreitigkeiten wurde die These so zugespitzt: Ist die Kaste vorwiegend eine soziale oder im Prinzip und von Grund aus eine religiöse Einrichtung? Bei dieser Fragestellung ist es ein Verdienst D. Grauls, daß er mit Takt und Sachkenntnis betont hat, daß die Kaste eine soziale Einrichtung, eine bürgerliche Gesellschaftsordnung ist, die an sich mit der Religion wenig zu tun hat. Wenn man das Beweismaterial des Zensus Report durchgeht, kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Grauls Standpunkt im allgemeinen gerechtfertigt ist; aber die Frage war schief gestellt. Es kommt nicht auf den Grundcharakter, auf die letzten Entstehungsursachen des Kastensystems an — diese liegen im Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit — sondern man muß fragen: Hat das Kastensystem durch die Zutaten, welche sich im Laufe der Jahrtausende daran gehängt haben, durch ihre Verquickung und Verwachsung mit dem religiösen Leben, durch ihre Überladung mit abstoßenden Gebräuchen entweder in ganz Indien oder doch in einzelnen Landschaften einen solchen Charakter angenommen, daß es dadurch mit dem Geiste des Evangeliums unverträglich und der Versuch, die ursprünglich nur soziale Kastenordnung von dieser Überwucherung zu reinigen, aussichtslos geworden ist? Um diese Frage zu beantworten, muß man zwei Wege einschlagen: Einmal muß man das Kastengefüge der Landschaften einzeln und für sich prüfen, und dabei wird das Ergebnis verschieden in Malabar und im Tamulen-Land, im Pandschab und im eigentlichen Bengalen ausfallen. Zum andern muß man der Geschichte der Kastenbe-

handlung seit den Zeiten Nobilis nachgehen und prüfen, welche Resultate auf den verschiedenen Wegen erreicht sind, welche Folgen die verschiedenen Missionsmethoden sowohl für die missionarische Praxis wie für das Leben der gesammelten Christengemeinde gehabt haben. Doch das liegt außerhalb des Rahmens dieser Studie.

Chronik.

Wie S. 351 f. schon mitgeteilt wurde, sind die chinesischen Autoritäten über den Einfluß, den der Aufenthalt in Japan auf die Tausende der dort Studierens halber sich aufhaltenden chinesischen Jünglinge je länger je mehr ausübt, erschrocken und stehen jetzt im Begriff, diesem **Exodus nach Japan Einhalt** zu tun. Ein amtlicher Kommissar, der beauftragt war, an Ort und Stelle sich zu informieren, erklärt in seinem Berichte, daß jeder chinesische Student in Japan in ganz kurzer Zeit ein unkontrolierbarer politischer Fanatiker und ein Revolutionär der schlimmsten Art werde. Das ganze japanische Erziehungssystem tauge überhaupt für die Chinesen nicht; die Bildung, die diese sich dort aneigneten, sei ein ganz lächerlich oberflächlicher Firnis. Es müsse in China selbst eine große Universität gegründet werden, und hier die Ausbildung der chinesischen Jugend unter Aufsicht der heimatlichen Behörden geschehen (Ev. M.-Mag. 06, 491).

Mit der — wie gleichfalls schon erwähnt worden ist — geplanten **christlichen Beeinflussung** der in Japan studierenden Chinesen ist nun tatsächlich der Anfang und zwar ein hoffnungsvoller Anfang gemacht worden. Man hat Abendversammlungen für sie veranstaltet, zu denen bis 250 chinesische Studenten sich einfanden, ja zu den von einem durchreisenden Amerikaner, Rev. Fitsch, abgehaltenen Meetings stellten sich gegen 1000 ein. Jetzt sind für diejenigen, welche sich willig erklärt haben, ein christliches Leben zu führen, Bibelklassen eingerichtet, die von Rev. John und Mr. Wang als stehenden Sekretären geleitet werden, und von drei höheren Missionslehranstalten in China haben sich Professoren bereit erklärt, Sommervorlesungen zu halten. Sobald als möglich beabsichtigt der chinesische Verein christl. junger Männer ein Vereinshaus in Tokio zu erbauen (Chin. Rec. 06, 408).

* * *

In ungewöhnlichem Maße hat in der letzten Zeit in Japan die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen das große **Waisen- und Rettungshaus** in Okayama, das Herr **Ischii** vor 19 Jahren gegründet hat, ein gläubiger Christ, der wohl als der japanische Georg Müller

bezeichnet worden ist. In Zeit von drei Monaten ist nämlich die Zahl der Insassen dieses gesegneten Hauses von 375 auf 1200 gestiegen durch die Aufnahme von 825 Kindern, die Herr Ischii in dem von einer schrecklichen Hungersnot heimgesuchten Gebieten des nördlichen Japan gesammelt und als Pfleglinge in seine Anstalten übergeführt hatte. Diese glaubensmutige Tat, die eine Vermehrung des Erzieher- und Pflegerpersonals von 20 zu 70 nötig machte, hat Herrn Ischii neue große Sympathien innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes erworben und ohne, daß er darum gebeten, von Christen und Nichtchristen reichliche Spenden zugeführt, unter ihnen Gaben von 50 000 und 10 000 Mk. Und diese Erfahrung hat ihn getrieben, in Verbindung mit einem angesehenen Christen, einem früheren Parlamentsmitgliede namens Tateischi, und anderen Mitarbeitern, eine geordnete Evangelisationstätigkeit in Stadt und Distrikt Okayama ins Werk zu setzen, die unter Gottes großem Segen steht (Miss. Her. 06, 426).

* * *

Aus **Korea** kommen neben sehr erfreulichen Nachrichten über den Fortgang der Missionsarbeit gehäufte Anklagen gegen das **despotische Regiment der Japaner** und zwar von allen Seiten. Als die Japaner 1904 nach Korea kamen, wurden sie als die Freunde des Volkes begrüßt und jetzt werden sie von ihm bitter gehaßt. Die Koreaner beklagen sich darüber, daß die Japaner unter der Maske der Freundschaft zu ihnen gekommen seien und mit schönen Worten und feierlichen Versprechungen ihnen ihre Unabhängigkeit zugesichert hätten. Nachdem sie dann ihre Truppen über das ganze Land verstreut hatten und ganz Korea in ihre Gewalt gebracht, brachen sie ihr Wort und beraubten das Volk seiner Freiheit. Sie klagen die Japaner ferner an, daß sie sich des Landes und der Häuser der Eingeborenen in vielen tausend Fällen bemächtigt hätten, ohne einen anderen Grund anzugeben, als daß sie die Plätze selbst bedürften. Sie beschweren sich darüber, daß eine ganze Flut japanischen Gesindels in ihre Halbinsel hat einströmen dürfen, das sich nun ohne Hindernis Gewalttätigkeiten hingibt, Männer erschlägt, Frauen angreift, raubt und mordet. Sie sind erbittert, daß die japanischen Soldaten, nachdem der Krieg längst vorüber ist, noch immer bei ihnen in den Quartieren liegen, ihre Saaten niedertreten und sie aus ihren Wohnungen vertreiben. Sie sind von Wut erfüllt, weil sie von ihren japanischen Herren mit den Bajonetten gezwungen werden, für weniger als die Hälfte des ihnen gebührenden Lohnes für sie zu arbeiten und alle Abgaben und Steuern zu bezahlen, die man von ihnen verlangt. Wenn sie sich an die japanischen Beamten wenden, so werden sie einfach abgewiesen und erhalten keine Genugtuung. Japanische Gerechtigkeit ist heute unter den Landleuten als eine sprüchwörtliche Bezeichnung für Unrecht und Vergewaltigung in Umlauf . . .

„Als ich zuerst diese schrecklichen Anklagen der Koreaner hörte,“ berichtet der Engländer Mac Kenzie, „da hielt ich sie natürlich für stark übertrieben; aber ich fand während meiner Studien in dem Lande nur

vollauf die Bestätigung aller Klagen. Ich wandte mich an die europäischen und amerikanischen Präsidenten, an Diplomaten, Missionare, Kaufleute, Ärzte und Lehrer, und alle berichteten mir die gleichen Klagen und bestätigten die unerhörten Übergriffe der Japaner. Alle diese Männer, die durchaus nicht für die Russen eingenommen waren, sondern an die glänzende Zukunft Japans glaubten, meinten dennoch nicht verschweigen zu können, wie ungerecht und gewalttätig die Japaner in den letzten zwei Jahren in Korea gehandelt hätten. Ich gab mir alle nur mögliche Mühe, um einen unparteiischen weißen Mann zu finden, der über die japanische Polizeiherrschaft ein günstiges Urteil fällen möchte. Schließlich glaubte ich ihn in einem amerikanischen Missionar gefunden zu haben, der im Innern des Landes lebte und im vergangenen Jahre in beredter Weise für Japan eingetreten war. Aber ach, ich kam zu sehr ungelegener Stunde. Gerade am Tage vorher waren japanische Soldaten in sein Heim eingedrungen, hatten den ehrwürdigen Prediger arg mißhandelt und sich schlimme Übergriffe erlaubt. Nun hörte ich keine Verteidigung Japans."

„Als die Japaner zu Beginn des russischen Krieges nach Korea kamen, da traten sie freundlich und milde auf. Sie schlossen mit der Regierung einen Vertrag, in dem sie für die Unabhängigkeit des Landes und die Sicherheit des königlichen Hauses zu sorgen versprachen; sie bezahlten gut für alle Arbeit, die die Koreaner für sie leisteten. Dann kam eine lange Folge japanischer Triumphe, und die Haltung der Sieger änderte sich rasch. Japan kam augenscheinlich schnell zu der Einsicht, daß es stark genug wäre, das Land gewaltsam zu beherrschen. Die Beamten der koreanischen Regierung wurden allmählich durch Japaner ersetzt; an allen offiziellen Stellen, besonders im Post- und Telegraphenwesen, traten die Untertanen des Mikado. Große Scharen von Kulis überfluteten das Land und fanden einen Rückhalt an den japanischen Beamten. Eine Zeitlang wütete eine wahre Schreckensherrschaft im Innern. Wenn einer dieser Arbeiter ein Haus in dem Lande sah, das ihm gefiel, so vertrieb er mit seinen Genossen die darin wohnende Familie und nahm es in Besitz . . . Das alles ging mit einer rasend schnellen Japanisierung des Landes Hand in Hand. Die alten Namen der Städte wurden in japanische Namen umgewandelt; die japanische Zeitrechnung wurde eingeführt; mit Gewalt wurden die Leute gezwungen, ihre heimatliche Tracht aufzugeben; Schulen entstanden, die die Koreaner besuchen mußten, um Japanisch zu lernen. „Keine andere Sprache soll hier in zwanzig Jahren gesprochen werden als Japanisch," das versicherten die Eindringlinge besonders häufig. Große Strecken Landes wurden von der japanischen Regierung annektiert. Unter dem Vorwand, daß es für Militärzwecke notwendig sei, nahmen die Beamten weite Strecken Landes für die Eisenbahnen in Anspruch, und gewaltige Gebiete mit dem fruchtbarsten und besten Boden, besonders in der Nähe der großen Städte, wurden so ihren Besitzern gewaltsam entzogen.

„Lächerlich geringe Summen wurden für diese Besitzergreifung der

koreanischen Regierung bezahlt und die Leute, die sich über ihre Vertreibung beschwerten, an die eigene Regierung gewiesen, die ihnen dafür Entschädigungen zahlen solle. Das Land wurde zum großen Teil an japanische Untertanen verteilt, und große japanische Städte entstehen nun auf diesem Boden. Tausende von reichen Koreanern sind durch solche rücksichtslose Maßnahmen ruiniert und auf die Straße geworfen, wo sie mit ihren Kindern als Bettler an den Ecken stehen. Dazu kommen noch fortwährende Gewalttätigkeiten der Japaner gegen das Volk. Der Japaner verachtet den Koreaner als einen Feigling und behandelt ihn danach; mit schonungsloser Grausamkeit geht er gegen ihn vor, und der Geschichten sind Legion, in denen immer wieder von Übergriffen der Eindringlinge das Furchtbarste berichtet wird. Wenn die Japaner beabsichtigten, Furcht und Entsetzen in den Herzen des Volkes zu erregen, so konnten sie das auf keine andere Weise besser erreichen, als durch ihre Taten." (Deutscher Volksfreund, 06, 670.)

Soweit unsere englische Quelle. In den Missionsberichten habe ich von solchen Klagen kaum Andeutungen gefunden. Aber auch angenommen, daß sie übertrieben sind — das bestätigen auch die Zeitungen, daß das japanische Regiment in Korea ein ritterliches und mildes nicht ist.

* * *

Dr. Kumm, der sich von der vor etwa 6 Jahren wesentlich auf seinen Betrieb begründeten deutschen Sudan-Pionier-Mission bald wieder getrennt, dann in England eine neue Soudan United Mission gegründet hatte, die von den dortigen Dissenterkirchen gemeinschaftlich getragen werden sollte, darauf als der General-Sekretär derselben mit 4 Begleitern vor kaum 2 Jahren nach Nord-Nigeria gegangen war, und jüngst nach England zurückgekehrt ist, berichtet (nach dem Bapt. Miss. Mag. 06, 337) unter der Überschrift **„Ina So"** folgendes Erlebnis: Bei seinem Abschiede hielt er mit sieben Boys eine Gebetsversammlung, an deren Schlusse er after months of preaching dieselben fragte: „Ihr wißt, Christus, der Meister, liebt euch. Wollt ihr, bevor ihr mir Lebewohl sagt, Jesus als euren persönlichen Heiland annehmen?" Nach einem momentanen Schweigen sagte Tom ruhig: Ina So (ich möchte es). Dann folgte der Anführer und Dan: Ina So, Ina So, dann der Pferdeknecht: Ina So. Kumm fragte weiter: „Wißt ihr auch, was das bedeutet? Versteht ihr, daß es bedeutet aufgeben das Lügen, Stehlen, die Immoralität, alles böse Tun und böse Denken und fordert die Feinde lieben?" Nach einem kurzen Stillschweigen kam wieder die Antwort: Ina So. „Wer ist willig zu seinem Volke zurückzugehen, nachdem er das Wort Gottes zu lesen gelernt hat und Jesus zum König zu machen in seinem Stamme und wenn es nötig ist, für ihn zu sterben?" Schweigen, keine Antwort. Aber sie erhoben sich und stehend mit gen Himmel erhobenen Händen sagten alle zusammen: Wir alle geloben uns dem Herrn der Heerscharen. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; ob wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. — Nach einer „nur monatelangen Predigt", von der es sehr zweifelhaft ist, ob die

Prediger die Volkssprache beherrschten, ist das eine, ich will nur sagen, sehr wenig nüchterne Unterredung und man sollte durch dergleichen Berichte das heimatliche Publikum nicht in den irrigen Glauben einwiegen, als ob in so kurzer Zeit sudanesische Heiden Fragen und Aufforderungen dieser Art auch nur verständen, geschweige „realisierten". Herr Kumm erklärt am Schluß selbst: „Ich sage nicht, daß alle, welche dort waren, voll ‚realisierten' den Sinn dessen, was sie sagten, aber ich weiß, daß es bei einigen der Fall war." Man darf auch hinter diese Beschränkung auf „einige" wohl ein Fragezeichen setzen.

* * *

Nach dem im Literaturberichte angezeigten Schlußbande von Dennis: Christian missions and social progress (S. 74) gibt es jetzt nach der relativ sichersten Berechnung **evang. Missionsschulen** aller Grade 24557 mit einer Schüler- und Schülerinnenzahl von 1170707. Von ihnen sind 1339 höhere Institute zum Teil von akademischem Range mit 130217 Studenten und 23218 einfache und einfachste Volksschulen. Nach derselben Quelle (S. 129) beträgt die Zahl der fast ausschließlich missionarischen **Bibelübersetzungen** (1905): 482, ungerechnet die 6 alten und die 16 christlichen Standard-Versionen. Von Missionaren ist die ganze Bibel in 101, das Neue Testament in 127, einzelne Bibelteile in 254 Sprachen und Dialekte übersetzt. Wie der Jahresbericht der britischen und auswärtigen Bibelgesellschaft von 1906 (S. 5) mitteilt, sind allein von dieser Gesellschaft 400 Bibelübersetzungen herausgegeben und teilweise veranlaßt worden, von ihnen 11 im Jahre 1905. Das ist eine großartige literarische Missionsleistung, die je länger je mehr auch tatsächlich die Bibel zum Buche der Menschheit macht.

* * *

Wie die „Allg. Ev. Luth. Kirchenzeitung" 1906, 962 berichtet, sprach sich **gegen die Deportation** der vortragende Rat im Ministerium des Inneren, Dr. Krohne, auf der Hauptversammlung des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen so entschieden aus, daß dieselbe hoffentlich nun von dem Kolonialprogramm definitiv verschwinden wird. Seine Beweise über die Mißerfolge der Deportation entnahm er mehrfach aus den mündlichen Mitteilungen, die ihm die Leiter der betreffenden Strafkolonien selbst, also die unverdächtigsten Zeugen, gemacht hatten. Die besten Kräfte, riesige Mittel, die tüchtigsten Leiter seien verwendet worden und doch überall Mißerfolg. „Frankreich, führte er aus, hat entschieden Schiffbruch gelitten mit der Deportation. In Cayenne kam es zu Zuständen, die unbeschreiblich sind und die noch nicht bezeichnet sind, wenn man den sittlichen Schmutz jenseits und diesseits des Ozeans zusammenkehrt. Neu-Kaledonien, ein Land mit einem Klima, wie die Riviera, mit den günstigsten Bedingungen, ist durch die Deportation zu einer Hölle geworden. Die schöne Kolonie ist durch die Verbrecher ruiniert, und im Mutterlande steigt die Kriminalität. Seit 1897 deportieren die Franzosen nicht mehr. Die Frage ist für Frankreich heute nur noch: wie bringt man das faule Blut aus der Kolonie heraus und gesundes hinein? Rußland hat die Deportation auch aufgegeben. Man weist zwar immer auf die geleistete Kulturarbeit in Sibirien durch die Sträflinge hin. Aber diese

Bedeutung des religiösen Glaubens und Handelns herausgestellt durch eine Vergleichung der Einflüsse, welche das Heidentum und welche das Christentum auf das soziale Leben ausübt — alles durch eine gehäufte Fülle von Tatsachen illustriert. Der Fleiß, mit welchem dieses Tatsachenmaterial gesammelt ist, ist bewundernswert, leider hat er sich aber fast ausschließlich nur auf englische Quellen beschränkt, was zur Folge hat, daß die nichtenglischen bezw. nichtamerikanischen Missionen in verhältnismäßig viel zu geringem Umfange berücksichtigt worden sind, eine alte Klage, die schon oft auch über sonst vortreffliche Leistungen der englischen Missionsliteratur unsrerseits hat erhoben werden müssen. Sonst ist unser früheres rühmendes Urteil (1898, 143) über den hohen Wert der Arbeit, mit welcher Dennis die Missionsliteratur bereichert hat, auch durch diesen Schlußband nur noch gesteigert worden. Wir besitzen in ihr ein Standard-Werk welches in glänzender Darstellung durch die — man kann sagen — erschöpfende Aufzeigung der regenerierenden Wirkungen, die die christliche Mission der Gegenwart auf das Leben ihrer Objekte nach allen Seiten hin ausübt, neben einem missionsgeschichtlichen und missionstheoretischen, einen missionsapologetischen Dienst tut, wie er in solcher wuchtigen Allseitigkeit bisher noch nicht getan worden ist. Drei starke Bände erschweren allerdings die Verbreitung und eine deutsche Übersetzung machen sie untunlich, ich werde daher, wie mit den beiden ersten Bänden geschehen ist, auch von diesem dritten in der A. M.-Z. eine ausführliche Inhaltsangabe bringen. Die zahlreichen bildlichen Illustrationen — es sind ihrer 149 — sind ohne Ausnahme technisch vollendet, ein künstlerischer Schmuck des auch sonst vornehm ausgestatteten Buches.

2) **Gehring**: „Erinnerungen aus dem Leben eines Tamulenmissionars." Leipzig. Missionsverlag. 1906. 1,50 Mk. In 6 Heften beschreibt der Verfasser seine erste Reise nach Ostindien; seine dortigen Lehr- und Wanderjahre; seine zwei einsamen Jahre in Barma; die zwei Jahre im Tondimanlande (Pudukotai); die drei Jahre in Tritschinopoli; und die Jahre stiller Arbeit im Seminar — eine über ein Vierteljahrhundert sich ausdehnende Arbeitszeit, die am Faden seiner persönlichen Tätigkeit geschildert, in Geschichte und Betrieb der Leipziger Tamulenmission einen lehrreichen Einblick gewährt, aber die anmutige Kleinmalerei wie den Reichtum an konkreten Erlebnissen etwas vermissen läßt, welche sonst den Lebenserinnerungen gerade auch der Missionare einen so großen Reiz und eine so unmittelbare Anschaulichkeit verleihen.

3) **Paton**, Frank: „Lomai von Lenakel ein Glaubensheld auf den Neuhebriden. Ein neues Kapitel im Siegeszuge des Evangeliums." Aus dem Englischen. Leipzig. Wallmann. 1906. Mk. 3, geb. Mk. 4. Der Verfasser, ein Sohn des durch seine Selbstbiographie weltbekannten John Paton, war — neben anderen Missionaren — 6 Jahre lang auf der Neuhebriden-Insel Tanna tätig, von der früher sein Vater durch die Wildheit ihrer Bewohner vertrieben worden war und erlebte, wie endlich auch unter diesen Wilden das Evangelium als eine Kraft Gottes sich zu erweisen begann. Freilich auch während seiner Zeit war die Insel noch voll von Krieg und Bluttat und an Todesgefahren fehlte es weder den Missionaren

noch ihren Christen, wie Paton drastisch schildert; aber oft gelang es nicht nur den unerschrockenen Missionaren, Frieden unter den Kämpfenden zu stiften und den Ausbruch von Kriegen zu verhindern, sondern es sammelte sich nach und nach eine mutige und an ihre Lehrer anhängliche Christenschar, aus der von Anfang an besonders der Held des vorliegenden Buches, Lomai, hervorragt. An ihm, aber nicht an ihm allein, hatten die Missionare sofort bekenntnisfreudige Mitarbeiter, deren Wort und Wandel der Ausbreitung des Christentums wesentliche Dienste leistete. In der Übersetzung der Bibel war Paton etwas schnell und manche seiner christlichen Lebensbilder sind wohl ein wenig idealisiert, aber das Licht scheinet in der Finsternis und der Tag ist angebrochen auch auf der Wildeninsel Tanna. Es ist ein Stück Missionsromantik, das der Verfasser erlebt hat und wenn er auch nicht so klassisch es zu schildern versteht wie seinem Vater das gegeben war, so ist es doch ein frisch und anschaulich geschriebenes, durch eine Fülle von Einzelgeschichten belebtes Buch, mit dem er die Missionsliteratur bereichert hat.

4) **Hahn:** „Blicke in die Geisteswelt der heidnischen Kols. Sammlung von Sagen, Märchen und Liedern der Oraon in Chota Nagpur." Gütersloh. Bertelsmann. 1906. 1.50 geb. 2 Mk. Trefflich wird diese charakteristische Sammlung durch ein Vorwort von Dalton eingeführt, das uns über die Person des ihm befreundeten Verfassers, über seine langjährige Arbeit im Dienste der Goßnerschen Kolsmission, über seine sprachliche Tüchtigkeit und über die Art, wie die Sammlung zustande gekommen und welche Bedeutung sie hat, orientiert. „Die Oraon" — so heißt es bezüglich des letzteren Punktes im Vorwort — „waren allmählich zutraulich zu dem christlichen Sendboten geworden, der wie ein Vater unter den gering geachteten, gedrückten Landeskindern waltete, sich für sie sorgte, Freud und Leid mit ihnen teilte. Was sie noch keinen der Herren und Gewaltigen hatten hören lassen, das erzählten sie dem wohlwollenden deutschen Prediger und Lehrer, der ihre Rechte gegenüber ihren Bedrückern mit christlichem Freimut vertrat. So erhielt Hahn von den redselig gewordenen Christen und auch Heiden Kunde, daß das Volk, noch ohne Schriftsprache, in mündlicher, von scharfem, unverbrauchten Gedächtnis festgehaltener Überlieferung eine nicht geringe Zahl von Märchen, Sagen, Schwänken und Liedern (auch Rätseln und Sprichwörtern) besitze, die zu sammeln er jahrelang eifrig bemüht war. Er tat es mit echt deutscher peinlicher Sorgfalt. Von verschiedenen Personen, an verschiedenen Orten, ließ er sich den gemeinsamen Hausschatz, ein wertgehaltenes Familienerbe der Volksseele, wieder und wieder erzählen; eingeborene heidenchristliche Gehilfen, noch völlig von europäischer Bildung unberührte Menschen, mußten sie ihm in ihrer Denk- und Redeweise in der Oraonsprache zu Papier bringen, die verschiedenen Niederschriften wurden auf den zutreffendsten Wortlaut geprüft, gesichtet und geordnet. Dann wurde die Sammlung in Hindi übersetzt zur Sicherheit, daß in allem der rechte Sinn getroffen sei. Die englische Regierung erfuhr von der wichtigen Sammlung und ließ sie auf ihre Kosten drucken. ... Eine Auswahl dieser Sammlung bietet Hahn uns nun in seiner Muttersprache." Und die Übersetzung ins Deutsche ist trefflich gelungen; den „Erdgeruch" der Heimat — wie Dalton sich ausdrückt —, den diese Überlieferungen tragen, hat sie

konserviert; manchmal mutet es einen an als ob man Grimmsche Märchen lese, so gut ist auch im Deutschen der unmittelbare naive **Volkston** zum Ausdruck gekommen, in dem sie ursprünglich erzählt worden sind. Eine doppelte Lehre läßt sich aus der Hahnschen Arbeit ziehen: 1) daß Sammlungen dieser Art nur zustande gebracht werden können, von Männern, die, wie vornehmlich die Missionare, die Volkssprache völlig beherrschen und das Vertrauen der Eingeborenen sich erworben haben und 2) daß auch die sogenannten Naturvölker in einer Geisteswelt leben, die uns nur erschlossen zu werden braucht um zu erkennen, daß sie in ihrem Denken und Dichten uns viel verwandter sind als ihre Verächter ahnen. Darum ist jede Förderung dieser Erkenntnis nicht bloß von wissenschaftlichem Werte für das ethnologische Verständnis, sondern auch von praktischer Bedeutung für die richtige Behandlung dieser Völker.

5) **Mayer:** „Die Missionstexte des Neuen Testaments in Meditationen und Predigtdispositionen.“ 3. Abteilung: Die Missionstexte in den Paulinischen Briefen. Erste Hälfte: Römer- bis Epheserbrief. Gütersloh. Bertelsmann. 1906. 3 geb. 3.60 Mk. Von den 78 Texten, die in den durchschnittlich 3—5 Seiten umfassenden Betrachtungen besprochen werden, kann eine ganze Anzahl nicht als Texte für eigentliche Missionspredigten gelten; viele gehören in eine Pastoraltheologie und zwar keineswegs ausschließlich für Missionare, andere sind allgemeine Gemeindepredigten in dem Sinne, daß sie über die Beschaffenheit der Gemeinde überhaupt handeln und auch sonst ist die Missionsbeziehung manchmal eine gesuchte. Dagegen fehlen Texte, die zu den missionarischen locis classicis gehören wie z. B. Röm. 10, 13 ff. und in den reichlichen Texten aus den Korintherbriefen vermißt man die gerade hier doch so nahe gelegten Beziehungen zu den großen Missionsproblemen der Gegenwart. So z. B. in der Betrachtung über 1. Kor. 9, 16—23, die die wenig charakteristische Überschrift trägt: „Blicke in ein Missionarsherz“ ist auf das eigentliche Problem der volks- oder deutlicher völkertümlichen Artung des Missionsbetriebs, worin dieselbe besteht, was sie voraussetzt und was sie fordert gar nicht eingegangen, ein Defekt, der freilich nur bei einer genauen Bekanntschaft mit Geschichte und Theorie der Mission vermieden werden kann. Allgemeine Dispositionen aufzustellen ist nicht schwer, aber ich fürchte viele sind für den praktischen Gebrauch wenig geeignet und mancher wird die Erfahrung machen, daß er an ihnen Schablonen hat, die mit realem Inhalt zu füllen ihn in Verlegenheit bringt. Die Betrachtungen selbst enthalten neben reichlichen Allgemeinheiten nicht wenige brauchbare Gedanken und manche überraschende Gesichtspunkte so daß, wer sich, wie es das Vorwort ausdrücklich wünscht, durch sie „zu eigenem, tieferen Schrift- (und ich setze hinzu: **Missions**-) studium anregen“ läßt, in der Arbeit des Verfassers willkommene Handreichung findet.

6) „Aus dem Briefnachlaß von Dr. **H. Gundert.**“ Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1907. Gr. 8⁰. S. 559. Geb. 5 Mk. Unter acht Rubriken gibt uns das vorliegende Buch einen Auszug aus der reichhaltigen Korrespondenz Hermann Gunderts. Neben den beiden, welche die Überschrift tragen: „An die Jugend“ und „Theologisches, Kirchliches und Zeitgeschichtliches“ nimmt die über „Mission“ den breitesten Raum ein und sie hat

ıtürlich auch für uns das meiste Interesse. Auch die übrige Korrespondenz etet ja des Charakteristischen genug; H. Gundert war ein Original und ein ann voll Weisheit, in welcher Sache und bei welcher Gelegenheit er auch det, er sagt immer etwas; aber uns als Missionsleuten hat er speziell etwas sagen, sei es daß er als praktischer Missionar, oder als Missionstheoretiker, s Missionskritiker, als Berater der Missionare und der Missionsleitung spricht immer ist es etwas Bemerkenswertes, das Wert behält, auch nachdem viel- h die Verhältnisse sich geändert haben. Besonders die Korrespondenz mit issionaren, die der gereifte Mann führt, kann man als eine missionarische storaltheologie in Aphorismen bezeichnen. Aber auch die zahlreichen Ein- cke in Geschichte und Betrieb der Mission und speziell in das gegenseitige rhältnis zwischen Missionaren nnd Missionsleitung enthalten des Lehrreichen d Beherzigenswerten viel. Allerdings wiederholt sich manches und es läuft ch manches Nebensächliche mit unter, Mängel, die hätten vermieden werden nnen, wenn die Korrespondenz mehr unter sachliche Hauptgesichtspunkte ge- llt und durch größere Sichtung etwas reduziert worden wäre; aber wir llen darob mit dem unbekannten Herausgeber nicht rechten, er hat uns in sem Briefvermächtnis eines erfahrenen, hervorragenden Missionsmannes ien Schatz geboten, der als eine bleibend wertvolle Bereicherung der Mis- nsliteratur bezeichnet werden muß.

7) **Würz:** „Ein Monat in Ägypten." Basel. Missions-Buchh. 06. 94 S. 60 Pf. — Den Besuch der Anfang April dieses Jahres in iro tagenden Konferenz für Mohammedaner-Mission, zu der er seitens der asler M.-G. deputiert worden war, benutzte der Verf., um sich in dem alten d neuen Ägypten ordentlich umzusehen, soweit das in der kurzen Zeit nes Monats möglich ist. Und da er gut vorbereitet war, kundige Führer d offene Augen hatte, so hat er auch verhältnismäßig viel gesehen und gleich es — abgesehen von dem Konferenzbericht — nichts wesentlich Neues , was er erzählt, so hat er es doch in 12 Abschnitten so knapp und an- utig beschrieben, daß sein Büchlein auch für den Kundigen eine fesselnde ktüre ist, zumal eine Reihe eigner kleiner Erlebnisse sie belebt. Natürlich es auf Schritt und Tritt der Missionsmann, der uns durch das alte und ue Ägypten führt; wir lernen an seiner Hand wenigstens die wichtigsten r im Lande tätigen, evangelischen Missionen kennen und erhalten eine äzise, übersichtliche Charakteristik der im Hause Arabi Paschas abge- ltenen Missions-Konferenz, die beste, die mir bisher zu Gesicht gekommen . Die zahlreichen, meist gelungenen bildlichen Illustrationen sind eine will- mmene Beigabe. Warneck.

8) **Ecke:** „Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im eunzehnten Jahrhundert, Blicke in ihr inneres Leben." Berlin, euther und Reichard 1906. XII und 433 S. Geb. 9 Mk. Dieses Buch, s den 2. Band des Werkes: Die theologische Schule Albrecht itschls und die Kirche der Gegenwart bildet, verdient auch den Lesern r A. M.-Z. empfohlen zu werden. Von seiner Bedeutung als Glied in dem anzen des Eckeschen Werkes sehe ich hier ab. Es bildet für sich eine Einheit s ein wertvoller, eine reiche Fülle interessanten Materials bietender Beitrag

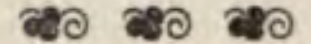
zur Kirchenkunde und Geschichte des religiösen Lebens Deutschlands im n
zehnten Jahrhundert. Der die Hälfte des Buchs füllende 4. Absch
„Herrliche Erweisungen evangelischen Glaubens- und Liebeslebens in
zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ führt uns in reicher
christliche Persönlichkeiten und Gemeinschaften vor Augen, in denen das
evangelischen Kirche neugeschenkte frische Glaubensleben insbesondere
auf dem Gebiet der Innern und Äußern Mission seine Kraft erwiesen
Am lehrreichsten und interessantesten aber speziell für die Äußere Mi
scheint mir der 3. Abschnitt: „Restbestände altprotestantischen Staatskir
tums im religiösen Gemeindeleben der Gegenwart“, besonders die 2. Abteil
„Geschichtliche Orientierung über das innere Verhältnis der Massen zur
lichen Gemeinde“. Was hier mitgeteilt wird über kirchliche und überl
christliche Sitte und ihre Bedeutung, dann über das Nachwirken alten Hei
tums in christlichen Gemeinden, über starke Reste unerneuerten Volkst
christianisierter Massen, ist gerade im Blick auf die Erfolge und Aufgaben
Heidenmission äußerst instruktiv, wie die Mission überhaupt aus der Kirc
kunde sowohl für die Antriebe zur Mission wie über die Beurteilung
Missionsergebnisse und für ihre kirchenbildende Tätigeit viel lernen kann.
glaube, das Buch Eckes gerade auch unter diesem Gesichtspunkte der Beacht
der Missionare wie der Missionsfreunde, die die Mission in ihren Wirkun
und Aufgaben wirklich verstehen wollen, empfehlen zu dürfen.

Missionsinspektor D. Öhler.

9) **Meinhof:** „Grundzüge einer vergleichenden Gramm
der Bantusprachen“. Berlin 1906. Dietrich Reimer (Ernst Vohs
13* und 160 Seiten Lexikonformat. Geb. Mk. 8. — Mit Freuden komme
der Aufforderung der Schriftleitung nach, die vorstehend genannte neue Publika
von Professor Meinhof in dieser Zeitschrift anzuzeigen. Meinhof ist geg
wärtig der hervorragendste Bantuforscher, und ich stehe nicht an, seine „Gru
züge“ als die bedeutendste wissenschaftliche Leistung zu bezeichnen, die
jetzt überhaupt auf dem Gebiete der Bantuforschung erschienen ist. Bah
brechend war für das Unternehmen einer vergleichenden Grammatik vor n
bald 50 Jahren das Werk von Dr. Bleek in Kapstadt, „A comparative gra
mar of South African languages;“ doch blieb diese Arbeit unvollendet;
litt auch an erheblichen Mängeln, besonders bezüglich der Phonetik; zude
behandelte sie nur einen beschränkten Teil des Bantusprachengebietes. 18
folgte die „Comparative grammar of the South African Bantu languages
von dem Jesuitenpater Torrend. Aber abgesehen davon, daß auch dies
Werk nur einen beschränkten Teil des Bantusprachengebietes behandelt,
fehlten Torrend die gerade für die Bantuforschung so unerläßlichen genau
phonetischen Kenntnisse, und er läßt in recht unwissenschaftlicher Weise sein
willkürlichen Phantasien und Einfällen allzusehr den Zügel schießen; ich e
wähne als Beispiel hier nur seine — von Meinhof bereits abgefertigte —
Herleitung des echten Bantuwortes „mulungu“ von „Moloch“ (Stam
„-lungu“, im Sotho „-loko“). Meinhofs Werk hat als „Grundzüge“ mit sein
160 Seiten nur einen bescheidenen Umfang, steht aber hoch über der Leistung
von Torrend. Im Gegensatz zu letzterem hält Meinhof (Vorwort S. 4)

ıſſung einer vollſtändigen vergleichenden Grammatik noch für ver-
nd er hat Recht; denn es ſind dazu noch eine Reihe Einzelſtudien
ıch. Aber die Abfaſſung der „Grundzüge" war nicht verfrüht. Und
ılten troß des beſchränkten Umfanges eine erſtaunliche Fülle von
:m wiſſenſchaftlichen Stoff, wie er bisher noch nirgends geboten
Es kann jedem unter irgend einem Bantuſtamm arbeitenden Miſ-
ur dringend geraten werden, Meinhofs „Grundzüge" zu ſtudieren.
n Beamten in unſern afrikaniſchen Kolonien kann dies nicht ange-
) genug empfohlen werden; ſind ja doch die in den deutſchen Kolo-
ſprochenen Bantuſprachen in dem Werke vorwiegend berückſichtigt.
ıgung für das Studium der „Grundzüge" iſt aber die Bekanntſchaft
nhofs „Grundriß einer Lautlehre der Bantuſprachen" (Leipzig 1899);
ıtnis des letzteren iſt unumgänglich nötig, wenn man die „Grund-
it dem rechten Nutzen ſtudieren will. — Was den Inhalt der „Grund-
etrifft, ſo behandeln ſie in 6 Kapiteln das Nomen, das Pronomen,
lwort, das Verbum, die Partikel, ſchließlich die Syntax. Beſonders
und wichtig iſt im Kapitel vom Nomen die Erklärung, die unter 3
Bedeutung der Nominalklaſſen gegeben wird. Ebenſo lehrreich iſt
Seiten umfaſſende Anhang, in welchem ausführlich die Pronomina
ia und possessiva der wichtigſten Bantuſprachen genetiſch erläutert
Die dem Vorwort und dem Literaturverzeichnis folgende Liſte weiſt
Sprachen bzw. Dialekte auf, welche in dem Buche mehr oder weniger
ḩtigung gefunden haben; ein Beweis für Meinhofs umfaſſende
. Ein ausführlicher, 45 Seiten füllender Index macht den Schluß
hes. — Es iſt die beſondere Gabe Meinhofs, ſeinen Stoff in knapper,
ırer, einfacher, leicht verſtändlicher Weiſe vorzuführen. Möge es ihm
t ſein, uns auch noch, als eine Krönung ſeiner bisherigen ſprach-
ıaftlichen Mühen, die vollſtändige vergleichende Grammatik der Bantu-
zu beſcheren! Wenn jemand dazu den Beruf, dann iſt er es.

K. Endemann.



Ernſt Röttgers Buchdruckerei, Kaſſel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1906.

Adoniram Judson,
ein Missionspionier unter den Barmanen.

Von Prediger Bechler in Herrnhut.

Als in den Vereinigten Staaten die Missionsbewegung überhaupt erst in Fluß kam, wurde sie herausgeboren aus der Begeisterung der akademischen Jugend. Im Jahre 1810 war es, da durchflutete eine geistliche Bewegung mehrere theologische Seminare Nord-Amerikas, unter ihnen das zu Andover. Und wie es überall bei echt Bekehrten sein wird, die Frucht der Beseligung des Herzens durch die Gemeinschaft mit Gott in Christo war das Erwachen des Missionsgedankens. Ein brennender Missionseifer erglühte in den jugendlichen Herzen. Vergessen zwar schien die herrliche, durch das ganze 18. Jahrhundert sich erstreckende Indianer-Missionsarbeit eines Elliot und Mayhew im eigenen Lande, aber die neue Missionszeit, die von England heraufgeführt war, und die wenn auch spärlichen Nachrichten von den englischen Unternehmungen in der Südsee und Westafrika regten die Jünglinge mächtig an. Am 27. Juni 1810 richteten 4 Studenten des Andover Seminars jene berühmt gewordene Zuschrift an die Konferenz der kongregationalistischen Prediger des Staates Massachusetts, die gerade in Bradford versammelt war, in der sie erklärten, daß sie nicht nur die Wichtigkeit der Mission unter den Heiden, sondern auch die eigene persönliche Pflicht, eine solche zu versuchen, erkannt, ja, sich entschlossen hätten, ihr „ganzes Leben" diesem heiligen Werke zu weihen, und angelegentlichst bäten, folgende Fragen zu beantworten: ob diese Gedanken als schwärmerisch und unausführbar aufzugeben seien, ob sie Unterstützung von einer Missionsgesellschaft in Amerika zu erwarten hätten oder sich einer europäischen Gesellschaft zur Verfügung stellen sollten. Unterzeichnet war das Schriftstück von Adoniram Judson, Samuel Nott,

Samuel John Mills und Samuel Newell. Diese vier sind seitdem in der ganzen Welt bekannt geworden, voran der erste Unterzeichner Adoniram Judson. Wer war der Träger dieses Namens?

1. Vom Gottesleugner zum Missionar.

In Boston in Massachusetts und zwar in der Vorstadt Malden stand im zweitletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts als Prediger der Kongregationalisten ein ernstgläubiger Mann, Adoniram Judson. Es war der Vater des genannten am 9. August 1788 ebendort geborenen Jünglings. „Ich erwarte, daß du ein großer Mann wirst," erklärte der Gestrenge einst dem Knaben. Und Grund zu solchen Hoffnungen hatte er, denn der Frühreife konnte schon mit 3 Jahren lesen, und der Siebenjährige grübelte bereits über die Frage, ob die Sonne sich bewege oder nicht, löste schwierige Rätsel, studierte die Schiffahrt, hieß wegen seiner Fortschritte im Lateinischen bei den Altersgenossen „der Virgil", las, statt zu spielen, des Vaters Bibliothek, ja versuchte sich sogar am Verständnis der Offenbarung. Als der Vater nach dem historischen Plymouth übersiedelte, trat der Sechzehnjährige in das dortige Brown-Institut ein, das er nach dreijährigem Studium mit einem glänzenden Zeugnis und brennendem Ehrgeiz verließ. Was aber sollte er ergreifen? Redner, Dichter, Staatsmann, alles schien verlockend, aber nicht ganz befriedigend. Ja, zu einem großen Mann war Judson tatsächlich bestimmt. Der ihn aber dazu ausersehen hatte, das war Gott. Und in Gottes Reich gilt noch immer: „Wen du willst über Sterne führen, den führest du zuvor hinab." Mitten in seinem Luftschlösserbauen ging ihm die Größe eines Theologen auf; ja, am höchsten stand ihm ein demütiger Prediger des Evangeliums mit selbstloser Liebe zu den Mitmenschen. Sein Selbstruhm begann zusammenzubrechen, aber trotz aller inneren Kämpfe kam es zu keinem Siege. Französischer Unglaube und Freidenkerei waren ins Land gedrungen und mit einem seiner begabtesten und liebenswürdigsten Freunde rissen sie auch ihn mit sich fort. Die Freunde wollten jetzt die juristische Karriere einschlagen und in der Politik Glänzendes leisten oder für die Bühne arbeiten. In seiner Wahrhaftigkeit beichtete er Vater und Mutter, und diese suchten ihm mit Strenge und Liebe zurecht zu helfen. Da ging er auf Reisen. In einem Wirts-

haus fand er Unterkunft nur in einem Zimmer, das neben dem eines jungen Mannes lag, der mit dem Tode rang. Das Stöhnen des Sterbenden störte ihn aber weit weniger als der Gedanke, ob der Hinscheidende auch auf den Tod gerüstet sei. Doch er schämte sich des Gedankens; was würde sein Freund zu solcher Knabenhaftigkeit sagen? Aber wieder tönte es in ihm: „Du bist selbst ein junger Mann, wie würdest du von dannen fahren?“ Am Morgen fragte er nach dem Kranken. „Er ist tot,“ war die Antwort. „Kennen Sie ihn?“ „O ja,“ hieß es. Man nannte den Namen seines Freundes. Adoniram stand wie zerschlagen. Tot, verloren! Sofort lenkte er sein Pferd nach Plymouth zurück und trat in die theologische Schule zu Andover ein. Hier übergab er sich feierlich seinem Gott, und mit seiner Bekehrung war für ihn die Hingabe ans Predigtamt verbunden. Ja auch die zum Missionsdienst. Eine Predigt von Dr. Buchanan fiel ihm in die Hände, der jahrelang Kaplan im Dienst der Ostindischen Gesellschaft gewesen war und an der Hand der Erzählung Matth. 2 den Beweis von der Wirkung des Christentums in Indien führte. Dieses Wort zündete in Judsons Seele, und genährt wurde die Flamme durch die Freundschaft mit Samuel Nott und die Gebetsgemeinschaft mit vier anderen Studiengenossen, Samuel Miller, James Richards, Luther Rice und Gordon Hall. Diese bildeten einen Missionsverein und flehten allabendlich unter freiem Himmel „bei einem Heuschober“, dort, wo heut ein Monument an diese erste Missionsbegeisterung in Amerika erinnert, um die Bekehrung der Welt. Wie aber sollte er zu den Heiden kommen? Vater und Mutter sahen ihn im Geist in einer angesehenen Pfarre in Boston. Dieses Hindernis überwand er schnell. Aber in ganz Amerika fand sich ja noch keine Missionsgesellschaft. Die 1799 in Massachusetts gegründete trieb nur ein Werk im eigenen Land. Da wandte sich der Jüngling an die Vertretung der kongregationalistischen Gemeinen, deren Konferenz in Bradford tagte; und auf dieser kam es zur Bildung der amerikanischen Gesellschaft für Heidenmission, des jetzigen großen American Board, der Mutter fast sämtlicher amerikanischer Missionsgesellschaften. Judson aber ward nach England entsandt, weil man nicht glaubte, in Amerika genügende Unterstützung für ein selbständiges Missions-Unternehmen zu finden. Als man diese Bedenken aber in England zerstreute, beschloß der

junge amerikanische Board im September 1811 Judson, Nott, Newell und Hall als erste Missionare anzunehmen und „entweder nach Barma oder nach den Prinz-Wales-Inseln oder wo sich sonst eine Tür auftun würde“ zu senden. Da war Judsons Wunsch erfüllt. Auch eine Gattin hatte er sich bereits erkoren; bei Gelegenheit jener denkwürdigen Juniversammlung in Bradford 1810 hatte er, im Hause des Predigers Hasseltine zu Gast geladen, Anna, die 21jährige Tochter gesehen und ihre fromme Gesinnung wie ihren regen, gutgebildeten Geist bewundert. Als erste amerikanische Frau, die sich entschloß, zu den Heiden zu gehen, erregte Judsons Braut große Aufmerksamkeit, ihre besten Freunde wollten sie von diesem abenteuerlichen Schritt abhalten; aber im Februar 1812 wurden sie getraut, und Judsons segelten mit Newells nach Kalkutta ab.

2. Barma.

Eine denkwürdige Reise, die der ersten Missionare, welche die neue Welt aussandte! Das Kap der guten Hoffnung mußte umsegelt werden, 4 Monate sah man kein Land. Und was ging in Judsons Seele vor! Auf der langen einsamen Fahrt beschäftigte ihn unter anderm die Frage, ob die Kindertaufe nach Gottes Wort berechtigt sei. Hatten nicht vielleicht die Baptisten das bessere Verständnis, wenn sie nur den erwachsenen Gläubigen das Sakrament erteilten? Und Baptisten waren ja die drei Sendboten, die er in Indien (in Sirampur) treffen sollte, voran ein Carey. Judson stellte sich den Kummer vor, den ein etwaiger Wechsel der Kirchenzugehörigkeit hervorrufen würde bei Vater und Mutter, bei Studiengenossen und Kirchenoberen, die ihn doch eben ausgesandt hatten; er sagte sich auch klar, daß er möglicherweise brotlos werden würde; aber er konnte nicht anders, er ließ sich in Kalkutta taufen und wurde Baptist. Und was war die Folge dieses Schrittes? Unter den amerikanischen Baptisten erregte er derartige Freude, daß sie sofort eine eigene baptistische Missionsgesellschaft gründeten, die später neu entstehende baptistische Missionsvereine in sich aufnahm und nach der Abzweigung einer „südlichen Konvention“ seit 1845 American Baptist Missionary Union genannt wird. Es ist dies die zweitälteste Missionsgesellschaft Amerikas; auch zu ihrer Gründung also gab Judson die Veranlassung. Bald fand sich ein kleiner Kreis von amerikanischen Sendlingen zusammen, denn

Nott, Rice und Hall, die von Philadelphia abgefahren waren, stießen zu Judson und Newell. Nun ging's an die Arbeit. Aber damit begannen auch die Hindernisse. Die Ostindische Gesellschaft befürchtete Beunruhigung der Eingeborenen, wenn man ihre religiösen Gefühle anzutasten anfinge, sie wiesen Judson kurzerhand aus dem Lande. Drei Monate mußte er in Mauritius auf die Stunde warten, da ihm die Rückkehr gestattet werden würde. Aufs Neue versuchte er mit seiner Gattin in Indien zu landen und erreichte von dort aus mit dem einzigen Schiff, das gerade zur Abfahrt bereit lag, Barma; fast wären sie noch an die Küste getrieben und dort wahrscheinlich getötet worden; glücklich aber trafen sie am 15. Juli 1813 in Rangun ein. Zum erstenmal standen sie auf dem Boden eines völlig unzivilisierten Heidenlandes. Ein Missionshaus fanden sie zwar vor; englische Baptistenmissionare hatten seit einigen Jahren (seit 1807) eine allererste Umschau hier gehalten und die Arbeit eröffnet, Krankheit aber hatte sie bald wieder zur Rückkehr nach Indien veranlaßt; übrig geblieben war nur ein Missionsarzt, nämlich der Sohn Careys, doch auch er war gerade abwesend und überließ Judson ein Jahr später die ganze Arbeit. Das Missionshaus lag 10 Minuten von der Stadt entfernt, nahe dem Ort, wo die Toten beerdigt und der Straßenschmutz abgelagert wurde, außerhalb der Stadtmauer, also Raubgesindel und wilden Tieren ausgesetzt. Judson verlegte deshalb sein Quartier bald in die Stadt. Schnell machte er sich nun mit der neuen Heimat bekannt.

Barma — eines der reizvollsten Länder der Erde — stellt in seinem nördlichen Teil ein Bergland dar, im Süden dehnen sich weite Ebenen, üppige, fruchtbare Gefilde; da wogen die Reis-, Mais- und Weizenfelder, Baumwolle wird gebaut, die Bambusbüsche liefern das Baumaterial für die Häuser, die Wälder ein ausgezeichnetes Holz für den Schiffsbau; auch ist das Land an Mineralien reich. Ihre Fruchtbarkeit verdanken die Felder den Überschwemmungen der drei großen Ströme, die im Süden in weitem Delta ins Meer einmünden, und deren bekanntester, der westliche Irawaddi, das Haupteingangstor ins Innere bildet. Die Wildnis ist das Dorado von Löwen, Tigern, Leoparden, Wildkatzen und Elefanten. Bei Judsons Ankunft belief sich die Zahl der kräftigen, wohlgestalteten Landesbewohner auf 6—8 Millionen.

Ein fröhlicher Menschenschlag, der unbekümmert um Kastenvorurteile sich den Fremden leicht erschließt. Die Beschäftigung der meisten Leute war der Landbau, Handel wurde fast nur mit Chinesen getrieben; beherrscht wurden sie von einem willkürlichen Despoten, der die höchste Gewalt über Leben und Eigentum seiner Untertanen besaß. Die Beamten bezogen keinen Gehalt, „aßen" daher ihre Provinzen, und die Gerichtshöfe waren durch Bestechungen verdorben. Verbrecher wurden wilden Tieren vorgeworfen, gekreuzigt oder langsam totgeschlagen. Die Religion des Landes war der Buddhismus, der im Gegensatz zum pantheistischen, aristokratischen Brahmaismus mit seinen Kasten, atheistisch, demokratisch und kastenlos erscheint, dessen Lehre von der Seelenwanderung neben krassem Aberglauben die Gemüter beherrschte, der aber den Eingeborenen jedes Schuldbewußtsein benimmt — eine Religion mit ernsten, moralischen Gesetzen, aber eine Religion ohne Gott, daher ohne Kraft, die Gesetze zu halten, ohne selbsteigenes Gebet, ohne Vergebung und ohne Himmel, in Summa eine Religion der Verzweiflung.

3. Arbeitsanfang in Rangun.

Rangun an der Mündung des Irawaddi war eine elende, schmutzige Stadt von 8—10 000 Einwohnern, der Regierungssitz eines Vizekönigs, der bei Hofe in hoher Gunst stand. An diesem Punkt dachte Judson sein Werk zu beginnen. Sein einziges Missionsmittel war das Wort. Er war überzeugt, daß der Same des göttlichen Wortes in den Heidenherzen Frucht schaffen werde. Mit der Zivilisation des Westens die Annahme des Christentums vorzubereiten schien ihm nicht vonnöten, auch wollte er nicht „die Eltern durch die Kinder" erreichen, sondern wandte sich unmittelbar an die Erwachsenen. Das Volk der Barmanen besaß er eine gewisse Bildung, eine Literatur, und stellte Männer und Frauen, welche des Lesens kundig waren. Judson ging daher mit Eifer an die Erlernung der Landessprache — ohne Wörterbuch und Grammatik eine Herkulesarbeit — um bald an die Übersetzung von Traktaten, Katechismen und Bibelteilen zu kommen. Nachdem eine kleine Kapelle errichtet war, versammelte er die Heiden und predigte und disputierte mit ihnen. In der Heimat hielt man seine Arbeit für hoffnungslos, er aber war des

Erfolges gewiß. Hatte man in Tahiti 20, in Bengalen 17 Jahre vergeblich gearbeitet, warum sollte es in Barma schneller zu einer Frucht kommen? Es war ja nicht zu verwundern, daß die Barmanen, wie alle Orientalen, neuen, religiösen Ideen sich nur langsam erschlossen und sich durch die Furcht vor Verfolgung und Tod vom Übertritt zum Christentum abhalten ließen. Judsons Arbeit hatte etwas Rastloses an sich. Mancherlei Krankheit bei ihm und seiner Gattin, wie der Tod seines Kindes, trieb ihn nur noch mehr zur Eile an. Bereits 3 Jahre nach seiner Ankunft hatte er ein Lehrbuch der Bramanensprache vollendet, und die Presse, die sein erster europäischer Mitarbeiter, Missionar Hough, ihm gebracht, war eifrig in Tätigkeit, ja 1817 vollendete er die Übersetzung des Matthäus-Evangeliums, sowie bald darauf ein Wörterbuch. Nach Hilfskräften hatte er sich auch unter den Eingeborenen umgesehen. In dem wenig nördlicher gelegenen Tschittagong hatten die englischen Baptisten vorübergehend missioniert; von dort beschloß er sich Christen zur Mitarbeit herüberzuholen. Statt weniger Wochen blieb er 8 Monate aus. Seine Gattin hörte nichts von ihm, hatte aber Gelegenheit, ihren Heldenmut aufs neue glänzend zu beweisen. Sie setzte die Missionsarbeit fort, unterrichtete 30 Frauen, legte furchtlos Fürsprache für Missionar Hough ein, der zur Verantwortung an den Hof gerufen ward, und hielt im Gottvertrauen aus, obgleich zudem die Cholera ausbrach und Gerüchte von einem drohenden Kriege mit England Angst und Schrecken auch ins Missionshaus trugen. Houghs verließen das Land und drangen in die alleinstehende Frau, sich ihnen anzuschließen. Als aber das Schiff bei der Ausfahrt ins Meer noch einmal am Lande anlegte, kehrte sie nach Rangun zurück. Da endlich erschien Judson wieder. Und jetzt wurde sein erneuter Arbeitseifer mit Erfolg gekrönt. 1819 meldeten sich die ersten Taufbewerber, und nach einem Vierteljahr konnte er zur Erteilung des Sakramentes schreiten. Da legte sich ein Reif auf die junge Saat. Bisher hatte der Vizekönig der stillen Arbeit kein Hindernis in den Weg gelegt, ja er wie seine Gemahlin pflegten freundschaftlichen Verkehr mit Judsons, jetzt wurde er auf die Taufen aufmerksam, ja als ein hervorragender barmanischer Lehrer sich der neuen Religion zuwenden wollte, nahm er eine feindliche Stellung gegen die neue Lehre ein, was zur Folge

hatte, daß die furchtsamen Barmanen sich von dem Missionar zurückzogen.

Da ergriff Judson das kühnste Mittel, um seine Sache zu retten: er legte sie dem jungen Kaiser vor. Gab dieser Erlaubnis zur Ausbreitung der neuen Lehre, dann hatte er keine Behinderung mehr zu befürchten. Im Dezember 1819 machte er sich mit einem Paß vom Vizekönig, mit Geschenken für die Würdenträger und mit Waffen zur Abwehr der Räuber in Begleitung eines neuen Kollegen nach der Residenz Ava auf den Weg. Nach vierwöchiger gefährlicher Bootsfahrt schimmerten ihnen die glänzenden Pagoden der Stadt und die goldenen Kuppeln der Paläste entgegen. Und schon Tags darauf geleitete sie ein Staatsminister durch die prunkvollen Hallen und Säulengänge zu den „goldenen Füßen" des „goldenen Hauptes". In reichem Gewand, mit dem Schwert in der Hand, erschien die Majestät, nahm huldvoll das Geschenk der „amerikanischen Religionslehrer", eine Prachtbibel und einen Traktat, sowie die Bittschrift entgegen, zog die Fremden ins Gespräch, aber eine zusagende Antwort auf ihr Gesuch, ihre Religion im Lande verbreiten zu dürfen, gab er nicht, und ihre Bücher gab er ihnen zurück. — Judson dachte daher in der Folge an Verlegung der Mission nach Tschittagong, wo er ebenfalls unter barmanischer Bevölkerung wirken konnte, aber, der Willkür des heidnischen Despoten entrückt, unter englischem Schutze stand. Doch die Ranguner Christen flehten ihn an, sie nicht zu verlassen, sie wollten auch etwaigen Verfolgungen gegenüber standhalten. Und wunderbar! Gerade jetzt, da die Zukunft dunkel schien, Judson auch der einzige Mitarbeiter durch den Tod entrissen ward, da entfaltete Gottes Geist eine machtvolle Arbeit an den Herzen, und eine ganze Reihe Taufen konnte stattfinden. Zum großen Troste gereichte es Judson, daß Houghs zurückkehrten und ein erster Missionsarzt, Dr. Price, in die Arbeit trat. Ja bald geschah es, daß des letzteren ärztliche Wirksamkeit die Aufmerksamkeit des Kaisers erregte und dieser den weißen Wundertäter zu sehen wünschte. Judson begleitete den Neuling nach Ava; die Aufname am Hof war diesmal die freundlichste, der Kaiser ließ den Missionaren ein Haus bauen, nicht nur Price, sondern auch Judson mußten sich in der Residenz niederlassen — Man stand an einem Wendepunkt der barmanischen Mission.

4. 21 Monate Kerkerhaft.

Licht schien die Zukunft. Da — eine wetterschwere Wolke am Horizont: Der Krieg mit England brach aus. Der barmanische Despot wollte den Distrikt Tschittagong dem Gegner wieder entreißen, ja womöglich Bengalen besetzen. Da donnerten auch schon die britischen Kriegsschiffe vor Rangun. Und nun wurden die Weißen in Barma als Verräter verdächtigt, und der Befehl kam, sie dingfest zu machen. Die beiden in Rangun tätigen Missionare hatten schon zweimal niederknien müssen, um den Schwertstreich zu empfangen und wurden nur im letzten Augenblick wieder freigelassen, um als Friedensunterhändler Dienste zu tun. Und auch Judson und Price in Ava fielen in Ungnade. Am 8. Juni 1824 war es, da stürzte ein Henker mit militärischer Begleitung in Judsons Zimmer, entkleidete den Schuldlosen bis auf Hemd und Beinkleid und schleppte ihn am Strick ins Gerichtshaus. Von da ging es ins „Todesgefängnis". Es war ein ekelerregender, nie gereinigter, fensterloser Ort, ein Gebäude von 40:30 Fuß, auf dessen dünnem Dach die Glut der tropischen Sonne brütete und in dem er die 100 halbnackten, abgemagerten Jammergestalten am Boden hockten oder im Block lagen. Die Weißen wurden mit eisernen Ketten an eine lange Stange gefesselt. Wie unerträglich diese Umgebung und die Untätigkeit für den rührigen Mann, der sich in der Arbeit nicht genug tun konnte! Nur das Beispiel eines Paulus vermochte ihn zu trösten. Und wie zog es ihn zu Weib und Kind! Aber die heldengroße Gattin ersann ein Mittel, ihm nahe zu kommen! Selbst anfangs im Missionshaus von Militär bewacht, gelang es ihrer Freundlichkeit und ihrer freigebigen Hand, die Wächter freundlich zu stimmen, ja beim Gouverneur Bewegungsfreiheit zu erwirken. Und nun zog sie umher zu hoch und niedrig, unablässig bemüht, durch Geschenke und Bittgänge bei den Machthabern das Los der unsäglich Leidenden zu erleichtern. Man hatte Judson später in ein Landgefängnis geschleppt. Da tat sich eines Tages die Pforte auf, und sein geliebtes Weib stand vor ihm und hielt ihm zum Troste das Kind entgegen. Sie hatte sich ein Bambushäuschen in der Nähe errichtet, um in der Umgebung des Gatten zu weilen. So oft sie es erlangen konnte, erbat sie sich den Zugang zum Kerker, trug das Kind zum Vater und legte es vor ihm nieder, denn die

kettenbeschwerten Arme konnten es ja nicht hegen und herzen. O, was litten die Gefesselten! Die tägliche Aussicht, doch noch eines martervollen Todes sterben zu müssen, zehrte am innersten Lebensmark. Den qualvollsten Augenblick brachte an jedem Tage die dritte Nachmittagsstunde. Da trat der Scharfrichter herein und winkte den Gefangenen, die zur Hinrichtung reif waren; eine beständige Lektion über die Frage: Bist du bereit? Lange, bange 21 Monate hatten diese Leiden gewährt, da endlich, endlich, im Februar 1826 ward der Friede geschlossen. Judson wurde frei. Er konnte die Arbeit wieder aufnehmen, tat dies aber schon um der Gesundheit seiner Gattin willen nicht an diesem Orte der Qual, sondern in Rangun. Wunderbar schnell fand er seine Kräfte wieder. Aber seiner Gattin Tage waren gezählt. Noch begleitete sie den unermüdlich Tätigen nach Amherst, einem Punkt am Ostufer des gleichen Golfs, an dessen Westseite Rangun liegt, wo England eine Hauptstadt für das neu erworbene britische Barma erstehen lassen und wohin Judson auch den Mittelpunkt der Mission verlegen wollte, um dem grausamen Zepter des Barmanenfürsten zu entgehen; noch richtete sie in einer Waldeinsamkeit das neue Heim ein und willigte, wenn auch schweren Herzens, ein, daß der Gatte sie wieder allein ließ. Auf Wunsch der englischen Unterhändler mußte er in der Residenz (Ava) einen günstigen Handelsvertrag zu erwirken suchen — da brach sie in dieser Zeit völliger Hilflosigkeit zusammen und tat am 24. Oktober 1826 den letzten Atemzug. Eine Missionsheldin par excellence hatte sie ihres Gatten Arbeit und Mühsal zu Wasser und zu Lande, in pfadlosen Wäldern und unter den Augen der Henker geduldig geteilt. Jetzt schied die erst 37jährige fern von dem Geliebten, ja ohne irgend einen Missionar in der Nähe zu haben, aber getragen von der innigen Liebe der ersten Barmanenchristen aus dem Leben. Judson empfand unbeschreibliches Weh. Trost schöpfte er einzig aus Gottes Wort, und fand ihn in der Arbeit, speziell in der Übersetzung der Psalmen und in der Revision des barmanischen Neuen Testaments. Das Maß seiner Leiden war aber noch nicht voll. Auch seine kleine Maria schloß die Augen, und in der Heimat ward der greise Vater abgerufen. Die Briefe des erst Vierzigjährigen atmen tiefe Vereinsamung. Weib und Kind waren tot, die kleine Ranguner Gemeinde zerstreut, und nur wenige

bekehrte Bramanen die Frucht seiner langen Geduldsarbeit — es dunkelte um Judson.

5. Zwei Jahrzehnte in Maulmein.

Amherst hatte es trotz aller Ansiedelungsbegünstigungen nur auf 1200 Einwohner gebracht und war bald von dem nahe gelegenen Maulmein mit seinen 20000 Menschen überflügelt worden. Das britische Oberkommando verlegte daher sein Hauptquartier an letzteren Ort und machte Maulmein zur Hauptstadt von Britisch Barma. Unweit der Kasernen bezog Boardman (eine neue missionarische Kraft) auf einem von der Regierung geschenkten Grundstück ein Bambushäuschen. Wieder ein echter Missionspionierposten: von der Flußseite Gefahr von Räubern, der unmittelbar anstoßende Wald der Schlupfwinkel wilder Bestien, deren Geheul die Nacht durchzitterte. Im Sommer 1826 folgte Judson dem Kollegen hierher schweren Herzens, denn die Begeisterung der Jugend war gewichen und seine Gesundheit geschwächt. Aber der Mann des Gebets stärkte sich bald wieder in seinem Gott. Mit Boardman und Wade und umgeben von der kleinen in Amherst gesammelten Herde, unter denen der frühere Sklave und Räuber, der spätere gesegnete Karenenmissionar Ko Tha biu, und 17 Schüler, begann er ein neues Werk. Bald waren 4 Mittelpunkte in der Stadt geschaffen; den schmutzigsten und geräuschvollsten Distrikt hatte sich Judson zum Wirkungsfeld ausersehen. Taufen konnten vollzogen, eine Mädchen- und Knabenschule in Gang gebracht werden, und zur größten Erquickung gereichte eine anbrechende Erweckung. Von hier aus versorgte Judson auch die in Rangun und Amherst übrig gebliebenen Häuflein. Für beide Orte konnten Eingeborene geschult und ordiniert werden. Auf die Dauer jedoch erschienen „drei Missionare auf einem Fleck“ Kraftverschwendung. Boardman wandte sich daher nach dem südlichen Tavoy, Wade besetzte wieder Rangun, Judson aber mußte einen neuen Vorstoß nach dem Zentrum des Landes versuchen, ließ sich daher in Prome, halbwegs zwischen Rangun und Ava nieder. Gottes Stunde hatte indes für die Einnahme des Irawaddi-Tales noch nicht geschlagen. Tausende lauschten anfangs seiner Predigt; da plötzlich blieb die Kapelle leer. Auf Antrag der Minister erhielt Judson den Ausweisungsbefehl, wieder ge-

rade zu einer Zeit, da ein Hunger nach dem Worte des Lebens erwachte und „die Ohren der Heiden dünner" geworden waren! Und zudem ereilte ihn die Kunde von Boardmans Tod. Mitten in den Wäldern um Tavoy nach dem Vollzug der Taufe an 34 Karenen war der Emsige aus seiner Arbeit abgerufen worden. Zum Trost gereichte dem tiefgebeugten Judson, den die Pflicht nun nach Maulmein zurückrief, der Gottessegen, den er dort schauen durfte. Welche Schar von Getauften! Am Schluß des Jahres 1831 zählte man 217. Welche Menge verbreiteter Schriften und Bibelteile kreiste in den Wäldern von Hand zu Hand! Eine ganze neue Gemeinde (Wadesville) war im Waldesdickicht entstanden! So gab der Herr, der das Irawadddital noch verschlossen hielt, im Flußgebiet des Salwen die offenen Türen, die nach Barma hineinführten. Waren die Barmanen den Boten des Evangeliums noch vorenthalten, so konnten doch auch die hiesigen Karenen, die ihnen in Scharen zugeführt wurden, Träger der frohen Botschaft ins Land hinein werden. Darum legte Judson frisch mit Hand ans Werk. Die Karenen, ihrem Namen entsprechend „wilde Menschen", an Zahl eine halbe Million, vielleicht die ursprünglichen Landesbewohner, unterscheiden sich von den Bramanen in Sprache und Sitte und erwiesen sich der fremden Religion gegenüber zugänglicher als jene. Wohnen jene in Städten, so die Karenen in Dörfern im Waldgelände ihrer Bergströme. Da sie aber ihre Wohnsitze auch wechseln, war die Bildung von Ortsgemeinden, wie man eine erste in Wadesvilde geschaffen hatte, von Wert, um sie an christliches Leben zu gewöhnen. Ungeachtet der Mühsale und Gefahren, streifte nun Judson mit seinen Gehilfen die Flußufer ab, drang tief in die Waldregionen ein und konnte am Jahresschluß über 143 Taufen berichten. Diese mündliche Wortverkündigung war sein Lebenselement, seine Erholung. Daneben vernachlässigte er die Arbeit am Schreibtisch nicht. Es war im Frühjahr 1834 als er eines Tages mit dem letzten Blatt der übersetzten Bibel in der Hand auf die Kniee fiel, um Gott für die Vollendung der großen Geduldsarbeit zu danken. Er sprach sehr demütig von ihr; urteilsfähige Sprachkenner aber rühmen Judsons Bibelübersetzung als ein wohlgelungenes Werk.

Es war, als wenn Judson mit diesem Augenblick den Höhe-

punkt seiner Lebensarbeit erklommen hätte; denn von nun an tritt sein Leben in der Familie mehr hervor. Nicht daß die Arbeit geruht hätte, — in einem Briefe gibt er seine Tageseinteilung; da ist mit Lektüre, Predigttätigkeit, Schriftstellerei und der abendlichen Unterweisung suchender Seelen fast jede Stunde ausgefüllt, aber die zurückgehende Körperkraft bedurfte mehr wie bisher der Auffrischung im Kreise der Seinen. Der Seinen? Ja, ein trautes Familienglück umfing ihn wieder. Unter den Karenen in Tavoy hatte die Witwe Boardmans die 3 Jahre seit dem Tode ihres Gatten dessen Arbeit unerschrocken fortgesetzt. Nicht nur in den Schulen. Nein, sie drang auch in die Waldeinsamkeit, watete durch Flüsse und Sümpfe, um den Wilden Jesum zu bringen. Kein Wunder, daß Judson in ihr eine gottgegebene neue Lebensgefährtin erblickte. Im April 1834 verbanden sie sich, und Gott schenkte ihnen 7 Kinder. Ein volles Jahrzehnt noch war Judson der Genuß dieses neuen Glückes vergönnt. Da hielt der 57jährige nach 33jährigem Missionsdienst die Zeit für gekommen, seine Kräfte durch einen Besuch im heimatlichen Beterkreis zu stärken. Mit der Gattin und 4 Kindern (3 ließ er bei Missionaren zurück) sowie mit 2 eingeborenen Gehilfen, die ihm bei Bearbeitung eines Wörterbuches zur Hand gehen sollten, reiste er ab. Noch hatte er den heimatlichen Boden nicht betreten, da traf ihn der jähe Schmerz, daß er sein geliebtes Weib in St. Helena begraben mußte. Gott richtete ihn aber auf, ja er gab ihm noch einmal Ersatz für den Verlust. Eine begabte, fromme Frau, eine Schriftstellerin, auf die schon in jungen Jahren die Lebensgeschichte der ersten Gattin Judsons einen überwältigenden Eindruck gemacht hatte, reichte ihm die Hand.

6. Die letzte Arbeit und das Grab im Ozean.

Judsons letzte Arbeit war ein letzter Versuch, ins Herzland Barmas einzudringen und die Vollendung des englisch-barmanischen Wörterbuchs. Um diesen beiden Zwecken zu dienen, schlug er noch einmal sein Zelt in Rangun auf, wo ihm vor allem gelehrte Einheimische bei der literarischen Tätigkeit zu Dienst sein konnten. „Fledermausschloß" taufte die ehemalige Schriftstellerin das neue Heim, „eine elende Wohnstätte am trübseligen Ort". In diese primitiven Verhältnisse nahm sie nicht erst das zumteil

wertvolle Hab und Gut, das sie aus dem Vaterlande mitgeführt, sie ließ es in Maulmein zurück. Dort aber ward es ein Raub der Flammen. Auch die Beschaffung der Lebensmittel war erschwert. An Büffelmilch und an mit Talg versetzter Butter galt es sich gewöhnen; als Delikatesse reichte der Diener der erkrankten Hausfrau einmal gekochte Ratten. Und die Arbeitsaussichten erwiesen sich als trüb. Der Gouverneur erschien als das blutdürstigste Ungeheuer, das Judson je in Barma gefunden, sein Haus und Hof hallte Tag und Nacht von dem Gestöhn der Gefolterten wieder. Kein Wunder, daß da die Untertanen dem Missionar fern blieben und daß auch die heimatliche Missionsleitung den Abbruch der aussichtslosen Tätigkeit wünschte. Mit fast gebrochenem Herzen packte der gehorsame Judson ein und kehrte 1847 nach Maulmein zurück. Zwei Jahre später erhielt er die Erlaubnis, nach Ava zu ziehen; nun aber war es zu spät. Wie hätte er gejauchzt, wenn er vorausgeschaut hätte, wie später gerade im Herzen Barmas, in der neuen Hauptstadt Mandaleh unweit Ava, eine kräftige Christengemeine heranblühte, als ein lauter redendes Zeugnis seiner Pionierarbeit wie es das Denkmal war, das man zu Ehren Judsons dort errichtete. Auch in Maulmein aber war „der 60jährige mit dem jugendlichen Herzen“, dem die schlanke Gestalt und die kräftige Erscheinung, ja die Spannkraft der Muskeln noch wie einem 30jährigen geschenkt war, anscheinend rüstig am Werk. „Wie ein Knabe lief er über die Hügel“ und teilte Gottes Wort aus oder diente seinen Mitarbeitern mit unschätzbarem Rat. Da zog er sich im November 1849 eine Lungenentzündung zu und die Ruhr trat hinzu, eine Seereise sollte Kräftigung bieten, brachte aber Verschlimmerung, und noch an Bord des Schiffes, fern von den Seinen, gab der rastlos Tätige am 12. April 1850 seinen Geist auf. Am selben Tage ward sein Leichnam ohne jede Zeremonie ins Meer gesenkt. Dies geschah nur eine Woche nach dem Abschied von Frau und Kind; diese aber erhielten die Trauerkunde erst nach 4 Monaten qualvoller Ungewißheit.

Judsons Lebensaufgabe war erfüllt. Seine kühnste Hoffnung hatte er früher einmal in dem Wunsche zusammengefaßt, nach seinem Tode eine Gemeine von 100 Barmanenchristen zurückzulassen; und nun zählte man 7000 Bekehrte aus dem Volke der Barmanen und Karenen, und hunderte waren im Glauben an den

Gekreuzigten schon selig heimgegangen. Dazu hinterließ er den Missionaren und zahlreichen eingeborenen Gehilfen, die den 63 Gemeinen vorstanden, das übersetzte Gottes Wort, Grammatik und Wörterbuch. Das sind die Ergebnisse einer fruchtbaren Pionierarbeit.

Die Ärzte in Japan.

Von Dr. med. K. Shiga in Sasebo.[1])

Wir Japaner befinden uns auf dem Gebiete der Wissenschaft in ähnlicher Lage, wie die Preußen vor 1813, als diese ihre Soldaten schnell und oberflächlich ausbilden mußten, weil man viel und schnell davon brauchte.

Unsere Universitäten reichen für die Massen der nach Gelehrsamkeit Dürstenden nicht aus, und darum tritt an die Stelle des gründlichen Studiums vielfach eine Abrichtung auf Fachschulen. Von über 40 000 Ärzten und Chirurgen in Japan haben nur etwa 680 Universitätsbildung. Die Mehrzahl von ihnen gehört also zu dem Stande der Feldscher, wie sie in der russischen Armee genannt werden. Aber doch ist zwischen den russischen Heilgehilfen und unseren Ärzten ein großer Unterschied. Der Unterricht in den Fachschulen dauert drei Jahre, nachdem ihm eine elfjährige Erziehung in Elementar- und Mittelschule vorangegangen ist. Also auch die nicht auf der Universität, sondern nur auf der sogenannten Hochschule ausgebildeten Ärzte verfügen über eine gute allgemeine Bildung, die etwa der eines Realabiturienten in Europa entspricht. In der medizinischen Sektion ist Deutsch obligatorisch, Englisch oder Französisch fakultativ; der Erlernung der deutschen Sprache sind 40 Prozent der Zeit gewidmet, die den fremden Sprachen einschließlich Latein zur Verfügung steht.

Unsere Mediziner sind also keineswegs ungebildete Leute, aber nur zu geringem Teile Forscher. Das ist für die Masse des Volkes kein allzu fühlbarer Nachteil, denn je handwerksmäßiger die Vorbildung eines Mannes ist, umso besser pflegt die durchschnittliche Technik zu sein. Und gerade das braucht ein Arzt in Japan. Die Kollegen in Europa müssen Seelenkünder sein und aus tausend Kleinigkeiten des Benehmens bei ihren Patienten auf sein Leiden schließen. Das ist bei uns undenkbar. Der Kranke zeigt stets das gleiche freundliche, für Fremde so rätselhafte Lächeln, und es kommt nicht vor, daß „die Nerven ihm durchgehen.“ Er hat in diesem Sinne gar keine. Vor allem fehlt ihm die für Europäer so charakteristische Todesfurcht. Die christlichen Religionen lehren alle ein ewiges Leben, und doch tun die Leute so, als verlören sie beim Scheiden von der Erde alles. Der Japaner aber gibt gern sein Leben her, wenn die Ehre oder das Vaterland es fordert, und empfindet keinen Schrecken. Auch gegen Schmerzen ist er weniger empfindlich. „Lattenarrest“ würde ihm gar nicht schlecht bekommen und auf kantigen Kieselsteinen schläft er köstlich. Unter diesen der gelben Rasse in ganz Asien gemeinsamen Bedingungen muß der Arzt sich nun natürlich daran gewöhnen, lediglich auf den objektiven Befund zu achten, da ihm für die Diagnose kaum subjektive Merkmale zur Verfügung stehen. Seine Kunst wird zur Technik.

So haben wir denn die mit den besten europäischen in einer Reihe rangierenden Chirurgen. Die russischen Verwundeten, die wir in Arbeit bekommen, sind mit den „geschickten kleinen Fingerchen“ sehr zufrieden. Als Studienmaterial für Operateure ist der Japaner ausgezeichnet, weil er furchtlos still hält. Wir könnten die größten Bauchschnitte ohne Narkose vorneh-

1) Deutscher Volksfreund. New York. 1905 v. 18. Nov.

men, wenn es keine unwillkürlichen, keine Reflexbewegungen der Muskeln und Gefäße gäbe. So sind wir darin also gut geschult. Auch als Mikroskopiker stehen wir unseren Mann. Aber die innere Medizin in europäischem Sinne bleibt uns doch meist ein verschlossenes Gebiet, da wir eben in obengenannter Hinsicht „seelenlose“ Geschöpfe sind: es fehlt uns die Wachsweichheit für alle anderen, außer ästhetischen Eindrücken. Bei den Europäern ist es umgekehrt. Sie verstehen es nicht, wie angesichts des Todes ein Krieger eine zarte Kirschblüte besingen kann; und wir verstehen alle ihre mächtigen Gemütsbewegungen nicht. Ich habe mir vor zwei Jahren in Frankfurt am Main im Opernhause alle Werke Wagners angehört und kann nur ehrlich sagen: das ist uns eine völlig fremde Welt, und völlig fremd sind uns auch die Verzückungen des deutschen Hörers. Wir verstehen nicht, was ihn freut oder schmerzt. Was ihm Musik, erscheint uns als Lärm und umgekehrt. Wie sollten wir da ihnen als gute Ärzte dienen können, die wirklich heilen und nicht bloß herumkurieren? Der Japaner ist ein Arzt für Japaner. Für die Weißen ist er nur ein guter Chirurg und Hygieniker.

Wir glauben sagen zu dürfen, daß unserer hygienischen Vorsorge ein großer Teil der jetzigen Kriegserfolge zu verdanken ist. Schon in den Elementarschulen — wir haben bekanntlich die allgemeine Schulpflicht — werden die Kinder über die Dinge unterwiesen, die sie in gewissen anderen Ländern zum Schaden der Volksgesundheit noch lange nicht erfahren. Auch die Erziehung im Hause ist nicht unhygienisch: gute Luft wird nie abgesperrt, und das Baden, das tägliche Baden, ist in Japan ungefähr so verbreitet, wie in Deutschland das tägliche Biertrinken. Soweit es möglich war, haben wir auch an der Front für peinlichste Reinlichkeit gesorgt. Es gibt bei uns keine verlausten Lazarette, und die Desinfektion wird überall mit den neuesten Mitteln bewerkstelligt. Für den Feldgebrauch erhalten die Leute das nötigste mit. Jede Kompagnie hat bei uns, wie bei den Russen meist, einen Küchenwagen, der das Wasser kocht, einen Berkefeldfilter, der es ohne viele Umstände trinkbar macht; außerdem jeder einzelne Soldat ein Päckchen Kreosotpillen, die ebenso dazu dienen, ihn vor jenen Infektionen zu schützen, die uns noch im Kriege von 1895 so große Opfer gekostet haben.

Es ist keine Frage, daß wir auf allen diesen Gebieten Europa und insbesondere Deutschland das meiste zu verdanken haben. Wir sind auf dem Gebiete der Medizin noch lange keine Pfadfinder, und wenn auch europäische Handbücher die Güte haben, meinen Namen als den des Entdeckers des Dysenteriebazillus zu nennen, so weiß ich doch nach dem, was ich in Berlin und anderen Universitätsstädten, was ich in Frankfurt und Madrid gesehen und gehört habe, sehr wohl, daß weder ich noch meine Kollegen ihre Koryphäen erreichen. Dazu gehört die wissenschaftliche Arbeit von Generationen und jedesmal von vielen Hunderten ausgezeichneter Köpfe. Auch bei uns wird das der Fall sein, wenn nur erst Raum geschaffen ist für alle zur Wissenschaft Strebenden. Unter diesen zeichnen sich bei uns besonders die Abkömmlinge der alten Samurai aus, der arme Schwertadel. Nur ein Drittel der Bewerber kann bei uns in die höheren Schulen aufgenommen werden, weil es noch an Raum und an Lehrern mangelt. Darum sind die Aufnahmeprüfungen außerordentlich streng. Und doch stellen die Samurai, die nur 4,81 Prozent der Bevölkerung ausmachen, 34 Prozent der Hochschüler. Oft wird die Schwester zur Geisha, um dem Bruder die Studiengelder zu verschaffen, oder der Student selbst verschafft sie sich als Rikschahläufer oder in einem anderen schweren Beruf nebenbei. Bei diesem Idealismus der besten Familien des Landes, der in gleichem Eifer dem Heere wie der Wissenschaft zustrebt, um so oder so dem Vaterlande zu nützen, wird es nicht lange dauern, bis wir das Krümpersystem aufgeben und für die Techniker unter den Ärzten studierte Leute einsetzen können. Wie die Armee ihre europäischen Lehrer nicht beschämt hat, sondern aus dem Schülerverhältnis längst zu eigener Tradition herausgewachsen ist, so wird es auch unserer Wissenschaft gehen.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1906.

Thomas Coke,
der Begründer des wesleyanischen Missionswerkes.

Von Pastor Strümpfel in Sachsenburg bei Heldrungen.

Das Gründungsjahr der Wesleyanischen Missionsgesellschaft ist 1816. Zu dieser Zeit war Wesley schon 25 Jahre tot, und andere Missionsgesellschaften, wie die Londoner und die englisch-kirchliche, bestanden schon seit einer Reihe von Jahren. Diese auffallende Erscheinung hat verschiedene Ursachen. Wesley selbst hatte zwar einige Jahre unter den Schwarzen Nordamerikas gewirkt, und sein Wahlspruch „die Welt ist meine Pfarrei" enthielt eine Missionslosung; aber das Zögern, mit welchem er sich zur Trennung von der Staatskirche entschloß, und die alle Kräfte in Anspruch nehmende Erweckungspredigt in der Heimat ließen es lange zu keiner Missionstat kommen. Dazu hatte die junge methodistische Kirchengemeinschaft mit großen finanziellen Nöten zu kämpfen. Daß trotzdem schon zu Wesleys Lebzeiten ein Missionsanfang gemacht und seine Kirche je länger je mehr in die Heidenmission hineingezogen wurde, war nicht bloß die Folge ihres Eifers um Seelenrettung und besonderer göttlicher Führungen, sondern das Verdienst eines Mannes, der die Eigenschaften eines Bahnbrechers: ungewöhnliche Arbeitskraft, Begabung zum Anregen, Ordnen und Regieren, und kühne Unternehmungslust zugleich mit Glaubensfreudigkeit und aufopfernder Liebe in sich vereinigte, des Dr. Thomas Coke. So sehr sind die Anfänge des Wesleyanischen Missionswerkes mit seiner Person verknüpft, daß erst nach seinem Tode eine eigene Missionsgesellschaft sich bildete.

1. Bekehrung und Anschluß an Wesley.

Thomas Coke war als einziger Sohn eines angesehenen Arztes am 9. September 1747 zu Brecon in Südwales geboren. Schon im 16. Lebensjahre bezog der reichbegabte Jüngling die Universität Oxford, sein Ziel war der juristische Beruf. Er war

ungemein lebhaft und freundlich, von auffallend kleiner Statur mit leuchtenden, dunklen Augen und dichten, schwarzen Locken. Bald befand er sich mitten im ausgelassensten Treiben der Jugend. Das beträchtliche Vermögen des früh verstorbenen Vaters ermöglichte ihm den Zugang zu allen weltlichen Freuden. Von seiner Mutter war er zwar mit Liebe und Sorgfalt erzogen, aber der damals herrschende Unglaube hatte sich auch seiner Seele bemächtigt. Von innerer Unruhe getrieben, suchte er eines Tages einen Geistlichen auf, dessen begeistertes Wort ihn gepackt hatte. Aber sein Vertrauen wurde bitter getäuscht; der Mann lachte über die Gewissensfragen des Jünglings und erklärte gradezu, er glaube selbst kein Wort von dem, was er predige. Entrüstet verließ Coke den Heuchler, wandte sich zur Bibel, die er fleißig las, betete und studierte neben Jura mit Eifer Theologie. Im 25. Lebensjahre bewarb er sich um die Ordination und wurde Curate (Hilfsgeistlicher) in South-Petherton.

Anfangs war er hier selbst noch ein Ringender und Suchender, aber seine gewaltigen Bußpredigten rüttelten schon damals die schlafende Gemeinde auf. Nachdem er vollends durch das Studium der Schrift und die Handreichung eines von Wesley angeregten Pfarrers zur freudigen Gewißheit der Sündenvergebung hindurchgedrungen war, ging von seiner Kanzel eine mächtige Erweckung aus. Die Kirche konnte die von weit und breit herzuströmenden Hörer nicht fassen; eine Erweiterung des Gotteshauses wurde ihm vom Gemeindevorstande abgeschlagen, er ließ sie deshalb auf eigene Kosten ausführen. Inzwischen war er in Oxford zum Dr. juris promoviert worden. Schon bei dieser Gelegenheit tönte ihm der Ruf „Methodist" entgegen, aber der Name schreckte ihn nicht mehr, da er bei einer methodistischen Gemeinschaft im Nachbardorfe und ihrem Klassenvorsteher, einem schlichten Arbeiter, innere Förderung und Stärkung gefunden hatte. Die Schriften Wesleys und Fletchers gewannen vollends sein Herz. Im Jahre 1778 hatte er nach meilenweitem Ritte eine erste Begegnung mit Wesley. Sie wurde entscheidend für sein Leben.

Wesley riet ihm zunächst, im Amte zu bleiben, aber die Verfolgung trieb ihn bald fort. Die seinem Bekehrungseifer feindliche Partei war in der Mehrzahl, sie beschwerte sich beim Bischof über seine Arbeitsweise, die allabendlichen Versammlungen, die neuen

Gesänge und das Beten der Laien. Als der Bischof sie abwies, wandte sie sich an den Rektor (Hauptpfarrer) und dieser verfügte Cokes sofortige Entlassung. Nicht einmal eine Abschiedspredigt sollte ihm gewährt werden, rohes Volk war bestellt, um jeden Versuch dazu mit Gewalt zu verhindern; aber Cokes Anhänger errichteten eine Kanzel auf der Kirchhofsmauer, von der aus er zu vielen Hunderten sprach.

Nun begab sich Coke zu Wesley, begleitete ihn auf seinen Reisen und lernte die Verfassung der methodistischen Gemeinschaften kennen. Auf der Konferenz zu Bristol 1777 empfing er einen tiefen Eindruck von der geistlichen Kraft und Hingebung der versammelten Prediger, namentlich zu dem frommen Fletcher sah er mit inniger Verehrung auf. Er ließ sich in die Predigerliste aufnehmen; trotz Schmach und Beschwerden erschien es ihm köstlich, mit diesen Männern dem Herrn zu dienen und Seelen zu werben, soweit die Welt geht. Man sandte ihn zunächst nach London. Da es dort noch an Gottesdienstgebäuden fehlte, begann er nach Wesleys Vorgange unter freiem Himmel zu predigen. Oft gab es stürmische Auftritte durch die Roheit des aufgehetzten Pöbels. In einem Orte nahe bei London ließ der Pfarrer die Versammlung durch die Feuerspritze auseinander treiben; Coke rief: Die göttliche Vorsehung könne sie bald lehren, wozu Feuerspritzen da sind!, und merkwürdig! 14 Tage später gingen alle Häuser jenes Platzes in Flammen auf. Ein weites Feld der Tätigkeit bot sich Coke, als er in den engeren Kreis der Mitarbeiter Wesleys eintrat. Während Fletcher mit der Feder die Sache des Methodismus führte, übernahm Coke die große Korrespondenz und die Verwaltung. Seine juristischen Kenntnisse stellte er als Leiter von Verhandlungen und Organisator in den Dienst der Erweckungsbewegung. Auf weiten Reisen begleitete er Wesley durch Großbritannien, richtete 1784 die irische Konferenz ein und hatte nicht geringen Anteil an der Abfassung der „Deklaration“, durch welche sich die Methodistenkirche endgiltig als Sonderkirche konstituierte.

2. Kirchenbildung in Nordamerika und Bekämpfung der Sklaverei.

Für eine neue wichtige Aufgabe bestimmte Wesley seinen treuen Coke, als 1783 durch den Frieden zu Versailles die Unab-

hängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt worden war. In den Kriegsjahren war nicht nur die anglikanische Kirche in den Kolonien fast zusammengebrochen, da ihre Geistlichen wegen der Treue gegen das Mutterland zum großen Teil ihr Amt verloren, sondern auch die methodistischen Gemeinschaften hatten schwer gelitten. Sie bedurften einer Stärkung und Sammlung, es galt, sie kirchlich zu organisieren und dem von Predigern entblößten Lande reichliche Wortverkündigung zu sichern. Nach dem Vorbilde der Kirche von Alexandrien, „wo 200 Jahre nach St. Markus' Tode die Presbyter einen neuen Bischof aus ihrer Mitte zu ordinieren pflegten", weihte Wesley zwei Prediger zu Presbytern und Coke zum Generalsuperintendenten für Nordamerika (den Bischofstitel wollte Wesley vermeiden, aber in Amerika nahm man ihn später doch an). Die Abgesandten wurden von den Glaubensbrüdern drüben herzlich aufgenommen, namentlich schloß Asbury, der sich durch Vermeidung jedes politischen Konfliktes während des ganzen Krieges behauptet hatte, mit Coke innige Freundschaft. Mit einem schwarzen Christen zog Coke zu Pferde durch Delaware, Virginia und Maryland. Eine neue Welt mit seltsamen Zuständen lernte er da kennen. „In dieser Stadt," schreibt er in einem Briefe, „taufte ich mehr Kinder und Erwachsene, als ich wahrscheinlich in meinem ganzen Leben getauft hätte, wenn ich in einer englischen Pfarrei angestellt wäre". Zu Weihnachten kamen 83 Prediger zur Konferenz in Baltimore zusammen. Nach einem ganzen Tage des Fastens und Betens war Asbury überzeugt, daß Wesleys Vorschläge vom Herrn kämen. Die Verfassungsurkunde wurde angenommen und Asbury zum Bischof neben Coke ordiniert. Zugleich beschloß man, eine Predigerbildungsanstalt zu gründen. Die Landesregierung genehmigte die Beschlüsse. Um sie überall durchzuführen, begab sich Coke wieder auf Reisen. Die Orte lagen damals oft weit voneinander, im Urwalde versteckt, es fehlte an Wegen und Brücken und der einsame Reiter war der Gefahr ausgesetzt, von dem Pfeil eines skalplüsternen Indianers erreicht zu werden. Die Nachtquartiere waren dürftig; oft saß Coke den ganzen Tag im Sattel, vom Regen durchnäßt; einmal riß der Strom ihm das Pferd unter dem Leibe fort und er selbst geriet zwischen treibende Baumstämme, aus denen er sich endlich auf eine kleine Insel retten konnte, ein Schwarzer lieh ihm nach-

her seinen Schafpelz, während Coke in seiner Hütte sich die Kleider trocknete. Alle Strapazen wurden aber reich belohnt durch gesegnete Versammlungen. Die Ansiedler hungerten nach Gottes Wort. An einem Orte waren 2000 Menschen vier Stunden lang beisammen; die Ansprachen wurden unterbrochen von Gebeten, Aufforderungen zur Bekehrung und Dankliedern der Begnadigten. Der Methodismus war grade zur rechten Zeit auf den Plan getreten, seine Mitgliederzahl stieg von 15 000 Seelen in den nächsten sechs Jahren auf 75 000.

Allerdings begann neben der im Volke herrschenden Stimmung auch eine starke Feindschaft sich zu regen. Die Sklavenhalter gerieten in Wut, als Coke nicht bloß ihre Unmenschlichkeiten geißelte, sondern die Sklaverei selbst als fluchwürdiges Verbrechen bezeichnete. Hätten die schon damals zahlreichen einheimischen Gegner des Sklavenwesens und seine erweckten Freunde ihn nicht geschützt, so wäre es Coke oft übel ergangen. Einmal rottete sich eine Schar zusammen, um ihn beim Verlassen der Kirche zu überfallen; eine Frau versprach 1000 Mark, „wenn sie dem kleinen Doktor 100 Hiebe geben würden". Aber ein Friedensrichter, der zur Gemeinde gehörte und ein anderer Herr geleiteten den Prediger, daß er unversehrt blieb. Wiederholt wichen die Übeltäter vor seinem unerschrockenen Blicke zurück und schußbereite Gewehre senkten sich. Coke erreichte es doch, daß viele Herren ihren Sklaven die Freiheit schenkten und die Methodistenkonferenz jeden Sklavenhalter von einem kirchlichen Amte ausschloß. General Washington versprach ihm persönlich, dem Kongresse Vorschläge zum Schutze der Farbigen zu machen; er hielt auch Wort, aber der Kongreß lehnte alle solche Anträge ab. Später mäßigte Coke den Ton des Kampfes und überließ es mehr dem Einflusse des lebendigen Christentums, dem Humanitätsgedanken Bahn zu machen.

Als er im Juni 1785 wieder nach England kam, empfing ihn öffentlicher Unwille. Man sah in seinem Verkehr mit der Regierung in Washington Hochverrat. Selbst die Methodisten-Konferenz mußte dem nationalen Ingrimme soweit nachgeben, daß sie Coke vorübergehend aus ihrer Predigerliste strich. Seine Stellung wurde eigentümlich, als 1787 die methodistisch-bischöfliche Kirche der Vereinigten Staaten sich für unabhängig von der britischen Konferenz erklärte. Während er den Amerikanern als ihr

Bischof galt und fortfuhr, sie zu besuchen und zu leiten, behielt er jedoch seinen Platz unter den Häuptern der Mutterkirche in England.

3. Gottes Hand führt ihn nach Westindien.

Cokes zweite Reise über den Ozean wurde zum Anfang der Heidenmission, die das Hauptwerk seines Lebens werden sollte. Auf unermüdlichen Predigtreisen hatte er Gaben gesammelt, um den nach Kanada und Neuschottland geflüchteten britischen Ansiedlern Prediger senden zu können. Die Beiträge flossen so reichlich, daß er sich mit dem Gedanken trug, eine Mission in Ostindien anzufangen. Ehe es dazu kam, wies ihn aber eine merkwürdige Fügung auf ein längst vorbereitetes Missionsfeld. Mit drei Predigern für Neuschottland, Hammet, Warrener und Clarke, war er am 24. September 1786 abgesegelt. Die Fahrt war eine der gefährlichsten seines Lebens. Widrige Winde und Schiffszusammenstöße hielten sie auf. Am 17. Oktober zeigte sich ein Leck, welches nicht auszubessern war und der Sturm tobte. Der Kapitän, welcher nach seemännischem Aberglauben von Anfang an die vier Schwarzröcke mit Mißtrauen angesehen, rief zornig aus „wir haben einen Jonas auf dem Schiffe", bearbeitete Coke mit der Faust und warf seine Bücher und Papiere über Bord. Je mehr Coke betete, um so ärger schien das Wetter zu werden. Ein Orkan brach los, in dem alle Masten und Ruder verloren gingen; „Wolken, Luft und Wasser schien eins geworden". Nach kurzer Pause folgte am 4. Dezember ein neuer, heftiger Sturm und das Leck wurde immer größer. Da beschloß endlich der Kapitän, den Kurs zu ändern und sich südwärts treiben zu lassen. Sofort klärte sich der Himmel auf und das Schiff flog nach dem karibischen Meere, am Morgen des 25. Dezember lief es in den Hafen von Antigua ein.

Coke erinnerte sich, daß hier in St. Johns eine methodistische Gemeinschaft bestand. Im Jahre 1758 hatte Wesley im Hause eines reichen Pflanzers Gilbert, der sich damals in England aufhielt, gepredigt, und zwei seiner Sklaven getauft. Nach seiner Rückkehr hatte Gilbert auf Antigua Weiße und Schwarze um Gottes Wort versammelt; nach seinem Tode hatten zwei farbige Frauen, so gut es ging, die Stunden weiter gehalten, dann aber war ein

methodistischer Lokalprediger, der Schiffsbaumeister Baxter, den die Regierung nach Antigua gesandt hatte, zum geistlichen Vater des Häufleins geworden. Da es ihm auf die Dauer kaum möglich war, diesen Dienst neben seinem Berufe fortzuführen, hatte er seit Jahren Wesley um einen Prediger gebeten, aber immer umsonst. Nun war er am Weihnachtsmorgen 1786, früh 5 Uhr, eben auf dem Wege zur Kirche, als er den schiffbrüchigen Ankömmlingen begegnete und ein kleiner, pastoral aussehender Herr ihn nach Baxters Wohnung fragte. Die Freude über das unerwartete Zusammentreffen war groß. Sofort bestieg Coke die Kanzel. Vor den fast 1000 Farbigen, deren innere Bewegung nach ihrer Art vielfach in Seufzern und Schreien sich äußerte, empfand Coke wie noch nie im Leben die Wahrheit seines Lieblingsspruches: „Mohrenland streckt seine Hände aus nach Gott". In den nächsten 14 Tagen predigte er täglich zweimal, auch die Weißen kamen zahlreich. Ein Kaufmann bot ihm 10 000 Mark jährlich, wenn er ganz auf Antigua bleiben wollte. Das war freilich Cokes Meinung nicht, wohl aber war er gewiß, daß er jetzt in Westindien einen Auftrag vom Herrn habe. Der Herr, dem Wind und Meer gehorsam ist, hatte zu handgreiflich ihn dahin geführt, und auch von anderen Inseln kamen Bitten um Prediger.

Es berührt uns zwar schmerzlich, daß in den methodistischen Berichten und Lebensbeschreibungen Cokes kein Wort von der treuen gesegneten Arbeit der Brüdergemeine in Westindien zu lesen ist. Grade in Antigua hatten die Herrnhuter Brüder damals von 2 Stationen aus etwa 2000 farbige Christen in Pflege und das geistliche Leben unter ihnen war sehr lebendig, der Einfluß auf die ganze Bevölkerung sehr groß. Aber von dieser gesegneten Aussaat, von der die Methodisten doch mit ernten durften, schweigen die Berichte. Von Barbados, wo doch schon seit 1765 eine Station der Brüdermission war, heißt es gradezu: „Auf dieser großen Insel waren 70 000 Schwarze und 30 000 Weiße ganz ohne Prediger." Und von Jamaika heißt es 1790, obwohl die Brüdergemeine dort seit 1754, in den letzten Jahren allerdings unter viel Nöten und Seufzern arbeitete: „Der Gedanke, die Negersklaven im Christentum zu unterrichten, schien kaum jemandem in den Sinn gekommen zu sein". Trotz dieses Mangels an Achtung anderer Brüder muß anerkannt werden, daß der Methodismus

durch göttliche Fügung nach Westindien gekommen ist und in seiner den Farbigen besonders anziehenden Weise Großes gewirkt hat.

Coke unternahm, nachdem er Warrener in St. Johns zurückgelassen mit Baxter und den beiden anderen Missionaren zunächst eine Untersuchungsreise. In Dominika, wohin von Antigua herüber geistliches Leben verpflanzt war, predigte er im Hause einer Mulattin. In St. Vincent blieb Clarke zurück, dem der Gouverneur und die angesehensten Weißen Unterhalt versprachen, wenn er auch ihnen Gottesdienst halten wollte. Ein durch Gilbert erweckter Pflanzer richtete ihm Wohnung und Versammlungshaus ein. „Was die Neger im allgemeinen betrifft," schrieb Coke, „so ist es nicht in Worte zu fassen, mit welcher Liebe sie uns nachblicken, wenn wir an ihnen vorbeigehen. Diese Männer hat der Sturm für uns hergejagt, so hörten wir sie zueinander sagen. Daß ein Missionar bei diesen guten Leuten bleiben muß, ist mir als Gottes Wille so klar, wie wenn es mit einem Sonnenstrahl vor mir geschrieben stünde." In St. Kitts ließ sich Hammet nieder. Auf der holländischen Insel St. Eustach war der Empfang dagegen sehr unfreundlich. Die Behörden unterdrückten gewaltsam die von einem aus Nordamerika dahin verkauften Sklaven ausgegangene Bewegung. Von den Farbigen wurde Coke gefragt, ob er zu den „Brüdern" (Brüdergemeine) gehöre. Nein, antwortete er, aber auch ich gehöre zu der Familie Gottes. Daraufhin boten sie ihm Herberge und er richtete unter ihnen „Klassen" ein. Weitere Wirksamkeit war ihm verboten. Nach einem Aufenthalte von kaum $1^1/_2$ Monaten verließ er Westindien wieder. Nirgends ruhig pflegend zu verweilen, sondern erweckend, belebend, organisierend von Ort zu Ort zu eilen, war die zeitlebens ihm eigene Arbeitsweise. In Nordamerika, wo er am 24. Februar landete, flog er ebenso wieder durchs Land und hielt trotz der Feindschaft der Sklavenhalter große Versammlungen. Ende Juni war er in London.

4. Der Missionsvater auf Reisen.

Die Jahreskonferenz in Manchester 1787 beschloß auf Cokes begeisternden Bericht, weitere Missionare auszusenden, wenn die Mittel da wären. Coke erbot sich, diese durch Kollekten aufzubringen. Sofort sehen wir ihn wieder Großbritannien durchwandern, um mit beweglichen Worten für Westindien zu bitten. Im nächsten

Frühjahr war er mit drei neuen Sendboten dahin unterwegs. Mit dem einen stieg er in Barbados aus. Sie trafen gläubige Soldaten in einem Regimente, welches früher in Irland gestanden hatte, von daher war ihnen der Missionar Pearce bekannt. Sie führten ihn zu einem Kaufmann, bei dem sie ihre Erbauungsstunden hielten. Sobald Coke seinen Mann untergebracht wußte, eilte er den beiden anderen nach St. Vincent nach. Hier traf er auch Baxter, der seinen Beruf aufgegeben hatte, um ganz der Mission zu dienen. Mit ihm plante Coke eine Evangelisation unter den Kariben, den Resten der Urbewohner, die noch vorhanden waren. Die Arbeit wurde bald als aussichtslos aufgegeben. Auf Antigua, St. Kitts, Dominika, waren erfreuliche Fortschritte zu sehen. Ein neuer Versuch auf St. Eustach verlief aber wieder ungünstig. Gebetsversammlungen waren hier so streng verboten, daß Farbige, die daran teilnahmen, gegeißelt wurden, selbst Weißen war bei der dritten Wiederholung Geißelung und Verbannung angedroht. Coke hatte schon die Insel schweren Herzens wieder verlassen wollen, als ihn ein merkwürdiger Vorfall daran irre machte. Das Schiff, dessen Mannschaft total betrunken war, erlitt durch Zusammenstoß mit einem anderen schwere Beschädigungen und trieb hilflos umher, Coke mußte selbst das Steuer führen und kam glücklich wieder nach St. Eustach zurück. Er glaubte, einen Wink des Herrn zu erkennen, mietete sich eine Wohnung und fing wieder an, Seelen zu werben, aber ein neues Verbot des Gouverneurs machte der Arbeit ein rasches Ende. Dasselbe wiederholte sich auf der Insel Saba. Über Tortola ging Coke nach St. Croix, wo er einen Westindier als Missionar einsetzte, berührte flüchtig Jamaika und kehrte über Nordamerika in die Heimat zurück.

Wieder zog er als Kollektant umher, und nach 16 Monaten, in denen er manchen Spott und Hohn, aber auch Segen Gottes erfahren, konnte er zwei weitere Missionare über den Ozean führen. Im November 1790 war er in Barbados, wo trotz heftiger Verfolgung eine Kapelle gebaut und die Gemeinde gewachsen war. Erfreulich waren auch die Eindrücke auf anderen Inseln, nur St. Eustach blieb verschlossen. Das Wichtigste war diesmal die Begründung der Mission in Jamaika. Seit Jahr und Tag war hier in der Hauptstadt Kingston Missionar Hammet tätig gewesen und hatte zahlreiche Hörer gefunden, aber auch unter wildem Hasse

leiden müssen. Ein Pöbelhaufe demolierte die neue Kapelle und mißhandelte den Missionar, so daß er lange schwer krank lag. Die Nachricht von der Landung Cokes, der am 5. Januar 1791 mit Werril in Montego Bai eintraf, erneuerte in den Zeitungen der Hauptstadt die Hetze gegen die Mission. Die gehässigsten Lügen wurden verbreitet, z. B. Coke sei in England wegen Pferdediebstahls verurteilt und, um der Strafe zu entgehen, übers Meer gekommen. Ohne Kenntnis von diesen Dingen zu haben, begann Coke in Montego Bai zu predigen. In einer früheren Kirche, die ihr Besitzer jetzt zu Theatervorstellungen und Bällen vermietete, sammelte sich an vier Abenden eine aufmerksame Zuhörerschaft. Die ersten Male klatschten einige nach Schluß seiner Rede und riefen: Da capo!, aber der bessere Teil der Zuhörer unterdrückte dies bald. Von Montego Bai ritten die beiden Missionare durch die ganze Insel nach Kingston. Hier wußte Coke durch sein furchtloses Auftreten die Gegner einzuschüchtern, zumal er erklärte, er werde den gesetzlichen Schutz von der Regierung in London nachsuchen. Die Kapelle wurde wieder eröffnet und Werril fing ungehindert wieder an zu missionieren. Den todkranken Hammet nahm Coke mit sich nach Nordamerika. Während er hier die alten Gemeinden besuchte und auch einen vergeblichen Versuch unter Indianern machte, erreichte ihn die Trauerbotschaft vom Tode Wesleys. Möglichst rasch eilte er nun nach Hause, um in der nächsten kritischen Zeit an der Befestigung der methodistischen Kirche Englands mitzuarbeiten.

Gegen Ende 1792 unternahm er seine vierte und letzte Reise nach Westindien. Die Mission stand unter einem harten Drucke der Verfolgung. Nicht nur in St. Eustach gingen die Geißelungen der die Andachtsstunden besuchenden Farbigen fort, sondern auch in dem englischen St. Kitts schmachtete Missionar Lamb im Gefängnisse. Es war nämlich eine neue Verordnung erlassen worden, daß niemand den Sklaven predigen dürfe, wenn er nicht schon 12 Monate in der Kolonie sich aufhielte und auch dann nur, wenn besondere Erlaubnis dazu nachgesucht würde. Der Übertreter sollte das erste Mal mit 90 Tagen Gefängnis, das zweite Mal mit Geißelung und Verbannung, das dritte Mal sogar mit dem Tode bestraft werden. Lamb hatte dieses Gebot übertreten und obgleich in den Kolonien selbst viele Weiße mit seiner harten Be-

strafung unzufrieden waren, konnte Coke doch nichts daran ändern. Erst nach seiner Rückkehr hatte eine Eingabe an den Ministerrat zur Folge, daß die Gouverneure aller Inseln zum Berichte über die methodistische Mission aufgefordert wurden und weiterhin nicht nur Lamb freigelassen wurde, sondern die Behörden allgemein sich freundlicher stellten. In Jamaika waren die Fortschritte noch immer gering, die Mission hatte Spott und Hohn zu leiden. Ein Herr, der Coke zu sich eingeladen, rief ihm mitten in der Ansprache zu: „Wenn das wahr wäre, was Sie sagen, müßten wir alle in die Hölle. Ich will von Ihrer ganzen Lehre nichts wissen!" In Antigua hielt Coke eine Versammlung aller Missionare; auf 12 Inseln waren 10 Männer tätig, und ihre Gemeinden zählten 6570 Glieder.

5. Neue Aufgaben nach Wesleys Tode.

Am 2. März 1791 war der Vater des Methodismus heimgegangen. Fast schien es, als würde die von ihm begründete Kirchengemeinschaft nach dem Tode ihres großen Führers sich wieder auflösen. Auch Coke, obgleich einer von Wesleys vertrautesten Mitarbeitern, geriet in Zweifel. Es hatte ihn tief verstimmt, daß man ihn als Amerikaner ansah und die Heidenmission ganz auf ihm allein ruhen ließ, als ginge sie die Kirche nichts an. Ein Brief Asburys aber, der sich glücklich pries, auf mühevollen Wanderungen jahraus jahrein dem Herrn an der Gemeinde dienen zu dürfen, gab schließlich den Ausschlag, daß auch Coke beschloß, mit fröhlichem Herzen jedes Opfer zu bringen. In der Konferenz zu Manchester wurden alle Spaltungen überwunden. Immerhin nahmen fortan die heimatlichen Angelegenheiten Cokes Arbeitskraft wieder mehr in Anspruch. Er veröffentlichte im Auftrage der Konferenz eine Biographie Wesleys und arbeitete eine praktische Bibelauslegung aus, die zwar ursprünglich für die Gemeinde bestimmt war, aber viel umfangreicher wurde, als im ursprünglichen Plane lag; erst nach 15 Jahren lag sie in 9 großen Quartbänden fertig vor. Vor allen Dingen fiel ihm die Aufgabe zu, die methodistische Reisepredigt planmäßig einzurichten und ihr Netz über die ganze englisch sprechende Welt auszudehnen.

Große Sorge verursachte ihm die Lage in Nordamerika, wo mit dem übermäßig schnellen Wachstum des Methodismus Zucht-

losigkeit und Verweltlichung einzureißen drohten und innere Kämpfe ausbrachen, denen der alternde Asbury nicht gewachsen war. Die Folge von Cokes sechster Reise über den Ozean 1796 war sogar der Entschluß, sich dauernd drüben niederzulassen. Als er aber nun in Großbritannien bewegliche Abschiedsreden hielt und ein Band nach dem andern zu lösen anfing, erhob sich allgemeiner Widerspruch gegen die Trennung; man konnte Coke noch nicht entbehren, besonders war niemand da, der die Fürsorge für das Missionswerk unter den Heiden übernommen hätte. So gab die Konferenz 1797 ihm eine Ansprache an die amerikanischen Gemeinden mit, in welcher sie diese bat, Coke aus ihren Diensten zu entlassen. In Amerika ging man aber darauf nicht ein. Das eigentümliche Doppelverhältnis blieb darum für Cokes Lebenszeit weiter bestehen.

Die Fahrten Cokes in diesen Jahren waren merkwürdig reich an Not und Gefahren. Als er im Februar 1797 von Amerika zurückkam, warf ein Sturm im Kanal das Schiff 15 Tage lang auf derselben Stelle umher, darauf folgte anhaltende Windstille. Der abergläubische Kapitän bestand darauf, sie würden nicht eher Wind bekommen, bis Coke den großen Folianten, in welchem er studierte, ganz durchgelesen hätte. Er las mit möglichster Beschleunigung und bei der letzten Seite konnte das Schiff wieder segeln. Bei der Rückkehr nach Amerika im August desselben Jahres geriet das Schiff einem französischen Kaperschiff in die Hände und wurde nach einem französischen Hafen geschleppt. Die Reisenden verloren alle Habe. Coke und seine Bücher packte man auf ein nach Amerika gehendes Fahrzeug, so daß er halbnackt drüben ankam.

Nicht uninteressant ist, daß Coke schon 1792 einen Missionsversuch in Paris unternahm. Nur wenige französische Protestanten gesellten sich zu ihm, das übrige Paris hatte in jener Schreckenszeit kein Ohr für das Evangelium. Erfolgreicher war später sein Wirken unter den französischen Kriegsgefangenen, von denen 7000 in Schiffen auf der Themse lagen. Mit Genehmigung der Regierung besorgte er für sie französisch sprechende Geistliche und manche Bibel hat nachher auf diesem Wege in Frankreich Eingang gefunden. Die Kosten bestritt er aus eigenen Mitteln.

Daß ihm fortgesetzt der Gedanke an die Heidenwelt das Herz bewegte, zeigt die Aussendung von Missionaren nach West-

afrika. Der erste, von Wilberforce freudig begrüßte und von vielen Seiten unterstützte Versuch, 1795 unter den Fula eine Missionskolonie zu gründen, scheiterte allerdings, da die ausgesandten Handwerker, durch ihre Frauen entzweit, wieder umkehrten. Aber ein zweites Unternehmen hatte bessern Erfolg. Farbige Christen, die aus Amerika entflohen und in Sierra Leone sich niedergelassen hatten, baten um Prediger. Coke sandte den Missionar Warren mit drei Schullehrern aus. Obwohl Warren schon 1812 starb, so blieb doch die methodistische Mission neben der englisch-kirchlichen in der Kolonie bestehen und wurde durch neue Aussendung 1814 wieder befestigt.

Am meisten galt Cokes Fürsorge auch in späteren Jahren der westindischen Mission. Um Interesse für sie zu erwecken, schrieb er eine zweibändige Geschichte Westindiens. Eine Reise nach Holland, auf der er den dortigen König um Missionsfreiheit auf den holländischen Inseln angehen wollte, verlief erfolglos. Erst 1804 gab der Gouverneur von St. Eustach auf die Vorstellungen eines Pflanzers hin die Mission frei. Im Jahre 1808 durfte Coke noch einmal für die Farbigen auf Jamaika wirksam eintreten. Die dortige Regierung hatte ihnen den Kirchenbesuch verboten. Zu Hunderten umlagerten sie Sonntags die Kirchtüren und riefen unter Tränen: „Massa, wir nun nicht mehr in den Himmel gehen dürf! Weiße Menschen nicht will, daß wir Schwarzen Gott dien. Jetzt schwarze Menschen wie ein Tier bleib und nicht mehr lern." Cokes entschiedene Eingabe in London hatte die Wirkung, daß der Ministerrat nach 16 Monaten die in Jamaika erlassenen Verordnungen aufhob. Die Agitation für Aufhebung des Sklavenhandels gewann durch diese Vorgänge neue Kraft.

Bis an sein Ende war Coke der alleinige Träger des Missionswerkes. Die Konferenz stimmte zwar über die Aussendung der Missionare ab, aber die Leitung des Werkes und vor allem die Aufbringung der Mittel blieb Coke überlassen. Unermüdlich reiste er umher, um die Gemeinden dafür zu erwärmen und Haus bei Haus Beiträge zu sammeln. Die Defizits deckte er dann aus seiner Tasche. Sein ganzes großes Vermögen opferte er nach und nach dem Reiche Gottes, er selbst lebte äußerst einfach und anspruchslos.

Auf Kollektengängen in Bristol 1805 hörte er von einer

frommen und wohltätigen, sehr vermögenden Miß R. Smith. Er besuchte sie und erhielt eine Anweisung auf 100 Guineen (2000 Mark), die er auf ihrem Landgute abholen sollte. Als er sie dort aufsuchte, verdoppelte sie ihre Gabe. Die Demut und Freudigkeit ihres Wesens erfüllte Coke mit Achtung, er lernte sie näher kennen und vermählte sich mit ihr im April 1805. Sie stellte Person und Eigentum völlig in den Dienst des Herrn und ertrug willig alle Beschwerden als Begleiterin ihres Mannes auf seinen Reisen bis zu ihrem frühen Heimgange 1811.

6. Cokes letzte Fahrt zum Beginne der indischen Mission.

Im Jahre 1813 erschien Buchanans Schrift über das Christentum in Asien und weckte allerorten neues Interesse für die Mission in Indien. Cokes alter Lieblingswunsch reifte jetzt zum Entschluß: er lernte mit Eifer portugiesisch, denn Buchanan hatte ihn besonders auf Ceylon als hoffnungsvolles Arbeitsfeld hingewiesen. Seine weitausschauenden Pläne wurden von der Konferenz zwar anfangs abgelehnt, aber nach einer ganz im Gebete verbrachten Nacht trat Coke unter sie mit einer flammenden Rede, welche alle Bedenken überwand, zumal er 120 000 Mark als Rest seines Vermögens anbot. Man nahm nur 66 000 Mark als Darlehn an und ordnete 5 Missionare ab, von denen 1 für Südafrika, 1 für Java, 3 für Ceylon bestimmt waren. Zwei Lokalprediger, die von Beruf Buchdrucker waren, und eine gut ausgerüstete Druckerpresse nahm Coke außerdem mit. Nun endlich nahm ihm die Konferenz auch die Missionsverwaltung ab, ernannte eine Missionsdirektion und regte zur Bildung von Hilfsvereinen an, die sich drei Jahre später zur Wesleyanischen Missionsgesellschaft zusammenschlossen.

Damit war das letzte Band gelöst und der Greis ließ sich nicht mehr halten, obgleich die Freunde im Blicke auf seinen körperlichen Zustand abmahnten. Die Reisegesellschaft verteilte sich auf zwei Schiffe, die im Gefolge einer britischen Flotte am 1. Januar 1814 von Portsmouth abfuhren. Obgleich die Ostindische Kompagnie das Predigen auf ihren Schiffen verbot, konnte Coke doch bald Bekehrungen unter Passagieren, Matrosen und Soldaten verzeichnen. Unter den Reisenden gab es viel Krankheit und Todesfälle, die Frau eines Missionars starb während der Fahrt um Afrika. Eine so lange Reise auf damaligen Segelschiffen war an sich schon eine

Gesundheitsprobe. Trotz aller Schwachheit sah aber Coke nur glaubensfreudig vorwärts. An einen Freund schrieb er:

„Wie süß ist doch das Wort Gottes! Mir ist's, ich habe seine unübertreffliche Kostbarkeit nie so geschmeckt als seitdem ich auf dem Schiffe bin. Mehr als je fühle ich den Wert stiller Zurückgezogenheit und heiliger Seelenruhe, und ich darf mit mehr Wahrheit von meinem Gott als einst Vergil von seinem Augustus sagen: Deus nobis haec otia fecit (Diese Ruhestunde hat mir Gott gegeben)! Und dennoch kann ich die 1000 Stunden nicht beklagen, welche ich im glorreichen Betteldienste für die Sache meines Gottes zugebracht habe. Die hundert Tausende von Gulden, die ich für die Mission einsammeln durfte, und die herrlichen Wirkungen derselben sind eine mehr als reiche Entschädigung für alle Zeit und Mühe, die ich auf das Sammlergeschäft verwendet habe. Das Ganze war in Gott und für Gott getan. Aber wie hätte mein Herz es ertragen können, wenn nach meiner Abreise von England alle unsere bereits bestehenden Missionsplätze ohne Hilfe geblieben wären? Daß es ein Werk Gottes ist, habe ich auch am Ende noch deutlich erkannt. Der Herr allein hat dasselbe angefangen, und Er allein hat es auch wachsen lassen, und wenn ich mit tiefem Gefühle der Demut es aussprechen darf, Er hat mich an den seligen Dienst gefesselt, sein Handlanger zu sein. Noch ehe ich absegelte, hat der Herr zum Norden gesprochen: Bringe deine Kinder her, und zum Süden: verweigere sie nicht! Auch der Westen ist hervorgetreten, und die Christenwelt fängt an, aus einem langen, langen Schlummer einmal aufzuwachen. Wie wohl und leicht ist mir nun ums Herz geworden. Nach dem stillen Umgange mit meinem Gott habe ich keine größere Freude auf dieser Welt. Und nun eile ich munter und vergnügt nach Asien."

Als Coke dies schrieb, stand er schon nahe vor dem Ende seiner Pilgerschaft. Nach kurzer Unpäßlichkeit starb er am 3. Mai 1814 im 67. Lebensjahre; man fand ihn früh entseelt in der Kabine. Am Abend versenkten sie die Leiche nördlich von Madagaskar in die Fluten des indischen Ozeans. Für die ihn begleitenden Missionare hatte sein Tod zunächst trübe Folgen, denn Cokes Nachlaß mitsamt der Kasse wurde von dem Kapitän den gesetzlichen Bestimmungen gemäß beschlagnahmt, bis zur gerichtlichen Regelung, die Missionare hatten kaum 20 Mark, als sie in Bombay an Land gingen. Nach der ersten Bestürzung hatte einer von ihnen ausgerufen: „Glauben ist nun Alles!" Dies Gottvertrauen wurde auch nicht zu schanden. Freunde in Bombay nahmen sich ihrer an und die Regierung übertrug ihnen die Aufsicht über eine Anzahl Regierungsschulen in Ceylon. Nach einem schweren Anfange gelang es von Colombo aus ihre Arbeit dauernd zu begründen.

In drei Weltteilen hat Coke das Wesleyanische Missionswerk begonnen, nicht immer vorbildlich durch die Unrast und Eilfertigkeit, die notwendig auch eine gewisse Oberflächlichkeit zur Folge haben mußte, aber bewundernswürdig in seiner Welteroberungslust und aufopfernden Tatkraft. Was hat dieser Mann, der allein neunmal nach Amerika fuhr, gearbeitet und gelitten, gezeugt und gekämpft um des Herrn willen! Er ist der Typus eines Methodisten mit allen Schwächen und Vorzügen, ein sich selbst vergessender und verzehrender Diener seines Herrn Jesu.

Quellen: Grundemann, Kl. Miss. Bibl. — Bunting, The father of our missions. London, ohne Jahr. — Moister, History of Wesleyan missions. London 1871. — Ev. Miss. Magazin 1825. — Vormbaum, Ev. Miss.-Gesch. in Biogr. IV, 5. 1860.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1906.

Bilder aus dem indischen Frauenleben.

Von Hanna Rhiem.

1. Seltsame Prinzessinen.

Die Tropensonne sendet ihre glühenden Strahlen auf die Ebene östlich vom Indus, oft die Wüste Thar genannt. Vor vielen hundert Jahren war sie grün und fruchtbar, aber seit der Indus wie eine Riesenschlange weiter westlich kroch, folgten die Menschen seinem Lauf und verließen ihre Paläste, Städte, Tempel und Dörfer, um in der Nähe des „Königs Indus" zu bleiben. Heutzutage ist die Ebene künstlich bewässert durch Kanäle und eine Eisenbahnlinie windet sich hindurch und bringt Zivilisation und Getreide in die Orte der Wüste. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens hat sich bewiesen, und wo Kanäle, Brunnen und Teiche angelegt sind, strotzt das Land in üppiger Fruchtbarkeit; aber ohne das belebende Element herrscht Tod und Dürre, denn in diesem Lande regnet es nicht. Die Stadt Sultan-Kot liegt am Indus, und gerade gegenüber auf einer Insel inmitten des Flusses ragen die Ruinen eines mächtigen Forts empor, das einst den Mittelpunkt und Schlupfwinkel der Könige der gewaltigen Kalhora-Dynastie bildete. Weiter entfernt vom Flusse ist eine sandige Ebene, auf der überall, hier und da verstreut, mohammedanische Gräber, Moscheen, Schreine von „Piren" (mohammed. Heilige) und Ruinen von Wohnhäusern emporragen. Hier hausen noch, in zähem and loyalem Festhalten an die Tradition geschwundener Herrlichkeit, die Nachkommen der Untertanen der Kalhora-Dynastie, und das feurige stolze Blut afghanischer Krieger rollt in ihren Adern. Eine alte Ruine besonders fesselt unsern Blick. Die Mauern ragen zackig und unregelmäßig empor; ihr Umfang zeigt, daß dies einst ein stolzes Haus einer edlen Rasse gewesen sein muß. Kaum können wir uns vorstellen, daß hier noch menschliche Wesen hausen, aber nachdem wir durch das riesige düstere Portal geschrit-

ten sind, in dem noch eine Torhälfte an einer mächtigen Angel hängt, befinden wir uns in einem weiten Hofraum, wo einige magere Kühe und Ochsen an Reisstroh nagen, und zwei der ungefügen, hölzernen Ochsenwagen belehren uns, daß hier Menschen leben, die in kümmerlicher Weise durch Ackerbau ihr Leben fristen.

In der Ferne sehen wir zwischen den Sandwellen smaragdgrüne, leuchtende Punkte. Ein alter Mohammedaner in schmutziger, vernachlässigter Kleidung, dessen weiße Haare und Bart rot gefärbt sind mit „Henna" — eine Gewohnheit, die allen Nachfolgern des Propheten eigen ist — empfängt uns mit ritterlicher Höflichkeit und fürstlicher Herablassung, und deutet mit einer Handbewegung an, daß sein Palast zu unserer Verfügung steht. Zwei schwarzbärtige Männer, seine Söhne, sind unterdes, wie aus der Erde gewachsen, erschienen; sie starren uns etwas stumpfsinnig an und haben nicht die altmodische Höflichkeit des Alten. Wir fragen, ob er Frau und Töchter hat, und er erwidert, daß die „Prinzessinen" in ihren Gemächern sind, und obwohl sie sonst nur den Augen ihrer Untertanen sichtbar sind, uns mit großem Vergnügen empfangen werden. Nach etwa 5 Minuten gelangen wir durch eine Türöffnung in ein Gemach, das fensterlos ist, und nach dem blendenden Sonnenschein vollkommen dunkel scheint. Nachdem sich aber die Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, entdecken wir, daß es ein großes, hohes und fast ganz leeres Gemach ist, dessen Säulen und Wände die Überreste künstlerisch ausgeführten Stuckes und geschickter Schnitzereien tragen. Allmählich unterscheiden wir auch eine ganze Anzahl weiblicher Gestalten. Nach dem üblichen „Bism Allah" (im Namen Gottes) und rechts- und linksseitiger Umarmung, einer Zeremonie, die wenigstens 20 Minuten dauert, weil die Prozedur mit jeder Einzelnen vorgenommen werden muß, werden wir eingeladen, auf der flachen Bettstelle Platz zu nehmen, die mit einem türkischen Teppich bedeckt ist.

Obwohl diese Frauen noch nie in ihrem Leben eine weiße Frau gesehen haben, und unser Besuch ein ganz überraschender ist, zeigen sie durchaus kein Erstaunen, noch starren sie uns roh an oder stellen unbequeme Fragen, wie es andere Frauen stets tun. Ihr ganzes Benehmen zeugt von Rasse und edlem Blut; sie stellen nur die gewöhnlichen Fragen der Etikette nach unserm Befinden und warten dann, daß wir die Unterhaltung beginnen und ihr den Ton

geben, den wir wünschen. Unsere Wirtinnen entwickeln sich als sehr interessante Persönlichkeiten. Die Frau des Alten ist tot, aber die Familie besteht aus seinen 4 Töchtern, einer Schwägerin und den beiden Schwiegertöchtern. Die 4 Töchter sind im Alter von 20—40 Jahren, und zu unserm unermeßlichen Erstaunen unverheiratet. Sie erklären uns ohne falsche Scham — denn unverheiratet zu sein, ist die einzige Schande, die eine indische Frau kennt — daß von hier bis Bokhara kein Mann solch edlen Geschlechts sei, daß sie ihn heiraten könnten und daß sie unverheiratet leben und sterben müssen. Der tiefste Grund ist ihre Bettelarmut, aber das einzugestehen, sind sie viel zu stolz. Wenn wir an die vielen wohlhabenden und angesehenen Mohammedaner denken und an die, die unter der englischen Regierung sich emporgearbeitet haben, kommt uns die Situation nicht wenig komisch vor. Ferner bitten sie um Entschuldigung, daß sie ihre seidenen Gewänder und Juwelen uns zu Ehren nicht angelegt haben, „aber," sagen sie, „euer Besuch war so unerwartet, daß wir nicht Zeit hatten, sie aus den Kisten zu nehmen, denn aus Furcht vor Dieben verschließen wir sie meist." Natürlich wissen wir, daß keine solchen Sachen existieren. Die ärmlichen, schmucklosen und aus grobem Stoff gefertigten Gewänder sind alles, was sie besitzen. Und doch, sie halten sich mit einer Hoheit und bewegen sich mit einer Grazie, die einer Fürstin würdig ist. Die 4 Schwestern sind die Hauptpersonen; die Schwägerinnen, die Töchter einfacher aber achtbarer Pächter sind, werden wie Sklavinnen behandelt. „Sie sind sogar auf der Eisenbahn gereist und haben das Land gesehen," sagt die älteste Schwester Halima Bibi verächtlich, „wir haben nie etwas anderes gesehen als diese Mauern," sagt sie stolz. Wir erzählen ihnen nun von der Außenwelt und von den Wundern dieser Erde und schmeicheln uns, einen Eindruck zu machen, aber sie bleiben ganz unberührt und sagen zum Schluß mit mitleidigem Lächeln: „Ja gewiß, wenn man niederer Kaste ist, sieht man alle diese Dinge, aber wir sind nie verunreinigt durch den Blick eines Mannes, noch würde irgend jemand wagen, uns den Vorschlag zu machen, dies Haus zu verlassen." — „Ihr solltet doch dies Haus ausbessern lassen," sagen wir vorschnell, „es hat solch schöne Säulen und Malerei, und würde prachtvoll aussehen." Aber leidenschaftlich blitzten die Augen der Jüngsten, und ihre feinen Nasenflügel beben: „Nie würden wir dies Haus entstellen dadurch, daß die Hände niederer Arbeiter es be-

rühren. Zwischen hier und Delhi giebt es kein Haus, das diesem zu vergleichen wäre." Arme Dinger! Sie haben ja nie ein Haus oder nur das Bild eines Hauses gesehen, denn der orthodoxe Mohammedaner verabscheut Bilder. Wir fühlen uns ganz beschämt, und um die beleidigten Hoheiten zu besänftigen, bitten wir sie, uns ihre Familiengeschichte zu erzählen. Ja, nun schwelgen sie in der ruhmreichen Vergangenheit; das ist das Kapital von dem sie zehren!

Der Großvater war Prinz Shah Mohamed, ein Sprößling der afghanischen Durani-Dynastie und Staatsminister des letzten Königs, der von den Engländern besiegt und abgesetzt wurde, ein blutdürstiges Ungeheuer, wie die Annalen der Geschichte erzählen, aber in den Augen unserer Prinzessinnen ein Halbgott. Die englische Regierung hatte dem Minister freie Erziehung der drei Söhne und Anstellung im Staatsdienst versprochen, aber da der eine an Cholera starb, argwöhnten sie Gift, denn das Sprichwort: „Was ich selber denk' und tu', das auch trau' ich andern zu," ist besonders auf die Orientalen anwendbar. So hatte sich denn der „Minister" mit seinen beiden Söhnen in finsterem Grimm in seinem Hause vergraben. Das war nun über fünfzig Jahre her. Da draußen rauschten die Wogen des Lebens, mit kräftigem Schritt kam Zivilisation und die Bildung des Westens, und alles mußte ihr weichen, alles strebte empor, voran; aber dies Fleckchen Erde verharrte in starrem Konservatismus. Lieber Hungers sterben als etwas lernen, denn dadurch würde man sich so weit erniedrigen, zu beweisen, daß man die „Feringhis" (Engländer) brauche. Ein paar Morgen Acker waren dem „Prinzen" gelassen. Weder er selbst noch die beiden Söhne kümmerten sich darum; sie lebten in Saus und Braus von dem wenigen, das geblieben war, ritten in schäbigen, goldbestickten Röcken auf klapperdürren Gäulen auf die Jagd mit Falken und Treibern. Aber der Staat dauerte nicht lange. Der zweite Sohn — der Alte, den wir zuerst trafen — wurde der Hüter des Grabes seines Vaters, zu dem fromme Pilger wallfahrteten, da dem Grabe wunderwirkende Kräfte zugeschrieben wurden. Die Enkel aber hatten, vom bittern Hunger getrieben, selbst Hand an den Pflug legen müssen, obwohl die Schwestern lächelnd versicherten, daß sie stets den Brüdern zuredeten, Knechte zu halten; aber die Brüder seien eben wunderlich und es mache ihnen Spaß, selbst zu arbeiten. Mit solcher Wunderlichkeit müsse man eben Geduld haben.

Wir fragten nun, ob wir ihnen etwas von unserem Propheten erzählen dürften, was sie mit gnädigem Lächeln erlaubten, sie hörten auch ganz aufmerksam und höflich zu, bemerkten aber nachher: „Ja, euer Prophet war ein guter Mann, aber vergleicht ihn nur mit Mohammed; wie viele Pferde hatte er, wie viele Frauen und Soldaten! Und am Tage der Auferstehung werden alle Heiligen die Füße von Mohammed und Jesus küssen, aber zuletzt wird Jesus die Füße von Mohammed küssen."

Rührend und wirklich edel war ihre Gastfreundschaft, sie brachten Eier und Weizen, wollten uns gern ein Mahl bereiten und luden uns ein, die Nacht zu bleiben. Als wir ihnen eine niedliche Arbeitstasche mit Zwirn und Schere anboten, blitzten ihre Augen zuerst begehrlich auf, denn sie hatten gewiß noch nie eine Schere besessen; aber gleich darauf sagte eine von ihnen mit königlicher Handbewegung: „Vielen Dank für den Beweis eurer Freundschaft; aber die Frauen unseres Geschlechts nehmen keine Geschenke, wir haben ja alles, was wir brauchen". Mit vielen Umarmungen und Beteuerungen der Freundschaft schieden wir von einander, sie froh, daß sie uns einen Eindruck der Überlegenheit ihrer Rasse über die Europäer gegeben, wir froh, daß wir die Bekanntschaft eines uns bisher fremden Stückchen Lebens und Denkens in Indien gemacht hatten.

2. Kismat.

Batschal war kein schlechter Mann; erstens war er zu arm, um den Lastern zu fröhnen, die die wohlhabenden Mohammedaner kennzeichnen, und zweitens war er auch weder ein Spieler noch ein Trinker, gab seinem „Pir" (geistlichem Oberhaupt) den Zehnten seines Einkommens, den er sich abdarbte, um das gottwohlgefällige Werk zu tun, betete an den Schreinen der Heiligen und sagte seine Gebete zur bestimmten Zeit, wenn nichts anderes dazwischen kam. Aber in seinem Hause ist man doch Herr, und wenn Ochsen, Esel, Frauen ihre Schuldigkeit nicht tun, muß man's ihnen eben handgreiflich lehren. So gab er denn der armen Hanifa, die mit verhülltem Angesicht in der Ecke saß, mit dem Fuß einen Stoß in die Rippen und schimpfte: „Steh' auf, faules Schwein, und beeile dich, die Mittagstunde ist vorbei, und wo ist mein Reis?" Die Angeredete schluchzte trocken und taumelte, mit beiden Händen ihren Kopf haltend, auf den Kochplatz zu, wo die beiden kleinen Mädchen, ab und zu einen

verschüchterten Blick auf den Vater werfend, das Feuer anbliesen, und mit den kleinen Händen geschickt die flachen, orientalischen Brote formten. Hanifas Augen sahen schrecklich aus, sie waren ganz rot und mit Eiter gefüllt; der geringste Lichtstrahl durchzuckte sie wie ein Blitz, und der Rauch, mit dem das kleine dunkle Lehmgemach angefüllt war, durchbohrte den armen Kopf wie mit Dolchstichen.

Nun waren es zwei Monate, seit das Elend begann, zuerst waren ja ihre Augen nicht schlimmer gewesen, wie die anderer, und sie konnte, wenn auch mit blinzelnden, zusammengekniffenen Augen, ihre Arbeit tun. Und der gab es nicht wenige. Die Ziegen mußten gemolken, das Haus gereinigt, dann das Frühstück bereitet werden, und nachher ging es auf's Feld; denn Batschal hatte einige Morgen Land gepachtet, auf dem Weizen, Balerie und Puari, indische Getreidearten, angebaut wurden. Manchmal mußte sie graben, manchmal den Pflug ziehen, oder die beiden Ochsen treiben, die das knarrende Wasserrad drehten. Von der Ernte mußte Batschal drei Teile an den Eigentümer Khan Sahib geben, und zwei Teile behielt er selbst. An ihre und der Kinder Kleidung konnte Hanifa nicht viel denken; einmal im Jahre vielleicht gab ihnen Batschal groben dunkelblauen und weißen Stoff, aus dem sie in notdürftiger Weise Jacken, Pumphosen und Tschadars (orientalische Kopfbedeckung) für sich und die beiden Kinder anfertigte. Batschal hatte ihr versprochen, ehe das letzte Kind geboren wurde, ihr silberne Armringe und eine gestickte, mit kleinen Glasstückchen verzierte Jacke zu schenken, und Allah sei gepriesen, es war ein Knabe, und am sechsten Tage, als der Mullah kam, um den Namen zu geben, hatte Batschal ihr diese Herrlichkeiten geschenkt. Doch nach einer Woche war das elende kleine Ding gestorben; Hanifa hatte sich zu sehr überarbeitet, und das winzige Wesen hatte keine Lebenskraft. Da war Batschal wütend geworden und hatte sie sehr geschlagen, ihr die silbernen Armringe fortgenommen und sie Hasara, der lachenden dicken Witwe gegenüber, gegeben, in deren Hause er oft tagelang weilte. Da hatte Hanifa so viel geschrieen und geweint, bis ihre Stimme heiser und ihre Augen rot waren, und das war der Anfang vom Ende.

„Jetzt habe ich genug von dir, du Tochter einer Eule," schrie Batschal; „nimm das Lumpenpack hier — auf die kleinen zitternden Mädchen deutend — und laß dich hier nicht wieder blicken, bis du arbeiten kannst. Was nützt einem eine Frau, wenn sie den ganzen

Tag wimmert wie eine Katze und sich den Kopf hält." Und am Abend saß Hanifa ganz still, mit dem Kopf zwischen den Knieen, in dem kleinen Hofe ihrer einzigen Schwester, die immer wieder mißbilligend den Kopf schüttelte und sagte: „Er hat auch ganz recht, was soll denn einem Mann eine kranke Frau nützen! Ich weiß auch nicht, Schwester, was ich mit dir machen soll; die Kinder können ja Kuhmist sammeln und das Getreide mahlen helfen, und ich will ihnen wohl ein Stück Brot geben, aber Allah hat die Mädchen im Zorn geschaffen." Hanifa schien ganz gefühllos, in Wirklichkeit war sie von dem körperlichen und seelischen Schmerze so übermannt, daß sie weder denken, sprechen noch handeln konnte, und als die Schwester sie drängte, an der dürftigen Abendmahlzeit teilzunehmen, schüttelte sie nur den Kopf. Am nächsten Tage schleppte sie sich mühsam an das Grab eines Heiligen und sagte dort so oft das „Kalama," bis sie fast wahnsinnig wurde, und als am Abend ihre Augen noch ebenso böse und eitrig waren, zuckten die Leute die Achseln und sagten, es sei eben „Kismat" (Schicksal). Es fiel niemandem ein, daß man die Augen reinigen und waschen könne und so die Schmerzen lindern. Im nächsten Dorfe war ja ein kluger Babu (gebildeter Hindu), der europäische Medizinen gab, aber Hanifa und ihre Freundinnen sagten, sie solle lieber blind werden, als so schamlos zu sein, ihr Angesicht einem fremden Manne zu zeigen.

Da, o Freude! kam eine Frau in das Haus von Hanifas Schwester gelaufen und sagte: „Adi (Schwester) höre: Eine weiße Frau ist vorgestern in das Haus der Sahibs (Regierungs-Rasthaus) gekommen, und sie hat Fatima eine herrliche Medizin für ihre Augen gegeben. Komm Schwester, laß uns Hanifa dahinführen; unsere Männer sind ja fort und wir wollen uns verhüllen." So überredete die gutmütige Nachbarin Hanifa und ihre Schwester, und sie brachten die ächzende Kranke zu der weißen Ärztin, einer Missionarin. Mit Schaudern sah diese die Augen der armen Dulderin, sie allein konnte verstehen, was die Ärmste durchgemacht haben mußte; hinterher trabten die beiden kleinen Mädchen. „Wo ist dein Haus, Hanifa?" fragte die Ärztin, aber sie schüttelte nur den Kopf, indem sie mit den abgezehrten Händen flehentlich die Füße der Ärztin umklammerte, während die andern derselben klar machten, daß Hanifas Mann gerechterweise sehr ärgerlich über sie sei und sie ausgestoßen habe. Die Ärztin seufzte nur, zu oft mußte sie dasselbe hören. „Höre,

Hanifa," sagte sie, „komm mit mir in die Stadt; es ist von hier nicht so weit, und ich will in meinem Krankenhause deine Augen in einem Monat gesund machen." — „Wie soll ich kommen, Herrin," sagte die Ärmste hoffnungslos, „ich habe ja kein Geld zur Reise und auch nichts zu essen. Denn mein Mann gibt mir nichts, und meine Schwester ist zu arm." Die Ärztin erklärte, daß sie für all dies sorgen würde. „Und die Kinder?", warf Hanifa wieder ein; „es sind ja nur Mädchen," sagte sie entschuldigend, „aber ich liebe sie doch." — „Auch die darfst du mitbringen," erwiderte die Ärztin, „ich will sie versorgen, solange du bei mir bist."

Hanifa saß eine Zeitlang schwankend da, in ihrem armen, verdüsterten Verstande suchte sie nachzudenken, was das Rechte sei. Ach wie schön, die Aussicht, ihre Augen geheilt zu sehen! Aber endlich schüttelte sie langsam den Kopf! „Ich kann es doch nicht tun, so weit fortgehen und meinen Herrn garnicht sehen; nein, ich muß hier bleiben, damit ich da bin, wenn er mich ruft." Vergebens waren alle Versuche der Missionarin, ihr zu erklären, daß ihr Mann sie doch der kranken Augen wegen ausgestoßen habe, und daß es unmöglich sei, daß ihre Augen von selbst wieder gut würden. — „Genug," sagte Hanifa, „der Wille Allahs geschehe, es ist mein Kismat, sterbe ich, so sterbe ich." — „Sie hat recht, sie hat recht," sagten die beiden andern, mit den Köpfen nickend und einander verständnisvoll anblickend; „es ist Kismat, alles Kismat, wie es für sie geschrieben ist, so muß es sich erfüllen. Warum soll sie so weit fortgehen? Laß sie in unserm Hause sitzen, und laß uns sehen, ob ihre Augen gut werden oder nicht." Das war das letzte Wort. Kein Überreden, keine noch so klaren und einfachen Gründe konnten dieses verhängnisvolle „Kismat" ändern.

Und so wankte Hanifa davon, von der Freundin und Schwester geführt, und wünschte in Batschals Haus geführt zu werden. Auf der Schwelle saß sie, bis Batschal sie mit dem Fuß fortstieß. Dann umarmte sie Batschals Füße, und stolperte weinend und mit den Händen tastend, in das elende kleine Haus ihrer Schwester und verkroch sich in die dunkelste Ecke, indem sie murmelte: „Subhan Allah" (Allah sei gepriesen). „Kismat, Kismat!"

3. Ohren haben sie und hören nicht.

Der Himmel Erz! und die Erde Stein! Wie der Hauch eines Glutofens strich der Wind über die trockene, zerklüftete Erde, aus

der die kahlen Bäume wie Skelette hervorragten. Schrecklich, diese Wesen! Können es Menschen sein, diese knochigen Gerippe, nur mit Haut bedeckt, diese fleischlosen, grinsenden Lippen, diese glanzlosen Augen, tief in den Höhlen liegend, gehören sie Gespenstern an? Sie hocken alle vor einem großen, weißen Tor, dumpf, starr, aber doch auf etwas wartend. Jetzt richten sie sich auf und lauschen. Eine wilde Gier flammt in den Augen auf; die Finger krallen sich. Die Stunde der öffentlichen Getreideverteilung an die Hungernden ist da. Der reiche Hindu-Kaufmann erwirbt sich ewiges Verdienst, indem er täglich etwas mit Sand vermischtes Mehl den Hungernden zuwirft. Wie Bestien fallen sie darüber her, kratzen, balgen, beißen einander. Schüchtern sitzen einige Gestalten da, in dürftige Lumpen gehüllt; es sind Hindufrauen der besseren Kaste. Sie hatten gehofft, verstohlen etwas erhaschen zu können. Mit verlangenden Augen schauen sie auf die mit Mehl gefüllten Körbe; aber ins Handgemenge mischen sie sich nicht. Enttäuscht schleicht eine nach der andern davon.

Am längsten bleibt Ruktu Bai stehen; zwei Tränen rollen über das eingefallene Gesicht, als sie endlich langsam sich abwendet und heimgeht. Auf dem Wege kommt sie an dem Tempel des Ganesch, des elephantenköpfigen Gottes, vorbei. Demütig wirft sie sich nieder und berührt mit ihrer Stirn die Schwelle des Heiligtums Zaudernd bleibt sie dann in dem halbdunkeln Hofraum stehen und schaut in das geheimnisvolle Gemach, aus dem die singenden Stimmen der Priester erschallen. „Schon zwei Rupien (2,50 Mk.) habe ich ihm geopfert, und noch ist der Reis nicht billiger, und mein kleiner Goldsohn Hira stirbt vor Hunger. Mit leeren Händen wage ich nicht vor den Swami (Herrn) hinzutreten. Vielleicht war doch die Gabe zu gering, Noch habe ich ja den goldenen Ohrring in der Hütte verscharrt; wird er mich hören, wenn ich ihm den gebe?" Während sie sinnt läutet der Brahmine ein silbernes Glöcklein; das Opferfeuer flammt drinnen auf, und die Opfernden und Anbeter nähern sich mit vielem Händefalten und Beugen, der Brahminen Füße mit der Stirn oder den Händen berührend. Einer derselben hat bald die zagende Frau gewahrt. „Nun, Mai", ruft er gönnerhaft, „kommst du heut mit leeren Händen?" — „Oh Maha Radsch, großer Herr," erwidert die Arme in Verzweiflung, „der Swami hört mich ja nicht. Alles habe ich ihm dargebracht, und noch sind die Preise dieselben, 2 Pfund für die Rupie, und mein kleiner Hira,

mein Augapfel, er siecht dahin, sein Leben vertrocknet; er wird sterben, wie so viele andere." — „Sieh dich vor, Mai," entgegnet der wohlgenährte Diener der Gottheit, der sich mästet an den Witwenscherflein der Verhungernden, sie mit den lüsternen Äuglein listig anblinzelnd, „hast du wohl noch etwas im Hause, das du dem Erhabenen vorenthältst? Bis du das bringst, kann er dich nicht erhören". Gedemütigt schleicht die Ärmste davon. „Es muß sein," sagt sie sich; „gebe ich den goldenen Ohrring, mein Letztes, so wird der Gott gnädig sein."

In der Dunkelheit, während die schwüle Luft wie Blei auf der vertrockneten Erde lastet, betritt sie das dürftige Lehmgemach und zündet die winzige Öllampe an. Ein leises Winseln grüßt sie; ein mit Lumpen bedeckter Gegenstand bewegt sich schwach, und ein Stimmchen lallt mit Anstrengung: „Essen, Mutter, gib mir zu essen!" Die Mutter nimmt das kleine abgezehrte Geschöpf auf ihren Schoß. Das Gesichtchen ist welk und runzelig wie das eines Greises; das Körperchen scheint nur aus feinen Knochen und Hautfalten zu bestehen, und die Fingerchen sind krallengleich. Die Mutter gerät außer sich; bald Verwünschungen, bald Schmeichelworte ausrufend, wiegt sie das Kind auf dem Schoße und steckt ihm Würzelchen und verdorrte Blätter in den Mund, die das Kind widerwillig ausspeit. Dann legt sie das arme Geschöpfchen wieder nieder, und mit fieberhafter Hast gräbt und bohrt sie mit den Fingern in einer Ecke, und hastig läuft sie mit dem goldenen Ohrring davon. Die Anstrengung raubt ihr den Atem, denn seit Tagen schon lebt sie nur von Wurzeln, Rinde und abscheulichem Abfall.

Jetzt hat sie den Tempel erreicht. Leidenschaftlich wirft sie sich vor dem ungeheuerlichen Elephantengott nieder, umschlingt den Stein mit ihren fiebernden Armen und tut den Goldschmuck in eins der Metallgefäße, die zur Aufnahme der Opfer bereit stehen. Arme, törichte Frau! Für den Erlös des Ohrrings könntest du genug Reis bekommen, um dich und deinen Sohn eine Woche lang zu ernähren; aber so groß ist der Aberglaube, so unbegrenzt das Vertrauen in die Priester, daß sie ihnen blindlings ihr letztes bischen Hab und Gut darbringen. Sie schleppt sich heim, drückt das kaum atmende Kind an ihren vertrockneten Busen und schläft den Ohnmachtsschlaf der Erschöpfung, bis plötzlich ein schweres, kaltes Gewicht sie weckt. Das Kind, das Kind ist tot, hat ausgelitten! Auf

ringt die Mutter mit einem heisern Schrei der Verzweiflung; wild
ıckern ihre Augen. Sie eilt zum Tempel, der offen, aber verein=
mt dasteht. Mit wahnsinniger Wut stürzt sie sich auf das grin=
nde Götzenbild, schlägt und zerkratzt es mit ihren armen Fingern,
s das Blut unter den Nägeln hervorquillt. Nicht damit zufrieden
lt sie einen Stein und reibt damit so lange auf dem Angesicht
s Gottes umher, bis dieses ganz entstellt ist. Von draußen holt
 schmutzigen Unrat und beschmiert das Ungetüm von oben bis un=
n, die ganze Zeit Flüche und Verwünschungen ausstoßend. Endlich
wacht einer der Brahminen und treibt sie mit Drohungen und
chimpfworten davon. —

Sie wankt zurück, und dann, das tote Kind fest an sich ge=
ückt, legt sie sich nieder zu sterben.

4. Südindische Totenklage.

Ihre Augen schienen gleich Juwelen,
Ihre Lippen rot, wie die Rubinen,
Zwischen ihnen lachten Perlenreihen;
Ja, ihr Mund war eine Lotusblume,
Eine purpurrote Lotusblume,
Sagt, o sagt, wohin ist sie gegangen?

Ihre Hände glichen zarten Fächern,
Voll von Anmut wie die Schwanenflügel,
Und umzirkelt von dem feinsten Golde,
Stets bereit zum Hilfe leisten
Waren diese zarten, schönen Hände.
Sagt, o sagt, wohin ist sie gegangen?

Wenn sie schrieb mit goldnem Griffel,
Waren ihre Worte gleich den Perlen,
Ihre Rede süß wie sanfte Regentropfen,
Ihre Stimme wie das Kosen wilder Tauben;
Lieblich, wie die Harfe, tönte ihre Stimme.
Sagt, o sagt, wohin ist sie gegangen?

In der Sonne Gluten welkte sie wie eine Rose,
Windesstoß und Regenschauer konnt' sie nicht ertragen.
Ihre Mutter hegte sie wie eine Blume.

Jetzt hat sie das Feuer grausam schon vernichtet.
Seht, der Regen fällt auf ihre Asche,
Wirbelwinde treiben sie ins Weite.
Sagt, o sagt, wohin ist sie gegangen?

Solche Schönheit, mußte sie denn welken?
Solch' ein Leben, mußte es denn enden?
Wie ein Licht verlischt, so starb sie.
Konnte Brahma sie nicht retten?
Konnt' er uns sie denn nicht länger lassen?
Nein, das Wort erging und sie mußt' sterben.
Sagt, o sagt, wohin ist sie gegangen?

Die Mutter:

O, Juwel du meines Herzens,
Köstlichstes Juwel der Deinen,
Sag', o sag', wohin bist du gegangen?
Ich suche sie, ich find' sie nimmermehr,
Vergebens streck' ich meine Hände aus.
Sagt, o sagt, wohin ist sie gegangen?

Die Trauernden:

Nie, o nie wirst du sie wiedersehen,
Nein, sie kehret nimmer wieder.

Die Mutter.

Hörst du mich nicht weinen, Liebling?
Weine ich nicht stets bei Nacht und Tage,
Kann der Laut dich finden, rühren,
In dem dunkeln Reich der Toten?

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juni. 1906.

Bilder aus dem indischen Frauenleben.

Von Hanna Riehm.

5. Stumm.

Es war die kalte Jahreszeit in Indien. Ein herber Zug lag auf der sonst so weichen, üppigen Landschaft. Viele Bäume waren beinahe kahl und die Felder braun und trocken. Doch dort unter den riesigen Pipal-Bäumen, die im Mittelpunkte des Dorfes standen, wo die Frauen das knarrende Wasserrad drehten und ihre gefüllten Metallgefäße aus dem Brunnen emporzogen, war es Sommer. Das weiß getünchte Gebäude dicht dabei war das Krankenhaus, das sich jedoch keiner besonderen Beliebtheit erfreute. Die Leute hatten eine abergläubische Angst vor den europäischen Medizinen und zogen es meist vor, sich von ihren eigenen Quacksalbern vergiften zu lassen. In den Schatten der Mauer gedrückt saß eine kleine Gruppe, ein alter, dürftig gekleideter Mohammedaner mit den so häufig vorkommenden edlen Patriarchenzügen und langem, grauen Barte. Die Frau war in ein grobes, schmutzig weißes Tuch gehüllt, und von ihrem Gesicht war nur der große Nasenring sichtbar. Zwischen ihnen saß ein hübsches, hellfarbiges Mädchen, dicht verschleiert; nur wenn sie mit schneller Bewegung sich wandte, sah man die Umrisse des Köpfchens und hörte das leise Klirren der silbernen Spangen an Hand- und Fußgelenken, die sie als Braut kennzeichneten. Nun winkte die alte Frau, die das Amt hatte, die Patientinnen vorzulassen. Abdullah, der Großvater des Mädchens, blieb sitzen, wo er war, aber seine Schwiegertochter erhob sich sogleich und zerrte das junge verängstete Geschöpf mit sich. Ehe die Ärztin Zeit hatte zu fragen, fing die Mutter an, mit vielen Gestikulationen und lautem Gezetere zu erzählen, daß das Mädchen vor acht Tagen sich erkältet habe und seit gestern ganz stumm sei. Die Ärztin hatte oft solche Patientinnen; sie wußte, daß das Mädchen sich entweder nur stumm glaubte, oder sich verstellte. Sakina war ganz gesund und lächelte

die Doktorin verständnisvoll an, als diese von ihren Verwandten, ihrem Dorfe usw. zu sprechen begann. Sie legte ihr manche schlaue Falle, aber Sakina war noch schlauer und verriet sich in keiner Weise. Großvater und Mutter erzählten den andern andächtig lauschenden Patienten, daß ein Dschin (böser Geist) in Sakina gefahren sei, daß sie aber hofften, die „Madam Sahib" werde diesen Satan austreiben können.

„Höre Sakina," sagte diese eben drinnen zu der interessanten Patientin, „wenn du nicht sprechen kannst, wird dich dein Mann gar nicht lieb haben; nein, er wird dich in deines Vaters Haus zurückschicken und sich nach einer anderen Frau umsehen." Aber selbst dies stärkste aller Argumente war vergebens; Sakina lächelte nur noch freundlicher als vorher und — blieb stumm. „Ja, wißt Ihr, lieben Leute," wandte sich nun die Ärztin wieder an die Verwandten, „dieser böse Geist kann eben nur mit dem Blitzkasten ausgetrieben werden" (so nennen die Indier die galvanische Batterie). Sie zweifelte nicht, daß dieses stets wirksame Mittel auch hier nicht fehlschlagen würde. Mit Schaudern und Entsetzen sah man die gruseligen Vorbereitungen; und das Opferlamm mit vor Angst verzerrten Zügen unterzog sich der Operation. Aber fest kniff sie die Lippen zusammen, und nur ihre Augen rollten wild, als der elektrische Strom ihren Körper durchzuckte. Jetzt war die Ärztin am Ende ihrer Weisheit; sicher hatte das Mädchen einen triftigen Grund für so hartnäckiges Schweigen. Sie gab den verängsteten Leutlein Medizin zum Trinken, und versicherte ihnen, daß Sakina morgen würde sprechen können; aber heute Abend solle sie noch einmal wiederkommen, nur mit der Mutter. Wunderbarerweise kauerten auch die beiden Gestalten vor Sonnenuntergang wieder da. Die Mutter erzählte treuherzig, sie würde gewiß nimmer wieder gekommen sein, sondern sie wollten morgen zum Grabe des berühmten Schah Suleman wallfahrten. Der würde gewiß dem Mädchen die Sprache wiedergeben. Aber Sakina habe ihr keine Ruhe gelassen, sondern mit vielen Zeichen und Geberden zu verstehen gegeben, daß sie wieder zur „Doktor Mem Sahib" wollte.

Nun merkte die Ärztin, daß Sakina etwas auf dem Herzen hatte, das sie ihr anvertrauen wollte. Sie nahm sie bei der Hand und ging mit ihr in einen geschlossenen Raum. Kaum dort angekommen, warf sich das arme junge Geschöpf ihr zu Füßen und ver-

traute ihr ihren Kummer an. Vor 4 Wochen war sie, die erst 14 jährige, an einen alten, kränklichen Mann von etwa 70 Jahren verheiratet worden. Dazu war er grausam, launisch und jähzornig. Das Grausen und Entsetzen des Kindes war so groß, daß sie zweimal während der ersten 14 Tage davongelaufen war, und ihren Vater in erbarmungswürdiger Weise angefleht hatte, sie nicht wieder zu dem Tyrannen zurückzuschicken. Umsonst. Dann war ihr der gute Gedanke gekommen, sich stumm zu stellen, und die List war so gut gelungen, daß der Mann sie selbst nach dem Elternhause brachte mit dem Bemerken, sie brauche nicht wiederzukommen, bis sie wieder reden könne. Wie froh war das arme Ding! Aber die Eltern, Brüder und Stammgenossen waren in großer Aufregung. Dies war doch die größte Schmach, die ihnen widerfahren konnte. Nun aber ängstete sich die arme kleine Sakina so vor dem Blitzkasten, daß sie die ganze Wahrheit eingestand.

Die Ärztin war ratlos; wie konnte sie ihr helfen? Sie rief die Mutter herein und redete lange und eindringlich mit ihr. Die gute Frau war in Tränen aufgelöst, streichelte und bejammerte ihr Kind, immer wiederholend: „Was kann ich dabei tun? Es ist kismat, (Schicksal) alles kismat. Sie muß zu ihrem Mann zurück." Die Ärztin bat die Mutter, den Mann zu ihr zu bringen. Ihr Herz war so von Mitleid für Sakina erfüllt, daß sie sich vornahm, ihr Äußerstes zu tun, ja Geldopfer zu bringen, um dem armen Kinde wenigstens eine Gnadenfrist vor ihrem Peiniger zu geben. Wenn er ihr einen vielleicht 6 Monate langen Besuch im elterlichen Hause erlaubte! In 6 Monaten konnte sich ja viel ereignen; vielleicht starb der Alte. Die arme kleine Sakina war so dankbar und so zuversichtlich und hoffnungsfreudig. Einer solchen Mem Sahib konnte doch niemand etwas abschlagen! Die Mutter versprach, den Mann am nächsten Tage zu bringen. Ganz vergnügt plaudernd ging Sakina mit ihrer Mutter davon. Zwei Tage vergingen, und die Ärztin hörte nichts von ihrer kleinen Freundin. Am dritten Tage, als sich Mußezeit fand, ließ sie ihren kleinen Wagen anspannen und fuhr in das eine halbe Stunde entfernte Dorf, in dem Sakinas Eltern wohnten. Es war ein sehr kleines Dorf. Als sie sich näherte, hörte sie Weinen und Wehklagen. Alle Frauen waren in einer Scheune versammelt, weinend, an ihre Brust schlagend, ihre Haare raufend. „Um wen trauert ihr? Wo ist Sakinas Mutter?" Niemand hörte.

Da sah sie Abdullah, den Großvater, kauern; sie ging zu ihm, um ihn zu fragen, und dies hörte sie: Noch am nämlichen Abend, als Sakina und ihre Mutter von der Ärztin zurückgekommen waren, war der Mann gekommen, um seine Frau zu fordern, da sie doch nun sprechen könne. Als Sakina und die Mutter weinten und sich widersetzten, schleppte er das Kind mit Gewalt fort, und niemand hinderte ihn. Es war ja sein gutes Recht. Er hatte für das Mädchen gezahlt, und sie gehörte ihm.

Am nächsten Morgen war keine Sakina zu finden. Der alte Mann erwiderte unwirsch, daß sie in aller Frühe davongelaufen sei. Man fand ihren Leichnam im tiefen Brunnen.

Arme Sklavinnen Indiens! Wann schlägt die Stunde eurer Freiheit?

6. Sarasvati.

Das Wort „Heirat" oder „Hochzeit" ruft in Indien nicht Gedanken wach von „goldener Zeit und süßem Hoffen" oder von Liebesglück und bräutlicher Stimmung. Nein, in Indien ist die Heirat nur eine Art kommerziellen Kontraktes zwischen den beiderseitigen Eltern, der wirklich weder Braut noch Bräutigam etwas angeht. In den höheren Schichten der Hindus ist der Bräutigam gewöhnlich ein Schulknabe oder Student, und es würde unter seiner Würde sein, die Braut als irgend etwas anderes zu betrachten, denn ein unbedeutendes Glied des Haushalts, ein Stück Gut, das für seine Bequemlichkeit und zu seinem Vergnügen angeschafft ist, und im übrigen unter der Fuchtel der gestrengen Schwiegermutter steht. Ihr müssen all die kleinen Bräute, die gewöhnlich zwischen zehn und vierzehn Jahre alt sind, parieren; und sie bringt ihnen bei, wie man gehorchen und sich stets ducken muß, wie das Los der Frau ist, in Unwissenheit und Sklaverei zu leben, und ihre einzige Pflicht, Kinder, vornehmlich Söhne zu gebären, und wehe ihr, wenn sie dieser nicht nachkommt; sie ist die Gebrandmarkte und von allen Verachtetste im Hause.

Mit geheimem Grimm sahen es daher die Frauen in Masauds Hause, daß Atma Ram, einer der Sprößlinge, sich ihnen widersetzte, als ihm erklärt wurde, daß er jetzt heiratsfähig sei, und der Kontrakt abgeschlossen werden solle. Atma Ram war der einzige Sohn seines Vaters, eines reichen Landbesitzers, der Priesterkaste angehörend. Die Familie war zahlreich, und eine der angesehensten in der Stadt.

Atma Rams Großvater hatte fünf Söhne, und diese alle lebten mit ihren Familien zusammen. Atma Rams Vater, Tulßidas, war sehr gebildet und hatte dem Sohne weiten Spielraum gewährt. Der Sohn wurde in einer Hochschule in Bombay erzogen. Der Umgang mit den europäischen Studenten und den christlichen Professoren gab ihm eine andere Lebensanschauung, und so begann er seine Universitätskarriere ohne das Joch der frühen Heirat. Die nächsten Ferien verbrachte er in dem Hause eines Freundes, dessen Familie sich schon von vielen Vorurteilen und Fesseln befreit hatte. Daher kam es auch, daß des Freundes Schwester, Sarasvati, im Alter von fünfzehn Jahren noch unverheiratet war. Sie konnte alle religiösen Bücher ihrer Kaste in Sanskrit lesen, und hatte feine Handarbeiten und Englisch bei ihrer Freundin Jiva Mukti, der Frau des Christen Bal Mukaud, gelernt. „Diese und keine andere soll meine Frau werden,“ sagte sich Atma Ram, und nach verzweifeltem Ringen mit allen väterlichen und mütterlichen Verwandten blieb er Sieger, denn er hatte gedroht, daß, wenn man ihm seinen Willen nicht ließe, er das väterliche Haus verlassen und der Familie des Freundes sich anschließen würde. Und so geschah denn das Unerhörte, daß Atma Ram, 24 Jahre alt, nachdem er sein Advokatenexamen gemacht, die 18jährige Sarasvati in sein väterliches Haus brachte.

Einen Teil des Hauses hatte der junge Ehemann für sich und seine Frau reserviert. Da lebten die beiden in Frieden und Eintracht. Groß war der Grimm der Großmutter, Mutter und zahlreicher Tanten, deren Gezeter aber unsern jungen Helden sehr kalt ließ. Seine einzige Sorge war nur, der feinfühligen Sarasvati alles Ärgernis fernzuhalten. Die jungen Schwägerinnen blickten mit Neid auf die Bevorzugte, die nicht wie sie inmitten einer Schar von etwa 20 älteren und jüngeren Frauen in einer gemeinsamen Halle, unter stetem Kritisieren, Zanken und Klatschen zu leben brauchte. Die kleinen Mädchen aber blickten zu der Neuangekommenen wie zu einer Halbgöttin auf. War sie doch auch so sanft und freundlich und ließ sie des Nachmittags in ihre Stube kommen, die ihnen wie ein Feenpalast erschien; denn dort waren Teppiche, Tische und Stühle und ein großer Spiegel und eine Nähmaschine, die die neue Tante manchmal vor ihren staunenden Augen in Gang setzte. Sie sammelte oft die kleinen Mädchen um sich und suchte sie zu lehren, was so viel Sonnenschein und Glück in ihr Leben gebracht hatte; und ob-

wohl Sarasvati noch keine getaufte Christin war, so war sie doch von dem Geist des Christentums so durchdrungen, daß sie das Leben einer Christin führte in Herzensreinigkeit, Demut und Liebe.

Aber ein Tag kam, ein Tag der Dunkelheit und der Trauer.

Noch nicht zwölf Monate waren vergangen, da lag Atma Ram, der Geliebte, tot auf der Bahre, ehe man es verstanden hatte, wie ernst die Krankheit war, die ihn hinraffte. Cholera war's, die tückische und im Finstern schleichende Pestilenz, die dem jungen, hoffnungsreichen Leben so schnell ein Ende machte. Nur wenige Stunden vor dem Ende zog der Sterbende seinen ältesten Onkel näher an sich heran — der Vater war vor mehreren Jahren gestorben — und sagte: „Wenn ich sterbe, so ist meine Frau meine Stellvertreterin; all mein Geld, mein Anteil am Land gehören ihr, und die Räume, in denen wir so glücklich zusammen waren, sollen stets ausschließlich die Ihrigen sein." Der Onkel suchte ihn zu versichern, daß er in wenigen Stunden das Schlimmste überstanden haben würde; aber er schüttelte nur den Kopf, und mit schwindendem Bewußtsein noch blickte er in die Augen, die ihm hier auf Erden die liebsten gewesen waren, und flüsterte: „Halte aus; wir sehen uns wieder."

Es war ein Wunder, daß der Schlag die junge Witwe nicht ihres Bewußtseins beraubte; stöhnend lag sie auf der Erde tagelang und merkte nichts von dem, was um sie her vorging — zum Glück! Denn der rohen und schadenfrohen Bemerkungen waren nicht wenige, die um sie her fielen, und wenn Blicke vergiften könnten, so hätte Sarasvati bald denen ihrer Schwiegermutter erliegen müssen. — „Ha, du Witwe, du Verfluchte", kreischte sie; „hast du erst meinen Sohn behext und ihm den Kopf verdreht, und nun hast du ihn mit deinem bösen Blick getötet! Ja, warte nur, jetzt ist meine Zeit gekommen, und wir wollen sehen, ob die Tochter einer Hündin sich noch anmaßen wird, die Herrin zu spielen und alles besser wissen zu wollen als die, die vor ihr waren." Die Tanten sangen dieselbe Litanei, und die Schwägerinnen, deren manche im Herzen die junge Witwe bedauerten, die ihnen nie ein Leid angetan hatte, wagten kein Wort zu sagen, noch wurde ihnen erlaubt, der Ärmsten irgend welche Hilfe zu leisten. Sarasvati hatte sich nie mit Juwelen bedeckt, wie das gewöhnlich unter indischen Frauen der Fall ist, und so hatte die Schwiegermutter nicht einmal die Genugtuung, dieselben ihr abreißen zu können.

Die geistige Überlegenheit der jungen Frau machte sich jedoch bald geltend. Wie verlangte sie, in das elterliche Haus zurückzukehren, wo sie Sympathie und Verständnis gefunden haben würde! Aber sie bat nicht einmal darum, denn sie wollte den älteren Frauen nicht den Gefallen tun, ihr diese Bitte abschlagen zu können. Es dauerte lange, bis Sarasvati das innere Gleichgewicht wiederfand; sie betete, fastete und suchte sich mit der den Orientalen eigenen Resignation in Gottes Willen zu fügen. Auf einem bestand sie: daß ihr kleines Heiligtum von niemand anders entweiht wurde. Meist schloß sie sich ein; umgeben von all den Liebesbeweisen des Verstorbenen träumte sie stundenlang, und durchlebte das glücklichste Jahr ihres Lebens wieder und wieder in der Erinnerung. Das Fenster ihres Schlafstübchens bot eine herrliche Aussicht nach dem Westen zu; über das Meer von Palmenwipfeln hinweg sah sie den großen Fluß majestätisch dahinfließen, sah die großen und kleinen Boote und Segelschiffe dahingleiten und wurde nicht müde, in die Abendglut zu blicken, wenn die feurige Sonne alles in magische Beleuchtung hüllte und der Strom ein Feuermeer zu sein schien. Dann versenkte sie sich in die Wirklichkeit jener Welt, wo sie jetzt ihren geliebten Verstorbenen glaubte, und wohin sie ihm einst folgen würde.

So ruhig und demütig Sarasvati den älteren Frauen und Männern gegenüber war, so fest entschlossen war sie doch, sich ihre Rechte zu wahren; und so erschien sie nach einigen Wochen wieder zuweilen im Reiche der andern Frauen; der höhnenden Schwiegermutter sah sie fest ins Auge, und als eine der Frauen spottend sagte: „Nun sieh', was hat dir all deine Buch-Weisheit geholfen? sieh uns mit unsern Männern und Kindern; wir sind dumm, aber sind wir nicht alle glücklicher als du?“ versetzte sie mit ruhigem Lächeln: „Ich habe ein Glück, das niemand mir rauben kann.“ Einige der Frauen schnalzten mit der Zunge vor Erstaunen, andere schüttelten lachend die Köpfe. „Laßt sie nur; trotz allem ist sie ja nur wie eine von uns, obwohl sie immer etwas soviel Besseres vorstellen wollte.“

Aber Sarasvatis Freundinnen, Nichten und die andern kleinen Mädchen fühlten sich bald wieder von ihrer sanften Freundlichkeit angezogen, und ihnen allein öffneten sich die Türen des kleinen Feenreichs. Bald wurde es zur Regel, daß sich die Kleinen Tag für

Tag um sie sammelten. Kein Einspruch wurde erhoben, denn die Eltern waren nur zu froh, die Unruhgeister los zu sein.

Ein Freund Atma Rams war bald nach dem Tode desselben zu den Senana-Missionarinnen gegangen, und hatte sie gebeten, etwas für die Unglückliche zu tun, damit sie aus dieser bedrückenden Lage befreit werden könne. Die Missionarinnen wurden nicht gerne in Masauds Haus gesehn; denn sie waren es ja, die den Mädchen solche verrückten Ideen beibrachten, wie Sarasvati sie hatte. Was gut genug für Großmutter und Urgroßmutter gewesen war, das war auch gut genug für Kinder und Kindeskinder. Zuerst sah die Missionarin Sarasvati inmitten der andern Frauen, und sie sagte nur wenig, während die jüngeren Frauen, des ungewohnten Besuches sich freuend, tausend kindische Fragen stellten. Auf ihre Bitte ging dann die Witwe mit ihr nach oben in ihr kleines Reich. Die Missionarin freute sich über Sarasvatis Klugheit, Sanftmut und Frömmigkeit; aber unendliche Wehmut lag doch in allem, was sie sagte. „Voriges Jahr noch war ich wie diese", sagte sie, indem sie aus dem Fenster auf ein Schwalbenpaar deutete, das in glückseligem Fluge auf und niederschoß und kleine Laute des Entzückens ausstieß, — nun hat Gott mich ins Gefängnis geführt." — „Das ist wahr, Sarasvati", sagte die Missionarin, „aber vielleicht öffnet er wieder die Türe." Sarasvati schüttelte bestimmt den Kopf: „Er hat mich ins Gefängnis geführt, damit ich in demselben etwas für Ihn tue," dabei öffnete sie die Türe des Nebengemachs und die Missionarin sah zu ihrem Erstaunen sechs Paar leuchtende, lächelnde Kinderaugen zu Sarasvati aufblicken. Da saßen sie, einige mit Büchern, einige mit Handarbeiten; auf Sarasvatis Wink legten sie die Arbeit hin, und in einer Reihe stehend, sangen sie eins der christlichen Lieder, das Sarasvati einst in ihrer Jugend gelernt hatte. „Das ist meine Aufgabe hier," sagte sie lächelnd; „wann sie zu Ende sein soll, das wird Gott mir zeigen, und dann werde ich wissen, ob ich im Gefängnis bleiben soll oder nicht."

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. August. 1906

Thomas Burchell und William Knibb,
die Vorkämpfer der Sklavenbefreiung in Jamaika.

Von P. Strümpfel in Sachsenburg.

Die Mission unter den Negersklaven in Jamaika, welche seit 1754 von der Brüdergemeine, seit 1790 auch von Wesleyanern betrieben wurde, hatte sich bis zum Jahre 1813 nur kümmerlich entwickelt. Unter der Sklavenbevölkerung und noch mehr unter den Mischlingen herrschte große Unsittlichkeit und Unwissenheit. Aberglaube und Gespensterfurcht behauptete sich als Erbe des afrikanischen Heidentums. Nur kleine Kreise hatten sich dem Evangelium erschlossen. Aber größer noch als unter den Schwarzen waren die Missionshindernisse unter den Weißen. Die anglikanische Kirche stand zwar als Staatskirche in Ansehen und bezog hohe Einkünfte, noch 1854 war sie an einer Gesamtausgabe der Insel von 5. Mill. Mk. mit nahezu 800000 Mk. beteiligt, aber ihr religiöser Einfluß war gering und die Mehrzahl der Weißen, deren kirchliche Versorgung ihre Hauptaufgabe war, hielt sich der Kirche fern. Sehr wenige hatten ein Interesse an der geistigen und sittlichen Hebung ihrer Sklaven; im Gegenteil bedrohten sie jeden, der Sklaven und Sklavenkinder unterrichten wollte, mit harten Strafen. Der Mission begegneten sie mit Mißtrauen, ja Gehässigkeit. Die Boten der Brüdergemeine mußten klagen, daß ihnen nur wenige Plantagen offen standen und auch auf diesen ihr Werk sehr unter den Maßnahmen der Besitzer zu leiden hatte. Die Sklavenbehandlung war härter und grausamer als im übrigen Westindien, doch kam der allgemeine Wohlstand auch den Schwarzen zugute, so daß sie in angeborener Eitelkeit oft Luxus und Vergnügungen der Weißen nachahmten, welche ihrerseits vielfach in Trunk und Unzucht sich den Schwarzen gleichstellten.

Von 1813 ab bereitete sich aber für die Mission ein Aufschwung vor. Zwei Umstände trugen wesentlich dazu bei: das Eintreten der Baptisten und die immer stärker werdende Bewegung, welche die Aufhebung der Sklaverei zum Ziele hatte. Baptistische Gemeinden gab es zwar schon seit längerer Zeit auf der Insel. Ein 1783 aus Nordamerika gekommener Farbiger, namens George Lisle, der sich als Farmer und Lohnfuhrmann ernährte, hatte mit Hilfe alter guter Predigt- und Erbauungsbücher in Kingston gepredigt und aus Freien und Sklaven eine farbige Gemeinschaft gesammelt, die sich eine feste Ordnung gab („Bund der Anabaptisten" war ihr Name), eine Kirche baute und sogar die Anerkennung des Parlamentes erlangte. Auch in Spanishtown und Morant Bay entstanden Gemeinden. Aber bei aller Frömmigkeit zeigten diese Leute doch manche Sonderbarkeiten; sie legten nicht nur auf Ölung der Kranken, Fußwaschung usw. besonderes Gewicht, sondern hatten auch manche Gebräuche bedenklicher Art. Das war noch mehr der Fall bei den hier und da auftauchenden „unabhängigen Baptisten", welche mit einigen christlichen Wahrheiten gradezu Aberglauben verbanden. Endlich nahmen sich die Baptisten Englands dieser Seelen an. Ihr erster Sendbote, Miss. Rowe, ließ sich 1813 im Norden der Insel nieder; hier hatte ein Schwarzer, der zu Lisles Gemeinde gehörte, besonders in den Kirchspielen St. James und Trelawny als Evangelist erfolgreich gewirkt. Auch bei vielen Pflanzern hatte der alte Moses Baker Achtung genossen und Zutritt zu ihren Plantagen gehabt. Rowe starb sehr bald, aber andere Missionare folgten nach und brachten Ordnung in die baptistischen Gemeinschaften. Einer der tüchtigsten, Coultart, ließ sich in Kingston nieder. Nun wuchsen die Gemeinden, da ihnen rechte biblische Unterweisung zu teil wurde, und das Heilsverlangen, welches unter den Sklaven erwachte, vermochten die wenigen Missionare kaum mehr zu befriedigen.

Unterdessen war in England, nachdem 1807 die Abschaffung des Sklavenhandels durchgesetzt war, die Aufhebung der Sklaverei selbst in den britischen Kolonien ein Gegenstand eifriger Bestrebungen der Menschenfreunde. Nicht nur die christlichen Kreise, namentlich die Dissenters, traten lebhaft dafür ein, sondern die liberale Partei erhoffte davon ein Wachstum ihrer politischen Macht. Unter den Pflanzern erhob sich bittere Feindschaft, und die ersten, die von ihr zu leiden hatten, waren die Missionare mit ihren Ge-

meinden. Bisher waren diese peinlich bemüht gewesen, alle politischen Kämpfe zu vermeiden und den Sklaven den Gehorsam gegen ihre Herren als Christenpflicht einzuschärfen. Der Brüdergemeine konnte dies noch zur Zeit des Aufstandes der anglikanische Bischof rühmend bezeugen. Auch die Instruktion der baptistischen Missionsgesellschaft lehnte allen Kampf gegen die Sklaverei ab und verwies die Missionare ausdrücklich auf das Vorbild des Apostels Paulus. Trotzdem galt die Mission den Pflanzern als Feindin und vollends in den Gemütern der Farbigen floß religiöse und politische Erregung in eins zusammen.

In dieser kritischen Zeit trat ein Mann auf den Plan, der bald Tausende um die Fahne des Evangeliums sammelte, Thomas Burchell.

Er war am Weihnachtstage 1799 im Städtchen Tetbury, eine Stunde von Bristol, geboren. Seine Eltern waren Baptisten. Die fromme Mutter leitete den frischen, aufgeweckten Knaben frühzeitig zum Gebet an und ermahnte ihn sein Herz dem Heilande zu schenken. Durch die Schule und besonders den abschließenden Unterricht im Hause eines Baptistenpredigers wurde der ernste Christensinn in ihm noch verstärkt. Sein Vater, der einen Wollhandel trieb, wünschte, daß der Sohn durch Tuchfabrikation später dies Geschäft erweiterte. Darum schickte er ihn zu einem Tuchmacher in die Lehre. Hier erwarb er sich die Liebe seines Meisters uud übte einen heilsamen Einfluß auf die Arbeiter aus. Schon frühzeitig wurde er ein Werkzeug zur Erweckung anderer Seelen. Als er eines Morgens, wie er oft tat, vor Beginn der Fabrikarbeit mit seiner Bibel in den Wald ging, trat ihm ein Waldhüter entgegen, der ihn für einen Wilddieb hielt und bedrohte ihn mit dem Tode. Er las ihm aus der Bibel vor und der Mann wurde dann sein „erster Bekehrter." Die zweite Seele, die durch ihn zur Bekehrung kam, war eine Tochter seines Lehrherrn, die durch heftiges und trotziges Wesen ihrer Mutter viele Not machte. Als er sie eines Tages mit seiner Schwester im Garten traf, redete er ihr ernst und liebreich ins Gewissen, kniete nieder und betete für sie; und als sie noch immer sich weigerte der Mutter abzubitten, rief er ihr Spr. Sal. 28, 14 zu: „Wer sein Herz verhärtet, wird in Unglück fallen." Das Mädchen hat später bekannt, daß das Wort sie nicht losgelassen und zur Bekehrung geführt habe. Eine Schmugglerbande, die ihn ermorden wollte, weil sie ihn für einen Späher der Zollpolizei hielt, wies er so nachdrücklich auf das göttliche Gericht hin, daß in der Folge alle Mitglieder andere Menschen wurden. Einem Betrüger, der die Tuchfabrik schwer zu schädigen drohte, eilte er nach und entriß ihm die Beute, zugleich aber sprach er ihm so zu Herzen, daß derselbe Mann später, als er wegen eines Pferdediebstahls im Gefängnisse saß, unter Tränen seine Sünden bekannte. Andere ähnliche Beispiele sind unbekannt geblieben, da Burchell seine Notizen darüber später verbrannte. Es war erklärlich, daß man ihn bald nach seiner Taufe 1817 für das Predigt-

amt auserfah. Er selbst fühlte einen bestimmten Ruf, Missionar zu werden, und wurde am 25. November 1819 von der baptistischen Missionsgesellschaft angenommen, die ihn zunächst eine vierjährige Bildungszeit durchlaufen ließ. Sein Sinn stand nach Indien, wo der berühmte Begründer der baptistischen Mission, W. Carey, eine vielbewunderte Wirksamkeit entfaltete. Aber infolge der Bitten eines von Jamaika gekommenen Missionars wurde Burchell für dieses Gebiet bestimmt. Er verheiratete sich mit einem Fräulein Lusty aus Bristol und landete mit ihr am 15. Januar 1824 in Montego Bay.

Burchell sollte, nachdem bisher hauptsächlich von Kingston aus gearbeitet worden war, den vernachlässigten Norden zu seinem Arbeitsfelde machen. Die vorhandenen Christen waren sehr unwissend und ihr geistlicher Stand wenig befriedigend. Die bisherigen Arbeitsplätze waren zum Teil verschlossen. Da verlegte Burchell seinen Sitz nach der Stadt Montego und erregte hier bald Aufsehen durch seine erschütternden und rücksichtslos angreifenden Predigten. Die Sklaven strömten stundenweit herzu, es erfolgten immer mehr Bekehrungen. Das zur Kirche umgewandelte Gebäude, früher Gerichtsgebäude, füllte sich Sonntags schon früh um 6 Uhr zur Betstunde so mit Farbigen, daß nicht alle nachher zum Hauptgottesdienste Platz hatten. Der ungewöhnlich schnelle Erfolg erregte den Argwohn der Pflanzer, es kam schon jetzt zu Kämpfen mit den Behörden. Eines Sonntags früh 4 Uhr hatte Burchell — es war am Schlusse des ersten Jahres — 33 Heiden in einem Flüßchen getauft. Man berief ihn vor das Friedensgericht und verlangte die schriftliche Erlaubnis der Sklavenbesitzer zur Taufe ihrer Leute zu sehen. Als er darauf mit der Frage erwiderte, welches Gesetz die Taufe ohne solche Genehmigung verbiete, wurde er arg angefahren; er beharrte aber dabei, daß er das Verlangen des Gerichts für gesetzwidrig halte. Der Sturm setzte sich in den Zeitungen fort, in denen einige den Zudrang der Sklaven zur Burchells Predigten sogar daraus erklärten, daß er ihren Lastern schmeichle und sie zum Aufruhr reize. Um die Leute von seiner Kirche zurückzuhalten, ließ man zur selben Stunde Gottesdienste von anglikanischen Geistlichen oder von Sklavenaufsehern halten. Viele wurden für ihre Teilnahme an Burchells Gottesdiensten mit Auspeitschung und Verweisung ins Arbeitshaus bestraft, Stadtsklaven schickte man bei wiederholter Übertretung des Verbotes aufs Land hinaus zu ungewohnter Arbeit, die ihnen reichlich Geißelhiebe eintrug.

Es geht aus den Berichten nicht klar hervor, ob diese Heftig-

keit der Verfolgung wirklich nur durch die ungewöhnliche Zunahme der christlichen Bewegung verursacht war oder ob Burchell schon damals die Sklaverei als „Antichristentum" bezeichnet hat, welches bekämpft werden müsse. Das Letztere erscheint wahrscheinlich nach der Äußerung eines Quäkers, die er nach Burchells Tode getan hat:

„So lange die Missionare die Sklaverei nicht verwarfen, blieben sie, wenigstens diejenigen, welche über die Grausamkeiten der Sklavenhalter reinen Mund hielten, unverfolgt und wurden sogar von den Pflanzern freundlich behandelt und bewirtet. Sie trugen auf Reisen schwarze Kleider, so daß man sie leicht erkannte, und wenn man eben an der Bestrafung eines Sklaven war, so wartete man, bis sie vorbei waren. Daher sagte mir einmal ein Missionar, er sei viele Jahre vor Abschaffung der Sklaverei in Jamaika gewesen, und habe doch nur einmal einen Sklaven peitschen sehen. Dies eine Mal ritt er schnell und erblickte einige Männer, die eine Frau peitschten. Einer sagte: „Der Pfarrer kommt!" und sogleich hörten sie auf zu schlagen. Ein Gespräch, das ich mit Burchell hatte, zeigt, wie schwer die Arbeit der Missionare im Anfang war, wie wenige, die sie nicht unmittelbar berührten die ganze Grauenhaftigkeit der Zustände verstanden, und wie nur wenige, selbst fromme Leute, den Augenzeugen Glauben beimaßen. Burchell trug auf den Rat des Arztes um seiner Gesundheit willen die in den Tropen übliche helle Kleidung, wurde daher auf der Straße für einen Pflanzer oder Aufseher gehalten und hatte deshalb mehr Gelegenheit von Sklaven-Züchtigungen etwas zu sehen und zu hören, als vielleicht irgend ein Missionar vor ihm. . . ."

Daß Burchells Wirken jedenfalls von der bisherigen Missionsweise sich etwas unterschied, scheint auch aus der ängstlichen Zurückhaltung der Missionsgesellschaft hervorzugehen, die in den ersten Jahren überhaupt keine Berichte von ihm veröffentlichte. Auch daß man ihm die ersehnten Mitarbeiter nicht sandte, geschah vermutlich nicht bloß darum, weil das Interesse des Komitees damals vorwiegend nach Indien gerichtet war.

Burchell litt sehr unter dem Mangel an Mitarbeitern; fanden sich doch mehr als 1000 Menschen regelmäßig zur Predigt ein, sodaß an einem Sonntage die Balken des Gebäudes krachten und nur schnelles Räumen dieser Seite ein Unglück verhütete. Nach dem Tode Bakers hatte Burchell auch in Flamstead aus dem verworrenen Haufen unter viel Sorge und Mühe eine geordnete Gemeinde gemacht, in Falmouth und Lucea waren Neubildungen nötig und an den verschiedensten Orten baten die Schwarzen kniefällig um regelmäßige Verkündigung. Burchell schrieb: „Ich wollte gern in einem Schuppen wohnen und bloß von Yams und Brot leben, wenn ich dadurch mir einen Mitarbeiter verschaffen könnte."

Sein Wunsch ging erst in Erfüllung, als er persönlich in England erschien und nicht nur vor dem großen Publikum, sondern auch im Missionskomitee die Vorurteile gegen ihn zerstreuen konnte. Es war im Sommer 1826, als ihn infolge der Überarbeitung die Malaria an den Rand des Grabes brachte. Die Schwarzen flehten in Gebetsversammlungen um sein Leben, endlich mußte er sich zur Reise entschließen. Seine Gattin war seit der Geburt ihres Söhnchens dauernd krank gewesen. Zum Abschiede tröstete ihn ein Christ: „Massa Prediger muß fort, Massa Christus muß nicht fort. Arme Neger alle schwach, Massa Christus alle stark!"

Es gelang ihm in England Teilnahme für Jamaika zu erwecken. Nicht nur die Mission in Kingston und Spanishtown wurde durch neue Aussendungen verstärkt, sondern Burchell erhielt auch, als er im Januar 1827 zurückkehrte, in Missionar Mann einen wackeren Helfer, dem er die wachsende Arbeit in Falmouth, dem Hauptorte des von 20000 Schwarzen bewohnten Kirchspiels Trelawny, übertragen konnte.

Aber nun standen auch neue, heiße Kämpfe bevor. Das Parlament von Jamaika erließ ein Gesetz, welches darauf berechnet war die Mission lahm zu legen. Bei Strafe der Auspeitschung und des Arbeitshauses sollte kein Schwarzer ohne ausdrückliche Genehmigung der betreffenden Sklavenbesitzer predigen und unterrichten dürfen; zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sollte keine Kapelle geöffnet und keine Versammlung gehalten werden und kein Sklave sollte Geldbeitrage für die Mission leisten dürfen. Schon zum 1. Mai sollte das Gesetz in Kraft treten, ehe es noch die königliche Bestätigung erhalten hatte. Burchell ließ sich aber in seinen Sammlungen für den Bau einer neuen Kirche nicht stören. Er wurde vorgeladen, erhielt jedoch infolge seiner energischen Verteidigung nur eine Verwarnung: wenn er künftig das Gesetz nicht beachte, werde man ihn unnachsichtlich bestrafen. In einer schriftlichen Eingabe bemerkte er, die Beiträge der Schwarzen seien rein freiwillige Gaben für Arme und Kranke und für den Unterhalt des Gotteshauses. Gegen die Behauptung, kein Sklave könne einen halben Gulden für religiöse Zwecke ausgeben, ohne seinen Herrn darum zu betrügen, wies er darauf hin, daß mancher Sklave doch das Sechsfache für Tänze und Belustigungen ausgebe. Ein frommer *Mann* sei fleißig, ehrlich und mäßig und könne wohltätig sein, ohne *unehrlich* zu werden.

Zum großen Ärger der Pflanzer verwarf die Londoner Regierung ihr Sklavengesetz und der Minister fügte hinzu, man wünsche keine unnötige Beschränkung der Religionsfreiheit. Gegen die Missionare, die ihre Freude über diese Entscheidung kundgaben, richtete sich nun der ganze Haß. Die Pflanzer setzten einen Ausschuß „zur Untersuchung der Sektentätigkeit“ ein, hielten lange Verhöre der Missionare ab und verfaßten dann eine Denkschrift, in der es hieß: die Missionare übten Erpressung, verkündigten die Gleichheit der Menschen und Menschenrechte, predigten offenen Aufruhr, stifteten unter den ihrem Einflusse preisgegebenen Sklaven Verarmung und Unzufriedenheit, und ähnliche ungerechte Vorwürfe. Der Bericht wurde als Resultat amtlicher Ermittelung nach England geschickt, um dort gedruckt und verbreitet zu werden, aber dort schämte man sich der Lügen und schickte ihn zurück. Dafür tobte sich die Wut in den Zeitungen von Jamaika aus. Vergeblich erbat sich Missionar Coultart ein Exemplar der Protokolle, vergeblich forderte eine öffentliche Erklärung aller Missionare die tatsächliche Begründung der erhobenen Vorwürfe. Burchell stand wieder einmal vor Gericht, aber da bekannt geworden war, daß er in der öffentlichen Gerichtssitzung sehr unbequeme Geschichten zur Sprache bringen würde, wurde der Prozeß niedergeschlagen.

Schlimmer als den Missionaren erging es den Sklaven. Ergreifende Beispiele von Bekennertreue werden aus dieser Zeit berichtet. Einer, der auch im Kerker und trotz der Peitsche nicht aufhörte zu singen und zu beten, erklärte den Richtern: „Laßt ihr mich gehen, so will ich beten; haltet ihr mich im Gefängnisse, so will ich beten; laßt ihr mich peitschen, so will ich beten. Beten muß ich und beten will ich.“ Da erklärte der Kerkermeister, er wolle lieber auf seine Gebühren verzichten, um nur diesen „Betkerl“ los zu werden, und die Richter jagten ihn fort, damit er anderswo bete.

Im Dezember 1829 wurde wie zum Hohne auf die Regierung des Mutterlandes das Sklavengesetz in verschärfter Form wieder erlassen. Nicht erst nach 8, sondern schon nach 6 Uhr abends sollte jede religiöse Versammlung von Schwarzen verboten sein. Wieder hatte Burchell eine Kränkung und Belästigung nach der anderen durchzumachen. Als er die hohe Besteuerung seiner Kapelle als ungesetzlich verweigerte, wurden die Lampen daraus gepfändet.

Unter allen Leiden wuchs aber die christliche Bewegung immer weiter und Burchell hatte die Freude, daß seine Getauften durch ihren Wandel dem Christennamen Ehre machten. Auf sein Betreiben hatten die Missionare schon 1825 einen engeren Verband hergestellt. Als dieser 1829 zu achttägiger Konferenz in Montego vereinigt war, konnte festgestellt werden, daß seit 21 Monaten 2417 Personen neu getauft worden waren. Als dies mitgeteilt wurde, erhoben sich die Anwesenden und sangen ein Loblied. Im Jahre 1830 zählte man auf 25 Plätzen über 10000 Getaufte und ebensoviel Anhänger, allein zu Falmouth gehörten 3000 Getaufte. Burchell war rastlos tätig in der Evangelisation. Er baute eine neue Kirche in Crooker Spring, gründete in Savanna la Mar eine Hauptstation und übernahm auf eigene Rechnung die von den General Baptists aus Geldmangel aufgegebenen Stationen St. Anns und Ocho Rios. Ein Herr erzählte in England:

„Dieser Burchell hält 6 Pferde, weil er fast immer unterwegs ist; und nie habe ich so durch Anstrengung abgemagerte Tiere gesehen. Ich begreife nicht, wie es der Reiter aushält.“ Burchell selbst schrieb: „Kaum bin ich jetzt 26 Stunden zu Hause. In den letzten 10 Monaten reiste ich wohl über 1200 Wegstunden, in mancher Woche nicht unter 40. Müden Leibes, geängsteten Geistes, selten im Familienkreise, selten bei meiner Gemeinde und unablässig der Verfolguug in irgend einer Gestalt preisgegeben! Das ist eine Last, stärker als ich tragen kann. Das letzte Postschiff brachte mir einen Ruf an eine Baptistengemeinde in Nordamerika. Müßte ich nicht den Schein vermeiden, als flöhe ich in der Zeit der Gefahr und bebte zurück, wenn die Anfechtung kommt, so weiß ich nicht, ob ich nicht dem Rufe folgte. Umsonst fragt man mich: warum tust du so viel? es verlangt es ja niemand. Hier sind Seelen, die nach dem Lebensbrote hungern. Ich darf mich nicht beschränken.“

Im Jahre 1831 war aber seine Gesundheit wieder so gefährdet, daß er in England Erholung suchen mußte. Vorher hatte er die Freude, daß nicht nur ein junger Missionar seinen Platz übernahm, sondern auch sein Freund Knibb nach Falmouth und damit in seine Nähe kam.

William Knibb nimmt von jetzt an in der Missionsgeschichte Jamaikas neben Burchell eine so bedeutende Stelle ein, daß wir wenigstens die Hauptzüge seines Lebens hier einschalten müssen.

Er war 1803 zu Kettering in Northampton geboren, wo Andreas Fuller, Careys Freund, Prediger war und 1792 die baptistische Missionsgesellschaft gestiftet worden war. Von seiner gläubigen Mutter und von seinem älteren Bruder Thomas, mit dem er später auch in derselben Buchdruckerei arbeitete empfing er tiefgehende Anregung. Thomas ging 1822 als Leiter einer Frei-

schule nach Kingston in Jamaika, starb aber schon nach Jahresfrist am Fieber und eins seiner letzten Worte war: „Wenn ich hundert Leben hätte, so wollte ich sie alle mit Freuden dem Dienste Gottes in Jamaika opfern.“ Anfang 1825 trat William in die Stelle seines Bruders ein. Gleich der Bericht über seine ersten Eindrücke in Kingston gibt neben der Freude über die Begierde der Sklaven nach dem Evangelium dem tiefen Abscheu vor der Sklaverei Ausdruck, der nachher sein Wirken so stark kennzeichnet. Er schrieb: „Der Fluch der Sklaverei hat hier wie eine Pestilenz jede sittliche Blüte getötet. Ich begreife nicht, wie man mit diesem Ungeheuer, dieser Ausgeburt der Hölle in Frieden leben kann. Ich habe einen glühenden Haß gegen sie. Für die Sklaven ist leiblich gesorgt, aber geistig sind sie unter das Tier herabgedrückt... ich schäme mich einem Geschlechte anzugehören, das solche Greuel verüben kann. Das System ist verwerflich, weil es durch und durch unsittlich ist. Deshalb sollte kein Christ anders als wünschen, daß es für immer von den Wohnplätzen der Menschen verschwinde.“

Ein Mann mit solchen Gedanken mußte Konflikte mit den Pflanzern bekommen. So lange er sich nur der Schule widmete, war er noch ungestört; als er aber zugleich eine Gemeinde in Port Royal versorgte, verbot man ihm nach einiger Zeit das Predigen. Er begann dann die Mission in Savanna la Mar. Bald erkannten die Schwarzen in ihm ihren tapferen Anwalt. Als 1830 der treffliche Missionar Mann in Falmouth dem Übermaße von Anstrengung erlegen war und Burchell die Gemeinde, die den Nachfolger wählen sollte, ermahnte, nur gottwohlgefällige Gründe dabei gelten zu lassen, erhob sich die Gemeinde wie ein Mann und streckte weinend alle Hände für Knibb aus, sodaß auch Burchells Augen sich mit Tränen füllten. Knibb kam, erweiterte bald die Kirche und widmete sich mit Feuereifer der Pflege dieser großen Gemeinde.

Inzwischen war Burchell in England wieder bemüht, Bedenken und Vorwürfe gegen die Mission zu widerlegen. In einer Rechtfertigungsschrift erläuterte er ihren Betrieb. Besonderen Anstoß erregten immer wieder die „Zettel“, welche den Getauften eingehändigt, bei der Abendmahlsfeier vorgezeigt und vierteljährlich erneuert wurden. Sie dienten den Christen in anderen Gemeinden als Ausweis und waren für Missionare und Klassenführer ein unentbehrliches Mittel geworden, um unter den Tausenden die Einzelnen persönlich kennen zu lernen, zu beobachten und zu leiten. Daraus, daß die Scheine an demselben Tage erneuert wurden, an welchem die Christen auch ihre freiwilligen Beiträge brachten, war das Gerücht entstanden, die Scheine würden den Schwarzen verkauft.

Burchell wies nach, daß die oft weit zerstreut wohnenden Leute nur am Sonntage kommen könnten und bei den Massen, um die es sich handele, ein anderes Verfahren nicht möglich sei. Gegen den Vorwurf, daß die Baptisten es mit der Taufe zu leicht nähmen und bei ihren Christen sittliche Laxheit herrschte, verwahrte er sich unter Hinweis auf die geübte Kirchenzucht, die eingehenden Prüfungen der Taufbewerber und das System der Klassenführer. Bei der vierteljährlichen und der außerdem jährlich stattfindenden großen Prüfung werde mit jedem Einzelnen gesprochen und jeder Schaden ans Licht gezogen. Die farbigen Christen stünden den englischen wohl nach in Wissen und Erkenntnis, aber an Innigkeit des Gebetes, Beweisen aufrichtiger Bekehrung und Sterbensfreudigkeit seien sie oft weit voraus. — Diese Schrift gewann der Mission neue Freunde und diente sehr dazu, die Agitation der Sklavenbefreier zu verstärken, die gerade jetzt in England anschwoll. Schon konnte man ernstlich damit rechnen, daß das englische Parlament sich zu Maßnahmen in diesem Sinne entschließen würde, als in Jamaika eine Katastrophe eintrat, welche die Entscheidung herbeiführte.

Die Pflanzer, deren Sklavengesetz wiederum verworfen war, sahen in der kommenden Freilassung der Sklaven nur ihren eigenen wirtschaftlichen Ruin; sie tobten gegen das Mutterland, welches sie vergewaltigen wolle. Ihre Wut äußerte sich in harter Behandlung der Sklaven; es geschahen Grausamkeiten, wie sie früher kaum vorgekommen waren. Die Erbitterung raubte den letzten Rest der Besonnenheit. Aber auch die Sklaven wußten aus den englischen Zeitungen von der Agitation ihrer Freunde in England. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, der König habe für Weihnachten 1831 ihre Freiheit gewährt, die Freibriefe sollten aber von den Pflanzern vorenthalten werden. Auf vielen Plantagen wurde die Arbeit eingestellt, über 100 wurden geplündert und zerstört, Mord, Brand und Empörung verbreitete sich über die Insel. Während das Militär den Aufstand niederschlug, übten die Pflanzer furchtbare Rache. Haufenweise wurden Schwarze hingerichtet, darunter auch schuldlose Christen. Die Mission wurde als Anstifterin beschuldigt, 17 Kirchen wurden dem Erdboden gleich gemacht. Obgleich die Missionare, auch die baptistischen, die Freibriefgerüchte für Lügen erklärt und vor der Empörung gewarnt hatten, und z. B. Knibb von Ort zu *Ort geeilt* war, um Leben und Eigentum der Weißen zu schützen,

machte man ihnen doch den Prozeß: Knibb, Gardner und andere Baptisten wanderten ins Gefängnis zu Montego. Gegen Bürgschaft eines frommen Kaufmanns ließ man sie zwar aus dem Kerker heraus, hielt sie aber in der Stadt unter Polizeiaufsicht.

Mitten in diese wilde Erregung hinein fiel Burchells Rückkehr aus England. Bei der Ankunft in Montego am 7. Januar 1832 brachte man ihn sofort vom Schiffe als Gefangenen nach einer Kriegsfregatte und durchsuchte seine Papiere. Er protestierte gegen die Rechtswidrigkeit und drohte mit Beschwerde in London. Nach 33 Tagen ließ man ihn frei, um nach Nordamerika zu gehen; da erschienen Polizisten, um ihn an Land zu holen. Ein Neger hatte sich gefunden, der beschwören wollte, Burchell hätte ihn beauftragt den Schwarzen zu sagen, sie würden frei werden, wenn sie darum beteten und kämpften. An Land wurde Burchell von einem wütenden Pöbelhaufen umringt, einer stieß mit dem Dolche nach ihm, zerschnitt aber nur den Rock. „Hängt ihn! Rußt ihn!“ brüllte die Menge; aber die Soldaten schützten ihn. Im Gefängnisse und vor Gericht durchlebte nun Burchell schwere Stunden. Aber jener Schwarze erklärte eines Tages, von Gewissensbissen gepeinigt, daß er zum Meineide gegen den Missionar bestochen worden sei. Da auch andere Schwarze trotz grober Mißhandlung nichts gegen ihn aussagten, kam er endlich nach Verlauf eines Monats frei. Aber nur etliche Stunden war er in seiner Wohnung mit den Seinigen vereint. Eine weiße Rotte drohte das Haus niederzureißen, um sich seiner zu bemächtigen. Am Abend gelang es ihm unter steter Lebensgefahr, auf ein Schiff zu entkommen. Hier gab er am nächsten Morgen dem freundlich gesinnten Oberrichter, der ihn nicht anders schützen zu können meinte, das Versprechen, die Insel zu verlassen. Über Baltimore reiste er nach England. Auch Knibb wurde aufgefordert Jamaika zu verlassen; aber er weigerte sich. Lieber wolle er sterben als die Sache Jesu entehren! Allerdings schwebte auch er, als er endlich frei kam und und seine zerstörte Station aufsuchte, drei Nächte lang in äußerster Todesgefahr. Erst als das Land ruhig war, gab er dem Drängen der Freunde nach und begab sich nach England, um hier mit Burchell gegen die Sklaverei zu kämpfen.

Im Mutterlande hatten die Ereignisse auf Jamaika großen Eindruck gemacht und den Sieg der Emanzipationsbestrebungen in

der öffentlichen Meinung entschieden. Burton, der nach Wilberforces Tode dessen Rolle im Parlamente übernahm, schrieb damals:

„Die Westindier haben uns gute Dienste geleistet. Die Nation hat nun erfahren, daß Predigen und Beten Vergehen sind, die in einer Sklavenkolonie nicht geduldet werden können. Das ist recht, es zeigt die Sklaverei in ihrer wahren Farbe; es lehrt, daß, wenn man den Sklaven das Christentum bringen will, man zuerst die Sklaverei vernichten muß."

Die zündenden Reden Burchells und Knibbs, welche ganz Großbritannien durchzogen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Besonders Knibb schüttete jetzt seinen ganzen Zorn aus. Auf der Jahresversammlung der Baptisten zupfte ihn der Sekretär warnend am Rocke, aber er rief: „Ich will sprechen, was auch daraus folgen mag!"

Das englische Parlament faßte nun endlich den ersehnten Beschluß. Mit 400 Millionen Mark wurden alle Sklaven in den Kolonien losgekauft. Am 1. August 1834 sollte das Gesetz in Kraft treten, doch sollten während einer Übergangszeit, die für die Haussklaven auf 4, für die Feldsklaven auf 6 Jahre festgesetzt war, die Leute unter gewissen Bedingungen noch bei ihren Herren bleiben. Der Jubel der Schwarzen war groß. In Scharen versammelten sich die christlichen am 1. August zu erhebenden Dankgottesdiensten, während die anderen sich ausgelassenen Tänzen hingaben. Es war der Mission zu danken, daß der Tag so überraschend ruhig verlief.

Die Mission sah sich vor ungeheure Aufgaben gestellt. Sie hatte nicht nur die zerstörten Kapellen und Wohnhäuser wieder herzustellen, wozu der Staat teilweise Entschädigungen zahlte, sondern sie hatte nun die Pflicht, die sittlich-religiöse Erziehung der freigewordenen Massen in großem Maßstabe in die Hand zu nehmen. Eine ganze Anzahl junger Missionare wurde jetzt von den Baptisten ausgeschickt und Burchell und Knibb brachten erfreuliche Summen mit, die sie gesammelt hatten. Mit stürmischer Begeisterung wurden sie in Jamaika empfangen. Burchell war in Port Royal gelandet und hatte die wichtigsten Stationen besucht, ehe er nach Montego kam. Als er in die Stadt einfuhr, wurde er aus allen Türen und Fenstern mit Zurufen und Tücherschwenken begrüßt. Die Farbigen ließen ihre Marktkörbe stehen und umringten ihn. An 4000 Menschen geleiteten ihn zu seiner Wohnung. „Hi, Massa Burchell, und ihr da wirklich!" riefen sie, tanzten und klatschten in die Hände. Knibb's Empfang war wohl noch stürmischer. Die Schwarzen warteten gar nicht, bis das Boot ihn vom Schiffe in Rio Bueno ans

Ufer brachte, sondern stürzten sich ins Wasser, um ihn einzuholen, umarmten ihn, sangen, lachten und weinten. „Er komm! er komm, der König Knibb! Er focht die Schlacht und gewinn die Kron!“ so jubelten sie und zogen dann mit ihm in die Kapelle zum Dankgottesdienst.

Die Liebe und Verehrung, welche die Missionare von ihren Schützlingen genossen, hatten sie durch die Leiden für deren Wohl verdient. Das Wichtigste war aber, daß sich immer mehr Schwarze nun an die Mission anschlossen und die Glaubensfreiheit als beste Errungenschaft priesen. Zahlreiche große Tauffeste konnten stattfinden und die Gemeinden wuchsen mit fast beängstigender Schnelligkeit. Es kostete viele Mühe, das geistliche Leben auf der Höhe zu erhalten und die eingerissenen Schäden zu bessern. Die Sittlichkeit hatte in den unruhigen Jahren sehr gelitten und nicht alle Farbigen zeigten in der Freiheit Lust zu geordnetem Leben. Burchell berichtet darüber:

„Die ersten sechs Monate nach meiner Rückkunft waren mir eine schwere Zeit voll Sorge und peinlicher Unruhe. Jetzt sieht es besser aus und die Gemeinde wird allmählich gesünder. Die politische Leidenschaft und den Parteigeist zu überwältigen, mußte ich alle kalte Entschlossenheit und Willenskraft anwenden und es gelang mir unter Gottes Segen. Dann galt es alle die elenden Streitigkeiten der Gemeindeglieder ins Auge zu fassen und einmütigen Sinn und brüderliche Liebe herzustellen.“ Nach und nach wurden die ersten Schwierigkeiten überwunden und am 1. August 1835 konnte Burchell mit fröhlichem Herzen vor 7000 Hörern eine Dankpredigt halten. Von der Betstunde am folgenden Morgen berichtete der neu angekommene Missionar Oughton: „Nie hörte ich so einfältige und dringende Gebete und so überströmenden Dank wie aus dem Munde dieser armen Menschen.“

Es stellte sich bald heraus, daß die vorgesehene Übergangszeit, die sogenannte Lehrlingszeit, zu unhaltbaren Zuständen führte. Die Pflanzer verlangten zwar mit aller Strenge die ihnen schuldige Arbeit, versagten aber den Sklaven die nötige Pflege, sogar die festgesetzten Nahrungsmittel, ärztliche Hilfe in Krankheitsfällen und Zeit zur Besorgung ihrer häuslichen Verrichtungen. Da die Gerichte ganz unter dem Einflusse der Pflanzer standen, verhängten sie oft die ungerechtesten Strafen. Es schien, als beabsichtige man die Farbigen wieder zum Aufstande zu reizen, um unter ihnen wüten und die Mission vernichten zu können. Um eine neue Katastrophe zu verhüten, mußte man sich zur Abkürzung der Übergangszeit entschließen. Namentlich die eifrigen Bemühungen Knibbs trugen dazu bei, daß schon 1838 die Lehrlingszeit auch für die Feldneger zu Ende ging.

Der Tag der vollen Freiheit war wieder ein Freudenfest. Bis zur Mitternacht sangen und beteten die Schwarzen in den Kirchen, um den Anbruch desselben zu feiern; in Montego läuteten ihn die Glocken ein. Für die Mission hatte dieser Tag gute Folgen, denn er beseitigte viele noch andauernde Quälereien; hatte man doch Burchell in dieser Zeit noch einmal ernstlich nach dem Leben getrachtet. Auch die Sittlichkeit in den Gemeinden hob sich jetzt, da immer mehr gesetzliche Eheschließungen vollzogen wurden; Trunksucht und Gewalttätigkeiten nahmen ab. Die Baptisten konnten 1839 21337 Getaufte und 20919 Anhänger zählen.

Sehr im Argen lag noch das Schulwesen. Die Vorbedingungen dazu hatten unter der Sklaverei zu sehr gefehlt. Burchell gab sich nun alle Mühe, Schulen zu gründen und einen eingeborenen Lehrerstand heranzuziehen. Aber dazu gehörten Geldmittel, die nur zu ganz geringem Teile erst von den Gemeinden geleistet werden konnten. Nicht einmal die Kosten aller Kirchbauten waren gedeckt. Burchell seufzte unter einer riesigen Schuldenlast. Sein eigenes Vermögen hatte er schon vollständig mit aufgebraucht. „Seit zwei Jahren bin ich nicht imstande gewesen, mir ein neues Kleidungsstück zu kaufen, und habe auch für die nächsten zwei Jahre keine Aussicht dazu.“ Endlich machte sich Knibb auf die Reise, um in England Hilfe zu suchen. Er hat dann noch zweimal dieselbe Kollektenreise unternehmen müssen, die letzte 1844 kurz vor seinem Tode.

Burchell war schon 1840 aus der Arbeit in Montego ausgeschieden, seine Gesundheit erlaubte ihm nur noch ein beschränktes Arbeitsmaß. Namentlich widmete er sich in diesen letzten Jahren ärztlicher Tätigkeit und beschaffte Arzneien aus England. An seiner Stelle übernahm Knibb die Führung des Werkes, er war schon seit dem Jahre der Sklavenbefreiung die eigentliche treibende Kraft der Mission. Sein Feuergeist trug sich mit kühnen Plänen, unter anderem wollte er durch Bekehrte von Jamaika das Evangelium in Afrika ausbreiten, der schöne Gedanke einer westindischen Mission in Afrika war aber mindestens verfrüht. Um einer Zersplitterung der Gemeinden vorzubeugen, legte er neue Orte an, so die Stadt Granville und das nach seinem Geburtsorte benannte Kettering. — Im Jahre 1841 hatte Knibb ferner nochmals heftige Vorwürfe zurückzuweisen, die diesmal aus Missionskreisen gegen die Praxis

der Baptisten erhoben wurden. Man legte ihnen wieder zur Last in der Zulassung zur Taufe nicht sorgfältig genug zu sein und durch die oben erwähnten „Zettel" die Teilnahme am heiligen Abendmahle mit einer Geldsteuer zu verbinden.

Unter den übermenschlichen Anstrengungen ihres Missionslebens hatten Burchell und Knibb ihre Kräfte frühzeitig verbraucht. Knibb war der jüngere von beiden und raffte sich immer wieder auf zu eifriger Tätigkeit. Aber am 15. November 1845 entschlief er nach kurzer Krankheit, erst 42 Jahre alt. Burchell saß am Sterbebette und hielt dann dem Freunde die Leichenrede. Es schien als sei auch seine Stunde gekommen, und er rüstete sich aufs Scheiden. „Ich bin in den Willen meines himmlischen Vaters gefaßt. Bald werde ich bei Bruder Knibb sein. Wir haben auf Erden zusammengehalten, und unsere Trennung ist kurz. Ich hoffe, wir werden die Ewigkeit mit einander im Himmel zubringen." Sein Sohn war früh gestorben, nur eine Tochter hatte er, an der sein Herz hing. Es war seine letzte Tauffeier gewesen, als er 1843 die Tochter zusammen mit 70 Heiden taufte. Von ihr und der Gattin und von den Diakonen der Gemeinde nahm er nun beweglichen Abschied. Aber noch einmal schien das gefürchtete gelbe Fieber ihn zu verlassen und der Arzt riet dringend zur Reise nach Europa Der Kranke willigte erst ein, als seine Frau versprach bei der Gemeinde zu bleiben. Matt und elend erreichte er London und genoß das Beisammensein mit seiner alten Mutter und mit den Geschwistern. An seine Gemeinde schrieb er noch einen innigen Brief. Dann mußte er sich legen und das Ende kam. Als jemand äußerte, es sei doch herrlich für einen Christen mit Hiob sagen zu können: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! da erheiterte sich sein Antlitz und er sprach: „Es ist der letzte Text, über den ich in Jamaika predigte und ich labte mich daran." Wenige Stunden danach entschlief er an einem Märzmorgen 1846.

Im Unterschiede von dem leidenschaftlichen Wesen Knibbs war Burchell zwar fest und unbeugsam, aber doch herzlich und milde. Knibb übertraf ihn an flammender Beredsamkeit; Burchell überfiel oft Bangigkeit, wenn er vor großen Versammlungen sprechen sollte, aber er gewann sofort durch seine tiefe Frömmigkeit und Wärme der Empfindung. Bezeichnend ist z. B. ein Schiffserlebnis auf der Fahrt nach Jamaika. Ein damals berühmter Schauspieler wurde

von Burchells Persönlichkeit so angezogen und mit Achtung vor ihm erfüllt, daß er ihn nicht nur gegen Gehässigkeiten anderer wirksam verteidigte, sondern auch zuletzt tiefbewegt von ihm Abschied nahm. „Ein edler Mann voll heiligen Geistes und Glaubens," so nennt ihn sein Mitarbeiter Philippo. Diese Achtung werden ihm auch die, welche gegen Burchells und Knibbs Wirksamkeit, besonders gegen ihre politischen Kämpfe, manche Bedenken haben, nicht versagen können. In diesem Stücke waren sie Kinder ihrer Zeit und echte Vertreter englischen Dissentertums.

Nur 22 Jahre hat Burchell im Missionsdienste gestanden, aber was für Erfolge hat er schauen dürfen! Er selbst schrieb gegen Ende seines Lebens:

„Als ich hier landete, gab es auf 50 Stunden Entfernung von Montego Bay keine Station unserer Gemeinschaft. Blicken Sie jetzt auf die Glieder, welche die Kette der westlichen Union bilden. Von ihnen sind Montego Bay, Salters Hill, Shortwood, Gurneys Mount, Mount Carey und Bethel Hill Früchte meiner eigenen Arbeit. Falmouth, Rio Bueno, Savanna la Mar, Fullersfield entstanden aus Bruder Manns und meinem gemeinsamen Wirken. Lucea fing ich an und Bruder Hudson setzte die Station fort. Zu Fletchers Grove arbeitete ich seit Februar 1835. Noch ehe ich im August 1836 den Ort verließ, war eine Gemeinde von 300 Gliedern da."

Im Jahre 1843 zählten die Baptisten 34000 Gemeindeglieder (ca. 100000 Seelen), sie wagten sogar die in der Jamaika Baptist Union vereinigten Gemeinden selbständig zu machen und auf weitere Unterstützung von der Muttergesellschaft zu verzichten. Das war freilich ein unkluger, übereilter Schritt, der später großen Rückgang und inneren Verfall nach sich zog. Aber es folgten dann auch wieder bessere Zeiten, und noch heute sind die 186 Baptistengemeinden Jamaikas mit 35000 vollen Kirchengliedern ein bedeutsamer Bestandteil der farbigen Christenheit Westindiens.

Quellen: Grundemann, Kl. Miss. Bibl. I, 2. — Basler Magazin 1850. — Underhill, The West Indies. London 1861. — Annual Report of the Baptist Miss. Soc. 1825—1830. — Miss. Herald 1830.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. Dezember. 1906.

David Brainerd.

Von Pastor Strümpfel in Sachsenburg b. Heldrungen.

Unter den englischredenden Gottesmännern, welche im 18. Jahrhundert an der Bekehrung der Indianer Nordamerikas gearbeitet haben, nimmt nächst John Eliot David Brainerd einen Ehrenplatz ein. Allerdings wird der Missionsfreund, wenn er den Gründen für die hohe Wertschätzung dieses Mannes nachgeht, auf den ersten Blick nicht wenig erstaunt sein. Denn was er da hört, ist nicht die inhalt- und wechselvolle Geschichte eines jahrzehntelangen, durch Umfang und Erfolg der Arbeit ausgezeichneten missionarischen Wirkens, sondern die Geschichte eines jungen Mannes, der im ganzen nur 4 Jahre oder, wenn man die Zeit abrechnet, die er krankheitshalber und auf Reisen zu englischen Freunden abwesend war, eigentlich nur $2^1/_2$ Jahre lang den Indianern das Evangelium verkündigt, in dieser kurzen Zeit zwar ein Pfingsten der Heiden erlebt und einige hundert Bekehrter in eine christliche Kolonie gesammelt hat, aber noch vor Vollendung seines 30. Lebensjahres an der Schwindsucht gestorben ist.

In der Tat beruht die Bedeutung dieses frühvollendeten Zeugen nicht so sehr auf seinen direkten Missionsleistungen, so hervorragend sie an sich sein mögen, als vielmehr auf dem segensreich fortwirkenden Eindrucke seiner geheiligten Persönlichkeit. Von ihm gilt in besonderem Maße das Wort von dem Weizenkorn, welches erstirbt, um viel Frucht zu bringen. Von seinem Lebensbilde, wie es zuerst sein Freund Jonathan Edwards gezeichnet hat, und vornehmlich von seinen Tagebüchern, welche in die inneren Kämpfe und Siege eines ganz dem Herrn hingegebenen Jüngers Einblick gewähren, ist eine ganze Kette von Anregungen und Segenswirkungen ausgegangen. Viele Knechte des Herrn verdanken ihm Großes für ihr geistliches Leben. So bekennt der englische Prediger Reyland, daß für ihn Brainerds Tagebücher nach der heiligen

Schrift das wichtigste Buch geworden seien, und Chalmers schreibt: „Wenn ich von Männern wie Brainerd und Doddridge lese, so bewundere ich, ja ich darf sagen, ich beneide sie darum, daß sie die reale Geistesgemeinschaft mit der himmlischen Welt ganze Jahre lang haben festhalten können.“ Von Missionaren sind besonders Samuel Marsden und Henry Martyn zu nennen, als solche, die von Brainerd nachhaltig beeinflußt sind, während wiederum die Lebensbeschreibung Henry Martyns für Tholuck von wesentlicher Bedeutung geworden ist. Ein Beweis für die Anziehungskraft des Lebensbildes David Brainerds sind auch die zahlreichen Bearbeitungen, die es bis in neuere Zeit gefunden hat.[1])

1. Brainerds religiöse Entwickelung.

Brainerds Mutter stammte aus einer puritanischen Prediger-familie, ihr Großvater, Peter Hobart, war seines Glaubens wegen aus England ausgewandert. In Haddam im Staate Connecticut, wo ihr Vater Prediger war, verheiratete sie sich mit einem dortigen angesehenen Staatsbeamten. Fünf Söhne und vier Töchter entsprossen dieser Ehe. David Brainerd, der am 20. April 1718 in Haddam geboren wurde, war der dritte Sohn.

Im 9. Lebensjahr verlor er den Vater, im 14. auch die Mutter. Eine natürliche Anlage zur Schwermut und strenge puritanische Frömmigkeit verliehen schon dem Knaben einen ungewöhnlichen Ernst. Doch war sein gewissenhafter Wandel anfangs von Selbstgerechtigkeit beherrscht. Er war schon 20 Jahre alt, als er, von der Tätigkeit als Farmer nicht befriedigt, sich für den Predigerberuf vorzubereiten beschloß. Er begann ein zurückgezogenes, dem Gebete und der heiligen Schrift gewidmetes Leben, las in einem Jahre zweimal die Bibel durch und versammelte abends oft junge Leute um sich zu gemeinsamer Erbauung. Die erschreckende Empfindung seiner Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit trieb ihn zu inbrünstigem Gebete und immer eifrigerer Erfüllung der religiösen Pflichten. Aber noch immer suchte er das Heil auf dem Wege der Selbsterlösung; er meinte, wenn sein Herz

---

1) Wir folgen der Darstellung in Thomson, Prot. Missions, Their rice and early progress. Newyork 1894, Kap. VI und Schmidt, Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten ev. Missionare. 5. Bdchn., Lpz. 1841. Vgl. Vormbaum, Ev. Miss.-Gesch. in Biogr. II, 1. Düsseld. 1850.

ganz zerknirscht, demütig und gottinnig geworden wäre, würde ihn Christus annehmen können. Die Folge war immer größere Unruhe; die Strenge des göttlichen Gesetzes und die Forderung der bedingungslosen Hingabe im Glauben erschütterten ihn aufs tiefste. Es wurde ihm klar, daß er bei seinem Fasten und Beten nicht, wie er meinte, Gottes Ehre, sondern mehr die eigene Glückseligkeit im Sinne gehabt habe. Er erkannte, daß er alles Selbstvertrauen aufgeben und sich ganz hilflos in Gottes Hände ausliefern müsse, damit Gott als höchster Gebieter über ihn verfüge. Während er davor zurückbebte, weil er nur auf Verdammnis rechnen könnte, fürchtete er zugleich nichts mehr, als daß Gott ihn in gänzliche Unempfindlichkeit versinken lassen möchte.

Da geschah es eines Sonntag abends im Winter 1738, daß er an seinem stillen Gebetsplätzchen im Walde eine unaussprechliche Erfahrung machte. Er beschreibt es als ein inneres Schauen Gottes, wie er es nie vorher gehabt. Seine Seele war von der Freude an Gottes Erhabenheit und Herrlichkeit so hingenommen, daß er kaum mehr an sich selbst dachte. Dem Herrn zu dienen und alles zu seiner Verherrlichung zu tun, erschien ihm als höchstes Glück, und der Weg zum Heile einzig und allein durch die Gerechtigkeit Christi wurde ihm so klar, daß es ihm unbegreiflich schien, warum er ihn früher nicht gefunden hatte. Von dieser Zeit an war Brainerd seiner Seligkeit gewiß. Zwar folgten auf Zeiten himmlischer Erquickung noch oft Tage tiefer Niedergeschlagenheit und innerer Prüfungen, aber je länger je mehr genoß er das Glück der Gemeinschaft mit Gott.

Im September 1739 trat er in das Yale Kollege in New Haven ein. Damit begann eine mehrfach gefährliche Zeit. Er klagte, daß er so wenig Zeit und Gelegenheit zum Alleinsein mit Gott habe und der Ehrgeiz bei den Studien dem religiösen Leben nachteilig sei. Zugleich litt unter den Anstrengungen des Studiums seine Gesundheit, Lungenblutungen nötigten ihn vorübergehend in der Heimat auszuruhen. Aber sein Herz blieb auf Gott gerichtet und sein Zustand „schien einige Ähnlichkeit mit dem Himmel zu haben.“ Er hätte wünschen mögen, „immer im Anschauen der göttlichen Herrlichkeit zu leben.“ Da entstand Anfang 1741 in New Haven und Umgegend eine außerordentliche religiöse Bewegung. Brainerd wurde davon begeistert und mancher Kamerad

kam durch ihn zur Bekehrung. Leider verband sich aber mit der Erweckung manche ungesunde Erregtheit und schwärmerisches Wesen, und auch Brainerd ließ sich von unbesonnenen Eiferern mit fortreißen. Je mehr der Leiter des Kollege dem stürmischen Treiben wehrte, um so schroffer wurden die Erweckten. Eine abfällige Äußerung über einen Lehrer der Anstalt, die Brainerd bei einer verbotenen Zusammenkunft tat, kam dem Rektor zu Ohren, und als Brainerd die öffentliche Untersuchung über ein im vertrauten Kreise hingeworfenes Wort als ungehörig bezeichnete, erfolgte Anfang 1742 seine Verweisung aus der Anstalt. Zweimal hat er später durch schriftliche Erklärung sein Unrecht bekannt und Verzeihung erbeten. Seine harte Bestrafung erbitterte ihn nicht, er gedachte der Beteiligten stets mit großer Liebe.

Sich zu demütigen wurde Brainerd nicht schwer. Die Empfindung der eigenen Unwürdigkeit äußert sich in seinem Tagebuche oft so stark, daß seine Biographen ihn gegen den Vorwurf der Übertreibung schützen zu müssen glauben. Einiges kommt wohl auf Rechnung der melancholischen Gemütsanlage, um derentwillen Thomson sein Christentum mit dem Gellerts vergleicht. Oft ist auch das tagelange Gefühl, nichtswürdig und für den Dienst des Herrn untauglich zu sein nur die Kehrseite seines glühenden Verlangens nach Heiligung. Sich selbst zu verleugnen und Gott zu verherrlichen ist das Ziel, nach dem er ringt, und der Herr stärkt ihn dabei immer wieder durch wunderbare Freudigkeit und Heilsgewißheit. Hören wir darüber nur eine Stelle aus seinem Tagebuche:

„Ich zog mich früh ins Verborgene zur Andacht zurück, und während ich betete, gefiel es Gott, so unaussprechliche Tröstung über meine Seele auszugießen, daß ich eine Zeitlang nichts anderes tun konnte, als wiederholt ausrufen: O mein teurer Heiland, o mein gesegneter Heiland! Wen habe ich im Himmel außer Dir und nichts ist auf Erden, was ich begehre außer Dir! Wenn ich tausend Leben hätte, so wollte ich sie freudig alle dafür geben, einmal nur mit Christo vereint gewesen zu sein . . . . O möchte meine Seele nie träge und kalt sein im Dienste Gottes!"

2. Der Eintritt in den Missionsdienst.

Die 1709 in Edinburg gestiftete „Schottische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis" hatte 1741 in New York ein *Komitee* für Indianermission gegründet und einen Missionar auf

Long Island angestellt. Als zweiten Sendboten berief diese Gesellschaft im November 1742 den kurz zuvor von einem Prediger-verein in Connecticut zum Kandidaten des Predigtamts angenommenen David Brainerd und bestimmte ihn für die Delawaren. Da aber über den Landbesitz dieses Indianerstammes noch Verhandlungen schwebten, hieß man Brainerd zunächst nach Kaunaumeek, einer Indianer-Ansiedelung in Massachusets gehen, wo der 5 Stunden entfernte, in Stockbridge seit 1734 erfolgreich wirkende Missionar John Sergeant ihm Rat und Hilfe bieten konnte.[1]) Im April 1743 traf Brainerd dort ein.

Er war eben 25 Jahre alt, aber körperlich schwach und anfangs sehr verzagt, weil er glaubte, er habe genug mit sich selbst zu tun, und sich nicht für tüchtig hielt, anderen zu predigen. Seine äußere Lage war kümmerlich. Ein ungedieltes Zimmer in einem Blockhause war sein Quartier, sein Lager ein Bündel Stroh auf einigen Brettern, seine Nahrung gekochtes Korn und in der Asche gebackenes Brot. Wenn er sich aus meilenweiter Entfernung Brot kommen ließ, war es oft verschimmelt. Später baute er sich selbst mit Mühe eine kleine Wohnung. Die wenigen Indianerfamilien wohnten weit zerstreut. Von Weißen hatten sie außer anderen Lastern die Branntweinpest überkommen und waren davon recht stumpf geworden. Brainerd errichtete eine Schule für die Kinder und predigte den Erwachsenen mit Hilfe eines Dolmetschers. Um die schwierige Sprache zu erlernen, brachte er auf Geheiß seines Missionsvorstandes viele Tage bei Sergeant in Stockbridge zu. Die Ritte dorthin durch pfadlosen Urwald waren freilich äußerst anstrengend. Einmal verirrte er sich und mußte unter freiem Himmel die Nacht zubringen, ein andermal stürzte er in den Fluß. Schließlich brachte er es doch so weit, daß er mit den Leuten in ihrer Sprache beten und Psalmen singen konnte. Seine Predigt blieb trotz der Dolmetscherhilfe nicht wirkungslos, es gelang, die Herrschaft des Feuerwassers und des heidnischen Aberglaubens zurückzudrängen, und die Freude der Indianer bei Brainerds Rückkehr von einer Reise zum Missionsvorstande bereitete ihm Ermutigung. An seinen Bruder John, der das Kollege in New Haven bezogen hatte, schrieb er:

1) Kaunaumeek heißt heute Brainerds Bridge, aber nicht nach dem Missionar, sondern einem später dort ansässigen Verwandten.

„Die Indianer sind im allgemeinen freundlich und wohlgesinnt gegen mich, sie sind meist sehr achtsam auf meine Vorschriften und scheinen gern Belehrung anzunehmen. Zwei bis drei, hoffe ich, sind einigermaßen überzeugt, doch hat sich noch wenig von einer besonderen Wirkung des göttlichen Geistes bei ihnen gezeigt, so daß mir oft der Mut sinkt . . . Alles, was du für mich tun kannst, ist dies, daß du unablässig betest, daß Gott mich demütig, heilig, ergeben und himmlisch gesinnt durch alle Prüfungen wolle werden lassen, daß ich stark sein möge in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke."

Nach einer Tätigkeit von $11^1/_2$ Monaten wurde Brainerd im Mai 1744 von Kaunaumeek abberufen, um seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß zu den Delawaren zu gehen. Die wenigen Indianer von Kaunaumeek sollten in die Kolonie Stockbridge übersiedeln. Gerade jetzt trat die Frage an Brainerd heran, ob er nicht den anstrengenden und entbehrungsreichen Missionsberuf aufgeben sollte. Seine Gesundheit hatte schon sehr gelitten und er besaß Privatvermögen genug, um sich in der Heimat eine behagliche Stätte zu bereiten. Dazu forderten ihn jetzt 2 Gemeinden auf, ihr Pastor zu werden, eine davon war die größte, reichste und angenehmste Parochie auf Long Island. Aber Brainerd wurde im Gebete des göttlichen Willens gewiß. Er war bereit, diese Welt bald zu verlassen, aber um der Bekehrung der Heiden willen wünschte er zu leben und „dem heiligen Paulus nachzufolgen in seinem Wandel unter den Heiden voll Mühseligkeit und Arbeit." Nach einer kurzen Erkundigungsreise an den Delaware, von der er ermutigende Eindrücke mitbrachte, bestand er seine Prüfung und empfing die Ordination zum Predigtamte durch das Presbyterium von Newark in New Jersey am 12. Juni 1744. Dann begab er sich an seine neue Arbeitsstätte.

3. Unter den Delawaren.

Brainerds Station lag am Delaware, wo jetzt die Stadt Easton liegt, nahe der Grenze der Staaten Pennsylvania und New Jersey. An Wegen fehlte es damals noch sehr im ganzen Lande, namentlich aber in den Indianerdistrikten, und doch hatte Brainerd viel zu reisen. Selten hatten mehr als 2 bis 3 Familien ihre Wigwams an einem Platze beisammen. Die Folge waren für den Missionar große Strapazen. Einmal irrte er in heftiger Kälte durch finstre Nacht über Abhänge und Felsen, durch

Sümpfe und Schluchten, bis er endlich um Mitternacht eine einsame Hütte traf. Ein andermal überraschte ihn ein Blizzard (Nordoststurm) im Freien, wo er nirgends Schutz fand. Einmal heulten die Wölfe eine ganze Nacht hindurch um die leichte Rindenhütte im Urwalde, in der er kampierte. Und das alles ertrug ein todkranker Mann. Sein Tagebuch verzeichnet immer häufiger: „Kein Appetit,“ „Viele Schmerzen,“ „Quälende Schwäche,“ „Kalter Schweiß in jeder Nacht,“ „Hustete und warf Blut aus,“ „Starkes Fieber“. Wenn er noch einige Pflege und häusliche Bequemlichkeit gehabt hätte! So kann man sich nur wundern, daß seine Wirksamkeit nicht noch kürzer war. In seinem Tagebuche schreibt er:

„Solche Beschwerden und Drangsale dienen dazu, mich immer mehr der Erde zu entwöhnen. Früher, wenn ich der Kälte und dem Regen ausgesetzt war, tröstete ich mich mit dem Gedanken an ein bequemes Haus, ein warmes Feuer und andere äußere Erquickungen, aber jetzt nehmen diese den letzten Platz in meinem Herzen ein durch die Gnade Gottes und mein Auge ist mehr auf Gott gerichtet.“

Schmerzlich war ihm der religiöse und sittliche Zustand der Delawaren, ihre Neigung zu Räubereien und ihre Trunksucht. Hinderlich war auch die Missionsfeindschaft europäischer Ansiedler, welche die Rothäute aufhetzten: Brainerd sei ein Betrüger, ein Papist, der sie zum Aufstande gegen die englische Regierung verleiten wolle, oder er werde sie in die Sklaverei verkaufen. Bei den an sich schon mißtrauischen Heiden fielen solche Verdächtigungen auf empfänglichen Boden, zumal Brainerd noch zu wenig der Sprache kundig war, um ihnen entgegenwirken zu können. Ehe er die Sprache lernen konnte, befand er sich schon mitten in reichlicher Arbeit; denn es galt nicht nur zu predigen, Schule zu halten und Mittel für den Unterhalt der Schule zu sammeln, sondern auch Streitigkeiten zu schlichten und für die äußeren Angelegenheiten der Indianer zu sorgen, die in diesen Dingen hilflos wie Kinder waren. Wenn er im Winter in den rauchigen, schmutzigen Wigwams predigte, lachten und schwatzten oft seine Zuhörer, schnitzten Hölzer oder spielten mit den Hunden. Trotz alledem blieb Brainerds Arbeit nicht erfolglos. Er rang um die Seelen in heißem Gebete. Einmal flehte er stundenlang, so daß er in Schweiß gebadet von den Knieen sich erhob.

„Alles hienieden war verschwunden und schien nicht die geringste Bedeutung mehr für mich zu haben, sondern nur die Heiligung des

Herzens und die Bekehrung der Heiden zu Gott . . . Mich verlangte außerordentlich, daß Gott sich selbst einen Namen machen möchte unter den Heiden, und ich berief mich mit der größten Freudigkeit vor ihm darauf, daß er wisse, daß er mir mehr sei als die größte Wonne."

Selbst in der Nacht, wenn er aufwachte, war sein „erster Gedanke das große Werk, Gottes Sache zu führen gegen den Satan." Am anderen Tage gelang es wirklich, die Indianer zu bewegen, daß sie ihr Zauberopfer verließen und vor- und nachmittags der Predigt aufmerksam zuhörten.

Mit einem Evangelisten, seinem Dolmetscher und zwei Häuptlingen unternahm Brainerd im Oktober des ersten Jahres eine weite gefahrvolle Reise zu Pferde an den Susquehanna, wo ein Gemisch verschiedener Völkerschaften wohnte, welches den sog. „Sechs Nationen" tributpflichtig war. Er wiederholte diese Reise im folgenden Jahre, nachdem er persönlich den Gouverneur von Philadelphia bewogen, ihm beim Häuptlinge der „Sechs Nationen" die Erlaubnis zum Unterrichten jener Indianer auszuwirken. Wieder zog er 160 Kilometer am Susquehanna hin und predigte verschiedenen Stämmen mit Hilfe mehrerer Dolmetscher. Neben vielem Widerstande gegen das Christentum traf er doch auch Leute, die zum Lernen willig waren.

Um das Bild seiner aufopfernden und anstrengenden Tätigkeit zu vervollständigen, sei auch erwähnt, daß Brainerd in diesen zwei Jahren wiederholt weite Reisen nach Neu-England ausführte, um Mittel für Anstellung eines Mitarbeiters zu gewinnen und Geistliche an den verschiedensten Orten für sein Werk zu interessieren.

4. Die Erweckung in Croßweekſung.

Endlich schenkte der Herr seinem treuen Zeugen eine überraschende Erhörung seiner Gebete. Er erlebte eine Erweckung, die er als ein göttliches Wunder betrachten mußte. Seinem Berichte darüber gab er die Aufschrift: „Offenbarung der göttlichen Gnade unter den Indianern."

Der Ort, an welchem sich dies zutrug, hieß Croßweekſung (heute Croßwick) und lag 80 Kilometer südöstlich von Brainerds Station im Staate New Jersey. Die dortigen, zum Delawarenvolke gehörigen Indianer hatten einen ersten Missionsversuch, den *Brainerds* Dolmetscher unternahm, schroff zurückgewiesen. Als aber

einige Monate später, im Juni 1745, Brainerd zum ersten Male zu ihnen kam, nahmen sie seine Predigt freundlich auf. Er fühlte sich gerade in dieser Zeit körperlich kräftiger als sonst und sprach 14 Tage lang fast zweimal täglich, anfangs vor 7—8, zuletzt vor 40—50 aufmerksamen Zuhörern. Die Kraft Gottes begleitete fühlbar das Wort des Predigers, so daß bald mehrere um ihr Seelenheil bekümmert wurden. Vermutlich trug zum Erfolge der Umstand bei, daß viele dortige Indianer Englisch verstanden und die Predigt unmittelbarer auf sie wirkte als da, wo der Dolmetscher unentbehrlich war. Als Brainerd am 2. Juli, von dem beständigen Sprechen erschöpft, wieder nach dem Delaware aufbrach, mußte er versprechen, bald wiederzukommen; unter vielen Tränen wurden Bekenntnisse abgelegt, es fehlte nicht an Beweisen geistlichen Verständnisses.

Auf seiner Station hatte Brainerd jetzt die Freude, seine ersten Bekehrten taufen zu können. Es waren sein Dolmetscher Tinda Tentawy und dessen Frau, welche seit längerer Zeit von Branntwein frei geworden waren und sich als aufrichtige Christen bewährt hatten. Freudig erhoben durch diesen Festtag traf Brainerd Anfang August wieder in Crosweeksung ein. Ein benachbarter Prediger, Tennent, hatte inzwischen die angefaßten Seelen weitergepflegt; es stellte sich heraus, daß ein echtes Werk des heiligen Geistes im Gange war. Gleich am ersten Tage, als Brainerd über Offb. 22, 17 predigte, blieb kaum ein Auge trocken. Dasselbe wiederholte sich am 6. August, wo „der Arm des Herrn sich mächtig und wunderbar offenbarte." Die Predigt enthielt kein Wort des Schreckens, sondern nur liebreiche Ermahnung, die erbarmende Liebe Gottes anzunehmen; aber gerade davon wurden die Hörer tief ergriffen.

Die Bewegung erreichte ihre Höhe am 8. August, als Brainerd mit besonderer Freudigkeit vor 65 Personen über Luk. 14, 16—23 sprach und namentlich bei der folgenden Unterredung mit den einzelnen. Die verstocktesten Gemüter mußten sich beugen, selbst Kinder wurden ergriffen. Die Leute beteten und schrieen um Gnade den ganzen Tag. Jeder betete für sich, unbekümmert um seine Umgebung. Sie klagten über die Schlechtigkeit ihres früheren Lebens und bebten vor dem Zorne Gottes. Weiße Männer, welche neugierig waren zu hören, was der „Schwätzer" den Rothäuten

predigte, wurden ebenfalls kräftig erweckt. Eine Indianerin, die noch am Morgen, als Brainerd sie zur Predigt einlud, gelacht und gespottet hatte, aber dann doch gekommen war, schrie laut auf und betete stundenlang am Boden liegend, man hörte sie immer wieder seufzen: „Habe Erbarmen mit mir und hilf mir, dir mein Herz zu geben!" Einige, die schon Frieden gefunden hatten, faßten ihre Freunde bei der Hand und wiesen sie tröstend auf die Gnade Gottes. Ähnliches wiederholte sich an den folgenden Tagen. Brainerd ging von Haus zu Haus und redete mit den Erweckten. Die Pfingstfreude der Heiden erquickte seine Seele. Am 25. August konnte er vor großer Volksmenge 15 Erwachsene und 10 Kinder taufen. Daß die Erweckung keine bloße Nerven-Erregung war, bewies die Veränderung, die mit den Leuten vorging, ihr aufgewecktes Gewissen, ihre herzliche Liebe untereinander und ihr inniges Gebetsleben. Ehe Brainerd sie jetzt wieder verließ, um eine neue Reise an den Susquehanna anzutreten, ermahnte er sie zur Fürbitte. Da versammelten sie sich, sobald er fort war, und waren so ins Gebet versunken, daß sie nicht merkten, wie die Zeit verging. Als sie heimgingen in ihre Hütten, stand der Morgenstern am Himmel. Es war wieder eine merkwürdige Nacht, welche einen mächtigen Eindruck auf die Teilnehmer machte. Ein alter Heide brachte seine Klappern, die er zu den Geistertänzen gebraucht hatte, und ließ sie von den anderen zerbrechen.

Am Susquehanna fand Brainerd diesmal etwas mehr Empfänglichkeit, aber im ganzen doch noch viel Feindschaft. Die Krankenbeschwörungen spielten eine große Rolle.

„Welch ein Unterschied," schrieb er nach der Rückkehr, „zwischen diesen Indianern und denen am Susquehanna! Das Leben dort ist eine Verbannung von Gott und seinen Heiligen. Wenn ich aber hier bin, so ist mir's, als ob ich in seine Familie aufgenommen sei."

Im Oktober konnte er wieder 14 Erwachsene in Croßweekßung taufen, darunter zwei früher wegen Mordtaten, Streitsucht und Trunk übelberüchtigte Männer. Mit den Christen begann er Katechismusunterricht. Wenn er predigte, geschah es wieder mit solcher Kraft, daß gegen Jahresschluß die Erweckungserscheinungen: Tränen, Aufschreie, Seufzer, Gebete sich wiederholten, wenn auch im ganzen die Bewegung nicht mehr ganz so stürmisch auftrat. Besonders die Weihnachtsfeier war gesegnet, während früher die

Indianer mit den Weißen in dieser Zeit zu zechen und zu schwärmen pflegten. Gegen Ende des Jahres, als er von Haus zu Haus besuchen ging, war Brainerd sehr schwach, aber daß er Seelen dienen durfte, welche im Ernste fragten: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?“, das gereichte ihm zu innerer Stärkung.

5. Die Gründung der Kolonie Bethel.

Mit dem neuen Jahre 1746 trat nun die Aufgabe der Gemeindebildung an Brainerd heran. Er hatte sich ein Häuschen in Croßweekſung gebaut und zwanzig bekehrte Familien schlugen nahe dabei ihre Hütten auf. Etwa 150 sammelten sich jeden Abend bei ihm um Gottes Wort. Im April wurde zum ersten Male mit Andacht und Rührung das heilige Abendmahl gefeiert. Noch vorher hatte ein Schullehrer, den Brainerd kommen ließ, mit 30 Schulkindern Unterricht begonnen. Der Lehrer war ein tüchtiger Mann und die Kinder so frisch und fleißig, daß einige nach 4 Monaten schon fließend das englische Neue Testament lesen konnten (?) und von dem Assenbly-Katechismus über die Hälfte auswendig wußten.

Schon Eliot hatte seine Bekehrten in christliche Kolonien gesammelt; Brainerd beabsichtigte auch eine solche zu gründen. Die Hauptschwierigkeit dabei war, daß die Indianer infolge des „Feuerwassers“ tief verschuldet waren und die weißen Gläubiger den Landbesitz derselben mit Beschlag belegten. Brainerd mußte alles aufbieten, um das Unheil zu verhüten. Auf seinen Antrag genehmigte der Missionsvorstand, daß die für die Mission gesammelten Gelder für diesen Zweck verwandt wurden. Die Schulden wurden bezahlt, und nun zog Brainerd mit seinen Leuten nach Cranberry, 24 Kilometer nordwestlich von Croßweekſung, wo sie am 6. Mai 1746 unter dem Gesange des 127. Psalms den Anfang mit dem Aufbau der Wohnungen machten. Die neue Kolonie, Bethel genannt, übte bald solche Anziehungskraft aus, daß Indianer von fernher zuzogen. Brainerd hatte Gelegenheit, seine landwirtschaftlichen Erfahrungen zu verwerten, denn er mußte seine Gemeinde im Ackerbau belehren und beraten. Seiner Aufforderung, durch fleißige Arbeit ihren Unterhalt zu gewinnen, kamen die Christen fleißig nach. Für die erste Einrichtung trat Brainerd mit eigenen Geldmitteln helfend ein. Nicht nur sein Jahresge-

halt von 800 Mk., sondern auch 6000 Mk. von seinem Vermögen verwandte er für die Mission.

Die lieblich aufblühende Kolonie erregte den Zorn der weißen Nachbarn. Brainerd stand bei ihnen längst schlecht angeschrieben, zumal er ihr Verfahren, die Indianer zur Trunkenheit zu verleiten und dann um Grund und Boden zu bringen, freimütig getadelt hatte. Dafür beschuldigten sie ihn jetzt politischer Umtriebe. Es war das Jahr, in welchem der letzte Versuch, die Stuarts auf den englischen Thron zurückzuführen, mit der Niederlage bei Culloden endigte und die Gemüter auch in den Kolonien von diesen Vorgängen bewegt wurden. Brainerd wurde nun vorgeworfen, er nehme Partei für die Sache des Prätendenten (Karl Eduard) und reize die Indianer auf, um der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Der kranke Missionar ließ sich von diesen Verleumdungen mehr als nötig beunruhigen. Die Sache verlief sich ohne Nachteil für ihn und sein Werk.

Andere vorurteilsfreie Beobachter äußerten sich bewundernd über die junge Christengemeinde. W. Tennent, der schon genannte Prediger von Freehold, und andere Augenzeugen legten öffentlich Zeugnis ab für die Echtheit der Missionserfolge. Ein Herr, der 1748 nach Brainerds Tode Bethel besuchte, schrieb darüber:

„Der religiöse und wirtschaftliche Zustand übertrifft alle meine Erwartungen, obgleich diese durch Brainerds Tagebuch und private Mitteilungen hochgespannt waren. Sie blieben weit zurück hinter dem, was ich jetzt mit eigenen Augen sah von dem herrlichen Werke der göttliche Gnade unter den Indianern.“

Brainerd selbst schrieb am 19. Juli 1746:

„Heute ist ein Jahr vergangen, seit ich zum ersten Male diesen Indianern in New Jersey predigte. Was für erstaunliche Dinge hat Gott seither an diesen armen Leuten getan! Was für ein Wandel in Gemütsart und Betragen! Mürrische, wilde Heiden sind in dieser kurzen Zeit angenehme, liebevolle und demütige Christen geworden, ihr trunkenes Geheul ist verwandelt in frommen, brünstigen Lobpreis Gottes!“

Das religiöse Leben hielt sich weiter auf der Höhe. Namentlich die Gesänge, die Brainerd am Abend mit den Christen einübte, wirkten auf die Gemüter. Auch 1746 zog es Brainerd zu den Heiden am Susquehanna. Da feierte er wieder eine bewegliche Abschiedsstunde.

„Es war eine Erschütterung und Zerschmelzung unter uns und mehrere waren voll des heiligen Geistes. Gott war gegenwärtig, besonders als ich über die Verheißung sprach, daß alle Völker den erhabenen Erlöser preisen sollen (Psalm 72). Meine Seele war erquickt durch den Gedanken, daß dieser Tag, diese gesegnete, herrliche Zeit gewiß kommen werde. Dann ging ich fort und überließ meine Leute ihrer eigenen Andacht. Sie predigten und sangen, während ich ausruhte. Dann begab ich mich wieder zur Versammlung, sprach mit und entließ sie. Gepriesen sei Gott! Das war ein Tag der Gnade! Viele Seufzer und Tränen gab es an diesem Tage unter uns. Abends war meine Seele erquickt im Gebet; ich konnte mit Freudigkeit mich dem Throne der Gnade nahen im Gebete für meine Leute und meine Freunde und für die Kirche Gottes. Preise den Herrn, meine Seele!"

Sechs Indianerchristen begleiteten Brainerd nach dem Delaware und Susquehanna, und ihre Zeugnisse machten sichtlich Eindruck auf bisher verschlossene Heiden. Brainerd selbst war auf dieser Reise sehr schwach und krank. Er vermochte zwar mit alter Kraft zu predigen, aber das Wanderleben in Wind und Wetter war zuviel für ihn. Nach drei Wochen kehrte er um, er konnte sich kaum auf dem Pferde halten, erreichte aber endlich sein Bethel am 20. Sept. 1746.

6. Das selige Ende.

Brainerds Tagebuch, in welchem er fast täglich sein inneres und äußeres Erleben niederschrieb und von seinen geheimsten Gedanken und Gefühlen Rechenschaft gab, fängt von dieser Zeit an lückenhaft zu werden. Er konnte wochenlang nicht gehen, nicht einmal sitzen, sondern mußte liegen. Fieber und Nachtschweiße verzehrten seine Kraft. Aber er war ruhig und getrost. Am 27. Sept. schrieb er:

„Ich hatte wenig Kraft zu beten, noch zu schreiben oder zu lesen, und selten auch nachzudenken, aber durch Gottes Gnade konnte ich dem Tode mit großer Fassung ins Auge sehen und oft mit lebhafter Freude. O welche Seligkeit, immer auf den Tod vorbereitet zu sein! Der Herr gebe, daß ich auch wahrhaft dazu bereit sein möge."

Am 5. Okt. durfte er zum letzten Male einige Indianer taufen und mit der Gemeinde das heilige Abendmahl feiern. Ein Abtrünniger wurde dabei von seiner Rede so erschüttert, daß er öffentlich seine Sünde bekannte.

Endlich sah sich Brainerd durch zunehmende Schwäche genötigt, zu seinen Freunden nach Neu-England zu reisen. Unter-

wegs wurde er aber so krank, daß er in Elisabethtown mehrere Monate verweilen mußte. Erst im Frühjahr 1747 erholte er sich etwas, besuchte wieder Bethel und hielt dort am 20. März noch einmal Gottesdienst. Im April konnte er seine Reise fortsetzen und traf endlich in Northampton ein, wo er im Hause seines Freundes und nachmaligen Biographen Edwards liebevolle Pflege fand. Wer ihn da kennen lernte, fühlte sich angezogen von ihm:

„Er erwies sich als ein Mann voll Geist und Geschmack, dabei milde und bescheiden, unbefangen und freundlich im Umgange, frei von steifem, übertriebenem und gesuchtem Wesen. Besonders ergreifend war es, ihn beten zu hören: er betete ungekünstelt, ohne Phrase, aus der Fülle des Herzens, voll des starken, tiefen Gefühls der Abhängigkeit von dem erhabenen, herrlichen Gott."

Die Ärzte empfahlen ihm, so lange wie möglich das Reiten fortzusetzen und es tat ihm gut. Er ritt sogar bis Boston, wo er den Juni und Juli zubrachte. Von dort schrieb er ergreifende Abschiedsbriefe an seinen Bruder Israel, der damals ein theologisches Seminar besuchte, und an seinen Bruder John, welcher den Posten des Missionars in Bethel übernommen hatte. Im August, nach der Rückkehr von Boston trat Brainerds Leiden mit voller Heftigkeit auf, so daß er oft lange fiebernd und ohne Bewußtsein dalag. Wenn Erleichterung eintrat, sprach er viel von dem künftigen gesegneten Zustande des Reiches Gottes auf Erden, wie er in der Schrift verheißen ist und bat dringend, den Vorschlag schottischer Pastoren anzunehmen, „daß die Gemeinden mit ihren Predigern sich zu einem gemeinsamen, außerordentlichen Gebete für das Kommen des Reiches Christi vereinigen möchten." Als letzte Ermahnung eines Sterbenden ließ er denselben Vorschlag seiner Gemeinde ans Herz legen; in Erfüllung seiner Bitte fanden nach seinem Tode reich gesegnete Versammlungen in Bethel statt. Große Freude bereitete ihm der Besuch seiner Brüder. Je näher der Auflösung, um so öfter sprach er von der Freude, heimgehen zu dürfen.

„Mein Himmel ist, Gott wohlzugefallen und ihn zu verherrlichen, ihm alles zu übergeben und ganz seiner Ehre geweiht zu sein ... Ich gehe nicht in den Himmel, um erhöht zu werden, sondern um Gott die Ehre zu geben. Es kommt nicht darauf an, wo ich im Himmel meinen Platz erhalte. Alles kommt darauf an, Gott zu lieben, ihm wohlzugefallen, ihn zu verherrlichen."

Am 2. Okt. schrieb er die letzte Eintragung ins Tagebuch:

„Meine Seele ruhte diesen Tag mit einem süßen Gefühle in Gott. Mich verlangt bei ihm zu sein, um seine Herrlichkeit zu schauen. Ich konnte ihm alles übergeben, auch meine liebsten Freunde, meine mir so teure Herde, meinen abwesenden Bruder und alle meine Sorgen für Zeit und Ewigkeit. O möchte sein Reich kommen, daß alle ihn liebten und priesen als den, der er ist, und daß der gepriesene Erlöser mit Zufriedenheit auf die Arbeit seiner Seele blicken möchte! O komm, Herr Jesu! komm bald! Amen."

Am 7. Okt. begann der Todeskampf. In ruhigeren Augenblicken forderte er auf, für ihn zu beten, daß Gott ihm Geduld verleihe, damit er ihn nicht durch Ungeduld verunehre. Dazwischen sprach er viel von der Förderung des Reiches Gottes und besonders von der Indianermission. Am Morgen des 9. Okt. 1747 hatte er ausgelitten. Sein Grab in Northampton ist noch wohlerhalten.

Selten hat ein Mann in so kurzer Arbeitszeit wie Brainerd solche Siege für den Herrn errungen. Das Geheimnis seiner Kraft liegt in seiner ganz dem Herrn hingegebenen Persönlichkeit. Er war ein Mann des Gebetes und von seinem Tagebuche geht heute noch ein starker Antrieb aus zum Gebete, zur Selbstprüfung und zur völligen Hingabe. Er hielt sich nicht viel bei Dingen auf, die dem Kernpunkte ferner liegen. Darin war er einseitig, aber geistesmächtig. Indem seine Gestalt entschieden auf den Quell missionarischer Kraft hinweist, wirkt sie im Segen fort bis auf diesen Tag.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Inhalt.

I. Missionsgeschichtliches und Kolonialess.

Missionsrundschauen.

Chronik von Warneck.

II. Missionstheoretisches.

III. Religionsgeschichtliches.

IV. Missionsliterarisches.

V. Beiblatt.

Namen- und Sachregister.

Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.




Stanford University Libraries
3 6105 012 518 051